Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Fünfzehnter Band.

Einundvierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.

1913.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1913.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 15. Band. St. Louis, Mo. Januar 1913.

Vorwort.

Zum fünfzehnten Male schicken wir uns an, ein Vorwort für einen neuen Jahrgang zu schreiben. Und wie immer wollen wir auch heute einen deutlichen Ton geben, wie Paulus schreibt: „So die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, — wer will sich zum Streit rüsten?“ (1. Kor. 14, 8.) Ja zum Streit sind Christi Jünger berufen, nicht zum politischen, wo in unsern Tagen so viel Mißbrauch getrieben wird mit dem Lied: „Vorwärts Christi Streiter, auf zum heilgen Krieg.“ Bis diese Zeilen unsern Lesern zu Gesicht kommen, wird ja hoffentlich der politische Wahlkampf, der unser Volk durchwühlt, entschieden sein, und vielleicht für eine Weile zur Ruhe kommen. Der andere Kampf aber, den Christi Jünger zu führen haben, geht fort ohne Aufhören bis ans Ende der Tage.

Es ist für alle Streiter Christi aber von großer Wichtigkeit, einen richtigen Ein- und Ueberblick zu bekommen in die Art und Natur dieses Kampfes und in den weltweiten Umfang desselben. Einen solchen Ein- und Ueberblick wollen wir heute zu geben versuchen. Vor allem haben wir uns klar zu machen, daß es in diesem Kampfe sich handelt um den Gegensatz zweier Reiche: Das Reich des Lichts, das Reich Gottes steht in feindlichem Gegensatz zu dem Reich der Finsternis, dem Reich des Teufels. Indem wir hier reden von einem Reich des Teufels, ist es uns wohl bewußt, daß von vornherein gewisse Vertreter der hohen Wissenschaft spöttisch den Kopf schütteln und den Schreiber dieses als einen in finsterem Aberglauben befangenen Vertreter eines längst überwundenen Standpunktes betrachten. Allein, wir halten es in allewege für besser in der Gesellschaft Christi und seiner Apostel zu sein, als in der Gesellschaft der Herren, welche die Existenz des Teufels leugnen und das Reich der Finsternis als ein Gebilde abergläubischer Einbildung betrachten. Es ist ja unsererseits nicht nötig, alle die Stellen des Neuen Testaments zu zitieren, in welchen Christus und seine Apostel vom Teufel und vom Reich des Teufels reden. Wem dann aber Christus und seine Apostel in diesem Stück nicht mehr als Autorität gelten, mit dem wollen wir auch nicht uns streiten. Wir geben aber doch zu bedenken, was beiläufig Dr. Geß zu den Worten Joh. 14, 30f. geschrie-

ben hat: „Die Lehre der christlichen Kirche, daß es einen Teufel gebe und ein teuflisches Einwirken auf die Menschenseelen, läßt sich nicht wegschaffen, weil sie in Jesu eigenen Worten begründet ist. Auch ist sie von großer Bedeutung für das praktische Verhalten der Christen. Wir haben es nicht bloß mit der Schwachheit, auch nicht bloß mit der Arglist unsers eigenen Herzens, auch nicht bloß mit den Versuchungen unserer menschlichen Umgebung zu tun (vergl. Ephes. 6, 12), sondern mit einem Feind von übermenschlicher List. Die Christen sind also zu vergleichen mit Soldaten, in deren Nähe ein starker und listiger Feind steht. Einem Wanderer kann schon seine körperliche Schwäche, der Hunger und Durst, der Staub, die Hitze, das Unwetter mehr als genug zu schaffen machen, so daß er den Mut verliert und des schönen Ziels vergessend den Rückweg anschlägt. Bei einem Kriegsmann aber kommt zu dem allen noch hinzu, daß er sich jeden Augenblick auf den Angriff des Feindes gefaßt machen muß. Würden wir das gehörig ins Auge fassen, so müßte uns die Ermahnung des Herrn zur Beständigkeit im Wachen und Beten doppelt wichtig werden. Denn der Feind, der in unserer Nähe steht, ist scharfblickend genug, um die Stunden zu erspähen, da wir die geistige Waffenrüstung abgelegt oder gar uns zum Schlafen niedergelegt haben, zum mindesten aber verdrossen und matt daher ziehen: Gerade diese Stunden wählt er dann, um die bösen Vorstellungen, sei es der Lust, sei es der Furcht, in unsern Seelen zu wecken. Die Seele Jesu aber hat er immer gerüstet gefunden, und darum jedesmal sein Spiel verloren.

Darin, daß der Herr diesen Feind mehrere male, und so auch in seinem jetzigen Worte 14, 30, nennt den „Fürsten dieser Welt“, liegt noch eine besondere Warnung. Denken wir uns den Teufel hinweg und stellen wir uns das Böse in den Menschen als das einzige Böse vor, so ist dessen freilich schon eine unermeßliche Menge, und das Umringtsein von so vielen bösen Beispielen, ja vielmehr schon die bösen Neigungen in unserm eigenen Herzen wäre gefährlich genug. Doch wäre in diesem Falle die Menge des Bösen zu vergleichen mit einem Heere ohne Feldherrn, deßwegen ohne bestimmten Kriegsplan. Weil es aber einen Fürsten der Welt gibt, so ist in dem Streit wider Gott eine Ordnung, eine Leitung, ein wohl überlegter Plan, und es gibt, wie Paulus sich ausdrückt, ein „Geheimnis der Bosheit (2. Thess. 2, 7), eine geheimnisvoll, aber klug angelegte Geschichte der Anläufe wider Gottes Reich. Daraus ergibt sich, daß die bösen Worte und Taten, zu denen wir uns herbeilassen, von einem listigen Anführer benützt werden für seine unsere Vorstellung übertreffenden Zwecke, er verwendet sie, ohne daß wir daran denken, als Fäden in das böse Gewebe, das er spinnt.“

Später sagt er im Anschluß an Joh. 16, 11: „Der Fürst dieser Welt hatte hatte seine Hand im Spiel, von ihm kam diese Eingebung (nämlich Christum, den Gerechten, zu töten). Man erlebt es wohl auch sonst bisweilen, daß ein Mensch das Glück seiner eigenen Familie, vielleicht das eigene Leben, mit solcher Blindheit zerstört, daß man eben nur aus teuflischer Verblendung seiner Sinne seine Torheit begreifen

kann. Hier aber, gegenüber von Jesu, hat nun der Teufel sein Meisterstück machen wollen, indem er Israel, das Volk Gottes, zur Tötung des ihm und allen Völkern verheißenen Königs trieb. Jetzt können wir das Wort in unserm Verse verstehen, „der Geist wird die Welt überführen inbezug auf das Gericht, nämlich, daß der Fürst dieser Welt gerichtet worden ist." Denn an dem Uebermaß des Frevels, den die Menschen hier begangen haben, kann nun auch dem blödesten Auge offenbar werden, was es um den Teufel ist. Viele Menschen wiegen sich in dem Traume, daß die Sünde nur eine Schwachheit sei, über das Reden von teuflischer Verführung lachen sie. Wer aber das ansieht, daß die Menschen den einzigen Gerechten hinausgestoßen haben, dem vergeht das Lachen. In der überaus bösen Frucht ist die Giftigkeit des Samens, aus welcher diese Frucht hervorgewachsen ist, und die schwarze Hand, welche dieses Gift streute, offenbar geworden. Die Hand des Fürsten der Finsternis wußte sich lange den Augen zu verbergen. Sogar in den Schriften des Alten Testaments, obwohl sie aus göttlicher Erleuchtung stammen, findet man nur wenige und meist nur andeutende Hinweisungen auf den außermenschlichen Verführer der Menschen. Dagegen die Apostel Jesu reden nun mit aller Offenheit von ihm, durch ihren Mund entlarvte ihn Gottes Geist, nachdem er jetzt den größten Frevel getan hat, der überhaupt möglich war.... — .. Zu allem Verführen der Völker in das Heidentum hat er (nach Gottes Rat und Zulassung) hinzufügen dürfen die Verführung Israels zur Hinausstoßung des Gerechten. Aber gerade in dem Hinausführen des bösen Anschlags bis zum Ziel liegt der Beginn des Gerichts über ihn. (Vergl. Joh. 12, 31.) Der Beginn, sage ich. Denn das Gericht vollzieht sich dann stufenweise. Vorerst ist der Teufel entlarvt. Dazu ist durch den Tod Jesu der Herrschaft des Teufels das Fundament zerschlagen worden, in dem Jesu heilige Opferung seines Lebens an Gott die Vergebung unserer Schuld, und seine Auferstehung unsere Versetzung in neues Leben zu stande gebracht hat; so daß wir nun, sobald wir Jesum im Glauben anziehen, frei von Schuld und ausgerüstet mit heiligem Geist, die Anklagen und Anläufe des Teufels überwinden können. Seiner Zeit wird aber das Gericht über den Teufel vollendet, alle Macht ihm genommen, alle Pein über ihn ausgeschüttet werden.*) Offb. 20, 1 ff. 10 ff.)"

---

*) „Wie der Chemiker nur das kennt, was er bis auf seine letzte Wurzel zersetzt und zerlegt hat, so erkennen wir auch die Elemente (Basen) der Tier- und Finsterwelt nur erst dann, nachdem wir diese Welten in uns tot gemacht, depotenziert, d, i. sie nicht mehr lebend in uns haben. Und dieses mag wohl die Hauptschwierigkeit sein, welche sich der gründlichen Kenntnis des Bösen in und außer uns entgegenstellt. Die Welt glaubt übrigens zu stark an den Teufel, sie glaubt ihm zu viel, um ihn glauben zu können; denn daß es keinen Teufel gebe, macht der Welt nur der Teufel weis." So schrieb vor ca. 100 Jahren zurück der Philosoph Baader. Er mag wohl recht haben. Und noch ein anderer Zeuge mag hier angeführt werden. Der geniale Weltprophet Goethe läßt in seinem tiefsinnigen 1. Teil des Faust den Mephistopheles sagen: „Den Teufel spürt das Völkchen nie Und wenn er sie am Kragen hätte!" Ein tief wahres Wort, das freilich dahin erläutert werden muß: Eben weil er sie am Kragen hat! D. h. weil er mit seinem

Soweit Geß. Wir wiederholen hier: Es ist uns wohl bewußt, daß wir mit dieser Auffassung der ganzen geistigen Weltlage, die wir unbedingt als die allein wahre betrachten, uns toto coelo unterscheiden von den Vertretern der sog. liberalen Theologie. Sie werden ohne Zweifel ihren Spott haben über solche veraltete Anschauungen. Sie stehen von vornherein auf einem ganz anderen Fundament. Und ihre Vordersätze treiben sie notwendig zur Ablehnung der ganzen biblischen Anschauung von Sünde, Gericht, Erlösung und Welterneuerung.

Wir bekommen den Eindruck, daß auch die sonst als positiv anerkannten Theologen doch schließlich vielfach von dem darwinistischen Grundschema ausgehen: Der Mensch ist der letzte Abschluß einer Entwicklung in der Tierwelt, die sich durch unberechenbare Zeiträume hindurch zog. Er ist, sozusagen, als ein Naturprodukt, roh und unwissend aus der Tierwelt hervorgegangen. Und erst in Jahrtausende langer Entwicklung und nach vielen Irrgängen und Fehlgriffen ist ihm der göttliche Lichtfunke schwach aufgegangen u. s. w.... Da ist die Sünde kein bewußter Abfall, kein Majestätsverbrechen wider Gott, das Gericht und Strafe herausfordert. Der Tod war dann auch für den Menschen von Anfang an Naturordnung. Da braucht's also keinen göttlichen Erlöser aus Sünde und Tod, keine Welterneuerung durch göttliche Gerichte. Kurz — da fällt die ganze biblische Anschauung vom Reich der Finsternis dahin. Kultur und Humanität sollen dann das große Heilandswerk allmähliger Veredlung der Menschheit vollbringen. Von dem großen Kampf zwischen Licht und Finsternis, das mit einer Weltkatastrophe und der allgemeinen Neuschöpfung endet, weiß diese Theologie nichts, will nichts davon wissen. Sie weiß das besser!

Wir stehen mit dieser durchaus unbiblischen und unchristlichen Weltanschauung in schroffstem Gegensatz. Wir sind uns bewußt, daß die ganze Menschheitsgeschichte ein großes zwischen Himmel und Erde, resp. Hölle, sich abwickelndes Weltendrama, ein über alle unsere Begriffe hinausgehender Kampf ist, letztendlich zwischen dem lebendigen, heiligen

---

Finstergeist den klaren Gottesgeist in ihnen verdunkelt hat, daß sie nicht imstande sind, den Betrug Satans zu durchschauen! Welche Konsequenzen das Blendwerk Satans für die Betrogenen hat, lese man bei Goethe in der Szene von Auerbachs Keller nach, wo die Opfer Satans glauben den Becher der Lust zu trinken und die Traube der Lust zu schneiden und dabei nicht wissen, daß sie einem Ebenbild Gottes die Nase aus dem Gesicht schneiden und es für immer verschimpfieren.

Abgesehen von dieser Anmerkung war das ganze Vorwort nebst Rundschau schon fertig geschrieben, ehe bei uns eine Zusendung von Pastor Niedernhöfer eintraf: „In Selbstverteidigung," als Antwort auf die im September vor. Jahres von Pastor Sieveking erschienene „Beleuchtung." Wir hatten nach einigem Bedenken und Zögern uns entschlossen, diese „Selbstverteidigung" im Januarheft abzudrucken. Sie wurde aber vom Verfasser zuletzt kategorisch zurückgefordert, mit der Ankündigung, die Pastoren würden sie an anderem Ort zu lesen bekommen. Wir haben darum auch diese Schlußbemerkung in der Anmerkung nicht zurückgezogen, weil von dem Vorwort und der Anmerkung ein greller Scheinwerfer fallen dürfte in die zu erwartende, kommende „Selbstverteidigung," falls sie nämlich in dem Wortlaut kommt, wie sie uns vorlag. D. R.

und gerechten Gott und Schöpfer des Weltalls und dem ersten großen Feind und Widersacher Gottes, dem Teufel, der sich an die Stelle Gottes setzen und alle Werke Gottes zerstören möchte.

Sein Element ist Gotteshaß und Kreaturenhaß. Und dieses Gift des Hasses weiß er in die Seelen der Menschen zu träufeln und manche Leiter mit solch fanatischem, teuflischem Haß zu erfüllen, daß es ihnen nicht darauf ankommt, ganze Hekatomben unschuldiger Menschen ihrer Hasseswut zu opfern. Ein teuflisches Element tobt heutzutage in dem Klassenhaß, der so geflissentlich geschürt wird und so viele Menschenopfer dahinrafft. Die Schrift zeigt uns Christus, als den von Gott eingesetzten König des Universums, dem zuletzt alle seine Feinde werden unterworfen werden. Das sind die Feinde, die vom Teufel aufgestachelt, sich wider den von Gott eingesetzten König empören. Ps. 2.

Er selbst aber, der Teufel, wird erst zu allerletzt, wenn der Allmächtige selbst zum Weltgericht in ganzer göttlicher Macht und Herrlichkeit erscheint, gerichtet werden von dem, gegen den sein ganzes teuflisches Wüten von Anfang an ging. (Man vergl. Offb. 20, 11 mit Dan. 7, 22. 27; 1. Kön. 15, 24—28.)

Von dieser hohen Warte überblicken wir also den großen Weltenkampf. Die einzelnen Weltereignisse sind uns alle nur mehr oder weniger bedeutende Phasen des großen Weltkampfes. Vorweg die Verführung des Menschen zu Sünde und Abfall (Gen. 3) ist ein Werk des Teufels. Das wachsende, sittliche und religiöse Verderben ist sein Werk. Daß die Menschen in so krassen Götzendienst verfielen und sogar vor Holz und Stein oder vor Tieren sich so tief erniedrigten, daß sie ihnen göttliche Anbetung darbrachten: das ist nur das Werk satanischer Verblendung (2. Kor. 4, 4), aber zugleich auch Gottes Gericht für mutwillige Vernachlässigung der Gotteserkenntnis. (Röm. 1, 21 ff.)

Dieser kosmischen Verderbensmacht des Teufels stellt Gott gegenüber seine Offenbarungen an gottergebene Menschen, Seher und Propheten, zuletzt seinen Sohn, der gekommen ist, um die Werke des Teufels zu zerstören. Aber auch diese göttlichen Gegenanstalten hat Satan auf allerlei Weise unter seinen Einfluß zu bringen gewußt. Das Priestertum artete aus in Pfaffentum; das Prophetentum wurde in Israel zu einem feilen Werkzeug der politischen Machthaber, und die echten Gottespropheten mußten unter schwerstem Druck, Leiden und Verfolgung ihr Amt ausrichten.

Nicht anders geht's im Neuen Bund. Wie bald ist es dem Teufel gelungen, falschgeistige Ideen in die Kirche Christi einzuschwärzen, und welche furchtbare Macht haben sie gewonnen! Wir brauchen nur an die Lügenmacht des Papsttums zu erinnern, die noch heute angeblich im Namen Christi das Weltregiment beansprucht und alle weltlichen Gesetze für null und nichtig erklärt, die nicht die Sanktion des „heiligen Vaters" in Rom erlangt haben.

Dieser satanischen Karrikatur des Reiches Gottes stellte Gott als Gegenmittel im Kampf die Reformation entgegen. Daß die Männer

der Reformation noch bis heute von den Römlingen mit aller Macht der Lüge und Bosheit verlästert und verfolgt werden, ist ein Werk des Lügengeistes, der in Rom zu solch gewaltiger Macht gelangt ist. Aber auch in die Kirche der Reformation brachte Satan bald genug falschgeistige Ideen, um auch da die Saat des Verderbens auszustreuen und Gottes Werk zu zerstören. Auch da ist der Pfaffengeist aufgekommen und hat das echt evangelische Werk der Erneuerung und Durchdringung der Menschheit mit dem Sauerteig des Evangeliums aufgehalten. Erst die tote Orthodoxie, dann der allgemeine Abfall vom Glauben, der Rationalismus und seichte Aufklärungsglaube. Wohl gab Gott, der Herr, Erweckungen durch fromme Männer wie Spener, Franke, Zinzendorf, Wesley u. a. Aber eine genauere Erforschung dieser geistigen Bewegungen zeigt, wie auch da im Laufe der Zeit z. T. wieder falschgeistige Strömungen und Bewegungen eindrangen und Schaden anzurichten suchten. Wir erinnern nur, wie in jüngster Vergangenheit Satan auch fromme Christen äffte mit den sog. Pfingstbewegungen und dem Zungenreden, wodurch die Kirche Christi ins Gespött der Welt kam.

Und welche Verderbensmacht entfaltet der Feind in den organisierten Kirchen des Protestantismus. Da ist kaum eine Denomination zu finden, wo nicht der Geist der Welt eingedrungen ist. Welche traurige Rolle spielt z. B. das Logenwesen in vielen Kirchen und Gemeinden. Das ist sicher der Geist der Welt, der hier sich breit macht mit einer seichtoberflächlichen Allerweltsreligion, die an die Stelle des alleinseligmachenden Evangeliums Christi treten soll.

Der Geist der Welt ist's, der auf Kanzeln und Lehrstühlen, in Konsistorien und Schulen aller Art sich breit macht. Der Geist der Welt sucht den Christenglauben auszurotten. Nicht Glaube, allgemeine Humanität und Menschenliebe soll jetzt die Menschheit unter ein Panier sammeln. Da soll dann der Bramane, der Buddhist, der Jude, der Moslem und der Christ allgemeine Bruderschaft machen in dieser Allerweltsreligion. Dann — wenn dem Feind dieser glänzende Betrug gelingt, dann ist das Christentum definitiv abgeschafft und abgetan. Das ist das Ziel, auf welches die Methoden des Teufels (cf. μεθοδία Eph. 4, 14; 6, 11) es abzielen. Christus soll und muß ausgerottet werden aus der Menschheit, dann hat Satan gewonnenes Spiel. Es könnte bei solchem Ueberblick über das Kampffeld und bei dem Anblick der gewaltigen Erfolge, welche Satan auch in der Christenheit wieder errungen hat, auch in der Christenheit der Reformation, die Gott als Gegenmittel gegen das Verderben Roms uns gab — es könnte uns bange werden und wir könnten am endlichen Siege des Lichts über die Finsternis verzagen. Aber das wäre eine Schande, eine Feigheit, deren sich ein echt evangelischer Christ nicht schuldig machen darf, solange er an das erhöhte Haupt der Kirche glaubt, dem doch alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist. Ein Blick auf ihn, und alle Bangigkeit muß weichen. Wohl müssen Christi Streiter erwarten, daß auch für die echte Kirche Christi ein Karfreitag kommt. Die Weissagung der Schrift läßt darüber keinen Zwei-

sel, daß noch böse, trübe Tage und ernste Verfolgungszeiten hereinbrechen werden. „Das Gericht muß anfangen am Hause Gottes." Es muß darum jeder echte Jünger Christi sich wappnen mit dem Sinn der Selbst- und Weltverleugnung, sich wappnen mit dem Schild des Glaubens; er muß mit dem Licht der Wahrheit des Evangeliums hineinleuchten in all den groben oder feinen Betrug des Weltgeistes, der ihm die Waffe des göttlichen Wortes, das Schwert des Geistes, aus der Hand schlagen und dafür das trübe Vernunftlicht einer falsch berühmten Wissenschaft in die Hand geben möchte.

Haben wir so die zwei prinzipiellen Geistesreiche, die sich kontradiktorisch gegenüberstehen und ihre Fürsten kennen gelernt, haben wir gesehen, daß der große Kampfplatz dieser Reiche die Menschheitsgeschichte, nach Raum und Zeit betrachtet, ist — von den Vorgängen in der unsichtbaren Welt lassen uns die beiden Apokalypsen des Alten und Neuen Testaments auch eine schwache Ahnung bekommen — so müssen wir doch noch speziell eingehen auf die einander entgegengesetzten Grundprinzipien dieser beiden Reiche. Durch die Gegenüberstellung dieser kontradiktorischen Grundprinzipien wird uns erst die ganze Bosheit, Giftigkeit und Gefährlichkeit des Reiches der Finsternis klar werden und wir werden auch einen besseren Einblick gewinnen in die Art des Kampfes und sehen, mit welchen Waffen auf beiden Seiten der Kampf geführt wird.

Die Grundprinzipien des Gottesreiches entsprechen den drei Hypostasen der Gottheit, von denen die Schrift redet. Personen ist ja ein unbiblischer und wohl nicht ganz passender, weil irre führender Ausdruck. Die Johanneischen Briefe reden von L i c h t, L i e b e, L e b e n; das entspricht den Hypostasen: G e i s t, Sohn, Vater. Für Licht können wir auch setzen: Wahrheit. Und der Geist heißt der Geist der Wahrheit. Und wie das Licht in der natürlichen Welt der Träger, Erreger und Ernährer des physischen Lebens ist, so ist in der Gotteswelt der Geist und sein Produkt: das Wort der Wahrheit, der Träger, Erreger und Förderer des geistigen und geistlichen Lebens. Der G e i s t ist es, aus welchem die Gotteskinder oder die Kinder des Lichts geboren werden. Das Mittel, durch welches er wirkt, ist das Wort der Wahrheit. (Jak. 1, 18.) In allen diesen aus dem Geist geborenen Gotteskindern soll der S o h n eine Gestalt gewinnen. Im Sohn ist die L i e b e Gottes offenbar geworden und uns erschienen (Joh. 3, 16; 1. Joh. 4, 9), und durch ihn soll der L i e b e s g e i s t in den Herzen der Gotteskinder das treibende Lebensprinzip werden. (Röm. 5, 5.) Und wo das geschieht, da werden die also aus dem Geist geborenen Gotteskinder durch den Sohn zum V a t e r geführt und werden Erben des L e b e n s. Der Vater ist so im Weltenplan Gottes das letzte Ziel, zu welchem die Gotteskinder durch den Sohn hingeführt werden. (1. Kor. 15, 28 fin.) Gott der Ursprung und Urquell alles Seins und alles Lebens = das A; und Gott das letzte Endziel aller Schöpfung = das O. Zwischen beiden der G e i s t = das Licht als das wirkende Lebensprinzip, der S o h n, die Liebe, als das vermittelnde Lebensprinzip.

Wir haben also hier das echt biblische Schema:

Geist	Sohn	Vater
Licht (= Wahrheit)	Liebe	Leben.

In dieser dreifachen Gestalt und Weise offenbart sich das Reich Gottes in der Menschheit und wirkt in ihr von Anfang an.

Dem nun steht im Reich der Finsternis gegenüber:

Der falsche Prophet	Der Antichrist oder Mensch der Sünde	Der Drache oder Satan.
Finsternis=Lüge und Lügengeist.	Haß, Gottes- und Menschenhaß.	Tod.

Finsternis, Haß und Tod sind die kontradiktorischen Gegensätze zu den drei Grundprinzipien im Reiche Gottes.

Die Finsternis ist zu verstehen als aktive Gottesfinsternis, die sich mutwillig verschließt, verstockt und verhärtet gegen das eindringende Licht der Wahrheit Gottes. (Vergl. Joh. 1, 5; 3, 19 ff.) Diese Finsternis sucht Satan in die Herzen der Menschen zu bringen, indem er die Wahrheit Gottes zu leugnen oder zu verdrehen sucht. Gibt er der Lüge Raum, so öffnet er sich für die Finsternis und verschließt sich gegen das Licht der Wahrheit Gottes. Das Merkmal dieser ersten Lasterstufe ist also eine Verdunkelung der Erkenntnis des wahren Gottes, ein geflissentliches Ignorieren Gottes.

Gewinnt Satan mehr Raum im Herzen, so erwächst allmählig die Satanskindschaft, die sich charakterisiert als Gottes- und Kreaturenhaß, als bewußte und gewollte Selbstsucht und das Streben, die Mitgeschöpfe zu unterjochen. Nietzsche, der Prophet des Antichristentums, läßt uns Blicke tun in die Abgrundstiefen des Satanskindes. Sein „Uebermensch" kennt nur sich selbst; dieser „blonden Bestie" ist alles erlaubt: Mord und Totschlag und Ausbeutung. Die christliche Liebe ist ihm Sklavenmoral. Nietzsche ist von einem titanischen Trotz gegen Gott erfüllt. „Wenn's einen Gott gibt, wie ertrüge ich es, nicht selbst Gott zu sein?" Das ist einer seiner Aussprüche.

Auch Goethe's Faust im ersten Teil zeigt uns den teuflischen Kreaturenhaß:

„Und der verfluchten Tier- und Menschenbrut,
Der ist nun gar nichts anzuhaben;
Wie viele hab ich schon begraben,
Und immer wieder wallt ein neues, frisches Blut."

Das ist ein Ausruf des Mephistopheles. Die Methoden des Satans gehen also darauf aus, das Licht der göttlichen Wahrheit in der Menschheit auszulöschen, und dann den Haß, die materialisierte Selbstsucht als herrschendes Prinzip aufzurichten. Und wie herrlich ist ihm beides gelungen in der Menschheit! Wir wollen das nicht im Einzelnen weiter ausführen. Ein wenig Nachdenken zeigt uns die Gottesfinsternis in der Völkerwelt, zeigt uns das Prinzip der Selbstsucht und des Hasses

allenthalben in Wirksamkeit. Welch herzloses Leben der Selbstsucht, der Unterjochung, der Unbarmherzigkeit zeigt sich uns allenthalben in der Heidenwelt! Ein deutliches Zeichen, daß die Heiden eine Beute der Lügenmacht Satans geworden sind. Und mit Schrecken gewahren wir, welche Fortschritte diese Lügenmacht innerhalb der Christenheit macht.

Das Ziel, dem Satan entgegenstrebt, ist die Diabolisierung der Menschheit. Ein völliger Umsturz aller Wahrheit Gottes und aller Ordnungen, auch der Naturordnungen Gottes, um die Menschheit dem Chaos, dem T o d und Verderben entgegen zu treiben. Wer wissen will, was für ein Chaos wir meinen, denke nur an die französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, und an das Pandämonium, das die Kommune im Jahr 1871 in Paris anrichtete.

Dieser teuflische Mordgeist glüht in den Seelen der rabiaten Anarchisten, z. T. wohl auch der radikalen Richtung im Sozialismus, die auch durch Ruin und Ströme von Blut watend ein neues Paradies schaffen will. Es muß aber hier noch die Zwischenbemerkung gemacht werden, daß Satan es nicht immer und überall so offen treibt mit seinem Lügen- und Mordgeist. Er ist im Laufe der Zeit auch etwas zivilisiert worden und hat feinere Manieren angenommen. Er hat sich die Maske des Weltfortschritts und der Wissenschaft vor's Gesicht gehängt. Die heutigen Gelehrten stehen unter dem Bann einer Gott- und Christusleugnenden Wissenschaft. Gott wird, wenn er nicht ganz geleugnet wird, in dem vornehmseinwollenden Auspuß des P a n t h e i s m u s vorgeführt. Die Selbstsucht schreitet einher in der Maske der feinen Bildung und Lebensart, die ein üppiges Genußleben führt, ungezählte Millionen anhäuft und dabei sich mästet von dem Schweiß und Blut der ausgebeuteten Arbeiterklassen. Auch für die systematische allmähliche Vertilgung, resp. Verminderung der „verfluchten Menschenbrut“ hat Satan ein feines Mittelchen gefunden:

Verhinderung der Konzeption, Zerstörung der Ehe! Man denke an Frankreich und an viele degenerierte Menschenklassen, die nur sich selbst leben.

Kurz, wir könnten kein Ende finden. Wir wollten nur die Methoden, die listigen Anläufe des Teufels gegen die „Menschenbrut“ ein wenig andeuten. Wahrlich, wer bisher geneigt war, die Existenz des Teufels zu leugnen, dem sollten die Augen aufgehen, wenn er alle die systematischen Netze und Schlingen des Fürsten der Welt der Reihe nach ordentlich durchdenkt, welche er ersonnen hat, um sein satanisches Ziel, die Verteufelung und Vernichtung der Menschen, herbeizuführen.

Haben wir so in Kurzem die Weise der Wirksamkeit des „Fürsten dieser Welt“ und seine Mittel, die er im Kampf gegen Gott und sein Reich anwendet, kennen gelernt, so bleibt uns nur noch die Frage: Wie können und sollen die Kinder des Lichts den Kampf führen wider dieses giftige, böse Reich der Finsternis? Hier können wir uns kurz fassen. Unsere Aufgabe ist und bleibt:

1. Die lebensvolle Verbindung mit dem Haupt und König des

Reiches Gottes, mit Jesus Christus, unverrückt festhalten. Denn „ohne mich könnt ihr nichts tun.“ (Joh. 15.)

2. Unter seinem Befehl und Anführung soll jeder an seinem Ort, wohin sein Herr ihn gestellt hat, kämpfen gegen die Lügenmacht des Satans, in welcher Gestalt sie ihm entgegentreten mag. „Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebt bis in den Tod.“ (Offb. 12,11.)

3. Die Kirche Christi aber hat den Marschbefehl ihres Feldherrn, an den sie gebunden ist, bis der Herr kommt. (Matth. 28, 18 ff.; Markus 16, 15 f.)

4. Dabei tut uns freilich not, daß wir erleuchtete Augen des Verständnisses bekommen, um auch die feinen Schlingen und Netze des Satans zu durchschauen, die er speziell dem Volke Gottes legt, um sie zu Fall zu bringen und unschädlich zu machen für seine Machenschaften.

Gott, der Herr, mache uns fertig, allezeit das Wort der Wahrheit zu treiben ohne Furcht und Menschenscheu oder Menschengefälligkeit. Er mache uns zu tüchtigen Werkzeugen in seinem Reich, die er gebrauchen kann, um dem Reich der Finsternis gewaltigen Abbruch zu tun und Seelen aus den Krallen des Drachen zu reißen und sie dem Arm und Schoß des guten Hirten entgegenzuführen. Louis J. Haas.

Christianity and the Social Crisis.*)

Von W. Rauschenbusch, Professor der Kirchengeschichte zu Rochester, N. Y.

Eine Würdigung von Pastor H. Kamphausen.

"Christianity and the Social Crisis" ist ein Buch, das zum erstenmal vor fünf Jahren erschien und seitdem schon eine ganze Reihe Neudrucke erfahren hat. Es ist ein Werk, das unter den verschiedenen Erscheinungen über die soziale Frage wohl die erste Stelle einnimmt. Es machte seinerzeit ein ganz ungewöhnliches Aufsehen. Der bisher nur in beschränkten Kreisen bekannte Verfasser wurde auf einmal ein ganz berühmter Mann. Magazine sandten ihre Interviewers zu ihm und gaben Bild und Lebensbeschreibung. Verschiedene Universitäten und Colleges luden ihn ein, Vortragskurse zu geben, und die Kreise, welche sich die soziale Hebung des Volkes zur Aufgabe gemacht, erkannten in ihm einen Führer.

Professor Rauschenbusch verdient diese allgemeine Aufmerksamkeit. Als der Sohn des bekannten deutschen Baptistenpastors und -professors A. Rauschenbusch geboren, hatte er seine Ausbildung teils in diesem Lande, teils in Deutschland erhalten, und nach Vollendung seines Seminarkursus eine Stelle an einer deutschen Baptistengemeinde in der Stadt New York übernommen. Hier führte ihn das enge Zusammenleben mit seiner der Arbeiterbevölkerung angehörenden Gemeinde ein in die Lei-

*) Christianity and the Social Crisis. In billiger Ausgabe 50 Cents. Bei Geo. H. Doran Co., New York.

den und Nöte des Arbeiterstandes. Er sah den oft schweren Druck des auf ihm lastenden kapitalistischen Systems und die groben Ungerechtigkeiten, denen die finanziell Schwachen ausgesetzt sind. — Ein zunehmendes Ohrenübel, das sich fast zur Taubheit steigerte, erschwerte ihm den Verkehr mit andern. Weit entfernt, ihn zum Misanthropen oder Einsiedler zu machen, war es doch die Veranlassung, daß er sich mehr aufs Studieren und sein eigenes Nachdenken zurückzog. Wo das äußere Ohr sich schloß, lauschte sein inneres dem Flüstern des Geistes. Wie einst in Israel den Propheten, so öffnete ihm der Geist das Verständnis für die sozialen Probleme, die so schwer auf den Armen lasten. Seine eigene schwere Heimsuchung weckte in ihm die Sympathie für diejenigen, die im industriellen Leben zur Rolle des Ambosses verurteilt sind und ließ ihn Wege finden, abseits von der großen Heerstraße, die er mit Selbständigkeit und Beharrlichkeit verfolgte.

Wie Moses in Midian den Ruf Gottes vernahm, sich seines Volkes im Diensthaus Aegypten anzunehmen, so widmete er sich der Sache derer, die in moderner Sprache die Lohnsklaven des Kapitalismus genannt werden. Obwohl durch seine Gaben und Stellung ihm eine ehrenvolle Karriere gesichert war, so erwählte er doch seine Kraft der Sache des arbeitenden Volkes zu weihen. Er wurde einer von den christlichen Sozialisten, die in unserm Lande im letzten Jahrzehnt recht zahlreich geworden sind. Das war ein Entschluß, der nicht ohne Gefahr für seine persönliche Stellung sein konnte. Die Baptistenkirche zählt unter ihren einflußreichen Gliedern einen John D. Rockefeller, aber auch noch viele andere, denen ein sozialistischer Prediger und Professor zum mindesten eine unangenehme Erscheinung ist. Doch trotzdem er starke Gründe hatte, sich nicht unnötig zu exponieren, hielt er mit seinem Radikalismus nicht hinter dem Berge. Solcher Mut, für die persönliche Ueberzeugung einzutreten, ist anerkennenswert. Doch infolge taktvollen Auftretens und Vermeidung von allem Fanatismus hat ihm, wie es scheint, seine Stellung bis jetzt nicht geschadet. Die Baptisten sehen in ihm einen ihrer bedeutendsten Männer, und nach seinen Diensten als Redner und Lecturer ist im ganzen Lande eine starke Nachfrage.

Die Frucht von jahrelangem Studium auf dem sozialen Gebiet hat er im Jahre 1907 niedergelegt in dem oben genannten Buche. Dasselbe hat bis jetzt in unserm „Magazin" noch keine Besprechung gefunden. Die Bedeutung des Buches aber und das Zeitgemäße des Gegenstandes machen es sehr wünschenswert, daß dies geschehe, und soll es daher in der Folge in möglichster Kürze unternommen werden.

Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß wir, Volk und Kirche, uns einer sozialen Krisis gegenüber befinden und untersucht, wie es dazu gekommen, was die Schuld der Christenheit ist an diesem Zustande, und was geschehen kann, um dieser Krisis Herr zu werden.

Dazu muß er ziemlich weit ausholen. Vorab wendet er sich gegen diejenigen, welche meinen, soziale Fragen seien politische Dinge, die Kirche aber habe mit der Politik, auch mit der Sozialpolitik nichts zu

tun, ihre Aufgabe sei nur die Predigt des Evangeliums. Sie habe nur die Prinzipien der Liebe, Gerechtigkeit und dienenden Liebe zu verkündigen und es der Zeit zu überlassen, wie sich dieselben auf allen Gebieten durchsetzen. Gegen diese Auffassung macht das Buch durchweg ganz entschieden Front.

Das Neue Testament fußt auf dem Alten. Jesus kam, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen. Die Propheten aber waren Leute, die sich mit nichten die Rettung der einzelnen Seelen zur Aufgabe gemacht, sondern vielmehr den Willen Gottes, d. i. Recht und Gerechtigkeit im **Volksleben** zur Geltung bringen wollten. Das Volk soll Gottes Volk werden, indem es Unterdrückung und Gewalttat von sich tut, den Waisen Recht schafft und hilft der Witwen Sache. Jes. 1, 17. Die Propheten dachten meist alle gering von den äußeren Zeremonieen,, den Opfern, dem Fasten, dem Beten, und viel von Recht und Gerechtigkeit in Handel und Wandel und von Liebestätigkeit gegen Arme, Elende und Schutzlose. Erst als die Nation in die Brüche gegangen, werden durch Jeremia persönliche Frömmigkeit, das Glaubensleben des einzelnen stark betont und gepflegt. Das wird gewöhnlich als ein großer Fortschritt der religiösen Entwicklung im israelitischen Volksleben angesehen. Rauschenbusch gibt zu, daß es eine herrliche Sache um den Glauben sei, der den einzelnen halte, auch wenn die Welt um ihn in Stücke geht, aber doch sei es auch eine Folge des Zusammenbruchs des nationalen Lebens gewesen und ein Aufgeben des größeren Prophetenberufs am ganzen Volk. — Er betont stark den Diesseitigkeitscharakter der alttestamentlichen Frömmigkeit, aber nicht um darin einen Fehler oder Mangel zu erkennen, sondern vielmehr einen Vorzug. Erst als das Volk seine nationale Selbständigkeit verloren und seine natürliche Basis, erst da wendet es sich den tröstlichen Einflüssen zu, die von dem Glauben an eine jenseitige Vergeltung und Zurechtbringung kommen. Aber es gibt damit den Glauben an die Verwirklichung desselben auf Erden auf.

Wenn Jesus sich auf die Propheten als auf seine Vorläufer berief, wenn er an ihren Schriften sich gebildet, dann liegt es nahe anzunehmen, daß auch für ihn das religiöse Ziel nicht bloß in Seligmachung einzelner bestehen konnte, sondern daß ihm Höheres im Sinne lag. Das bezeugt seine Predigt vom R e i c h e G o t t e s. Was immer man darunter verstehe, es schwebt dem Herrn jedenfalls eine Organisation vor, wo alle Verhältnisse im Einklang mit Gottes Wort geordnet sind. Er arbeitet auf eine Umwandlung des nationalen, gesellschaftlichen und religiösen Lebens hin. Dieselbe nimmt in Israel ihren Anfang und ist bestimmt, die ganze Welt in ihren Kreis zu ziehen. Nicht Gewalt und Heeresmacht wird sie herbeiführen, sondern die Macht göttlicher Offenbarung, die Macht des Glaubens und der Liebe. Die Weise, wie diese Umwandlung vor sich geht, ist die des Senfkorns und des Sauerteigs, die wachstümliche Entwicklung und die allmähliche Durchdringung aller menschlichen Verhältnisse. Es gibt eine Vollendung in der Zukunft

durch göttliches Einschreiten, aber das Gewicht liegt darauf, daß das Reich Gottes schon hier ist und auf Erden nach dem Gesetz alles ins Erdenleben Eingegangenen sich entwickelt. Es ist die Aufgabe seiner Jünger, diesem Reiche alle ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen. Er predigt nicht eine Christlichkeit, die in frommen Gefühlen gegen Gott und Andachtsübungen besteht, sondern in der Liebe, die das Band der Gemeinschaft ist, sowie in treuer Berufsarbeit zum Besten des Ganzen. Das ganze Volksleben soll der Familie gleichen. Wie in der Familie Liebe, Willigkeit zu dienen und Gleichberechtigung Grundgesetz sind, so soll es in dem großen Ganzen auch sein. Der Begriff der Erlösung, der Versöhnung der Menschen mit Gott, wie Paulus es ausdrückt, die Stellung und das Werk Jesu als des Erlösers, das neue Verhältnis der Erlösten zu Gott, nicht ihr neues Verhalten zu einander, dies kommt in dem Buche zu kurz. Das liegt teils an dem Gegenstand, teils auch wohl an der eigentümlichen Auffassung von dem Werke Christi seitens des Verfassers.

Die Güter dieses Lebens, wie sie sich im Besitz zusammenfassen, sind (in der bestehenden Gesellschaftsordnung) eine große Gefahr für das Zustandekommen dieses Reiches. Es ist schwer, sie redlich zu erwerben, schwer sie zu besitzen unbeschadet des Gefühls der Gleichberechtigung, schwer sie im Dienst der Liebe zu verwenden. Doch lehrt Jesus nicht das asketische Aufgeben des Reichtums, sondern das Verwalten desselben als eines anvertrauten Gutes, so daß man sich Freunde damit macht in den ewigen Hütten.

Bei dieser Gelegenheit führt er den Ausspruch von J. Russell Lowell an, welcher sagt: „Es ist so viel Dynamit im Neuen Testament vorhanden, daß, wenn man es ungehörig anwendete, es genügte, alle unsere bestehenden Einrichtungen in Fetzen zu reißen.“

Aber, fährt R. fort, wir wollen sie nicht in Fetzen reißen, sondern nur alle neu gestalten. Dabei gebraucht er eines seiner zahlreichen und treffenden Gleichnisse: “A tank of gasoline can blow a car sky high in a single explosion, or push it to the top of a hill in a perpetual succession of little explosions.” Jesus Christus ist der Urheber einer neuen Menschheit. Er birgt in sich den Keim einer neuen sozialen und politischen Ordnung. Er ist zu groß, bloß ein Bruchteil (die Seele) des menschlichen Lebens zu heilen. Seine Erlösung erstreckt sich auf alle menschlichen Bedürfnisse, Kräfte und Beziehungen. Theologen haben auf Grund seiner Lehren große spekulative Systeme errichtet; man hat ihn zum Urheber und Haupt einer mächtigen Kirchenverfassung gemacht. Er war weder ein spekulativer Theologe, noch ein Kirchenfürst. Eher könnte man ihn als den Vorkämpfer der großen Bewegung für ein mehr gerechtes gesellschaftliches Leben in Anspruch nehmen.

In dem nächsten Kapitel, überschrieben “The Social Impetus of Primitive Christianity” zeigt der Verfasser, was die sozialen Ziele und Kräfte der ersten Christen waren. Es wohnte ihnen inne ein merkwürdiges Bewußtsein einer weltgeschichtlichen Bestimmung und

einer großen Zukunft. Was das Vorrecht und die Stellung Israels im Alten Bund gewesen, das wird die ihre: ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums; aber weiter auch die Verheißung, daß alle Reiche ihres Herrn und seines Christus sein würden. Wie das römische Reich alle andern absorbiert, so würde ihr Glaube der weltbesiegende und -erfüllende werden. Der Widerstand der gegenüberstehenden Weltmacht wird gebrochen durch das Kommen des Herrn, wie das in großartiger Weise in der Apokalypse geschildert wird. Die apokalyptische Hoffnung ist die Hoffnung der ersten Christen. Erst als sich die Erfüllung dieser Hoffnung hinausschob, insonderheit als die Kirche an Ausdehnung und Macht wuchs, fing sie an, sich in dieser Welt häuslich einzurichten.

Dem befleckenden Einfluß der heidnischen Umgebung gegenüber suchte man die Berührung mit der Außenwelt auf ein Minimum zu beschränken. Es war diese Absonderung, die so viel Haß erregte und den Christen den Vorwurf zuzog, daß sie beseelt seien von dem odium generis humani. (Tacitus)

Aber innerhalb des christlichen Kreises herrschte die Bruderliebe. Sie bildeten von Anfang an einen Organismus, der auf ein gemeinsames Leben abzielte. Der Kommunismus der ersten Kirche in Jerusalem zeigt, daß der christliche Glaube, weit entfernt, bloß das christliche Leben zu umfassen, vielmehr eine unglaubliche Kraft hatte das soziale Leben umzugestalten. Die ersten Beamten waren keine Priester oder Prediger, sondern Verwaltungsorgane und Armenvorsteher. Witwen und Waisen, Kranke und Alte wurden unter organisierte Pflege gestellt. So war die Kirche erfüllt von dem Bewußtsein einer schöpferischen sozialen Mission, wie sie zu gleicher Zeit durch sich selbst eine Verurteilung der bestehenden sozialen Verhältnisse darstellte. Die Zukunft der menschlichen Gesellschaft gehörte diesem neuen Leben, das Christus ins Dasein gerufen hatte. Der Keim eines solchen neuen sozialen Lebens ist da, ist in dieser liebesstarken Urkirche. Sie weiß, daß sie zum weltüberschattenden Baume werden wird. Gib diesem vielverheißenden Sproß nur Zeit. „Die moderne Emanzipation des geistigen Lebens beginnt in der Renaissance des 15. Jahrhunderts und ist noch nicht zu Ende. Die moderne Emanzipation des religiösen Lebens beginnt in der Reformation und ist noch nicht zu Ende; die Emanzipation des politischen Lebens in der puritanischen Revolution des 17. Jahrhunderts und ist noch nicht zu Ende; die Emanzipation des industriellen Lebens im 19. Jahrhundert und ist noch nicht zu Ende. Haben wir nur Geduld, haben wir Hoffnung und vor allem haben wir Glauben!"

Nunmehr erhebt sich eine wichtige Frage. Wenn in der Kirche eine solche Kraft der sozialen Erneuerung lag, warum hat sie es bisher nie unternommen dieselbe herbeizuführen? Manche zwar sagen: sie hat es getan! und weisen auf die großen Errungenschaften ded Kirche hin, die Emanzipierung der Frau, die Abschaffung der Sklaverei, die humanere Gesetzgebung, Gefangenenpflege, Liebestätigkeit, menschlichere Kriegs-

führung und dergleichen. Das ist alles anzuerkennen, obwohl die genannten Erfolge nicht immer direkt dem Wirken der Kirche zuzuschreiben sind. Aber bis jetzt ist nichts Ganzes geschaffen geworden, der Krieg als solcher hat nicht aufgehört, und das unchristliche Lohnsystem ist nicht abgeschafft worden.

Die Gründe, weshalb die soziale Erneuerung immer noch aussteht, sind nicht schwer zu finden. In der ersten Zeit lebte die Kirche in der Hoffnung der baldigen Rückkehr des Herrn. All ihr Interesse legte sich auf die Frage: Wie bereiten wir uns, daß wir würdig seien zu stehen vor des Menschen Sohn? „Wenn man nur eine Nacht in einer Hütte im Walde zubringt, dann macht es nicht viel, ob die Sterne durchs Dach scheinen und der Regen herein kommt, denn am Morgen geht es weiter. Aber wenn einer Jahre lang ein Haus bewohnt, wo das Dach leckt, und die Kinder fortwährend krank sind infolge davon, so ist es doch kriminelle Nachlässigkeit, wenn der Hausvater keine Verbesserungen macht."

Zunächst war es, auch abgesehen von den Endgedanken, ganz ausgeschlossen, soziale Propaganda zu machen. Hätten die Christen versucht, die Sklaverei aufzuheben oder gegen politische Knechtschaft zu agitieren, so wäre die Kirche vom Boden weggefegt worden.

Sodann aber fingen bald mönchische Ideale an sich geltend zu machen. Das äußere, weltliche Leben war sündlich, Eigentum, eheliches Leben, Leben im äußeren Beruf nur für gewöhnliche Christen gut genug. Wer nach Besserem strebte, wurde Mönch. Dieser Gedanke beherrscht das ganze Mittelalter. Zum eigentlich religiösen Leben gehört nur, was mit der Kirche zusammenhängt, alles andere ist weltlich. Die sittlichen Kräfte erschöpfen sich im Dienst der kirchlichen Organisation. Große Männer treten in den Mönchsorden ein oder werden Kirchenleiter. Die Kirche zu bauen, stark zu machen, zu verherrlichen, das war des rechten Christen Lebenszweck. — Dazu kam, daß das despotische Regiment im Staat dem einzelnen wenig Gelegenheit gab sich zu betätigen. Er hatte keine Rechte; wo keine Rechte sind, da empfindet man auch nicht, daß man Pflichten hat. Und wie im Staat, so wuchs auch in der Kirche ein monarchisches Regiment auf, das kein Interesse daran hatte, die bestehenden Verhältnisse zu ändern und den Massen gefährliche Rechte zu geben. So ist denn der Einfluß der Kirche auch im allgemeinen ein antidemokratischer gewesen, konservativ auf die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse gerichtet. Wenn man bedenkt, wie lange es dauert bis fortschrittliche Ideen sich durchsetzen, so kann man die Kirche nicht allzusehr tadeln. Heute aber, so schließt der Verfasser diesen historischen Rückblick hoffnungsvoll, sind fast alle diese Hindernisse aus dem Wege geräumt. Der Gedanke an das baldige Kommen des Herrn ist zurückgetreten, wir sind bereit unsere Arbeit in dieser Welt zu tun. Monarchische Ideen in Staat und Kirche sind am Aussterben oder schon ausgestorben; mönchische Ideale haben keinen Reiz mehr und bilden keine Gefahr. Der Staat übt keinen feindlichen Einfluß aus, Staat und Kirche sind frei. Die Entwicklung des politischen Lebens geht auf gänzliche

Befreiung des Volkes aus. Dem Volk sein volles Recht im Staat zu geben, ist eines der Hauptziele und Schlagworte der Zeit. Großes also kann von unserm Zeitalter erwartet werden.

Doch wie steht es augenblicklich? Wir befinden uns in einer kritischen Zeit. Das schildert R. in einem Kapitel betitelt "The present Crisis." Das 19. Jahrhundert ist die Königin aller vorangegangenen in Bezug auf die materielle Entwicklung und den geistigen Fortschritt der Völker, aber es ist auch das, welches die Menschen in zwei einander feindlich gegenüberstehende Lager gespalten hat, welches uns das Arbeiterproletariat gegeben. Wenn die Lage des amerikanischen Arbeiters besser ist als die des europäischen, so ist doch der Zustand der gänzlichen Abhängigkeit derselbe. Bisher hat das Vorhandensein so viel billigen Landes noch viel geholfen, aber damit geht es jetzt zu Ende. Schon befindet sich viel Land in den Händen einzelner Kapitalisten, dazu hat der Zug der Landbevölkerung in die Städte eingesetzt. Wird die Entwicklung nicht gehemmt, so kommt es dazu, daß wir drei Klassen auf dem Lande haben, wie so vielfach in Europa: den großen Grundbesitzer, den Pächter und die ländliche Arbeiterbevölkerung. Das sind aber die Faktoren, die Rom zu Grunde gerichtet haben. Latifundia perdidére Romam (Tacitus): Die großen Grundbesitze haben Roms Ruin verursacht.

Die schreiendsten Mißstände dieses Systems treten zu Tage in den großen Städten. Die Land- oder Grundbesitzfrage ist hier brennend geworden. Ueberall liegt um ein dichtbevölkertes Zentrum ein Gürtel freien Landes, das in den Händen reicher Spekulanten ist. Die großstädtischen Massen sind abgeschnitten von Licht und Luft. Sie können sich nicht ausdehnen, weil die Habsucht der Spekulanten die Preise in unerschwingliche Höhe treibt. Dieser Grundbesitz wird wertvoll nicht durch eigene Bemühung, sondern durch das Wachsen der Stadt. Dies "unearned increment," dieser unverdiente Zuwachs am Werte seines Eigentums kommt ihm allein zu gut, nicht den Massen, die ihn geschaffen haben. „Die Abschaffung des Privateigentums in Land im Interesse der Gesellschaft ist eine Notwendigkeit" (Rau und Wagner: Nationalökonomie). Er schildert die vielfach beklagenswerten Zustände des Arbeiters, wenn Krankheit eintritt, oder Verletzung, oder das Alter kommt, das Uebel der Frauen- und Kinderarbeit, die Zunahme von Nerven- und Herzkrankheit infolge des rastlosen Geschäftsgetriebes, die Abnahme der Heiraten und Geburten, das Sinken des sittlichen Niveaus, den Drang nach der Straße und zu Vergnügungen, weil das Haus nicht mehr genug Anziehungskraft hat. Wir haben keine Klassen, so heißt es, in Amerika, aber wir eilen dem Zustand entgegen, wo es nur zwei Klassen noch gibt: die beinahe alles haben, und die beinahe nichts haben. Er wendet darauf das Wort Lincolns an: "The republic can not be half slave and half free."

Die Gerichte, welche das Bollwerk des Schwachen sein sollten, sind im Gegenteil die feste Burg der Reichen. Das heiligste Gut ist ihnen

das Privateigentum. Wer Geld hat und es abwarten kann, gewinnt immer. Hätte der Verfasser fünf Jahre später geschrieben, so würde er diesen Abschnitt über die Gerichte wohl noch bedeutend stärker gemacht haben. Das Volk zu befreien von der angemaßten Tyrannei der Gerichte ist nicht umsonst eins der Hauptkampfziele der nationalen Kampagne von 1912 gewesen. Ist es nicht töricht, da im blinden Optimismus zu sagen: die Welt wird immer besser? Ist die Geschichte so vieler untergegangenen Reiche und Zivilisationen nicht eine Warnung? Rom ist nicht an seinem Reichtum zu Grunde gegangen, sondern an seiner Ungerechtigkeit, der ungerechten Verteilung seines Wohlstandes. Hier wieder eins seiner Gleichnisse: "Wealth is to a nation what manure is to a farm. If the farmer spreads it evenly over the soil, it will enrich the whole. If he should leave it in heaps, the land would be impoverished and under the heaps the vegetation would be killed."

Es wird von den sittlichen Kräften der christlichen Völker abhängen, ob auf den gewaltigen Aufschwung des 19. und 20. Jahrhunderts der Verfall folgen soll oder eine Aera des Fortschritts im sozialen und moralischen Leben der Menschheit. Es ist die Frage also von der größten Wichtigkeit, wie die Christenheit der sozialen Frage gegenüber sich stellt und was für einen Kurs sie einschlägt, um das Ihrige zur Lösung derselben beizutragen. Es ist in ihrem eigenen Interesse, in einer Gesellschaft arbeiten zu können, wo der Wohlstand nach Kräften gleichmäßig verteilt ist, nicht aber in einer solchen, wo einige wenige den Ton angeben und die andern bloß ja! sagen dürfen. Es heißt zwar oft, schlechte Zeiten sind am besten für eine religiöse Erweckung, und der Herr fand am meisten Aufnahme bei den Armen. Aber das ist nur wahr von zeitweiligem Druck. Als Moses nach Egypten kam, hörten die Schwerunterdrückten nicht auf ihn vor Last und schwerer Arbeit.

Dazu sind die Massen sich ihrer politischen Rechte bewußt geworden und tragen in sich das Gefühl unwiderstehlicher politischer Macht. Sie wollen auch einen gerechten Teil haben an dem Wohlstand, den sie geschaffen. In manchen Ländern hat sich die Kirche auf seiten der Besitzenden gestellt, es als ihre Aufgabe angesehen, Stütze der bestehenden Gesellschaft zu sein. Seid untertan der Obrigkeit und seid zufrieden mit eurem Los! sind zwei beliebte Grundsätze kirchlichen Unterrichts gewesen. Das erklärt nicht zum wenigsten die feindliche Stellung der Massen gegen die Kirche, wie z. B. in Frankreich, Belgien, Deutschland u. s. w. Möge sie nicht diesen Fehler auch hier machen! Luther trat zuerst nicht nur als der Verkündiger einer neuen Lehre, sondern auch als der Vorkämpfer des Volkes auf. Er war es, der auch dem Unterdrückten einen Strahl der Hoffnung leuchten ließ. Die Bauernbewegung 1525 berief sich auf ihn. Er war ihr erst günstig. Nachher, als er von den Exzessen der Bauern hörte, rief er nach Feuer und Schwert. „Schlagt sie tot wie tolle Hunde!" Das war ein großer politischer Fehler. Die Kirche sollte etwas gelernt haben. Ihre Zukunft hängt davon ab, auf welche Seite sie sich stellt in dieser großen Weltbewegung.

Was dann sollen wir tun? Wer davon überzeugt ist, daß die bestehende Ordnung im ganzen gut und richtig ist, der wird sagen (wie kürzlich bei uns einer in „Friedensboten" und die Stumpredner der reaktionären Parteien): „Wir leben in einer herrlichen Welt. Wenn es nur die Leute erkennen und dafür dankbar sein wollten und jeder seine Pflicht tun!" R. sagt: Der größte Beitrag, den der eingelne liefern kann, ist in der Tat eine wiedergeborne Persönlichkeit. Aber dann muß weiterhin auch die Gesellschaft wiedergeboren, umgeschaffen, mit christlichem Geist erfüllt werden und in christlichem Sinn verfaßt. Mit eingehender Sachkenntnis ausgerüstet, sollte der Pastor über soziale Gegenstände reden. Viele sagen: das gehört nicht auf die Kanzel, hier sollen Seelen gepflegt werden! Als wenn nicht das ganze Leben unter den Einfluß christlicher Ideen gebracht werden sollte! Ist nicht der tägliche Beruf des Menschen sein Gottesdienst, und gehört nicht alles, was ihm hilft, denselben mit Freude, Kraft, Erfolg zu tun, in das Gebiet der Seelenpflege und damit der christlichen Predigt? Groß wird der Dienst sein, den die Kanzel hier tun kann, wie De Laveleye, der belgische Nationaökonom sagt: Mit Hilfe der Geistlichkeit ist alles leicht in Sachen der sozialen Reform, ohne diese Hilfe oder im Gegensatz dazu ist alles schwer und zu Zeiten unmöglich. Die Kanzel soll sich bemühen um die Ausgleichung der Gegensätze von Arm und Reich, die Sünden beider strafen, und wenn sie parteiisch sein muß, die Seite der Armen erwählen, denn wie Mirabeau gesagt hat: Wenn das Volk als solches sich beklagt hat, hat es immer Recht gehabt. Das wird die Männer in die Kirche zurückzubringen. Vor allem muß der Grundsatz betont werden, daß das Leben wichtiger ist als das Eigentum. „Das Leben ist mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung," sagt der Herr, auch mehr als die industrielle Organisation und die kapitalistische Produktionsweise, welche Speise und Kleidung hervorbringt. Er führt Pastor Stöcker an, der seinerzeit im Reichstag in einer Rede über Frauen- und Kinderarbeit sagt: Wir haben die Frage falsch gestellt. Wir haben gefragt: Wie viel Frauen- und Kinderarbeit hat die Industrie zu ihrer Blüte nötig, nötig, um Dividenden zu geben und exportieren zu können? Während man hätte fragen sollen: Wie muß die Industrie organisiert werden, so daß sie die Familie schützt und pflegt?

Der Besitz großen Kapitals ist der Besitz eines anvertrauten Gutes. Eisenbahn-, Bergwerks-, Straßenbahn-, industrielle Magnaten behandeln alle diese Quellen als ihr absolutes Eigentum, für das sie nur den Aktionären Rechenschaft schuldig sind, sie sind aber im Gegenteil gehalten, es zum Besten der Gesamtheit zu verwalten, denn es gehörte ursprünglich der Gemeinschaft, und die Gemeinschaft hat das meiste getan, um die Werke zu schaffen. Richtig angesehen, waren jene captains of industry nur dazu ersehen, die Arbeit für die Gemeinschaft zu tun. Es ist jetzt Sitte, den Kommunismus als unpraktisch zu verwerfen, ursprünglich war aber in vielen Fällen Gemeinschaft der Produktionsmittel die Regel: man denke an das gemeinsame Land der Ortschaften,

gemeinsamen Wald. Familie, Staat, Kirche stellen noch immer kommunistische Organisationen dar. Wir haben bloß noch städtische Massenwerke und eine staatliche Post; in andern Ländern dagegen sind Eisenbahnen, Telegraphen, Packetpost Staatseigentum, elektrische Bahnen und Leuchtanlagen städtisch. Es ist nicht abzusehen, warum es nicht dazu auch bei uns kommen sollte. Früher sagte man: Die Konkurrenz ist das Leben des Geschäftes. Jetzt aber wird die Konkurrenz im geschäftlichen Betrieb immer mehr ausgemerzt. Trusts, Monopole, Konsolidation sind die Ziele; die schließen aber alle Konkurrenz aus und Cooperation ein. Die Plattform der Sozialisten, daß das Volk die Trusts absorbieren soll, liegt also durchaus auf der Linie der geschäftlichen Entwicklung.

Der Geist des Christentums ist sicher mehr verwandt mit einem sozialen System, das auf die Solidarität und Brüderlichkeit der menschlichen Gesellschaft gegründet ist, als mit einem, das sich gründet auf Selbstsucht und Krieg aller gegen alle. Darum sollte die Kirche den Kräften beistehen, welche am Werke sind den Kommunismus herbeizuführen.

Soll es aber zum Siege desselben kommen, so genügt der Beistand geistiger und geistlicher Führer nicht. Es muß sich eine mächtige Klasse mit diesen Zwecken solidarisch erklären. Wie die Ideen der Reformation zum Siege geführt wurden durch den Bürgerstand, die Ideen der französischen Revolution durch den dritten Stand im Gegensatz gegen Adel und Geistlichkeit, so ist der Arbeiter zum Bewußtsein gekommen, daß der Sozialismus das Programm ist, in dem seine Zukunft beschlossen liegt. Der Arbeiter weiß, daß er augenblicklich zu den Enterbten gehört, daß Wohlstand, Schutz der Gesetze und der staatlichen Machtmittel auf seiten des Kapitalismus sind. Die Verhältnisse haben sich auf einen Klassenkampf zugespitzt und werden es auch in unserm Lande immer mehr tun.

Eine volle Lösung des Problems bietet nur der Sozialismus. Sein Plan ist, das bisherige System, nach dem es zwei Klassen in dem industriellen System gibt, abzuschaffen. Es beabsichtigt, dem Arbeiter seine Unabhängigkeit zurück zu geben, indem er ihn wieder zum Besitzer der Produktionsmittel macht und ihm den vollen Ertrag seiner Arbeit zusichert und nicht einen Lohn, der sich nach seiner Armut richtet. Er will nicht zurückkehren zu den einfachen Methoden vergangener Zeiten, sondern nimmt das System der jetzigen Arbeitsleitung und Organisation an. Jeder Arbeiter wird Besitzer und Arbeiter sein, wie jetzt der Farmer auf seiner eigenen Farm arbeitet und die Frau in ihrer eigenen Küche. Das würde die gegenwärtige Unsicherheit, den beständigen Gegensatz, gesellschaftliche Widerwärtiugkeit, die Ausbeutung und die stets drohende Armut enden. Der Sozialismus ist das logische Resultat der Arbeiterbewegung. Wenn man bedenkt, daß die Arbeiter sich nur zu erinnern haben an ihr numerisches Uebergewicht, an ihre politische Macht, an die internationale Solidarität ihrer Interessen (vergleiche

Marx's Ausspruch: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!) so ist nicht abzusehen, wie man der Bewegung ein dauerndes Hindernis in den Weg setzen kann. Die Kirche könnte diesen Prozeß erleichtern und ihm viel von seiner Gefährlichkeit nehmen, wenn sie ihren Beistand geben wollte, zwischen den Ständen vermitteln und zu Konzessionen bereitwillig machen, den Armen Sympathie erweisen und die Hoffnung stärken. Er würde dann in den ruhigeren Bahnen der Evolution verlaufen, statt zu einer gewaltsamen Revolution zu führen. Zu gleicher Zeit würde sie damit einen Dienst erweisen, der ihr nimmer vergessen würde und für ihre Zukunft von der größten Bedeutung sein müßte.

Wenn das 20. Jahrhundert für uns in der Beherrschung der sozialen Probleme tun könnte, was das 19. getan hat in der Beherrschung der Natur und des Materiellen, so würden unsere Enkel in einer beinah idealen Gesellschaft leben. Wenn Christus jetzt auf Erden erschiene, so würde er Apostel berufen, die diesen Dienst zu verrichten hätten. Wenn die ersten Apostel Berge versetzen konnten durch ihren Glauben, so würden die Apostel, die der Herr jetzt aufrufen könnte, das Angesicht der Erde verwandeln. Wenn wir zu dieser Zeit über genügend religiösen Glauben und sittliche Kraft gebieten können, die Bande des Uebels zu sprengen und die unvergleichlichen geistigen und ökonomischen Hilfsquellen der Menschheit zu der harmonischen Entwicklung eines wahrhaft sozialen Lebens zu verwenden, so werden noch nachgeborene Generationen diesen Tag als den großen Tag des Herrn bezeichnen, auf welchen Aeonen gewartet, und uns selig preisen, daß wir Teil hatten an dem Apostelamt, welches ihn verkündet!

Soweit Professor Rauschenbusch. Der Mann ist also ein ausgesprochener Sozialist, zwar ein christlicher, aber doch ein Sozialist. Vielen ist es von vornherein ausgemacht, daß der Sozialismus ein Unding ist, eine ökonomische Unmöglichkeit, eine Absurdität. Sozialismus heißt nach ihnen: teilen, so daß jeder gleich viel hat. Dazu sagen sie: 1. geht das nicht, weil es nur durch eine gewaltsame Enteignung derer geschehen könnte, die etwas haben und 2. würde es nichts helfen, denn in einem Jahre würden die Fleißigen und Begabten doch wieder mehr haben als die Dummen und Faulen. Doch läßt sich die Sache nicht so einfach abtun. Es handelt sich gar nicht um eine einfache Teilung, sondern die Meinung ist, daß statt des Privatbesitzes der gemeinsame Besitz tritt, daß der sozialistisch verfaßte Staat Besitzer und Arbeitgeber werde. Wie weit die Verstaatlichung des Besitzes gehen soll, ist im einzelnen unmöglich vorauszusagen. Hier in Amerika sagt die Plattform der Sozialisten mit charakteristischer amerikanischer Nüchternheit, die das zunächst Erreichbare im Auge hält: Der Staat soll das Eigentum der Trusts erwerben, die Eisenbahnen, Expreßgesellschaften, Telegraphen und Telephone, Minen und andere Bodenschätze, Banken und dergleichen. Man wird sagen: Das Programm ist immerhin noch schlimm und groß genug. Ja, aber, wie schon gesagt, Eisenbahnen, Packetpost und Telegraphen sind in Deutschland schon Staatseigentum. Und fer-

ner besitzt der Staat großartige Kohlenbergwerke. Die Städte haben das Recht und üben es aus, freies Land in ihrem Weichbild und dessen Nachbarschaft zu erwerben. Dadurch wird es der Spekulation entzogen und die städtische Bevölkerung befähigt, für einen vernünftigen Preis in den Besitz von Wohnungen zu gelangen. Wenn man dies und anderes betrachtet, so scheint es doch wahrlich nichts Absurdes oder Unmögliches zu sein, daß der Staat mit der Zeit jene großen Unternehmungen absorbiert. Was ist denn besser, daß das Volk jenen großen Betrieb unter seiner Kontrolle hat, oder daß es der Gnade und Barmherzigkeit dieser gigantischen Kapitalkombinationen ausgeliefert ist? Lincoln hat seinerzeit den Südstaaten den Ankauf ihrer Sklaven angeboten. England zahlte viele Millionen, um die Sklaverei in Westindien abzuschaffen. Das war immer noch billiger, als sich auf seinen Brief zu steifen und sein vermeintliches Recht mit den Waffen zu verteidigen.

Es kann doch heutigen Tages jeder sehen, daß die Regulierung und Kontrolle der großen Monopole in unserm Lande bisher nicht gelungen, daß z. B. die gerichtliche Auflösung der Standard Oil Co. eine reine Farce war. Wilson, der Führer der Demokraten, will die Konkurrenz regulieren. Wie ist das möglich, wenn die Konkurrenz in den großen Betrieben längst schon auf ein Minimum reduziert, ja nicht mehr vorhanden ist? Taft will das Shermangesetz durchführen. Besteht schon zwanzig Jahre und hat nichts geleistet. Roosevelt will die Trusts von Administrationswegen reguliert haben und so zur Strecke bringen; hat auch nichts geholfen. Da bietet der Sozialismus die einzig plausible Lösung an.

Aber, so wird eingewandt, wie soll es dazu kommen? Als Bryan vor Jahren bloß die Verstaatlichung der Eisenbahnen vorschlug, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Schon jetzt herrscht so viel Unredlichkeit im öffentlichen Leben, so viel Graft allerwegen, wie soll es erst werden, wenn der Staat alle die Trusts aufkauft und die Städte die Straßenbahnen, Beleuchtungsanlagen u. s. w.! Das ist in der Tat ein sehr beherzigenswerter Einwand. Es bringt uns das auf den wundesten Punkt des Sozialismus. Der Sozialismus ist befangen in dem naturalistischen Glauben, daß der Mensch völlig ein Produkt seiner Umgebung, der äußeren Zustände ist. Ist die äußere ökonomische, soziale Umgebung gut und günstig, so ist der Mensch gut, wenn nicht, so wird er schlecht. Das wurde kürzlich in Californien sehr kraß von dem sozialistischen Advokaten Darrow ausgesprochen: „Die Menschen in den Gefängnissen sind so gut wie die draußen. Der einzige Unterschied liegt in den Verhältnissen und den angeborenen Trieben, die auch wieder von den Verhältnissen kommen. Man sollte also nicht den Menschen anklagen, wenn er irre geht, sondern die Verhältnisse. Niemand ist schuldig, die Verantwortung tragen die Verhältnisse.“ Da sind wir am Ende mit der sittlichen Persönlichkeit.

In diesen Dingen spricht der Arbeiter nach, was ihm eine naturalistische Wissenschaft vorgesagt. Dem Rezensenten sagte kürzlich ein

hervorragender Arzt in Chicago, (noch dazu Kirchenglied): „Bosheit ist nicht Bosheit, es ist Krankheit. Sie zu heilen ist Sache des Arztes, der medizinischen Wissenschaft. Räume den pathologischen Defekt aus dem Weg, und die Bosheit wird verschwinden."

Der Sozialismus hat eine durchaus materialistische Weltanschauung. Oekonomische Kräfte sind die allein wirksamen, andere geistige Faktoren mögen mitwirken, sind aber nur ein quantité negligeable. Die Geschichte wird durchaus materialistisch erklärt. Wir sprechen von Religionskriegen, von Kriegen, die der Ehrgeiz eines großen Welteroberers entzündet, von Freiheitskriegen, wo ein Volk für ideale Güter kämpft. Humbug! Es handelt sich nur um Handelsfragen, dynastische Interessen, kapitalistische, neue Absatzmärkte etc. In der Kampagne von 1908 hörte ich einen solchen Geschichtsvortrag von einem sehr gewandten und sehr selbstbewußten sozialistischen Redner: „Der Krieg von 1861—65 war nichts als ein Konkurrenzkrieg des industriellen Nordens mit dem ackerbauenden Süden. Die Abschaffung der Sklaverei war nur ein wohl berechneter Vorwand. Und, nebenbei bemerkt, die Negersklaven des Südens standen sich besser als die Lohnsklaven des Nordens. Sie brauchten sich wenigstens nicht vor Krankheit und Alter zu fürchten." Der Mann war über Uncle Tom längst hinausgewachsen.

Im Sozialismus gilt das Individuum nichts. Wir haben in unserer Gesellschaftsordnung, und in Amerika mehr als in irgend einem Lande, dem Individuum zu viel Recht und Bedeutung gegeben und haben nun an den Folgen schwer zu tragen. Der nun stark gewordene Einzelne setzt sich über die Rechte der Gesamtheit hinweg in Stadt, Staat und vor Gericht. Der Sozialismus ist ins andere Extrem geraten.

Doch um wieder auf die Schätzung der sittlichen und religiösen Kräfte zu kommen: Hier ist das ungeheure Manko des Sozialismus zu suchen. Die Schöpfer des Systems waren Atheisten und standen zum Teil mit der Moral auf gespanntem Fuß (vergleiche die Entgleisungen von Marx und seinen Töchtern). Sie bauten ihre politisch ökonomische Verfassung ganz auf materialistische Grundanschauungen auf. Der Gegensatz der Kirche, welche die bestehende Gesellschaftsverfassung vertrat, verstärkte und vertiefte diese irreligiöse Grundrichtung. Es heißt zwar: Religion ist Privatsache. Aber in der Tat ist es anders, der Sozialismus in Deutschland, Frankreich und Belgien ist von einem grimmigen Kirchen- und Religionshaß erfüllt. Sagte mir kürzlich die Frau eines Sozialisten: „Mein Mann geht nicht in die Kirche, er ist Sozialist. Er sagt, wenn wir ans Ruder kommen, werden Kirchen und Prediger abgeschafft."

Unsere christlichen Sozialisten wissen das. Sie sagen: dafür sind wir da und wollen die Kirche dafür interessieren, damit sie diesem antireligiösem Geist entgegen arbeitet. Aber dieser Grundfehler des Sozialismus wird in dem Buche kaum berührt. Es wird nur gesagt, daß der Sozialismus in Deutschland antireligiös ist. Von der Annahme des sozialistischen Systems aber werden die glänzendsten Hoffnungen gehegt,

ohne wieder und wieder und mit allem Nachdruck zu betonen, daß ohne eine sittliche und religiöse Wiedergeburt so gut wie nichts gewonnen ist. Der Verfasser scheint zu denken, daß das von selbst kommt, wenn nur der Sozialismus siegreich ist.

Wegen dieser antireligiösen Stellung hält Pastor Sieveking („Theologisches Magazin" September 1912) den Sozialismus für eine Ausgeburt des leibhaftigen Satans. Pastor Niedernhöfer dagegen hält ihn für die Verwirklichung des Reiches Christi. Ist doch erstaunlich, daß zwei Pastoren der Evangelischen Synode zu solch diametral entgegengesetzten Anschauungen kommen. Pastor Sieveking geht unter die Propheten und sagt: Der Sozialismus wird von Gott als Zuchtrute gebraucht. Er wird das kapitalistische System vernichten und die jetzige gesellschaftliche Ordnung. Dann aber wird der wiederkehrende Christus ihn selbst in den Staub legen und das tausendjährige Reich aufrichten.

Angesichts der Lehren der Kirchengeschichte halten wir es für weiser, unsern Mund nicht in Prophezeiungen zu öffnen. Das ökonomische System des Sozialismus hat nichts mit dem Satan zu tun, im Gegenteil, es würde eine beinahe ideale Gestaltung des menschlichen Lebens sein. Daher verstehen wir, wenn Niedernhöfer es das Kommen des Reiches Christi nennt, obwohl wir es nimmer so ausdrücken würden. Der antireligiöse Geist des Sozialismus ist eine antichristliche Macht. Dahin möchten wir Pastor Sievekings Ausdruck modifizieren.*) Aber wird es nun möglich sein, statt dieses antireligiösen Geistes den Sozialismus mit dem Geist Christi zu erfüllen? Nur dann wenn er lernt die sittlichen und religiösen Faktoren als treibende, unumgänglich nötige Kräfte in sein System aufzunehmen und auf die Durchdringung mit demselben Fleiß hinzustreben, wie auf die äußeren sozialen und politischen Ziele, nur dann kann ein wahrer Fortschritt gemacht werden. Wird es dazu kommen? R. sagt: Das ist die Aufgabe der Kirche, und wenn sie ihre Pflicht tut, hat das Evangelium die Kraft, solche gewaltige Dinge zu tun. Nehmt das ökonomische System an, und der Sozialismus wird geneigt sein, eurem Glauben und euren Lehren sein Ohr zu öffnen. Es sieht augenblicklich nicht so aus.

Es streiten da zwei Weltanschauungen mit einander. Die eine, von Pastor Sieveking vertreten, sagt: Es wird immer schlimmer, bis der Herr kommt. Rauschenbusch hofft, daß es immer besser wird, bis das Reich Christi schon hier anbricht. Der eine glaubt an eine welterneuernde Katastrophe und kann sich das rechte Glück nur denken durch das Kommen des Herrn, der andere an allmähliche Entwicklung zum Bes-

---

*) Wir stimmen dieser milderen Auffassung des Herrn Verfassers bei; glauben aber, daß die Gefahr besteht, wenn beide Teile, Kirche und Sozialismus nicht einander verstehen lernen und sich die Hand reichen zur Besserung der sozialen Schäden, daß dann der Sozialismus in der Tat die Gottesgeißel werden kann, womit der Herr ein Christenvolk züchtigen wird, das nicht lernen will, den Geist des Mammonismus, der Selbstsucht und der Empörung gegen alle gottgegebene Einrichtungen zu bekämpfen in der Kraft des Geistes Gottes. D. R.

fern ohne die Endkatastrophe in Rechnung zu ziehen. Er bestreitet nicht das Wiederkommen des Herrn, aber er hat kein Interesse daran.

Der Rezensent hält dafür, daß es besser ist über die Wiederkunft Christi nichts auszusagen, was man nicht weiß, und an einen allmählichen Fortschritt zum Bessern zu glauben. Wir können uns nichts anders denken, als daß das ökonomische System des Sozialismus nach und nach seine Verwirklichung findet. Ein großes Hindernis für uns, dem Sozialismus sympathisch gegenüber zu treten, ist der antireligiöse Geist, die materialistische Geschichtsauffassung, die Geringschätzung geistiger Kräfte, die Rücksichtslosigkeit gegen alles Geschichtlichgewordene, das Mißachten individueller Verschiedenheit und Begabung, das Streben sozusagen Massenmenschen herzustellen, wo einer ist wie der andere, keinen Zoll höher oder niedriger.

Wer sich weiter unterrichten will, lese das Buch. Er mag es bezweifeln, ob der Fall so desperat ist, wie der Verfasser zu glauben scheint. Aber freilich wer, wenn eine gefährliche Krankheit im Anzuge ist, würde warten, bis die Sache hoffnungslos ist? Principiis obsta! und im ganzen muß man sagen, daß, wenn die Krisis noch nicht da ist, die Entwicklung doch mit Riesenschritten darauf hin arbeitet.

Der Leser wird Gelegenheit haben, auf allen Gebieten die Sachkenntnis des Verfassers zu bewundern, in der Theologie, der Geschichte und in der Nationalökonomie. Er wird einen Mann kennen lernen, der mit dieser Sachkenntnis ein sehr freies und selbständiges Urteil verbindet — in manchen Dingen für viele vielleicht zu frei — der ein warmes Herz hat für die, welche im Alten Testament die Elenden heißen. Dabei wird er auch den Genuß haben, einer langen Erörterung zu folgen, wo nicht ein Satz Phrase ist oder Wortschwall, geschrieben in einem durchsichtigen und klaren Stil, durchleuchtet von feinen Gedankenblitzen, geschmückt mit solch trefflicher Bilderspráche, daß er sich wieder und wieder sagt: Hier redet ein Meister! Ja, so werden wir mit Rücksicht auf das ganze Buch sagen, und, wenn ihm Leben und Gesundheit erhalten bleibt, so werden wir sicher noch weiter von ihm hören und vielleicht noch Größeres als bisher.

Der Text des Neuen Testaments.

Von Pastor A. E. Viehe, Cincinnati, Ohio.

Referat, verlesen bei der Cincinnati-Pastoralkonferenz zu Hamilton, April 1912, und eingesandt auf Beschluß derselben.

Das Wort heiliger Schrift sollte uns als Christen nicht gleichgültig sein, ist es doch ein Wort des Lebens, redet doch darin Gott selbst zu uns. Weil für uns das Wort Gottes Regel des Glaubens und Lebens ist, sollten wir es nicht oberflächlich behandeln, sondern mit der größten Sorgfalt zu erfahren suchen, was uns darin gesagt ist. Daß diese Notwendigkeit des Studiums des Bibeltextes und besonders des neutestamentlichen Textes für einen Prediger des Evangeliums besteht, darüber

kann doch kein Zweifel sein, denn darauf muß die Predigt gegründet sein, sonst ist sie nur Menschenwort. Trefflich pflegte ein Lehrer der Theologie seinen Studenten zu sagen: eine jede gute Predigt habe zwei Eltern, die Mutter sei die Schriftkenntnis, aus der die Predigt geboren, der Vater sei die Gelegenheit, welche die Veranlassung zu der Predigt gibt.

Man kann sich ja leichten Herzens über alle textkritische Fragen hinwegsetzen, als ob sie gar nicht bestehen. Nichtsdestoweniger sucht sich aber der gewissenhafte Prediger bekannt zu machen mit den Ergebnissen der textkritischen Untersuchungen, um womöglich die Schrift besser kennen zu lernen und zu erfahren, was sie uns wirklich sagt, denn schon manche falsche Lehren sind aus einer falschen Erkenntnis der Schrift, aus einer falschen Auffassung eines Textes oder aus einer falschen Uebersetzung desselben entstanden. Man denke nur an Epheser 5, 32, wo das Wort τὸ μυστήριον in der Vulgata der römischen Kirche sacramentum = Sakrament übersetzt ist, und daher aus der Ehe ein Sakrament geworden ist, oder an die Stelle Luk. 1, 28, in welcher der Engel zu Maria spricht: „Gegrüßet seist du Begnadigte (Weizsäcker) oder Holdselige oder Gnadenvolle" (Stier) κεχαριτωμένη und die Vulgata liest gratia plena = „voller Gnade", als ob Maria eine Quelle der Gnade sei. Daß der Urtext dann ausschlaggebend ist, ist klar.

In der Hauptsache ist das Wort der Bibel feststehend, keine Hauptlehren der Kirche stehen in Gefahr; in den die Grundwahrheiten unsers Heils betreffenden Stellen der Heiligen Schrift bestehen keine Zweifel. Der Text des Neuen Testaments ist bezeugt wie kein anderes Buch. Doch gibt es in den uns bekannten Handschriften kleinere Abweichungen, die durch das Abschreiben hineingekommen, die ein Prediger, der in der Schrift bewandert ist, nicht außer Acht lassen kann. Er darf sich nicht verschließen gegen die Mittel zum bessern Studium des Bibelwortes, welche die moderne Wissenschaft in die Hand gibt, sondern muß dieselben mit aller Achtung vor Gottes Wort recht gebrauchen.

Bei einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Textforschung kann man nur einige der wichtigen Momente ins Auge fassen. Im Allgemeinen fällt die Zeit in zwei Perioden, die des Sammelns der Handschriften und die des Sichtens und Verwertens des gesammelten Materials zur Herstellung eines Textes, der dem ursprünglichen möglichst nahe kommt. Von der Zeit der Reformation bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war der sog. Textus Receptus der gebräuchlichste. Derselbe war der Text von Erasmus, herausgegeben mit einigen Verbesserungen von Stephanus, Beza und den beiden Elzevirs. Von diesem Text wurden unsere protestantischen Bibelübersetzungen deutsch und englisch, sowie auch französisch und holländisch gemacht. (Schaff: Companion to the Greek Testament, Seite 228.) Weitere Namen von Männern, die an dieser Arbeit sich beteiligten, sind: Brian Walton 1657, John Mill 1707, Richard Bentley 1662—1742, Wetstein 1752, Matthaei 1744—1811. Mit Bengel 1687—1752 begann man das Material

kritisch zu verwerten, indem man die Manuskripte in Gruppen teilte. (Kenyon: Our Bible and the Ancient Manuscripts. Seiten 116 und 117.) Ihm folgte Griesbach 1745—1812. Mit dem 19. Jahrhundert fing man an, aus den verschiedenen Manuskripten einen neuen Text herzustellen, anstatt sich mit Anmerkungen zu dem Textus Receptus zu begnügen. Einen solchen Text gab Lachmann heraus 1842—1850. Ihm folgten zwei hervorragende Textkritiker, die zugleich auch Sammler waren, Tischendorf und Tregelles. Die von Westcott und Hort besorgte Ausgabe erschien 1881. In neuerer Zeit haben Bernhard Weiß, Eberhard Nestle und Hermann von Soden sich dieser Arbeit zugewandt. Gegenwärtig werden viel gebraucht die Ausgaben des griechischen Textes von Nestle (Stuttgart), hier in Amerika herausgegeben als Nestle und Weidner, und die vollständigere Ausgabe mit vielen abweichenden Lesarten Baljon (Groningen).

Die Quellen, auf welche die Textkritik zurückgeht, sind die alten Handschriften. Ursprünglich wurde wohl Papyrus verwandt als das Material, auf welchem die Apostel und Evangelisten schrieben; dieses wurde hergestellt, indem dünne Streifen einer schilfartigen Pflanze quer aufeinander gelegt, zusammengeleimt und gepreßt wurden. (Deißmann: Light from the Ancient East. Seite 23. — Gregory Canon and Text of the N. T. Seite 301.) Es war daher kein dauerhaftes Material und soweit sind nur wenige Fragmente aus jenen Tagen aufgefunden worden. Man nimmt an, daß die ursprünglichen Aufzeichnungen von den Aposteln selbst verfaßt, nicht mehr vorhanden sind. Im dritten Jahrhundert fing man an, anstatt in Rollen Schriftstücke in Form von Blättern zusammen zu heften, wie unsere Bücher; diese Form nannte man ein Codex. Nach der Zeit der Christenverfolgungen, in welchen man besonders versuchte, auch die christlichen Bücher zu zerstören, kam eine ruhigere Zeit für die christliche Kirche, und anstatt des billigeren Papyrus fing man an, Pergament zu gebrauchen für christliche Schriften, und vom vierten Jahrhundert an wird es regelmäßig gebraucht in den besten Kopien aller Literaturwerke.

Die älteren Handschriften sind in Unzialschrift, d. h. mit großen Buchstaben verfaßt, und die Worte sind ohne Unterbrechung, ohne Interpunktion oder Verseinteilung aneinander gereiht. Erst vom neunten Jahrhundert an begegnet man den nun bald häufig auftretenden Minuskelhandschriften oder Kursivehandschriften, in denen die kleinen Buchstaben gebraucht werden und dieselben zusammenhängend geschrieben sind, obwohl die kursive Schrift schon viel früher gebraucht wurde, aber nicht für Werke auf Pergament geschrieben, sondern auf Papyrus, und für private Dokumente. (Kenyon, Seite 101.)

Im Ganzen sind 4127 Handschriften bekannt (Riddle), doch sind das meistens nur Teile des Neuen Testaments. Von Unzialhandschriften besitzen wir 156, obwohl nur eine, der sog. Codex Sinaiticus, das ganze Neue Testament enthält (Schaff, S. 101) und etwa 30 Minuskelhandschriften das ganze Neue Testament enthalten. (Kenyon, S. 103.)

In den Listen werden manche auch doppelt gezählt, weil man die Handschriften einteilt in vier Gruppen, je nachdem sie enthalten die Evangelien — die Apostelgeschichte und katholische Episteln — die Paulinischen Episteln oder die Offenb. Johannes. Die Kursiv-Manuskripte erhalten Nummern nebst Name der Gruppe zur Bezeichnung, während die Unzialhandschriften durch Buchstaben der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache bezeichnet werden.

Unter den Letztgenannten sind zwei aus dem vierten Jahrhundert, א Codex Sinaiticus und B Codex Vaticanus, von denen manche annehmen, daß diese zu den großen Bibeln gehörten, die der Kaiser Konstantin durch Eusebius von Caesarea für die Kirchen von Constantinopel anfertigen ließ. Der Codex Sinaiticus wurde auf merkwürdige Weise in dem Katharinenkloster am Berge Sinai von Tischendorf im Jahre 1859 entdeckt, nachdem er schon im Jahre 1844 einige Blätter davon im Papierkorb daselbst gefunden. Das Manuskript kam endlich als Geschenk an den Zaren von Rußland nach St. Petersburg, wo es aufbewahrt wird. Die erst aufgefundenen Blätter (43 aus dem Alten Testament) sind in Leipzig. Das Ganze enthält einen großen Teil des Alten Testaments nach der Septuaginta (199 Blätter), das ganze Neue Testament ohne Lücke, ferner den Barnabasbrief und einen Teil des Hirten des Hermas (147½ Blätter). Diese beiden letztgenannten Briefe wurden vom Ende des zweiten bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts von vielen sogar als Bestandteil des Neuen Testaments angesehen. (Tischendorf: Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? S. 23.) Die Seiten sind 13½ Zoll breit und 14⅞ Zoll hoch, und im Ganzen sind es 346½ Blätter. (Schaff 105 und 103.) Jede Seite hat vier Spalten, die Zeilen sind kurz, ähnlich wie in den Buchrollen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Text von einer solchen Rolle abgeschrieben wurde und mit dem Codex Vaticanus unter den ersten in dieser Buchform erschien, wie Caspar Rene Gregory in seinem Buche: "Canon and Text of the New Testament", darlegt, welcher auch annimmt (Seitet 325), daß diese Buchform vielleicht von den Christen zuerst angewandt wurde, um Stellen schneller nachzuschlagen. Nach ihm stammt diese Handschrift aus dem Jahre 331.

Die andere erhaltene Handschrift aus dem vierten Jahrhundert ist der sog. Codex Vaticanus, mit dem Buchstaben B bezeichnet. Schon im Jahre 1448 wurde dieser Kodex nach Rom gebracht und befindet sich heute in der Vatican-Bibliothek. Lange hat man sich in Rom geweigert, den Gelehrten die Erlaubnis zu geben, ihn zu studieren.

Tischendorf war im Jahre 1843 Monate lang in Rom, konnte diesen Text aber nur sechs Stunden sehen an zwei Tagen. Tregelles wartete fünf Monate darauf, konnte aber die Erlaubnis nicht erhalten. Später wurde jedoch der Text abgedruckt und wurde so bekannt; auch durfte Tischendorf drei Stunden den Tag für zwei Wochen den Text studieren. Der Text ist gut und stimmt vielfach mit Aleph überein. Enthalten sind das Alte Testament (Septuaginta) mit einigen Lücken, und das Neue Testament bis Hebr. 9, 14.

In dem britischen Museum befindet sich Codex A, Alexandrinus genannt, welcher aus dem fünften Jahrhundert stammt. 1098 kam er in den Besitz des Partiarchen von Alexandrien (daher der Name Alexandrinus), und im Jahre 1628 sandte der Partriarch Cyril Lucar von Constantinopel die Handschrift an König Karl I. von England. Einige Lücken sind in dem neutestamentlichen Teil, doch sind hinzugefügt das Alte Testament, eine Epistel des Clemens von Rom und ein Bruchstück einer zweiten Epistel von demselben Verfasser.

In der National-Bibliothek zu Paris ist Codex C, Codex Ephraemi Syri, zu finden und stammt wie Codex A aus dem fünften Jahrhundert. Es ist ein Palimpsest, ursprünglich war auf dem Pergament der Text des Neuen Testaments, da derselbe aber blaß geworden, oder auch abgewaschen und abgekratzt wurde, schrieb man im 12. Jahrhundert 38 Abhandlungen Ephrems des Syrer darüber, ein Beispiel, wie Schaff bemerkt, von dem Aufheben des Wortes Gottes durch Menschensatzungen. Sehr unvollkommen ist daher auch dieser Text, es fehlen oft Seiten. Der Sinaiticus hat vier Spalten auf einer Seite, der Vaticanus drei, der Alexandrinus zwei, der Ephraemi Codex eine Spalte. Das sind die vier großen Bibelhandschriften, die nach Gregory in der Geschichte der Textkritik wie die Helden Davids dastehen.

Erwähnenswert wäre noch D Codex Bezae, oder Codex Cantabrigiensis genannt, in der Universitäts-Bibliothek zu Cambridge, England, welches die Evangelien und Apostelgeschichte enthält. Ein weiterer Teil derselben Handschrift, die Paulinischen Briefe enthaltend (Codex D 2), Codex Claromontanus genannt, ist in der National-Bibliothek zu Paris. Beide gehörten einst Theodor Beza, sie stammen aus dem sechsten Jahrhundert und geben den Text in griechischer und lateinischer Sprache wieder.

Hierauf folgen eine Anzahl Handschriften späteren Datums, davon auch manche sehr unvollkommen und minderwertig sind. Die meisten enthalten nur die Evangelien. Dann hat man eine Anzahl Kursivschriften vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, bis die Buchdruckerkunst aufkam und die Handschriften verdrängte. Ferner sind etwa 1000 Lektionarien bekannt, welche die Perikopen enthalten; sie datieren meistens aus der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert. — Schon Bengel hatte versucht, die Handschriften, soweit sie damals bekannt waren, in Familiengruppen (zwei Gruppen) einzuteilen. Diese Theorie wurde weiter ausgeführt von Griesbach (drei Gruppen) und in neuer Zeit besonders von zwei englischen Gelehrten, Bischof Westcott und Dr. Hort, beide von der Cambridge Universität. Westcott und Hort arbeiteten zusammen, und ihre Einteilung, die heute ziemlich allgemein anerkannt ist, ist etwa folgende: sie unterscheiden vier Typen oder Familiengruppen im griechischen Text des Neuen Testaments: die syrische, die neutrale, die alexandrinische und die westliche Gruppe von Texten.

Die syrische Gruppe, deren Text dargestellt wird durch Codex A Alexandrinus für die Evangelien, die Peschittho, die Schriften Chry-

sostomus, die späteren griechischen Väter und die große Masse der kursiven Handschriften, nennen wir zuerst; im allgemeinen stimmt damit überein der Text des Textus Receptus. (Schaff 271.) Dieser syrische Text scheint eine gewisse harmonisierende Tendenz zu verraten, als ob er Unklarheiten im Text beseitigen wollte und aus verschiedenen Texten zusammengestellt wurde. Er scheint daher späteren Ursprungs zu sein, und ihm wird daher auch nicht derselbe Wert beigelegt wie den andern Textgruppen. Kenyon bezeichnet diese Familie mit dem farblosen Namen Alpha α. (Handbook to the Textual Criticism of the New Testament. Seite 269.)

Eine weitere Gruppe nennen Westcott und Hort die Neutrale oder auch Prä-syrische Gruppe, Gregory nennt ihren Text geradezu den Original-Text, während Kenyon ihn mit β (Beta) bezeichnet. Dieser Text ist am Besten wiedergegeben durch die beiden ältesten Handschriften א (Aleph) Sinaiticus und B Vaticanus. Er scheint am meisten von allen frei zu sein von späterer Veränderung oder Beimischung und gilt daher als der gewichtigste Zeuge bei der Bestimmung des Urtextes.

Diesem Text sehr ähnlich ist derjenige der dritten Gruppe, Alexandrinisch genannt; von Gregory "The Polished Text" bezeichnet, und von Kenyon nur mit dem Buchstaben γ (Gamma). Es scheint nur eine Abweichung des sog. Neutralen Textes zu sein, wie er in Alexandrien gebräuchlich war, und meistens nur in Verbalveränderungen von demselben sich unterscheidet, vielleicht, um dem literarischen Geschmack jenes gebildeten Zentrums griechischer Kultur und Sprache Rechnung zu tragen. Er wird gefunden in Origines, Cyril von Alexandrien und in der altegyptischen Uebersetzung, die memphitische (von Memphis abgeleitet) oder besser bohairische genannt, die im unteren, d. h. nördlichen Egypten im Gebrauch war. (Kenyon: Our Bible etc. Seite 160. — Schaff: Companion. Seite 203.)

Es bleibt uns noch übrig, die sog. westliche Gruppe, die Gregory "The Re-Wrought Text", und Kenyon δ (Delta) nennt, zu erwähnen. Dieser Text wird dargestellt durch D (der griechisch-lateinische Codex Bezas und Claromontanus) durch den ebenfalls griechisch-lateinischen Codex Laudianus vom 7. Jahrhundert und andere Handschriften in diesen beiden Sprachen (daher auch der Name westlicher Text); sodann auch durch die altlateinische Uebersetzung und altsyrische Uebersetzung (namentlich die thebaische oder sahidische aus dem südlichen Aegypten); ferner durch die Schriftanführungen vieler alten Kirchenväter. (cf. "Critiscism of N. Test." Seite 60.) Er wird dadurch charakterisiert, daß er mit ziemlicher Freiheit ausläßt oder hinzufügt; ganze Verse, ja noch längere Abschnitte finden sich darin, die in allen andern Textgruppen fehlen. Dieser Text ist daher mit großer Vorsicht zu gebrauchen, außer wenn er durch andere unterstützt wird.

Nächst den alten Handschriften sind in Betracht zu ziehen, die alten Versionen oder Uebersetzungen, die schon zum teil genannt sind. Wir müssen uns darauf beschränken, nur darauf hinzuweisen und ihre Na-

men anzugeben. Die hauptsächlichsten sind (Schaff, Seite 142): Die altlateinische Uebersetzung Itala, die Vulgata von Hieronymus, die vier syrischen Uebersetzungen (Peshitto, die philoxenianische Uebersetzung, die Cureton-syrische und Jerusalem-syrische Uebersetzungen), die drei altegyptischen oder koptischen Uebersetzungen (sahidische, bohairische und baschmurische), die äthiopische, die gothische von Ulfilas und die armenische Uebersetzung. Weitere Belege für den neutestamentlichen Text finden sich in den alten griechischen und lateinischen Kirchenvätern, die wir nur erwähnen.

Beim Vergleich der verschiedenen Texte sieht man, daß gar viele Lesarten oder Varianten zutage treten, die entstanden sind durch die mühevolle Arbeit des Abschreibens, wobei wohl auch oft diktiert wurde, durch den Wunsch Unklares zu beseitigen oder erklären und den vorliegenden Text mit einem andern abweichenden in Einklang zu bringen und dergleichen mehr. Jemehr der Text abgeschrieben wurde, desto mehr Gelegenheiten gab es für Abänderungen bewußt oder unbewußt hineinzukommen. Heute kennt man etwa hundertundfünfzigtausend (150,000) Varianten, von denen eine große Zahl nur geringfügiger Natur sind und durch keine derselben wird die christliche Lehre irgendwie in Frage gestellt. Von diesen vielen Varianten sind etwa 400 von größerer Bedeutung. Aehnliches findet man auch in Schriften neueren Datums. Prof. Tschakert untersuchte 35 Handschriften der Augustana aus dem Jahre 1530, dem Entstehungsjahr, und fand hunderte von Varianten. (Hastings Bible Dictionary: Text of the New Testament. E. Nestle.)

Unter den Regeln, die angewandt werden zur Bestimmung des neutestamentlichen Textes in seiner ursprünglichen Gestalt, sind folgende erwähnenswert, doch ist nicht zu vergessen, daß dieselben nicht etwa mechanisch anwendbar sind. Wir entnehmen sie aus Schaff's Companion to the Greek Testament and English Version. Seite 202.

1. Erkenntnis der in den Dokumenten niedergelegten Zeugnisse ist vor allem andern nötig.

2. Jede Sorte von Evidenz, äußere und innere, muß in Betracht gezogen werden je nach ihrem Werte.

3. Die Quellen des Textes müssen sorgfältig gesichtet und klassifiziert werden, und die Autoritäten müssen eher gewogen werden als gezählt, die große Zahl allein macht es nicht.

4. Die Wiederherstellung des reinen Textes gründet sich auf die Geschichte und Abstammung der Verschlechterungen in Texte (textual corruptions).

5. Die ältere Lesart ist einer späteren vorzuziehen, obwohl es auch darin Ausnahmen geben kann.

6. Die kürzere Lesart ist der längeren vorzuziehen, weil eher Zusätze gemacht wurden als Auslassungen, und oft kamen die Randglossen eines Abschreibers bei einer späteren Abschrift in den Text hinein.

7. Eine schwierige Lesart ist einer leichten vorzuziehen, weil Abschreiber das Schwierige und Unverständliche oft zu beseitigen suchten.

8. Diejenige Lesart, welche die Entstehung der anderen Varianten erklärt, ist vorzuziehen.

9. Jene Lesart, die mit der Schreibart und dem Gedankengang des jeweiligen Verfassers am Besten paßt, ist vorzuziehen.

10. Diejenige Lesart ist vorzuziehen, die besonders zugunsten keiner bestimmten Lehre entweder orthodox oder heretisch ausgelegt werden kann.

11. Die Uebereinstimmung der ältesten Zeugnisse aller Arten entscheidet gegen alle mittelalterlichen Schriften oder gedruckten Ausgaben.

12. Die Unzialen ersten Ranges (die Primärunzialen) ℵ, B, C und A — besonders ℵ und B — wenn durch andere alte griechische Unzialen (wie D, L, T, Ξ, Z und gute vorzügliche Kursive (wie 33) durch alte Uebersetzungen und vornizäische Zitate, überwiegen alle späteren Autoritäten und geben uns voraussichtlich den originellen Text der heiligen Schreiber.

Aus der Anwendung dieser Regeln ergibt es sich, daß der Textus Receptus, von welchem unsere älteren protestantischen Uebersetzungen herrühren, nicht den ursprünglichen Text des Neuen Testaments so genau wiedergibt, wie der griechische Text, welcher als Ergebnis textkritischer Forschung zustande gekommen ist, wie z. B. in Nestles Griechisches Testament. Ziemlich gewiß scheint es, daß gewisse Verse, die öfters in Bibeln gedruckt werden, nicht von Anfang in dem Texte enthalten waren, wie z. B. die Stelle von den drei Zeugen im Himmel. 1. Joh. 5, 7 u. 8. In der deutschen revidierten Bibel steht sie nicht, sondern nur als Anmerkung; in der betreffenden Perikope unsers neuen Gesangbuchs der Evangelischen Kirche sind die Worte auch nicht.

Auch jener bekannte Abschnitt betreffs der Ehebrecherin (Joh. 7, 53 bis 8, 11) ist nicht so gut bezeugt, wie der übrige Teil des Textes, und in der Amerikanischen Revidierten Uebersetzung steht der Abschnitt in Klammern, mit einer Erklärung am Rande, daß er in den meisten alten Handschriften fehle. Uebrigens hat die englische wie amerikanische revidierte Uebersetzung den Ergebnissen textkritischer Forschung Rechnung getragen, und man findet darin einen viel besseren Text als in den alten Uebersetzungen (cf. Riddle: The Story of the Revised New Testament. Seite 27.)

Für uns Prediger des Evangeliums ist es von Wichtigkeit, etwas von diesen Dingen zu wissen, daß wir nicht über zweifelhafte Texte predigen, wenn wir Gottes Wort predigen wollen; und das, was über alle Zweifel erhaben ist, ist doch ein solch überwiegend großer Teil, daß der durch Varianten in Betracht gezogene nur ein Tausendstel des ganzen Textes ist.

Eine besondere Art von Textverbesserung ist die von Prof. C. Könnecke in „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie" dargeboten. (Heft 1, 1908.) Seine Emendationen zu Stellen des Neuen Testaments sind Konjekturen einzelner, unklaren Stellen des Textes, die er durch Umstellung einzelner Worte oder Phrasen zu verbessern sucht. Zur Erläuterung möge nur eine Stelle dienen. In der deutschen Bibel heißt

es Lukas 2, 34 u. 35: „Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden." Die Worte: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen," scheinen nicht recht hineinzupassen, was im gewöhnlichen Text durch Klammern angezeigt ist, als ob es eine Parantheſe wäre. Nun meint Könnecke, stelle man diesen Satzteil am Schlusse von Vers 35, so ist ein richtiger Zusammenschluß mit dem vorigen Verse, und ein passender Gegensatz hergestellt. Es würde dann lauten: „Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden, und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen." Eine Verschiebung der Satzteile beim Abschreiben wäre wohl möglich gewesen. Solches findet man Matth. 5, 4 u. 5 (cf. American Revised Version) und in den Genealogien Kursive 80 und 109 (cf. Gregory, Seite 375.)

Alles was dazu dient, das teure Bibelwort uns klarer zu machen, sollten wir mit Freuden begrüßen, nicht daß wir alles in Bausch und Bogen sofort annehmen, aber es sollte uns doch interessieren; alles sollten wir prüfen und das Gute behalten. Wahr ist, was der große Gelehrte der hebräischen Sprache, Heinrich Ewald, einst einem jungen englischen Studenten, dem späteren Dean Stanley, mit großem Ernste sagte, indem er ein kleines griechisches Testament ergriff: „In diesem kleinen Buch ist die ganze Weisheit der Welt enthalten." Erwägenswert ist auch das Wort, womit Gregory sein Buch über Kanon und Text des Neuen Testaments schließt: — Es wäre doch befremdend, würde ein Christ sich Mühe geben, eine wohlgebaute Kirche zu haben, den Wunsch hegen, einen wohlvorbereiteten Prediger zu haben, darum besorgt sein, einen guten Gesangchor zu haben, der aber sagen würde: „Es ist mir einerlei, was für ein Neues Testament ich habe; die Ausgabe, welche Estienne vor 3½ Jahrhunderte druckte, da noch wenig über den Text bekannt war, ist mir völlig gut genug." Es ist sonderbar, einen Mann zu sehen, der besorgt ist, die neuesten und besten elektrischen Lichter zu haben, der aber total indifferent ist, ob er in seinem Neuen Testament den besten Text hat oder nicht.

Zum neuen Apostolikumstreit.

Von Prof. em. E. Otto.

Der neue Apostolikumstreit ist im „Friedensboten" besprochen worden, und für den Einsender dieses, wie wahrscheinlich für viele Leser des „Magazins", ist derselbe bis jetzt die einzige Quelle, aus der ihre Kenntnis über die der Besprechung zugrunde liegenden Tatsachen entnommen ist. Wenn „Magazin" und „Friedensbote" über ein und dieselbe Sache miteinander verhandeln, so versteht sich von selbst, daß das=

selbe „unter Brüdern“ geschieht, und daß man sich ungeniert gestatten darf, Abweichungen im Urteile gegenseitig auszusprechen. Es heißt da, es sei längst nicht mehr ein Streit ums Apostolikum, sondern um die tolerante Weitherzigkeit des Generalsuperintendenten. Das ist undeutlich, und die eine Partei der Streitenden wenigstens wird in der Aufstellung dieses Gegenstandes von „Nicht, sondern“ nur eine Wortklauberei finden. Ja wohl, wird sie sagen, handelt es sich uns ums Apostolikum; wenn die Frage ist, ob das Apostolikum mit einer sogenannten Weitherzigkeit oder mit Treue behandelt werden soll, so darf man doch vernünftiger Weise nicht sagen, es handle sich nicht um Apostolikum, sondern um Weitherzigkeit. Der „Friedensbote“ meint dem Zusammenhange nach doch etwas anderes damit, was ganz richtig ist: es handelt sich gegenwärtig nicht in derselben Weise um das Apostolikum als vor ca. zwanzig Jahren. Damals lag die Frage vor der Generalsynode: Soll das Apostolikum beibehalten oder außer Gebrauch gesetzt werden als Verpflichtungsformel bei der Ordination von Geistlichen und als Form des Glaubensbekenntnisses im Gemeindegottesdienste? Es ist uns nicht ganz erinnerlich, mit welchen Kautelen der Beschluß auf Beibehaltung desselben von der Synode versehen worden ist, jedenfalls aber sind solche hinzugefügt worden in dem Sinne, auf welchen eben jetzt der Generalsuperintendent sich stützt, wenn er von den Ordinanden nur die Vergewisserung erlangt, daß sie „das, was das Apostolikum in sich trägt, als unsern Glauben tiefer zu ergreifen streben.“

Heute handelt es sich nicht mehr um Abschaffung des Apostolikums in seinem kirchlichen Gebrauche, ein dahingehender Antrag auf der Generalsynode ist wohl von keiner Seite eingebracht worden, weil er dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger vor Jahrzehnten haben würde. Insofern kann man mit dem „Friedensboten“ sagen, es sei eigentlich nie ein Streit ums Apostolikum selbst gewesen, sondern um die Weitherzigkeit. Wird derselbe jemals zu Ende kommen, und welche Art der Beendigung ist ihm zu wünschen? Was das Apostolikum angeht, trifft natürlich auch alle andern Schriften, die als Bekenntnisschriften Geltung haben; es ist ja nur eine selbstverständliche Sache, wenn Prof. Cremer in einem zitierten Worte sagt: „Man täusche sich nicht, damit fallen alle übrigen Bekenntnisse, denn das Apostolikum bildet ihrer aller Grundstock.“ Es wäre ja möglich, daß eine Landeskirche oder eine Synode einer Agitation nachgebend, den Gebrauch des Apostolikums als Bekenntnisform abschaffte und doch dabei ihre bisher übliche Form der Verpflichtung etwa zur Augustana beibehielte, aber das ist richtig, wenn das Apostolikum nicht mehr als unbedingte Lehrnorm angesehen wird, dann kann dies auch mit keiner andern Bekenntnisschrift, wenigstens mit keiner aus dem Reformationszeitalter geschehen, die Weitherzigkeit, mit der man dem Apostolikum gegenüber verführe, müßte auch den übrigen Bekenntnisschriften zugute kommen. Die Apostolikumfrage verallgemeinert sich uns also dahin: inwiefern dürfen oder müssen Bekenntnisschriften als

Lehrnorm angesehen werden? Ein Bekenntnis ὁμολόγησις ist die Aussage über eine erfahrene Tatsache, so daß die Rede mit dem Faktum übereinstimmt. Insofern die Aussage an solche gerichtet wird, welche die Tatsache nicht kennen oder nicht anerkennen, wird das Bekenntnis zum Zeugnis, und es gilt vom Bekenntnis dasselbe, was vom Zeugnisse gilt, daß niemand über etwas zeugen kann, was er nicht erfahren hat. Bekenntnis und Zeugnis haben daher in ihrem Begriffe etwas Subjektives, sind der Ausdruck persönlich gemachter Erfahrung. Selbstverständlich kann solche Erfahrung auch von mehreren, von einer Gemeinschaft, übereinstimmend gemacht worden sein. Da der Glaube seinem Wesen nach ein Verhältnis von Person zu Person ist, so ist ein Glaubensbekenntnis im eigentlichen Sinne nur die Aussage über das Vorhandensein dieses Verhältnisses, also das christliche Glaubensbekenntnis die Aussage über das Vorhandensein dieses Glaubensverhältnisses zu Christo. Darin liegt eingeschlossen, einmal, da man nur an Gott glauben kann, daß Christus in dem Verhältnisse zu Gott stehend gedacht wird, das im menschlichen Bilde ausgedrückt, als Verhältnis von Sohn zum Vater sich beschreiben läßt, also daß wir an Gott glauben, indem wir an Christum glauben. Auf der andern Seite, da unter Glaube ein unbedingt vertrauender Gehorsam zu verstehen ist, daß Jesus als der Herr anerkannt wird. Sonach ist eben christliches Glaubensbekenntnis im engern und eigentlichen Sinne ausgesprochen in den Worten des zweiten Artikels: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn," was natürlich den Inhalt des ersten Artikels zur Voraussetzung hat. Dies und nicht mehr und nicht weniger ist, wie das Neue Testament bezeugt, der Inhalt des christlichen Glaubensbekenntnisses gewesen. Es wird hierbei vorausgesetzt, daß der Bekenner entweder schon eine persönliche Kenntnis von dem, wer und was Jesus war, besitzt, wie das beim Bekenntnis Petri der Fall war, oder daß er, wie dies beim Kerkermeister in Philippi stattfand, willens war, in dem Jesus, wie er ihn kennen lernen würde, den Offenbarer Gottes und seinen Herrn zu erkennen. Das nach Inhalt und Umfang aber zutreffende Wissen um das, was Jesus gewesen ist und getan hat, wird nicht als der Glaube selbst aufgefaßt, sondern allein die Anerkennung Jesu als des göttlichen Herrn wird unter diesem verstanden.

Wenn nun als ein wesentlicher und wünschenswerter Bestandteil des Gottesdienstes auch das angesehen wird, daß die Gemeinde sich in Einheit mit der Christenheit aller Orten und Zeiten als eine bekennende darstelle, und sie dabei das älteste und am allgemeinsten anerkannte Bekenntnis benutzt, so kann als der eigentliche Zweck dieses Aktes auch nur das angesehen werden, daß sie ihrem G l a u b e n Ausdruck gebe: Wir glauben an Jesum Christum, unsern göttlichen Erlöser und Herrn. Wenn das Glaubensbekenntnis in diesem Sinne ausgesprochen wird, so hat es eine heilskräftige Wirkung, und es gilt, was Paulus Römer 10 sagt: „So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig."

Es ist aber von jeher, oder von früh an bis heute, vom Apostolikum wie von den andern Glaubensbekenntnissen noch ein anderer Gebrauch gemacht worden, daß sie nämlich angesehen werden nicht eigentlich als Bekenntnisse, als Geständnisse und Zeugnisse von einer vorhandenen Tatsache, von dem was wir g l a u b e n, sondern als Lehrquellen, als Normen dessen, was wir glauben sollen. Das ist ein ganz natürlicher, aus der geschichtlichen Entwicklung der Kirche sich ergebender Prozeß gewesen; aber es ist darum nicht weniger ein Irrweg. Selbstverständlich mußte der apostolischen Aufforderung gegenüber: „glaubet an den Herrn Jesum Christum" das Bedürfnis der zum Glauben Willigen entstehen, näher zu erfahren: wer ist denn dieser Jesus gewesen, an den wir glauben sollen? Dem Volke Israel gegenüber konnte auf das Lebensbild Jesu selbst hingewiesen werden: ihr habt ihn gekannt, den Propheten mächtig von Taten und Worten, den ihr verworfen habt, den Gott zum Herrn und Messias gemacht hat, den Heiden mußte die ganze Lebensgeschichte Jesu erzählt werden, so sind die Evangelien entstanden, so hat Paulus den Galatern Jesum vor die Augen gemalt. Aber immer ist unterschieden zwischen dem Wissen und dem Glauben; das haben die Apostel ihren Hörern gegenüber gesagt und gemeint: dies und das können wir euch von Jesu berichten, das wisset ihr nun, und nun glaubet an ihn. Es ist natürlich, daß im Anschluß an die apostolische Verkündigung, so wie sie durch die Tradition sich fortpflanzte, namentlich zum Gebrauch bei der Taufe gewissermaßen ein Compendium des Wissenswerten vom Leben Jesu zusammengestellt ward, aus dem der Täufling ersehen sollte, wer der Jesus sei, an den er glauben sollte. Den Unterschied aber zwischen dem, was Glaubensforderung, und dem was Inhalt eines auf Ueberlieferung beruhenden Wissens sei, drückt das Apostolikum so deutlich aus, indem es diese Wissensmomente in der Form von Relativsätzen an den Hauptsatz anschließt. Frühe ist dieser Unterschied verwischt worden, als ob es sich um durchaus parallele Aussagen handle: „Ich glaube, daß Jesus Gottes Sohn ist, daß er vom Heiligen Geist empfangen, von der Jungfrau geboren ist" u. s. w. Erst Luther hat diesen Sinn des Apostolikums wieder hergestellt, indem er zum Hauptsatze seiner Erklärung gemacht hat: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr." Für viele seiner Anhänger vergeblich, für sie heißt „glauben" in erster Linie nicht: sich sittlich verbunden wissen, sondern: zu Lehraussagen der Kirche zustimmen.

Zeigt die Form des Apostolikums noch deutlich, daß in seiner Entstehungszeit Bekenntnis und Lehraussagen wohl auseinander gehalten worden sind, so zeigt die Weiterentwicklung der Kirche, daß die Auseinanderhaltung von Bekenntnis und Lehraussagen immer mehr aufgegeben wurde und Lehraussagen mit dem Charakter von Bekenntnissen ausgestattet wurden. Da Gott oder Christus die Wahrheit ist, so ist das Bekenntnis zu ihm Pflicht, das Nichtbekennen Sünde; wenn Lehraussagen mit dem Charakter des Bekenntnisses ausgestattet werden, so heißt dies, daß ihre Anerkennung für Pflicht, die Nichtzustimmung zu

ihnen für Frevel angesehen wird, der je nach Umständen zeitliche oder ewige Strafe nach sich ziehen muß. Beim Nicänischen Glaubensbekenntnis und dem ihm folgenden Verfahren in den arianischen Streitigkeiten tritt die Verquickung von Glaubensbekenntnis und Dogma schon grell zu Tage, und das athanasianische symbolum quicunque ist nichts als Aneinanderreihung von Dogmen.

Wenn wir sagen, daß die Verquickung von Bekenntnis und Dogma als ein Irrweg zu betrachten sei, der schließlich zu Inquisition und Ketzerausrottung geführt hat, so ist natürlich nicht damit gemeint, daß die Arbeit der Kirche in der Ausbildung des Dogma selbst besser hätte unterlassen werden sollen, das hieße ja den Geist dämpfen wollen. Die Reinigung der christlichen Erkenntnis von den Einflüssen jüdischer oder heidnischer Denkweise, die Abwehr einseitig weitgehender Konsequenzen aus richtigen Voraussetzungen, die Vereinbarung religiöser Gewißheiten mit sich erweiterndem Weltwissen sind Aufgaben, deren Lösung zum Leben der Kirche gehört; aber, was immer nur die Leistung einzelner führender Geister ist, zum Glaubensgesetz für die Gesamtheit zu machen, von dessen Anerkennung die Seligkeit abhängig sei, das mußte mehr und mehr zu Gleichgiltigkeit und Entfremdung gegen die christliche Wahrheit führen. War es nicht das einfachste, der Kirche zu überlassen, was Wahrheit sei, zu bestimmen, und sich mit dem Zugeständnis zu begnügen: ich glaube alles, was die Kirche sagt, und war es nicht für die Kirche am einfachsten, die Leute denken zu lassen, was sie wollten, wenn sie nur ihren Forderungen und Satzungen Gehorsam leisteten? So hat der Dogmatismus, d. h. der Versuch, den Menschen Glauben beizubringen nicht dadurch, daß man sie überzeugt, sondern dadurch, daß man ihnen droht, zu Unterbindung der Lebensgemeinschaft mit Christo geführt. Daß die wahre Kirche trotzdem zu allerzeit vorhanden gewesen ist, wenngleich mit Irrtum und bösem Wesen vermischt, lehrt unser Katechismus.

Die Reformation war in ihrem innersten Wesen eine Erweckung der Lebensgemeinschaft mit Christo, und darum ein Bekenntnis zu ihm. Ein Bekenntnis wird ja nicht bloß in Worten bei einzelnen Gelegenheiten abgelegt, sondern im ganzen Leben und Wesen; wenn Jesus sagt: „Wer mich bekennt" u. s. w., so hat er damit nicht bloß die einzelnen, in entscheidenden Stunden abzugebenden mündlichen Erklärungen seiner Jünger im Sinne, sondern ihr ganzes Leben und Verhalten. Die ganze Reformationsbewegung war ein Bekenntnis, eine Erklärung über einen Tatbestand: wir glauben, durch die Gnade unsers Herrn Christi selig zu werden. Wohl haben auch andere Momente mitgewirkt, die Bewegung in Fluß zu setzen, die verstandesmäßige Kritik an den Torheiten, die Empörung über die selbst- und habsüchtigen Anmaßungen, die Begehrlichkeit nach Beschlagnahme der weltlichen Güter der Kirche, aber alle dies war schon früher vorhanden gewesen, ohne eine Reformation zu bewirken. Leben und Kraft kam erst durch die zündende Idee von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Trotz aller die Bewegung begleiten-

der, trübender und hemmender Misèren ist's doch eine Frühlingszeit für die Kirche gewesen, und welche herrliche Neugestaltung des Ganzen hätte sich erreichen lassen, wenn man sich auf diesem einfachen Prinzipe, diesem eigentlichen Bekenntnissatze hätte einigen und zum Zusammenwirken verbinden können: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde vor Gott durch einen lebendigen und tätigen Glauben."

Lutheraner und Reformierte und Katholiken hätten sich auf dieser Grundlage einigen und zu gemeinsamem Handeln verbinden können, die Ausführung der Konsequenzen Gott überlassend, und als es auf dem Regensburger Religionsgespräche zwischen Melanchthon und Contarini gelungen war, solche Einigungsformel auszufinden, mögen vertrauensselige Gemüter den Anbruch wenn auch nicht eines Milleniums, so doch einer friedlichen Zeit erhofft haben. Allein der gute Wille einzelner, wohlmeinender Personen, und die glückliche Auffindung einer Formel, in der sich die bei aller Verschiedenheit der Lehranschauungen vorhandene Bekenntnisgemeinschaft ausdrücken lasse, genügte nicht, die Einheit einer sichtbaren Kirche aufrecht zu erhalten. Zu tief wurzelte in der Reformationszeit noch, wie's ja auch heute noch der Fall ist, die ererbte Anschauung, daß zu einer kirchlichen Zusammengehörigkeit die Uebereinstimmung in Lehren gehöre. Das hat sich gleich beim ersten Glaubensbekenntnis, der Augustana, gezeigt, deren eigentlicher Zweck ja der Nachweis war, daß die Protestanten von der Lehre der allgemeinen Kirche nicht abgewichen seien, die in der Lehre (vom Abendmahl) nicht willig zustimmenden süddeutschen Städte wurden nicht mit zugelassen, den „sächsischen Begriff" mit zu unterschreiben. Zur Kirchengemeinschaft gehört Lehrgemeinschaft; daß dies altprotestantischer Grundsatz sei, bedarf weiter keiner Belege. Pietismus und Aufklärung haben die Härte des Grundsatzes erweicht, aber mit dem Wiedererstarken des kirchlichen Bewußtseins ist auch die Frage wieder auf die Tagesordnung gesetzt: brauchen wir als Kirche ein Lehrbekenntnis oder nicht? Es mag ein wehmütiges oder ein sathrisches Lächeln hervorrufen, wenn von Wiedererstarken des kirchlichen Bewußtseins geredet wird, und natürlich kann von einem solchen nur in sehr relativer Weise die Rede sein; aber es hieße doch die Sachlage verkennen, wenn man es ganz wegleugnen wollte.

Deutlich hat es sich hier in Amerika gezeigt, wo der Plan, hier ein kirchenfreies Deutschtum zu etablieren, doch von einer allgemeinen Durchführung hat absehen müssen, und auch in Deutschland hat die stärkere Aggressivität Roms und die entschiedene Kirchenfeindschaft des Sozialismus das Bedürfnis nach einer Pflegestätte der Religion erstarken lassen. Da stehen nun einander die verschiedenen Auffassungen gegenüber; für die einen ist die Religion fast nur Mittel zum Zweck, zur Bewahrung und Belebung der Sittlichkeit, für sie bleibt's eine mehr im Hintergrunde zu belassende Tatsache, was Gott für uns getan hat, wenn nur recht eingeprägt wird, was wir Gott gegenüber zu tun haben, ein Lehrbekenntnis mag nach ihrer Ansicht ganz gut sein, aber es gehört mehr

in die Sonntagschule als vor die mündige Gemeinde. Die andern halten ein Lehrbekenntnis, das der Gemeinde eingeprägt und den Lehrenden verpflichtend gemacht wird, für notwendig, aber es müsse der adäquate Ausdruck dessen sein, was wir in der Gegenwart wirklich glauben, gereinigt von antiquierten Vorstellungen, dem modernen Bewußtsein nicht widersprechend. Eine dritte Richtung will nichts davon wissen, daß sich das mysteriöse „moderne Bewußtsein", hinter dem sich der Unglaube verberge, ein eigenes Glaubensbekenntnis ausdenke, sondern was zu bekennen und zu glauben sei, das sei längst festgelegt in Gottes Wort und den Bekenntnisschriften der Kirche. Und eine vierte Auffassung, die zur Zeit, sozusagen, offiziell maßgebend, aber auch angreifbar und tatsächlich angegriffen, ist, windet sich zwischen den vorgenannten hindurch, von jeder etwas adoptierend. Ein Lehrbekenntnis, sagt sie, ist notwendig, irgend eine Grenze gegen die Geltendmachung subjektiver Ansichten muß es geben, wenn unsere Kirche überhaupt einen einheitlichen geistigen Charakter bewahren soll; das Beste würde allerdings sein, wir könnten uns ein eigenes neues Lehrbekenntnis schaffen, in welchem jeder evangelische Christ von heutzutage seine eigene Dogmatik wiedererkennen würde, allein wer sollte das formulieren, und würde es nicht bei der Gemeinde heißen: das ist ein neues Ding, nicht unser alter Glaube; ist nicht die Abfassung des neuen ein Geständnis, daß man vom alten abgefallen ist? Darum hat sich vor zwanzig und mehr Jahren der früheren Opposition gegenüber die Generalsynode dafür entschieden: wir bleiben beim Bekenntnis der alten Kirche, dem apostolischen; wir behalten es bei als liturgischen Ausdruck des Glaubens der Gemeinde und als Verpflichtungsform bei der Ordination der Geistlichen, aber in dem Sinne, daß wir damit nicht eigentlich zu Lehren unsere Zustimmung geben, sondern uns dem ursprünglichsten und bündigsten Bekenntnisse anschließen: Jesus ist unser Herr; es ist kein Lehrbekenntnis, sondern ein Glaubensbekenntnis, weniger, als es aussagt, wird und darf keiner bekennen, der ein Christ ist, und mehr oder Größeres kann kein noch so vervollständigtes Bekenntnis geben. Das ist, sozusagen, ein Provisorium, mit dem sich fortwirtschaften läßt, solange es geht, aber in Krisen hält es nicht Stand und leidet an innerem Widerspruche. Zu Grunde liegt doch die Anerkennung, daß eine Grenzbestimmung wünschenswert sei, die ebensowohl die Gemeinden schützte gegen Mißbrauch der Lehrfreiheit seitens der Geistlichen, als auch umgekehrt den Geistlichen gegen eine auch vorkommende Brutalität der Gemeinden, die einfach verlangen: Bekenntnis hin, Bekenntnis her, wir wollen die und die Schriftstelle so und so ausgelegt haben.

Man würde nicht für die Beibehaltung des Apostolikums gestimmt haben, wenn man nicht gemeint hätte, der Lehrwillkür damit eine Schranke zu setzen, und doch soll nun auf der andern Seite dasselbe kein Lehrbekenntnis, sondern ein Glaubensbekenntnis sein. Ferner: das Bekenntnis· „Jesus ist der Herr" ist doch zu inhaltsleer, man muß doch wissen, wer und was der Jesus ist, den du als Herrn bekennst. Und

schließlich: ist es nicht eine fortwährende Unwahrhaftigkeit, wenn z. B. der größte Teil der Gemeinde auf der Auffassung fußt: wir bekennen oder sollen bekennen, daß Jesus von einer Jungfrau geboren ist, und der Prediger muß auf genaues Befragen erklären: das bekenne ich eigentlich nicht mit, sondern ich bekenne nur, daß Jesus Christus mein Herr ist. Wenn ihr's nicht bekennt, werden Leute von derberer Denkweise sagen, warum sagt ihr's dann her, so daß man den Eindruck bekommt, ihr bekennt es? So fordern denn die Vertreter dieser derberen Denkrichtung, es sollen nur solche Männer zum Predigtamt zugelassen werden, die das, was sie zu bekennen haben, auch glauben, d. h. die den in das Apostolikum aufgenommenen Lehrsätzen, in denen über die Person Jesu geschichtliche Aussagen gemacht werden, zustimmen. Der Begriff des Glaubens wird hier durchaus im Sinne von assensus genommen. Wenn dann Generalsuperintendent Lahusen darauf hingewiesen hat, wie doch auch die Generalsuperintendenten nicht die Befugnis haben, zu entscheiden, was ein ordinärer Geistlicher zu „glauben" habe, so werden die „Positiven" ihm antworten: Warum denn nicht? Dazu sind sie ja da, sie haben im Namen der Kirche vom Ordinierenden zu fordern, daß er glaube, was die Kirche glaubt. Da haben wir den katholischen Begriff des Glaubens. Wenn dann Lahusen von zarten Rücksichten gesprochen hat, die auf das Gewissen der Ordinanden zu nehmen seien, die nach dem Theologiestudium, das ihnen auf den Universitäten aufgenötigt sei, nur ausnahmsweise ganz und voll auf dem Boden des Apostolikums stehen können (F. B.), so darf das doch wohl nicht dahin verstanden werden, als werden auf den Universitäten den Studierenden ungläubige Ansichten a u f g e n ö t i g t, so daß man sie gewissermaßen als Gemißhandelte zu bedauern hätte, die eben unter besserer Pflege schon gesunden würden, oder ohne Bild gesagt, daß man sie als Irregeleitete betrachten müsse, von denen man aber die intellektuelle Bekehrung im Laufe der Zeit sicher erwarten dürfe. Wohl ist's ja wahr, daß durch die Erfahrungen des Amtslebens schon mancher „positiver" geworden ist, und intellektuelle Zweifel, die ihm früher als Berge erschienen sind, als geringfügige Nebensachen anzusehen gelernt hat, aber dahin sind wir denn doch, Gott Lob, noch nicht gekommen, daß wir die wissenschaftliche Beschäftigung mit der christlichen Wahrheit als eine irreleitende Macht ansehen, die sich dem Studierenden a u f n ö t i g e.

Wir können dem „Friedenbote" nicht darin beistimmen, wenn er sagt, daß die namhaft gemachten positiven Vereine protestiert haben, nur eben um zu protestieren, als ob ihnen nur an einer, wenn auch zwecklosen Polemik gelegen, sondern die Leute haben bewußte Ziele, sie wissen was sie wollen, strammes Regiment in der Kirche, anzustrebende Ausschließung der Nichtpositiven von ihren Lehrämtern u. s. w. Wenn Lahusen sagt: „Wo würden wir hinkommen, wenn die Leiter der Kirche sich zum Werkzeuge solche Bestrebungen machen würden; es würde zur Herrschaft eines Subjektivismus kommen, der in Willkür ausarten würde," so hat er damit Recht, insofern ein Extrem notwendig ins andere über-

schlägt. Darum stimmen wir dem „Friedensbote“ bei, wenn er sagt, der Kampf hätte nie angefangen werden sollen; daß er hat entstehen können und in gewissem Grade auch müssen, liegt in einem Notstande der Unfertigkeit und Ratlosigkeit der Kirche in der Gegenwart begründet.

Begutachtung der Vorlage zur Revision des Evangelischen Katechismus.

Vorgetragen auf der allgemeinen Pastoralkonferenz des Texas Distrikts in Coupland, Tex., vom 24.—27. Sept. 1912, von Pastor F. Piepenbrok in Port Arthur, Tex.

Es handelt sich für unseren ehrw. Texas-Distrikt, soweit er durch seine Pastoren repräsentiert wird, jetzt um die Begutachtung der „Vorlage zur Revision des Evangelischen Katechismus,“ Diese Vorlage ist in unser aller Händen, und es darf ohne Zweifel vorausgesetzt werden, daß der Wichtigkeit der Sache entsprechnnd jeder von uns die Vorlage genau geprüft und sich sein Urteil darüber gebildet hat. Ob diese unsere Urteile mit einander übereinstimmen, darf billig bezweifelt werden; jedenfalls wird sich dies hernach zeigen, wenn über meine von der ehrw. Pastoralkonferenz verlangte und jetzt vorzutragende Begutachtung der Vorlage debattiert werden wird.

Für die Ausarbeitung der Vorlage war der von der letzten ehrw. Generalsynode gefaßte Beschluß maßgebend, der also lautet: „Bei der Revision soll ohne Antastung des Inhalts nur sprachliche Vereinfachung von Frage und Antwort nach pädagogischen Grundsätzen angestrebt werden.“ Diesem Beschluß entsprechend darf natürlich auch unsere Begutachtung, wenn sie irgendwie erfolgreichen Anspruch auf Berücksichtigung machen will, sich im allgemeinen nur innerhalb dieser scharf gezogenen Grenzen bewegen. Die Marschroute ist uns also genau vorgeschrieben.

Nach genauer Durchsicht der Vorlage erlaube ich mir nun mein begutachtendes Urteil zunächst im allgemeinen dahin auszusprechen: ein evangelischer Katechismus, revidiert, wie es die uns vorgelegte Revision anstrebt, würde in Hinsicht sprachlicher Vereinfachung und Anwendung besserer pädagogischer Grundsätze einen lobenswerten Fortschritt bedeuten und dadurch nicht nur den Unterricht der Lehrer, sondern auch das Verständnis der Kinder bedeutend erleichtern. Trotzdem aber erlaube ich mir zu den von der Vorlage bereits gemachten Veränderungen bezw. Verbesserungen noch folgende neue hiermit in Vorschlag zu bringen.

Ich wünsche dringend, daß zunächst in unserem zu revidierenden Katechismus voran gedruckt werden: 1. der Wortlaut der zehn Gebote, wie sie in der Bibel stehen, mit der Ueberschrift: Erstes Hauptstück, die heiligen zehn Gebote Gottes. — 2. Die drei Artikel des christlichen Glaubens mit den von Luther gegebenen Erklärungen, und dazu die Ueberschrift: Zweites Hauptstück, der christliche Glaube. — 3. Das Va-

ter unser, wie wir es in unserem Katechismus haben, und dazu die Ueberschrift: Das dritte Hauptstück. Vom Gebet. — 4. Die Frage: Was ist die Taufe? mit der dazu im Katechismus stehenden Antwort, und dazu die Ueberschrift: Viertes Hauptstück. Das Sakrament der heiligen Tarfe. — 5. Die Frage: Was ist das heilige Amendmahl? mit der im Katechismus stehenden Antwort, und dazu die Ueberschrift: Das fünfte Hauptstück. Das Sakrament des heiligen Abendmahls.

Zur Begründung dieses fünffachen Wunsches bemerke ich Folgendes: Wir haben es in unseren Gemeinden oft mit strenggesinnten Lutheranern zu tun. Diese nehmen zwar an unseren Predigten fast niemals irgend welchen Anstoß, denn wir predigen ja aus derselben Bibel, die auch die lutherische Kirche gebraucht, wohl aber stoßen sie sich an dem Wortlaut und an der Einrichtung unseres Katechismus. Sie vermissen darin vor allem den Vordruck unserer fünf Hauptstücke. Manche der Einwendungen, wie sie von Lutheranern in unseren Gemeinden erhoben werden, würden wegfallen, oder abgeschwächt werden, wenn die eben bezeichneten Teile unserem Katechismus vorgedruckt würden. Außerdem ist der separate Abdruck dieser in erster Linie zu memorierenden Abschnitte auch zu dem Zwecke dringend erwünscht, damit die Kinder sie nicht aus der Zerstreuung erst lange suchen müssen.

Der obige fünffache Antrag wurde von der Konferenz einstimmig angenommen mit dem Zusatz, daß die Reihenfolge *unserer* Gebote durch *vorgedruckte römische* Zahlen, und die Reihenfolge der *lutherischen* Gebote durch *eingeklammerte arabische* Zahlen markiert werden soll.

Um nun weiter auf das Einzelne der Vorlage einzugehen, so erlaube ich mir dazu noch folgende Veränderungen bezw. Verbesserungen in Vorschlag zu bringen.

Erstes Hauptstück.

Aus Frage zehn, die vom zweiten Gebot handelt, mögen entsprechend der Einteilung der meisten der übrigen Gebote folgende zwei Fragen gebildet werden: 1. Was *ver*bietet Gott in diesem Gebot? Antwort: Gott *ver*bietet in diesem Gebot, daß wir ihn unter einem Bilde anbeten. Dazu der Spruch: Jes. 40, 18. — 2. Was *ge*bietet Gott in diesem Gebot? Antwort: Gott *ge*bietet in diesem Gebot, daß wir ihn so anbeten sollen, wie er in seinem Worte gelehrt und in seinem Sohne Jesu Christo sich geoffenbart hat. Dazu der Spruch: Joh. 1, 18. — Von der Konferenz einstimmig angenommen.

Frage sechzehn möge nicht, wie die Vorlage beantragt, gestrichen werden, sondern stehen bleiben in ihrer bisherigen Fassung, doch möge es mit den dazu gehörigen Sprüchen gehalten werden, wie die Vorlage wünscht, nur müssen sie unter Frage sechzehn gestellt werden. — Einstimmig angenommen.

Die beiden Fragen zwanzig und einundzwanzig mit ihren entsprechenden Antworten mögen vereinigt werden zu der folgenden Frage und Antwort: Was *ver*bietet Gott im sechsten Gebot? Gott *ver*bietet

im sechsten Gebot 1. Mord und Totschlag, 2. jede Tat und Gesinnung, wodurch das Leben des Nächsten oder das eigene verkürzt oder verbittert wird, 3. Verführung und Verwahrlosung. Bezüglich der dazu gehörigen Sprüche und biblischen Geschichten soll es gehalten werden, wie die Vorlage beantragt. — Einstimmig angenommen mit dem Zusatz, daß der Spruch Spr. Sal. 23, 29 u. 30 nicht wegfallen, sondern bleiben soll.

Die Antwort zu Frage achtundzwanzig soll zum besseren Verständnis der Kinder also heißen: Daß wir des Nächsten Gut und Nahrung bessern und behüten helfen, und daß wir uns genügen lassen sollen an dem, was Gott uns gibt. — Einstimmig angenommen.

Zweites Hauptstück.

Zu Frage dreißig soll der Spruch 3. Mos. 19, 16: Du sollst kein Verleumder sein unter deinem Volk, nicht, wie die Vorlage will, gestrichen werden, sondern bleiben. — Einstimmig angenommen.

Aus Frage zweiundfünfzig mögen folgende zwei gemacht werden: 1. Was heißt: Gott ist gnädig? Antwort: Gott ist gnädig, das heißt: Gott liebt den Sünder. Dazu der Spruch: Luk. 18, 13 b Gott sei mir Sünder gnädig; und die biblische Geschichte vom Pharisäer und Zöllner, Luk. 18, 9—14. — Zweite Frage: Was heißt: Gott ist barmherzig? Antwort: Gott ist barmherzig, das heißt: Gott liebt den Elenden. Dazu der Spruch: Jes. 49, 13 Der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmt sich seiner Elenden. Und die biblische Geschichte vom barmherzigen Samariter, Luk. 10, 23—37. — Einstimmig angenommen.

Frage vierundsechzig mit ihrer Antwort möge nicht geändert werden, wie die Vorlage will, sondern beide mögen erhalten bleiben in ihrer bisherigen Fassung, also nicht: Worein ist der Mensch durch diesen Abfall von Gott geraten? sondern: Welche traurigen Folgen hatte dieser Abfall von Gott? und dazu die bisherige Antwort: Der Mensch verlor das Ebenbild Gottes etc. Die Veränderung der Sprüche möge geschehen, wie die Vorlage wünscht. — Einstimmig angenommen.

In der Antwort auf Frage achtundsechzig: Wie vielfach ist der Tod? möge es nicht heißen: der leibliche, geistliche und ewige Tod, sondern: der geistliche, leibliche und ewige Tod, weil nicht in jener, sondern in dieser Reihenfolge der dreifache Tod entstanden ist. — Einstimmig angenommen.

Auf Frage achtundsechzig möge noch folgende neue Frage und Antwort folgen: Was ist der geistliche, leibliche und ewige Tod? Der geistliche Tod ist die Trennung des Menschen von Gott durch die Sünde; der leibliche Tod ist die Trennung der Seele vom Leibe; der ewige Tod ist die Trennung Gottes von dem unbußfertigen Menschen auf ewig. — Einstimmig angenommen.

Als Antwort auf Frage vierundsiebzig bringe ich folgende leichter verständliche in Vorschlag: Jesus Christus hat auf Grund der Heiligen Schrift 1. göttliche Namen, 2. göttliche Eigenschaften und Werke, 3. göttliche Ehre, darum muß er wahrhaftiger Gott sein. — Einstimmig angenommen.

Die Antwort auf Frage sechsundsiebzig: Wodurch hat sich Christus schon vor seinem Tode als Erlöser geoffenbart? möge besser also lauten: Christus hat sich schon vor seinem Tode als Erlöser geoffenbart durch sein prophetisches Amt, d. h. 1. durch seinen heiligen Wandel, 2. durch seine Predigt von der Vergebung der Sünden, 3. durch seine Wunder. — Einstimmig angenommen.

Dementsprechend ist es dringend zu empfehlen, der Antwort auf Frage siebenundsiebzig: Wodurch hat Christus die Erlösung vollbracht? folgende richtigere und bessere Fassung zu geben: Christus hat die Erlösung vollbracht durch sein hohepriesterliches Amt, d. h. 1. durch sein heiliges Opfer im Leiden und Sterben, 2. durch seine Fürbitte, 3. durch sein Segnen. Dazu noch folgende neue Sprüche von der Fürbitte und vom Segnen: Luk. 23, 34 a Jesus aber sprach: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Luk. 24, 50 Jesus führte sie hinaus bis gen Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. — Zur Begründung dieser erweiterten Antwort bemerke ich kurz folgendes: Wie die Propheten, so hatten auch die Hohenpriester im Alten Testament eine dreifache Aufgabe. Die der Propheten ist genannt in der Antwort auf Frage sechsundsiebzig. Die alttestamentlichen Hohenpriester mußten 1. opfern, 2. Fürbitte tun, 3. segnen. Darum ist es nicht recht, dem Hohenpriester, Jesus Christus, der auch als solcher die Erfüllung des Alten Testaments ist, in der Antwort auf Frage siebenundsiebzig nur die erste seiner drei Aufgaben, nämlich das Opfern, beizulegen, die beiden anderen dagegen, die Fürbitte und das Segnen, einfach zu übergehen.

Dieser Antrag wurde nicht angenommen, obwohl man die dreifache Aufgabe des Hohenpriesters nicht leugnete. Doch wurde empfohlen, daß in die von der Vorlage gegebene Antwort die Worte eingefügt werden sollen: „durch sein hohepriesterliches Amt, d. h."

In der Antwort auf Frage achtundsiebzig möchte ich hinter dem Worte „Vorbild" in Klammern gesetzt haben (Prophetisches Amt), und am Schluß hinter dem Worte „Christi" in Klammern: (Hohepriesterliches Amt). — Einstimmig angenommen.

In der Antwort auf Frage einundachtzig dürfte es angebracht sein, hinter dem Worte „erwiesen" in Klammern zu setzen (Königliches Amt). — Einstimmig angenommen.

In der Antwort auf Frage dreiundachtzig sollte es statt: Christus heißen: Christo. — Einstimmig angenommen.

Die von der Vorlage in der Antwort auf Frage achtundachtzig gestrichenen Worte: „mit dem Vater und dem Sohne wahrer und ewiger Gott," mögen stehen bleiben, um so mehr, da die Weglassung gegen den Beschluß der ehrw. Generalsynode verstoßen würde: „es soll bei der Revision des Katechismus der Inhalt nicht angetastet werden." — Einstimmig angenommen.

Frage neunundachtzig samt der Antwort dazu sind von der Vorlage gestrichen worden. Ich beantrage dem gegenüber dringend, daß

beides mit den Sprüchen stehen bleibe. (Welche Aemter werden etc.) — Einstimmig angenommen.

Die Vorlage gibt auf Frage einundneunzig die Antwort: „Durch die Heilsordnung, welche aus folgenden Stücken besteht: Berufung und Erleuchtung, Buße und Glauben, Rechtfertigung und Heiligung.“ Mit dieser Antwort kann ich mich durchaus nicht einverstanden erklären, und zwar aus zwei Gründen: sie entspricht zunächst nicht der Erklärung Luthers zum dritten Artikel, die unser Katechismus mit Recht wörtlich aufgenommen hat, und sie enthält zweitens logische Unrichtigkeiten, insofern von den sechs aufgezählten Stücken nur drei einander koordiniert sind, nämlich Berufung, Erleuchtung und Heiligung, während dagegen Buße und Glaube der Erleuchtung subordiniert sind, und die Rechtfertigung subordiniert dem Glauben. Alle diese Fehler werden vermieden, wenn die Antwort so heißt, wie sie sachlich und logisch heißen muß, nämlich: Der Heilige Geist führt uns zu Christo durch die Heilsordnung, welche aus folgenden vier Stücken besteht: Berufung und Erleuchtung, Heiligung und Erhaltung im Glauben. So allein entspricht die Antwort der Erklärung Luthers zum dritten Artikel. — Einstimmig angenommen.

Hinter der Antwort auf Frage dreiundneunzig: Was geschieht durch die Erleuchtung? sollten die Worte hinzugefügt werden: Durch die Erleuchtung führt also der Heilige Geist den Menschen zur Buße und zum Glauben. — Einstimmig angenommen.

Auf Frage fünfundneunzig: Was ist der Glaube? muß die neue Frage folgen: Was wird durch den Glauben bewirkt? und dazu die Antwort: Durch den Glauben wird die Rechtfertigung bewirkt. — Einstimmig angenommen.

Hinter Frage 101 muß unbedingt die neue Frage folgen: Was ist zu verstehen unter der Erhaltung im Glauben? und dazu die Antwort: Unter der Erhaltung im Glauben ist zu verstehen, daß der Heilige Geist mich in alle Wahrheit leitet und in Gefahr, Not und Trübsal meinen Glauben stärkt, kräftigt und gründet bis ans Ende. Dazu die Sprüche: Joh. 16, 13 Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. 2. Tim. 1, 7 Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht. Röm. 15, 13 Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr völlige Hoffnung habt durch die Kraft des Heiligen Geistes. 1. Petri 5, 16 Der Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit, der wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen. Und dazu die biblische Geschichte von Stephanus Ap. Gesch. 6. — Einstimmig angenommen.

Drittes Hauptstück.

Die Antwort zu Frage 113: Was ist das Gebet? soll nicht heißen: Das Gebet ist das Gespräch des Herzens mit Gott zu Preis und Lob, zu Bitte und Dank, sondern umgekehrt: zu Bitte

und Dank, zu Preis und Lob; denn dies ist die genetisch richtige Reihenfolge. — Einstimmig angenommen.

Viertes Hauptstück.

Zur revidierten Erklärung des vierten Hauptstückes habe ich nichts hinzuzufügen, sondern erkläre mich ganz damit einverstanden. — Einstimmig angenommen.

Fünftes Hauptstück.

Statt der langen Antwort auf Frage 137 empfehle ich folgende kürzere und besser verständliche: Wir sollen bedenken, daß Jesus um unserer Sünden willen gelitten hat und gestorben ist; darum dürfen wir die Sünde nicht mehr lieb haben, sondern wir müssen unserm Heiland zu Ehren leben, leiden und sterben. — Diese Empfehlung wurde nicht unterstützt, sondern man wünschte die lange Antwort beizubehalten.

Zur Katechismusfrage.

Von Pastor F. A. Umbeck.

Einleitung des Herausgebers. Der liebe Bruder, der uns nachstehende Antwort zur Veröffentlichung einsandte, wünschte, daß wir die Einleitung schreiben, die dazu nötig sei. Eine solche ist hier allerdings nötig. Denn wir haben es hier mit einem Referat zu tun, das vor einunddreißig Jahren von dem Verfasser verlesen wurde und seitdem ruhig im Pulte geschlafen hat. Jetzt, da die Revisionsfrage wieder auftauchte und sogar recht akut geworden ist, hat Verfasser sich jenes Referats erinnert und es bei der letztjährigen Distriktskonferenz des West-Missouri-Distrikts verlesen. Auf dringenden Wunsch des Distrikts wurde es dem Schreiber dieser Zeilen zur Veröffentlichung zugeschickt in der Gestalt, die es vor einunddreißig Jahren erhalten hat. Da nun dieses Jahr die Frage wohl zur definitiven Entscheidung kommen soll, so geben wir dem Verlangen des genannten Distrikts Raum, und überlassen es der Synode zu entscheiden, welche Stellung sie in dieser Frage einnehmen will.

In Nummer 8 und 9 der „Theologischen Zeitschrift," ist die Katechismusfrage wieder in Anregung gebracht worden, und einige Brüder gehen mit dem Gedanken um, daß eine Revision desselben wünschenswert sei. Wie Viele, oder wie Wenige eine solche Revision wünschen, ist allerdings schwer zu sagen, doch glaubt Schreiber dieser Zeilen, daß bei weitem die Mehrzahl der Pastoren unserer Synode, eine Revision nicht wünschen. Unser Evangelischer Katechismus ist aber auch nicht nur Eigentum der Pastoren, sondern auch der Gemeinden, und würde man dieselben fragen, ob der Katechismus revidiert werden sollte, so würden sie gewiß dagegen protestieren.

Der Katechismus ist nun schon achtzehn Jahre im Gebrauch, und ist in seiner gegenwärtigen Form von vielen Tausenden unserer jungen

Leute gelernt worden, und es ist sehr zu wünschen, daß er noch von vielen Tausenden gelernt werde, und daß derselbe eine immer größere Verbreitung in unserem Lande finde.

Diejenigen Brüder, die eine Revision wünschen, mögen bedenken, daß es nicht gut ist, wenn man immer revidiert. Es dient das nicht zur Befestigung der Gemeinden, noch weniger zur Befestigung des Glaubens. „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde," sagt der Apostel. Ein Sprüchwort sagt: „Tadeln ist leichter, als besser machen." Das gilt vor allen Dingen auch von unserm Katechismus. Es mag ja sein, daß einige Antworten desselben, in anderer Form besser zu lernen und leichter zu verstehen wären, aber es wird schwer halten, diese andere Form zu liefern; und dann wäre es noch die Frage, ob dieselbe auch allen zusagen würde.

Der Katechismus ist zwar nicht das Bekenntnis unserer Evangelischen Kirche, aber nächst der Heiligen Schrift das Hauptlehrbuch derselben, und eine Veränderung ist nur dann notwendig, wenn etwas mit der Heiligen Schrift nicht im Einklang wäre, oder wenn etwas gegen das Bekenntnis der Evangelischen Kirche verstoßen würde. Das ist aber Gott sei Dank nicht der Fall.

Was ist's nun, was man an unserm Katechismus zu tadeln hat? Es ist gesagt worden, die Sprache desselben sei nicht volkstümlich, und darum schwer zu verstehen, und schwer zu lernen. In der 81. Frage wird nach Bruder Zellers Ansicht „Der goldene Apfel in harter Schale geboten." Daß die Schale etwas hart ist, ist wohl möglich, für manchen Schüler, aber daß der Kern ein ausgezeichnet guter ist, daran ist kein Zweifel, und der Kern oder vielmehr das Fleisch desselben ist doch die Hauptsache, zudem ist die Schale auch nicht so hart, wenigstens nach meiner Erfahrung nicht, die meisten von allen meinen Konfirmanden sind mit der Schale wohl fertig geworden, wenn sie nur auch das Fleisch desselben recht gegessen und sich recht angeeignet hätten. Die Probe, welche uns Bruder Zeller von der verbesserten 81. Frage gibt, wird wohl Wenigen Mut zur Revision des Katechismus machen, denn offenbar ist die Schale noch härter, und das Fleisch des goldenen Apfels ist bei weitem nicht so gut. Es soll hiermit natürlich nicht gesagt werden, daß die Antwort falsch sei, sondern sie ist nach Form und Inhalt nicht so gut wie die, die im Katechismus steht. Die Frage ist also: Was bekennen wir mit den Worten: Am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten? Und unser Katechismus antwortet: Durch die Auferstehung Jesu Christi ist die Erlösung als eine für alle Ewigkeit vollgültige kund getan und festgestellt. Daher ist sie alles Glaubens Grund etc. Hier ist mit wenigen Worten viel gesagt: 1. Durch die Auferstehung Jesu Christi ist die Erlösung als eine für alle Ewigkeit vollgültige kund getan und festgestellt. 2. Daher ist sie (die Auferstehung)

a. Alles Glaubens Grund. (Nun ist ewig gültig seine Lehre, und ewig selig, wer ihm glaubt.)

b. Alles neuen Lebens Quell.

c. Und sichere Bürgschaft unserer dereinstigen Auferstehung und Vollendung.

Anstatt dieser herrlichen Antwort, schlägt Bruder Zeller vor, zu setzen: Gott hat das Werk der Erlösung durch die Auferstehung Jesu Christi ans Licht gebracht. Der auferstandene Heiland ist für alle Menschen der wahrhaftige Zeuge des Glaubens, der siegreiche Anfänger und Vollender des neuen Lebens und im verklärten Menschenleib der Erstling der Entschlafenen. — Daß das leichter zu lernen, und besser verständlich sein soll, das ist schwer einzusehen.

Und wie's mit dieser Frage ist, so ist's auch mit den andern. — Die Frage 39: Können wir denn auf keinem anderen Wege von Sünden los und selig werden? könnte man allerdings ganz kurz beantworten, und auch leicht faßlich, nämlich man könnte antworten: Ja, durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Das würde dann am Schluß des Gesetzes wieder zurückweisen auf die zweite Frage des Katechismus, und wäre leicht zu lernen, und doch nicht so gut wie die Antwort, die der Katechismus auf die Frage gibt, nämlich er antwortet: „Ja, durch die Gnade Gottes, durch welche uns das Evangelium von Jesu Christo gegeben ist, und der Glaube an dasselbe in uns gewirkt wird.“ Hier wird die G n a d e Gottes vorangestellt, und das ist recht, während wenn wir antworten würden: „Ja, durch den Glauben an Jesum Christum,“ so würde unser Glaube etwas in den Vordergrund treten; aber nicht unser Glaube ist der Grund der Seligkeit, sondern die Gnade Gottes, darum muß auch in der Antwort die Gnade Gottes voranstehen. Die stellt Bruder Zeller in seiner Antwort auch in den Vordergrund, doch nicht so ganz wie die Antwort des Katechismus es tut, denn er antwortet: Ja, wir können selig werden durch die Gnade Gottes, welcher uns seinen Sohn zum Heiland gibt, und in uns den Glauben an ihn wirkt. Diese Antwort ist wenigstens ebenso schwer zu lernen wie die andere.

Es sind allerdings einige Antworten im Katechismus etwas schwer auswendig zu lernen, aber gewöhnlich ist's so, daß was schwer zu lernen war, das sitzt nachher auch so viel fester. Zudem kann der Pastor oder Lehrer dem Schüler auch etwas helfen, daß er's leichter lernen kann. Z. B. die Frage 111: Was bekennen wir mit den Worten: Ich glaube an ein ewiges Leben? Wir nehmen an die Frage soll auf morgen gelernt werden. Da ist's gut, wenn der Lehrer zum Beispiel sagt: Merket, der Hauptsatz oder der kurze Satz ist: Die in Christo Gerechten und Vollendeten werden eingehen in die ewige Seligkeit und Herrlichkeit. Der Zwischensatz lautet: Nachdem sie in der Auferstehung der Toten nach Leib und Seele die Klarheit Christi empfangen haben. Also: Die in Christo Gerechten und Vollendeten, nachdem sie u. s. w.

Wir geben also zu, daß einige Antworten etwas schwer zu lernen sind, aber das ist gewiß in jedem Katechismus der Fall, auch in Luthers kleinem Katechismus. Z. B. die Antwort auf den ersten Artikel des christlichen Glaubens: Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, samt

allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen und Ohren, Vernunft und alle Sinne gegeben hat, und noch erhält; dazu Kleider und Schuh etc. Wie, wenn nun das Kind die Kommas nicht bemerkt und lernt: gegeben hat und noch dazu erhält Kleider und Schuh etc. Aber man hat es einmal gelernt, und es sitzt fest im Gedächtnis und darum meint man nachher, das sei leichter zu lernen als eine andere Form, die man noch nicht gelernt hat, und doch ist's dieselbe Arbeit.

Leicht verständlich soll der Katechismus sein, allerdings, je leichter, desto besser. Nur müssen wir bedenken, daß der Katechismus geistliche Dinge behandelt, und die sind für den natürlichen Menschen immer schwerer zu verstehen, als irdische Dinge, und jeder Lehrer wird finden, daß Kinder ein Stück zu deklamieren, aus dem täglichen Leben, viel leichter lernen, als etwa die Antwort auf den dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses. Es ist auch nicht gesagt, daß das Kind alles gleich im Unterricht verstehen müsse. Es wird einem nachher noch manches klar und verständlich, was man früher gelernt und nicht verstanden hatte, die Erfahrung hat gewiß jeder von uns gemacht, und das ist dann allemal eine Freude, wenn man so einen Schatz findet, den man längst im Kopfe hatte, aber noch nicht als solchen erkannt hatte, und solcher Schätze enthält der Katechismus viele.

Nein, liebe Brüder, lassen wir nur getrost die Antworten im Katechismus unverändert, je besser man damit bekannt wird, und je öfter man sie wieder durchnimmt, desto besser gefallen sie einem. Es wird gewiß sehr schwer sein, in dem Stück etwas Besseres zu liefern.

Es ist gewiß beherzigenswert, was Bruder Dresel in der „Theologischen Zeitschrift" zum Schluß seines Artikels über die Katechismusfrage sagt, Seite 213, daß wenn wir auch wissen, wo wir mit den Veränderungen im Katechismus anfangen wollen, so mögen andere sein, die nicht wissen, wo sie damit aufhören sollen. Wollen wir die äußere Form verändern, so wollen vielleicht andere den Inhalt verändern u. s. w.

Wie die äußere Form unverändert bleiben sollte, so soll natürlich auch der Inhalt unverändert bleiben. Der Inhalt ist durchaus biblisch, und die Reihenfolge der Lehrgegenstände folgt in geordneter Reihe eins nach dem anderen. Aber vielleicht ist er in der gegenwärtigen Form manchem noch zu groß, trotzdem er der Kleine heißt, im Gegensatz zu dem, der zuerst von der Synode (oder wie sie damals hieß, der Evangelische Kirchenverein des Westens) herausgegeben worden ist.

Es ist wahr, unsere deutschen Kinder hier in Amerika sind nicht alle imstande, alles auswendig zu lernen, was darinnen steht, aber wenn auch nicht alle, so sind doch viele, die es können und die nebenbei noch einige Lieder aus dem Gesangbuch dazu lernen. Wenn der Pastor mit liebevollen und freundlichen Worten zum Lernen ermuntert, so werden mehr als die Hälfte imstande sein alles zu lernen.

Und wenn man den Inhalt abkürzen wollte, wo wollte man anfangen, und welches Stück könnte man entbehren? Das erste Hauptstück muß unverändert stehen bleiben. Die Lehre von den Eigenschaften Got-

tes kann man doch auch nicht auslassen, ebensowenig die Lehre von den Engeln, die Erschaffung des Menschen, den Sündenfall und seine Folgen, die Lehre vom Tode und von dem Ratschluß Gottes zur Erlösung der Welt. Wir können nicht entbehren die Lehre von Jesus Christus dem Sohne Gottes u. s. w. Auch im dritten Artikel ist nichts auszulassen, selbst die Heilsordnung darf nicht fehlen, denn jeder Christ soll und muß Bescheid davon wissen. Kurzum, am Inhalt des Katechismus ist nichts abzubrechen. Es ist alles sehr wichtig. Und hat man dann, wie es ja auch vorkommt, unter den Konfirmanden solche, die durchaus unbegabt zum Lernen sind, so muß man sie eben die Hauptfragen, die mit einem oder zwei Sternchen bezeichnet sind, lernen lassen, aber die Erklärung der anderen Fragen sollen sie dann wenigstens mit anhören. Wenn sie's dann auch nicht auswendig wissen, so bleibt doch vieles davon im Gedächtnis haften, und vielleicht auch im Herzen.

In Summa können wir sagen: Wir tun recht, wenn wir den Katechismus nach Form und Inhalt lassen, wie er ist, und wenn wir unsere Konfirmanden ermuntern, alles treulich zu lernen, und im Unterricht ihnen alles recht klar und deutlich auseinanderlegen aber auch wieder schön zusammenfassen. So wird der Katechismus viel Segen stiften für Zeit und Ewigkeit.

Der alttestamentliche Prophetismus.

Drei Studien von Dr. Ernst Sellin.

Wir müssen an dieser Stelle unsere geneigten Leser noch besonders aufmerksam machen auf obengenanntes Buch, das wir heute unter Literatur in diesem Heft noch genauer zur Anzeige bringen. Man beachte die ausführliche Inhaltsangabe und die beigegebene Erklärung.

Daß wir hier ihm eine besondere Besprechung widmen ist darin begründet, daß wir glauben, das Buch dient wirklich zur Förderung unserer Kenntnisse in dem Streit um die Fragen des Alten Testaments. Der Streit dreht sich bekanntlich um die Verfasser und die Verfassungszeit vieler alttestamentlichen Schriften und Schriftstücke. Und es ist ja ein sehr weitverbreitetes Vorurteil vorhanden gegen alle Bücher, die diesen Gegenstand behandeln, und dabei von der alten Tradition abweichen.

Großzügige Geschichtskonstruktionen gelehrter Forscher wollten dem alten Israel überhaupt die Fähigkeit originaler literarischer Produktivität absprechen und es durchaus in geistige und literarische Abhängigkeit von Aegypten und Babel bringen. Alle geistigen Ideen sollen auf diesem Ursprung der alten Kulturländer zurückgeführt werden. Vor Amos soll es gar keine Propheten von Bedeutung gegeben haben; und was dergleichen Behauptungen sind, die neuere Forscher aufgestellt haben.

Diesen Fragen nun rückt der Verfasser näher und untersucht in ruhiger, klarer und sachgemäßer Weise, wie es in der Tat damit steht. Er akzeptiert viele Resultate der neueren Forschung, namentlich solche

der alttestamentlichen Literarkritik. Zum Beispiel die Frage über Deuterojesaja, die Frage über den Verfasser des Danielbuches, resp. die Abfassungszeit desselben. Er unterscheidet deutlich zwischen solchen Schriftstücken, die von hoher göttlicher Erleuchtung zeugen und solchen, die dieses Merkmal nicht erkennen lassen. Kurz, das Buch ist eine Quelle reicher Belehrung für solche, die sich informieren wollen über die Inspiration der alttestamentlichen Bücher. Mit ganz besonderem Nachdruck weist er nach, wie sehr sich die echten Propheten Gottes unterschieden von denen, die als zum Pr.-Stande gehörend, auch sich im Namen Gottes hören ließen, aber bereits degeneriert waren und eine scharfe Verurteilung fanden von seiten der echten Gottesmänner. Man wird es nicht bereuen, dieses Buch einem gründlichen Studium unterworfen zu haben.

Wer ist Jesus Christ?

In einer Anstalt war es, wo, wie alle Jahr,
Prüfung der tauben und der stummen Kinder war.
An der Tafel stand die Frage: Wer ist Jesus Christ?
Schreibet jetzt die Antwort so, wie ihr dieses wißt.

Was im Geschichtenbuch der Bibel von ihm stand,
Dies war den allermeisten Kindern gut bekannt.
Je mehr sie aus dem Buche schrieben wörtlich hin,
So meinten sie, sei auch der Antwort rechter Sinn.

Ein Mädchen, das dem Lehrer ihre Tafel reicht,
Schon in den leuchtend Augen klare Antwort zeigt.
„Er ist mein Heiland," kurz auf ihrer Tafel stand,
Was sie tief innerlich als Geistesantwort fand.

Die Antwort, die das Kind auf seine Tafel schrieb,
Den Weisen und den Klugen stets verborgen blieb.
Sie schreiben alle, was die Erdenweisheit lehrt,
Und bringen ihre Antwort darum stets verkehrt.

M. Weber.

Die Hervorhebung des Sittlichen ohne den heiligen Gott, ohne die Gnade Jesu Christi, bewirkt eine Entsittlichung. Je mehr das „Gottesfürchtig" hinter das „Gewissenhaft" zurücktritt, desto mehr wird die Gewissenlosigkeit befördert. Wo Gottes Heiligkeit und Majestät nicht mehr klärend, erleuchtend, im Gewissen schärfend wirkt, wo der lebendige Gott zu einem toten Begriff wird, da hat die Sittlichkeit ihren Boden verloren, und bleiben alle Gewissensappellationen ohnmächtige und verhallende Mahnungen.

Der kantische kategorische Imperativ hat im Leben der Deutschen Völker völlig Fiasko gemacht. (Nach Tischhauser.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Nochmals Billy Sunday.

Ueber diesen „Seelenretter“ haben wir schon des öfteren berichtet in der Rundschau. Im Maiheft 1909 gaben wir den englischen Bericht einer Zeitung in Spokane, der zu seinen Gunsten abgefaßt war, ohne Zweifel von einem begeisterten Verehrer, ohne Kritik wieder, und fügten bloß die Notiz bei, daß er für seine sechs Wochen Arbeit sich ein Geschenk von nur $10,871.00 machen ließ. Im September 1911 war berichtet, daß er in Waterloo, Ia., für seine Dienste $8900.00 bekam, und bereit war, weitere sechs Wochen zu „arbeiten,“ wenn man ihm dafür noch $5000.00 bezahle.

Januar 1909 ist gesagt, daß ihm in Bloomington, Ill., $10.000 freiwillig geopfert wurden und er binnen drei Monaten an $16,000 soll eingenommen haben für seine „Predigt von Christo.“

Im Septemberheft 1912 berichteten wir von $17,000 Seelenrettungsgeld, die dieser geistliche Schauspieler in Wheeling, W. Va., eingeerntet hat für sechswöchige „Arbeit“. Wir sagten da: „Wohl einer der schlimmsten Seelenretter in diesem Lande ist dieser Billy Sunday.“ Das, und was dann noch folgt, hat aber einen alten Bruder und Mitarbeiter im Reich Gottes gewaltig in Harnisch gebracht. Br. R. Dubs, Editor der „Evang. Zeitschrift“, dem Organ der Ver. Evang. Kirche, schreibt in seiner No. 36 einen geharnischten Protest gegen uns. Nachdem er unser Urteil über „Billy“ wörtlich abgedruckt hat, fährt er fort:

Der Mann, der also schreiben kann, kennt nicht das Wirken Sundays aus eigener Anschauung, oder er ist in seinen Ansichten von wahrer Bekehrung so irregeleitet, daß man von ihm kein gerechtes Urteil erwarten kann. Schlimmer wurde vor Jahren über die Heilsarmee geurteilt, deren Werk und Verdienst für das Reich Jesu Christi jetzt anerkannt wird.

Wir kennen „Billy“ Sunday, er macht manche Bewegungen beim Predigen und gebraucht Ausdrücke in seinen Vorträgen, die wir niemand zur Nachahmung empfehlen, sie sind aber nicht so schrecklich, wie gottlose Berichterstatter es darstellen. Dafür ist Sunday Gott verantwortlich. Man erwäge doch für einen Augenblick, welche Sorte Leute er zum Herrn führt: Richter, Advokaten, Beamte, Eisenbahner, Geschäftsleute, Handwerker, Arbeiter u. s. w. Glaubt der Editor von dem „Magazin für Evang. Theologie und Kirche,“ diese Männer seien alle Narren und verrückt, daß sie sich bewegen lassen, öffentlich aufzutreten und Christus zu bekennen? Ist dieser Editor vom Herrn zum Ordnungsrufer in der Kirche Christi angestellt? Ist er Geheimrat des Allerhöchsten?

Gott weiß, wie nötig die Gemeinden seiner Kirche eine Erweckung haben, aber es scheint, er will lieber sie in ihrem alten Sündenleben haben, als daß sie Sunday, nach seiner Weise, zu Jesu führen soll. Viele seiner Glieder werden ohne Zweifel durch seine elende Kritik von Sundays Erweckungsversammlungen abgehalten und werden dadurch nicht vom Sündenschlaf aufgeweckt. Wen wird dafür einst die Schuld treffen?

Es unterliegt keinem Zweifel, Sunday führt Seelen dem Herrn zu, die boshafte Kritik trifft daher den Herrn selbst, weil er den Mann segnet. Sämtliche Jünger tadelten die Maria, als sie Jesum salbte, ihre Tat wurde

als Unrat, als Verschwendung denunziert, diese Rüge traf aber auch den Herrn, indem er der Maria gestattete, ihn zu salben. So auch hier. Wir ersuchen den Editor und Genossen, auszuziehen und evangelistische Versammlungen abzuhalten und uns armen Menschen zu zeigen, wie man nach ihrem Muster Seelen retten kann; tadeln kann der dümmste Mensch, aber das Bessermachen ist eine andere Sache.

Die Kritiker haben viel zu tadeln, daß Sunday so viel Geldunterstützung nimmt. Bekanntlich stellt er keine diesbezügliche Forderung, sondern behält die am Schluß einer längeren Versammlung gehobene Kollekte für sich. Wen geht es etwas an, wenn die Geretteten, und darunter sind gewöhnlich vermögende Leute, ihm aus Dankbarkeit eine große Kollekte geben? Wir zweifeln nicht, ein jeder dieser Kritiker würde das Geld nehmen, wenn es ihm in dieser Weise gegeben würde.

Wir nehmen es Br. Dubs nicht übel, daß er glaubt von seinem Standpunkt aus ein Recht zu haben, uns so entgegenzutreten. „Billy" ist einer von denen, auf die das Wort seine Anwendung findet: „Von der Parteien Gunst und Haß entstellt Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." So nimmt es uns nicht wunder, wenn der eine ihn himmelhoch preist, der andere ihn in der Hölle Grund verdammt. Wir fürchten jedoch, daß der Apostel, der „Silber und Gold nicht hatte," auch einen „Billy" Sunday anfahren würde: „Dein Geld fahre mit dir ins Verderben" (Apg. 8, 20), wenn er sehen würde, wie dieser Mann von Stadt zu Stadt zieht und sich überall viele Tausende von Dollars schenken läßt für seine angebliche Seelenrettungsarbeit.

Nein, wir haben in der Tat, „Billy" nicht persönlich gesehen und gehört. Aber daß unsere Kritik wirklich nur boshaften Feinden nachgesprochen ist, das müssen wir entschieden in Abrede stellen. Wir wollen einmal „Billys" Person und „Billys" Werk auseinanderhalten. Er hält Erweckungsversammlungen. Tausende strömen ihm zu. Nach so und so viel Wochen beansprucht er, so viele Tausende seien von ihm b e k e h r t worden und streicht dann schmunzelnd seinen L o h n ein für die „bekehrten" Seelen.

Br. Dubs glaubt an die Echtheit der „Bekehrung" dieser Leute und meint, wir seien in unseren Ansichten von wahrer Bekehrung so irregeleitet, daß man kein gerechtes Urteil von uns erwarten könne. Nun, wir lesen nicht bloß weltliche, sondern auch Kirchenblätter. Und sie alle bestätigen, daß der geistliche Ertrag dieser Parforce-Bekehrungen nach dem Weggang des geistlichen Schauspielers fast durchweg in nichts zusammenschrumpft. Doch, wir wollen darüber nicht urteilen, sondern das Urteil dem Herrn überlassen, der sogar auch jene Kraft, „die stets das Böse will, Und stets das Gute schafft," noch zu seinen Diensten brauchen kann. Wir wollen damit „Billy" nicht auf e i n e Stufe mit Mephisto rücken. Es ist möglich, daß da und dort Segensreste zurückbleiben. Wir wollen auch sein Komödiantentum nicht kritisieren. Wir unterscheiden aber „Erweckung" und „Bekehrung". Br. Dubs scheint sie zu identifizieren. Wenn ein Redner in eine schläfrige Versammlung mit Donnerstimme hineinschreit: „Feuer, Feuer," und alle wachen auf und springen nach Fenster und Türe, dann sind die Tausende „erweckt" aus dem Schlaf. Sie als bekehrt in Anspruch zu nehmen, wird keinem nüchternen Beurteiler einfallen. Sie gehen vielleicht direkt nach Hause, um sich nun ungestört dem Schlafe zu überlassen. Wir fürchten, die Tausende „Bekehrter" aus „Billys" Werk gehören in die Klasse solcher, die

sich einen Augenblick aufschrecken lassen aus dem Sündenschlaf, um dann bald nachher ruhig weiter zu schlafen. Doch — darüber ist der Herr Richter — nicht wir.

Aber was sollen wir von „Billy“ selbst sagen und von den Unsummen, die er sich bezahlen läßt? Höchst befremdlich ist uns der Schlußsatz von Br. Dubs, den wir oben gaben. Er glaubt scheints, „Billy“ habe ein unanfechtbares Recht, sich die großen Kollekten schenken zu lassen, das gehe niemand etwas an! Hier, Br. Dubs, kommt der Punkt, über den anständige und urteilsfähige Christen sich aufhalten. Er hat gerade ein solches Recht, sich die Tausende schenken zu lassen, wie Gehasi, der sich für seinen kurzen Dienst zwei Talente Silber schenken ließ von dem dankbaren Naeman, um mit diesem Geld „Oelgärten, Weinberge u. s. w. . . . .“ zu kaufen. (2. Kön. 5, 26.) Als „Billy“ in Spokane „arbeitete“, residierte er im teuersten Hotel der Stadt, im Davenport, lebte alle Tage herrlich und in Freuden, ließ sich seinen Champagner schmecken, ließ von Durkin, dem größten Groß- und Kleinhändler in Bier und Schnaps sich köstlich bewirten und im Automobil in der Stadt umherfahren. Abends ließ er dann seine Tiraden los gegen die Bier- und Schnapswirte und gegen die Leute, die Bier und Schnaps trinken. Champagner würden wohl die meisten Leute lieber trinken, wenn sie es sich leisten könnten, wie „Billy“.

Nachdem er seinen Lohn für seine Seelenrettungsarbeit in Spokane ($10,871.00) eingeheimst hatte, kaufte er von dem Geld, von dem ja auch der Papst sagt "non olet," im Staat Washington teure Ländereien. Ohne Zweifel wird das meiste Geld von ihm auf diese Weise angelegt. Ist „Billy“ nicht der modernisierte „Gehasi“? Was würde ein Elisa zu ihm sagen? Was wird der Herr ihm einst sagen, wenn ihm nicht die Augen aufgehen und er Buße tut für diese Geldgrabscherei? Stünde der Mann unter der Leitung ehrbarer Christen als Komitee, die ihm einen gewissen Gehalt zusicherten und alle übrigen Einkünfte für notwendige Zwecke des „Reiches Gottes in Anspruch nehmen würden, so würde das Aergernis wegfallen, wenn auch die Zweifel an der Realität seiner geistlichen Wirksamkeit bestehen blieben. Die Welt wird über Bekehrungsarbeit sich immer mockieren. Aber auch nüchterne, evangelische Christen behalten sich das Recht vor, die Parforcejagden dieser Art von Evangelisation unter die kritische Lupe zu nehmen.

„General William Booth.

Der „Deutsche Evangelist“, erscheinend im Auftrag der Konvention der deutschen presbyterischen Prediger und Aeltesten des Ostens, schreibt anläßlich des Heimgangs von „General“ William Booth, wie folgt:

Der Tod des Begründers und Leiters der Heilsarmee, „General“ William Booth in London, England, hat die Augen der ganzen Welt wieder auf diese merkwürdige Genossenschaft gerichtet. General Booth hat lange genug gelebt, um sein Lebenswerk vor aller Welt anerkannt und mit Segen gekrönt zu sehen. 1844 begann er als ganz junger Laienprediger seine missionierende Tätigkeit unter den Armen und Verkommenden Englands. Den Armen das Evangelium zu predigen, die Verlorenen zu suchen, die Irrenden zurecht zu führen und den Elenden mit barmherziger Liebe aufzuhelfen, das erkannte er als seine einzige Mission. Diese Mission aber war lange Jahre eine rechte Passion. Jahrzehntelang wurde die Heilsarmee von den Kirchen

bekämpft, von der Welt verspottet und verlacht und von dem Straßenpöbel in allen Landen mit Schmutz und Steinen beworfen. Das alles ertrugen diese Leute, nach der Weisung und dem Beispiel ihres Generals mit einer geradezu bewundernswürigen Geduld und Selbstverleugnung. Wenn irgend jemand „das Christentum der Bergpredigt" geübt und erprobt hat, in unseren Tagen, so sind es die Männer und Frauen der Heilsarmee.

William Booth hat es trefflich verstanden Evangelisationstätigkeit und Wohltätigkeit innigst mit einander zu verbinden und darin liegt das Geheimnis der Kraft und des Erfolges der Heilsarmee, auch in unserem Lande. Die frühere Verspottung derselben hat fast gänzlich aufgehört und auch die Kirche kann nicht mehr leugnen, daß die Heilsarmee eine Aufgabe erfüllt, die nur diese erfüllen kann. Gewiß fehlt es in den Reihen dieser, über der ganzen christlichen Welt verbreiteten Armee auch nicht an allerlei Unvollkommenheiten, Schwächen und Gebrechen, aber sie treibt in allen Ländern ein großes Werk, auf welchem sichtbar Gottes Segen ruht. Wäre Booth in jungen Jahren gestorben, so wäre er jedenfalls als kurioser, religiöser Schwärmer, stille und von wenigen betrauert, ins Grab gesunken, heute trauert eine Welt um ihn. Nie mehr, seit dem Tod der Königin Viktoria, sah London einen solchen Leichenzug. Es wurde ernstlich die Frage erwogen, ob man ihm nicht sein Grab in der Westminster Abtei, neben den größten Männern Englands geben sollte.

Es ist nicht jedermanns Sache sich mit der Art und Weise, wie die Heilsarmee arbeitet, zu befreunden. Ihre Bedeutung liegt auch viel weniger auf dem religiösen als auf dem sozialen Gebiet. Allein, das soll uns nicht abhalten, ihr Anerkennung und Achtung zu zollen, eingedenk der Worte unseres Herrn: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Welch ein weiter Abstand zwischen Booth und „Billy"!

Wir möchten dem vorstehend Gesagten noch folgendes beifügen: Es liegt nahe, eine Parallele zu ziehen zwischen dem Lebenswerk und herrlichen Heimgang dieses gesegneten Werkzeuges im Dienste Christi und dem Lebenswerk und Ableben des vor einigen Jahren verstorbenen Bramarbas und falschen Lügenpropheten Dr. Alex. Dowie (ev. auch der falschen Prophetin Mrs. Eddy). Diese Letztgenannten haben *sich selbst* gesucht, ihre Ehre, ihre *Selbstbereicherung* auf Kosten ihrer Mitmenschen. Booth hat wirklich sich in selbstlos dienender Liebe verzehrt. Er starb geehrt, geachtet, anerkannt auch von den Großen dieser Welt. Selbst der deutsche Kaiser sandte einen Ehrenkranz zu seinem Sarge. Dowie starb verlassen, selbst von seiner Familie, verachtet, verhaßt, verflucht von den Leuten, die er um ihr Hab und Gut betrogen hat! Ist das nicht auch ein handgreifliches Walten der göttlichen Nemesis in der Geschichte der Menschen? Auch der Individuen.

Die neueste Entwicklung der Theologischen Schule in Bethel, Westfalen.

Nach dem Tode von Dr. v. Bodelschwingh waren viele Freunde nicht ohne Sorge über den Weiterbestand der Theologischen Schule. Alle diese Sorgen hat Gottes gnädige Führung zerstreut. Mehr denn je ist sie aufgeblüht. Nicht weniger als 270 Studenten sind bisher durch sie hindurchgegangen. Von Winter zu Winter und von Sommer zu Sommer ist die Zahl gestiegen. Wir haben augenblicklich 45 Studenten und 2 Hospitanten. Unter

den Studierenden sind 25 erste Semester, so daß der erste Zweck der Schule, eine Einführung in das theologische Studium zu geben, in steigendem Maße erfüllt werden kann. Dennoch aber kommen nach wie vor, besonders im Winter, die älteren Semester, die hier Sammlung und Vertiefung vor dem Examen suchen. Da unser Kandidatenkonvikt augenblicklich auch 14 Mitglieder zählt, so befinden sich in Bethel zurzeit nicht weniger als 60 junge Theologen. Damit ist eine steigende Wirkungsmöglichkeit gegeben im Dienst der Kirche und der Mission.

In der Erkenntnis, wie wichtig es sei, das heranwachsende Pfarrergeschlecht gründlich einzuführen in das Werk der Mission und denjenigen Theologen, welche sich zum Missionsdienst entschließen, eine entsprechende Ausbildung zu geben, haben sich die Missionsgeschellschaften Deutschlands entschlossen, auf gemeinsame Kosten einen Lehrstuhl für Mission der Theologischen Schule zu Bethel zu errichten. Ueber die Besetzung dieses Stuhles hoffen wir nächstens berichten zu können.

Diesen Bericht entnehmen wir dem Blatt „Bethel“, das monatlich von dort herausgegeben wird.

Das Programm des Wintersemesters, das am 22. Oktober 1912 beginnt und am 7. März 1913 schließt, umfaßt in seinem Kurs

1. Pflichtübungen: Deuteronomium, Römerbrief, die „Offenbarung Gottes“, Vorlesungen des neuen Missionsdozenten.
2. Theologische Wahlübungen: „Königsbücher“, Hebräisch, Assyrisch, Petrusbriefe, kursorische Lektüre des N. T., die Inspiration der Bibel, Katechismen Luthers, die Arbeit von Bethel im Licht des N. T.
3. Religionskundliche Uebungen: Arabisch I. und II., Geschichte des neueren Islam, islamische Polemik und christliche Apologetik, Uebungen des Missionsdozenten.

Wir zweifeln nicht, daß auch unseren Kandidaten nach Absolvierung unseres theologischen Kurses im Predigerseminar ein solcher Kurs in der theol. Schule zu Bethel noch von größtem Segen werden könnte für Herz und Amt.

Pastor Jellinghaus.

Seit Monaten beschäftigen sich Gemeinschaftsblätter, besonders in Norddeutschland, mit Pastor Jellinghaus. Dieser liebe Bruder, früher Missionar in Indien, später Pfarrer in der preußischen Landeskirche, trat etwas früh in den Ruhestand, teils mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit, teils wohl auch, um sich in freierer Weise der Arbeit im Weinberg des Herrn zu widmen. Als er noch im Pfarramt stand, erfaßte ihn 1874 und 75 die sogenannte Oxfordbewegung und bewirkte in ihm eine neue Auffassung vom Heilsweg und besonders von der Heiligung. Die fröhliche Glaubenszuversicht eines Pearsall Smith, die angenehme Lehre: es ist alles bereit, du darfst nur im Glauben nehmen, dann hast du es; die Verkündigung einer vollen Sabbatruhe ohne Kampf, — das alles ergriff Jellinghaus mit Begeisterung. Er verarbeitete seine Gedanken in einem umfangreichen Buche „Das gegenwärtige völlige Heil“, das eine Zeitlang als die Dogmatik der neueren Gemeinschaftsbewegung angesehen wurde. Er hielt Bibelkurse ab, durch welche gläubige junge Männer befähigt werden sollten, an Gemeinschaften oder als evangelistische Kolporteure zu dienen. Diesen Bibelkursen wurde sein genanntes Buch zugrunde gelegt, und so wurde die Jellinghaussche Dogmatik in weite Kreise getragen. Der praktische Erfolg dieser Bibelkurse entsprach

nicht immer den Erwartungen, die man darauf gesetzt hatte. Bald hörte man über die Jellinghausschen Evangelisten klagen, sie seien oberflächlich, eingebildet und entsprächen nach ihrem Charakter nicht den Anforderungen, die man an Evangelisten stellen müsse. Insbesondere fehle es ihnen an der rechten Erziehung. Gewiß sind unter ihnen auch viele, die tüchtige Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden sind und noch sind. — Im Jahre 1905 wurde Jellinghaus krank. Er bezeichnet die Krankheit als ein Verdauungsleiden und Nervenerhitzung. In dieser Zeit kamen ihm Zweifel an der Richtigkeit seiner Lehre, und diese Zweifel wurden ihm nach und nach zur Gewißheit. Sein Nervenleiden steigerte sich infolge der inneren Qualen immer mehr; er mußte in eine Nervenheilanstalt gebracht werden. Nach einer Zeit tiefster Schwermut ist er nun wieder leidlich gesund, doch noch immer schwach, besonders im Gedächtnis. Immer noch steht er unter dem schweren Druck, ein Irrlehrer gewesen zu sein. Um sein belastetes Gewissen zu befreien, hat er nun in Verbindung mit Freunden wie Pastor Hahn in Neualvensleben und Evangelist Brucks in Lichtenrade eine Broschüre drucken lassen, die den Titel führt: „Erklärungen über meine Irrungen." Von Th. Jellinghaus, Pastor emer. Verlag: Prack & Co., Lichtenrade. Preis 60 Pf. — In dieser Schrift erklärt Jellinghaus, daß er in Beziehung auf Sünde, Welt, Fleischeslust, Gesetz, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Zorn Gottes, Gericht, Ewigkeitsernst, Opfertod Christi, Wachen, Beten, Ringen, Selbsterkenntnis, Selbstgericht, Buße und Glauben, Rechtfertigung, Wiedergeburt und Reinigung eine oberflächliche, unbiblische Auffassung gehabt und durch seine Schriften verbreitet habe. In acht Abschnitten erörtert er nun in der vorliegenden Schrift seine jetzige Ueberzeugung

1. über Heiligkeit, Gerechtigkeit und Zorn Gottes,
2. über Todes-, Gerichts- und Ewigkeitsernst,
3. über Selbstentsagung, andächtiges Leben in Gottes Gegenwart, Weltverleugnung,
4. über die biblisch-reformatorische Versöhnungslehre,
5. über das Verhältnis von Gesetz und Evangelium,
6. über Erweckung, Buße, Glaube, Bekehrung und Wiedergeburt in ihrem Verhältnis zu einander,
7. über die Lehre vom Glauben,
8. über die Liebe Gottes.

Wir müssen dem Br. Jellinghaus darin beistimmen, daß seine Schriften leicht zu einer oberflächlichen, unbiblischen Auffassung und Auslegung der Heilslehre Anlaß geben konnten. Aber er überschätzt wohl seinen Einfluß auf die deutsche Gemeinschaftsbewegung und damit auch den Schaden, den er angerichtet hat. Wir dürfen auch nicht verkennen, daß manche Verkündiger des Evangeliums und andere Christen durch ihn und seine Schriften wirklich gesegnet und gefördert worden sind. Seine Auffassung war im allgemeinen nicht direkt falsch, sondern vielfach nur einseitig. Er fiel auf das, was ihm in der Oxfordbewegung als Neues entgegentrat, allzu kritiklos hinein und fühlte sich berufen, ein Verkündiger dieses Neuen für ganz Deutschland zu sein. Darüber trat für ihn das bewährte Alte zu sehr in den Hintergrund. Es dünkt uns aber, er sei jetzt in seiner „Erklärung" in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfallen. Nun gilt ihm nur noch das Alte. Wir haben übrigens alle Ursache, ihm für seine „Erklärung" dankbar zu sein. Sie ist sehr geeignet, alle, die in Gemeinschaftskreisen eine Lehraufgabe ha-

ben, zur gründlichen Prüfung ihrer Lehre zu veranlassen. Ja, noch mehr: sie ist geeignet, jeden Christen in die Selbstprüfung zu treiben, ob denn sein Glaube, seine Erkenntnis und sein Leben auch wirklich in göttlicher Ordnung seien. Möge dazu die „Erklärung" unter Mitwirkung des Heiligen Geistes gesegnet sein, auch besonders für die Kreise, in denen durch Jellinghaussche Lehre eine oberflächliche Auffassung der Heiligung und eine kurzsichtige Verachtung alter, bewährter Gottesmänner und ihrer Schriften Platz gegriffen hat! Möge der gnädige und barmherzige Herr seinen Knecht, unsern Bruder Jellinghaus, nach so mancher schweren Anfechtung in völligen Frieden bringen und auch die deutsche Gemeinschaftsbewegung in seiner treuen Hirtenpflege behalten! (Aus „Philadelphia.")

Die Segensarbeit der brit. und ausländ. Bibelgesellschaft im Jahr 1911.

Darüber finden wir einen Bericht, dem wir in Kürze folgendes entnehmen:

Uebersetzung und Revision.

Mit Dankbarkeit können wir berichten, daß der Liste unserer Ausgaben im vergangenen Jahre acht neue Sprachen hinzugefügt werden konnten. Es wurden zum ersten Male herausgegeben:

Die vier Evangelien in Dabida, einem Dialekt der Taitasprache in Britisch-Ostafrika.

Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in Beta, der Sprache eines Volksstammes des Dyak-Landes in Borneo.

Das Evangelium Markus in Kiwai, das an den Bänken des Fliegenflusses in Neu-Guinea gesprochen wird.

Das Evangelium Lukas in Limba, der Sprache der Neger von Sierra Leone.

Das Evangelium Johannes in Lakher, der Sprache eines Grenzvolkes in den Luschai-Bergen, zwischen Birma und Assam.

Das Evangelium Markus im Tschinuk-Jargon, einer Mundart, welche unter den an der Westküste Amerikas zwischen Alaska und Oregon zerstreut lebenden Indianern gebräuchlich ist.

Das Evangelium Lukas wurde vom britischen Vizekonsul B. G. Smith für die in Bulgarien lebenden Zigeuner zum ersten Male übersetzt und von uns herausgegeben, während

das Evangelium Markus für die in Süddeutschland lebenden Zigeuner von E. Wittich, der selbst Zigeuner ist, übersetzt und von uns gedruckt worden ist.

Verschiedene wichtige Rvisionen machen gute Fortschritte, und früher angefangene Uebersetzungen gehen ihrer Vollendung entgegen. So schreitet z. B. die Revision der klassischen italienischen Bibelausgabe von Diodati rüstig vorwärts; die Evangelien und Apostelgeschichte dieser Revision werden bereits herausgegeben. Das Lukas-Evangelium ist von einem Komitee katalanischer Gelehrter neu übersetzt worden. Vorbereitungen für Herstellung verbesserter oder korrigierter Ausgaben in Bulgarisch, Böhmisch und Slowenisch sind getroffen worden. Das rumänische Neue Testament wird von einem namhaften rumänischen Gelehrten überarbeitet.

Nachdem es uns zehn Jahre lang von den türkischen Behörden verboten war, Heilige Schriften in albanischer Sprache zu drucken, ist uns nunmehr

der Druck der vier Evangelien in dieser Sprache mit sogenannten nationalen Buchstaben gestattet worden. Es sind bereits Schritte getan, um die ganze albanische Bibel in dieser Form herzustellen.

Die Revisoren des chinesischen (Mandarinen) Alten Testaments haben Vorkehrungen getroffen, um dieses äußerst schwierige Werk rascher seiner Vollendung zuzuführen.

Die Bibelgesellschaft konnte wieder die Gelehrten verschiedener Nationen und Kirchengemeinschaften zur gemeinsamen Arbeit an dem einen Buche vereinigen. Auch im Londoner Bibelhause konnten erfolgreiche Konferenzen stattfinden wegen gemeinsamer Uebersetzung der Heiligen Schrift ins Haussa- und Kaschgar-Türkische.

Im letzten Jahre haben wir eine kritische Ausgabe der lateinischen Vulgata-Ausgabe des Neuen Testaments hergestellt.

Die große Ausgabe der hebräischen Bibel, von Dr. Ginsberg bearbeitet, machte weitere Fortschritte. Der Pentateuch, die Ersten und Letzten Propheten sind bereits veröffentlicht, während dieser Gelehrte jetzt mit dem Buch der Psalmen beschäftigt ist.

Für Auswanderer hat unsere Gesellschaft 29 doppelsprachige Ausgaben hergestellt.

Für die Blinden drucken und verbreiten wir die Heilige Schrift in 33 verschiedenen Sprachen.

Diese Liste unsrer Ausgaben enthält nunmehr 440 verschiedene Sprachen. Davon ist die ganze Bibel hergestellt in 107 Sprachen, das Neue Testament in 105 weiteren Sprachen und Teile der Heiligen Schrift in 228 anderen Sprachen. Zur Herstellung dieser 440 Ausgaben bedarf es nicht weniger als 60 verschiedener Alphabete. — Die Gesamtverbreitung in dem betr. Berichtsjahre betrug 7,394,523 Exemplare der Heiligen Schrift (bezw. Teile derselben). Zwei Drittel der verbreiteten Exemplare werden außerhalb Englands gedruckt, in den meisten Fällen in den Ländern, wo dieselben verbreitet und gelesen werden.

Das heuchlerische Gebaren des Sozialismus in Deutschland.

Der Sozialismus gebärdet sich, als ob er der einzige und echte, treue Freund der Arbeiter sei und alle, nicht zu ihm haltenden Volksklassen werden von ihm als Feinde des Volks, Feinde der Armen und Besitzlosen verschrien. Wie wenig es den sozialistischen Führern ernst ist, an der Besserung des sozialen Elendes mitzuhelfen, zeigt sich vor allem daran, daß die sozialistische Partei ihre Mitwirkung versagt bei jeder Maßregel, die wirklich das Ziel im Auge hat, die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern. Es ist auch ganz klar, warum sie diese negative Stellung zu jeder volksfreundlichen Regierungsmaßregel, resp. Gesetzgebung einnimmt. Erfüllt nämlich die Maßregel ihren Zweck, werden wirklich viele Uebel dadurch abgestellt, so wird dadurch ein Zustand größerer Zufriedenheit bei den Arbeitern hergestellt, es wird also der Hetz- und Wühlarbeit der Sozialisten der Boden unter den Füßen entzogen. Der Sozialismus kann nur da gedeihen, wo er hetzen, wühlen und die Drachensaat des Hasses gegen die Regierung und die besitzenden Klassen aussäen kann. Er will nicht helfen, will nicht bessern, damit würde er ja seine eigene Existenz untergraben. Seine angebliche Arbeiterfreundschaft ist Heuchelei und Spiegelfechterei, womit er gedankenlose

Mengen in sein Netz zu fangen sucht. Das müssen **wir** von seiten der von ihm so tötlich gehaßten und verlästerten Kirche uns stets gegenwärtig halten, wo wir genötigt sind uns gegen seine gehässigen Angriffe zu verteidigen. Ein besonders eklatantes Beispiel aber von der Herzlosigkeit der Sozialisten und der Erlogenheit ihrer Angriffe auf die regierenden und besitzenden Klassen fanden wir in folgender Nachricht, die wir einem Wechselblatt entnehmen.

Was es mit der Arbeiterfreundlichkeit der Sozialdemokratie auf sich hat und wie da sehr vieles auch bloß heuchlerische Machenschaft ist, kann man wieder so recht sehen bei dem furchtbaren Bergwerkunglück in Bochum. Während die Firma Krupp, auch auf Anregung unseres Kaisers hin, alle ihre Festlichkeiten sofort abstellte, welche geplant waren, anläßlich ihres hundertjährigen Jubiläums; während unser Kaiser sofort zur Unglücksstätte fuhr und seine persönliche Teilnahme bis hin zu den Verwundeten im Krankenhause zum Ausdruck brachte; während unser Prinz Heinrich von der Feier seines fünfzigsten Geburtstags weg, sogar hinunter stieg in die 600 Meter tiefe Grube, in welcher das Unglück geschah, wird von den sozialdemokratischen Gewerkschaften der Umgegend von Bochum, von demselben Sonntag und Montag, wo die Verunglückten auf den Bahren lagen und zu Grabe getragen wurden, in der „Kölnischen Zeitung" folgendes geschrieben: Die sozialdemokratischen Gewerkschaften feierten am Sonntag, dem 11. August, an verschiedenen Orten ihr Sängerfest: Unter den Klängen munterer Weisen zogen sie durch die Straßen, und dann wurde tagelang getrunken, jubiliert und musiziert, sogar am Montag, als 100 Bergleute in Gerthe unter einer riesigen Trauerkundgebung aller Bevölkerungskreise zu Grabe geleitet wurden. Das Düsseldorfer Genossenblatt schrieb gestern: „Heute, am zweiten Festtag (Montagnachmittag und -abend), ladet die Festkommission nochmals alle, groß und klein, zum Festplatz ein. Was gestern an fröhlichem Spiel und Treiben im Freien (wegen schlechten Wetters) unterbleiben mußte, soll nun heute nachgeholt werden. Den Beschluß des Festes wird ein großes Feuerwerk bilden. Darum nochmals: alle hinaus zum Festplatz!" Mehr als 15,000 Genossen und Angehörige haben sich an dem Festzug beteiligt und zwei Tage jubiliert und musiziert. Auch in Hörde und in Werden haben die Genossen am Sonntag geräuschvolle Gewerkschaftsfeste gefeiert.

Das heißt man ein Herz haben für die Arbeiter, das heißt man fürwahr Solidarität in Glück und Unglück!

Ein sozialistischer Arbeiterführer und Volksfreund.

Ben Tillet, ein bekannter Wortführer und Streikhetzer der englischen Sozialisten, hat sich in eine sehr unangenehme Lage gebracht, indem er in einem der teuren Londoner Restaurants dinierte, Champagner trank und riesige Zigarren rauchte, während er am Morgen desselben Tages in einer der Arbeiterzeitungen Klage darüber führte, daß die armen Streiker und ihre Familien im Ostend Hunger leiden und darben müßten. Tillet wurde in dem Restaurant erkannt und so lange ausgezischt, bis er das Lokal verlassen hatte. Da er die Tatsachen nicht gut leugnen konnte, suchte er sich auf dem Tower Hill,, wo er jeden Tag zu einer Versammlung der Streikenden sprechen mußte, zu entschuldigen. Er behauptete nämlich, er habe die Einladung zu dem Diner nicht gut abschlagen können, da dieselbe von einer reichen Dame gekommen sei, die ihm versprochen habe, Nahrungsmittel für tausend arme Kinder aus dem Osten von London herzugeben. (!)

In einer späteren Versammlung, wo der Arbeiterführer nochmals gefragt wurde, wie er eigentlich zu dem Diner gekommen sei, machte er aber eine andere Ausrede und behauptete, daß ein Vertreter des „Daily Expreß" ihn zu dem Diner eingeladen habe, um ihn nachher bloßstellen, beziehentlich angreifen zu können. Er gebe gern zu, daß er Champagner getrunken habe, und fragte die Arbeiter, ob sie es nicht auch tun würden, wenn sie eine Gelegenheit dazu finden würden? Eine Stimme aus der Versammlung fragte, ob er nicht sagen könne, wie man zu Champagner kommen könne, worauf Tillet schlagfertig antwortete: Stehlen! Stehlen! Die Reichen berauben uns, so laßt uns die Reichen berauben! Vorläufig aber verjubelt Tillet die Arbeitergroschen, während die ausständigen Hafenarbeiter Not leiden! — Dieser edle Genosse mit seiner moralinfreien Moral ist wohl ein guter Freund derer, denen der Eid ein Zwirnsfaden ist, über den ein Sozialdemokrat nicht mehr stolpert. Wenn diese Umwertung aller sittlichen Werte einträte, gäbe es die Hölle auf Erden. Wann werden wohl den Arbeitern die Augen aufgehen über ihre Führer und deren selbstsüchtige Zwecke?

Trennung von Kirche und Staat.

Das Freikirchentum in den Ver. St. v. N.-A. stellt sicher keine ideale Ausgestaltung der Evangelischen Kirche dar. An die Stelle der Staatsherrschaft tritt hier sehr oft andere nicht minder unerwünschte Herrschaft verschiedener Art. Engherziger Orthodoxismus droht oft der rechten Ausgestaltung und dem Fortschritt der Lehrentwicklung recht enge Grenzen zu ziehen. Weltsinn und Weltfrömmigkeit, oft sogar Pöbelherrschaft, droht der gewissenhaften Verwaltung des Predigtamts andrerseits ebenfalls enge Schranken zu ziehen. Die Disziplinlosigkeit mancher Kirchen und Gemeinden gibt manchen gewissenhaften Prediger den gewalttätigen Selbstherrschern in den Gemeinden herzlos preis. Kurz Uebelstände aller Art könnten wir aus eigenster Erfahrung in Menge aufzählen. Läßt ja doch auch das Kirchenregiment in den amerikanischen Freikirchen, welcher Art es auch sein mag, immer sehr viel zu wünschen übrig. Es gibt da Kliquenherrschaft, Bosse, die alles allein regieren wollen und je geringer die theologische Bildung, desto anmaßender treten solche Bosse auf in der Kirche.

Aber trotz aller unliebsamen Erfahrungen im amerikanischen Kirchendienst ist doch wohl selten ein wirklich gläubger Pastor zu finden, der beim Blick auf die trostlosen Kirchenzustände in Deutschland nicht seinem Gott dankt, daß wir hier im Lande der Freiheit nicht die unglückselige Verquickung von Kirche und Staat haben, wie sie im alten Europa als geschichtliche Erbschaft der Entwicklung bis auf diesen Tag z. T. noch fortbesteht. Im alten Europa, wo alles sich in „altehrwürdigen", festbestimmten Rechtsordnungen langsam fortbewegt, da gilt noch immer jener mephistophelische Spott:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

So lange der allgemeine christliche Glaube auch der Glaube des ganzen Volks war, mit wenigen Ausnahmen, die nicht viel zu bedeuten hatten, so lange war das seit der Reformation in der Evangelischen Kirche historisch gewordene Verhältnis von Kirche und Staat ein ganz erträgliches. Das ganze Kirchenregiment, die Besetzung der Pfarrstellen und der Lehrstühle an den Hochschulen gehörte in das Resort des Kultusministers, dessen ganzer Verwaltungszweig ein Teil der Staatsregierung war. Bis in die 70er Jahre des vor. Jahrhunderts bestand der Tauf- und Konfirmationszwang, die kirchliche Trauung und kirchliche Beerdigung von Staats wegen zu Recht. Von Freiheit des Gewissens war da im praktischen Leben nicht viel zu spüren. Die Allgewalt des Staates forderte zwangsweise, daß die Staatsangehörigen sich zu den vom Staat anerkannten evangelischen Kirchen (mit den betr. Nebenbenennungen) halten mußten. Erst das starke Vordringen des politischen Liberalismus brachte zunächst die Befreiung von manchem Zwang, der für viele, mit dem Kirchenglauben Zerfallene, zur unerträglichen Bürde wurde. Die Kirchen selbst mußten vom Staat gezwungen werden, den Taufzwang aufzugeben, die Zivilstandstrauung als rechtsgültig anzuerkennen (die katholische Kirche erkennt sie bis heute noch nicht an innerhalb ihrer Grenzen), den Zwang kirchlicher Beerdigung aufzugeben.

Das sind alles Dinge, die wir hierzulande als selbstverständliche und unzertrennliche Folgen der allgemeinen Gewissensfreiheit betrachten. In Deutschland erzeugten die betr. Gesetze s. Z. solche Aufregung in gläubigen Kreisen, als ob damit die Kirche in ihren Grundfesten erschüttert würde. Heute sehen doch wohl alle selbständig Denkenden ein, daß mit diesen Gesetzen eine neue und folgerichtige Etappe in der Entwicklungsgeschichte der christlichen Kirche eingeleitet wurde.

Das Christentum soll und muß persönliche Sache sein, durch freie, persönliche Wahl und Selbstentscheidung ergriffen und festgehalten, nicht bloß anererbt und durch Staatsgesetz fortgepflanzt und fortvererbt: Das ist die Bedeutung jener liberalen Gesetzgebung.

Der Staat ist jedoch auf halbem Wege stehen geblieben. Während er zwar infolge des entschlossenen Standpunktes der katholischen Kirche, die im Zentrum und Papsttum in festgeschlossener Phalanx ihm gegenüber stand, dieser Kirche in ihrer inneren Verwaltung und in Lehr- und Bekenntnisfragen so zu sagen machtlos gegenübersteht, so daß er sogar der Vergewaltigung des katholischen Klerus und der Professoren durch die Antimodernistengesetze des Vatikans mit verschränkten Armen zusieht; so ist dagegen die evangelische Kirche die hilflose Magd des Staates geblieben und ist ein Spielball der Launen eines auflösenden Liberalismus geworden. Der Staat gibt oder sanktioniert die Gesetze, die in kirchlichen und Gemeindewahlen gelten. Aenderungen können ohne seine Bewilligung nicht gemacht werden. Da ist keine Garantie dagegen, daß glaubenslose Massen, die das ganze Jahr um die Kirche sich nichts kümmern bei Pfarrwahlen und bei den Wahlen von Kirchenvorstehern, sich tumultuarisch vordrängen und Männer erwählen, denen das evangelische Glaubensbekenntnis eine veraltete Sache ist. Der Staat beruft die Professoren und besoldet sie. Er fragt aber nichts danach, ob diese Professoren der Kirche positive Dienste leisten oder nur destruktive Arbeit tun, indem sie das evangelische Glaubensbekenntnis mit allen Mitteln des Scharfsinns auszurotten suchen. Die Kirche ist machtlos gegenüber der tyrannischen Macht einer liberalen Staatsgewalt, die angeblich die ab-

solute Gleichberechtigung der Richtungen sich zur Richtschnur gemacht hat, tatsächlich aber, wie z. B. in Baden und anderwärts, oft nur die auflösende Richtung des Liberalismus anerkennt. Wird eine Professur frei und die positive Partei wünscht einen Vertreter ihrer Richtung in das Amt berufen zu sehen, so hängt das meist davon ab, ob an der betreffenden Hochschule die Liberalen nicht schon von vornherein das Uebergewicht haben. Ist das der Fall, so wird dem Staatsministerium ein waschechter liberaler Dozent vorgeschlagen und — die Kirche protestiert meist vergeblich gegen seine Berufung. Sie ist die ohnmächtige Magd des Staats. Die Gleichberechtigung der Richtungen ist da bloß noch in der Theorie vorhanden, in der Praxis herrscht der intolerante Liberalismus.

Und wie in den Hochschulen, so wird in den Kirchengemeinden der bisherige Rechtszustand zur unerträglichen Tyrannei. Der Parochialzwang, der die eingepfarrten Gemeindeglieder zwingt, ihre Kinder taufen und unterrichten zu lassen von dem staatlich anerkannten und eingesetzten Pfarrer, wird für gläubige Christen unerträglich, wenn sie sollen ihre Kinder zu bekannten Christusleugnern in den Unterricht schicken. Ebenso sind positive Minderheiten in ihren eigenen Kirchen, wo sie eingepfarrt sind, schutzlos dem liberalen Unglauben preisgegeben in Wort und Sakrament. Eine solche Minderheit reichte z. B. beim „königlichen Konsistorium" der Provinz Brandenburg die Petition ein, es zu ermöglichen, daß die bekenntnistreuen Glieder der Gemeinde, an der nur liberale Geistliche stehen, alle vier Wochen in ihrer Gemeindekirche einen bekenntnistreuen Geistlichen hören könnten. Des weiteren möchte einem solchen Geistlichen auch gestattet werden, im Anschluß an den Gottesdienst das heilige Abendmahl auszuteilen und eventuell Taufen und Trauungen vorzunehmen. Falls dies nicht angängig sei, möge ein anderer gangbarer Weg zur Befriedigung des in den Reihen der bekenntnistreuen Glieder vorhandenen Wunsches der gottesdienstlichen Erbauung in der eigenen Gemeindekirche angegeben werden. Sodann wurde darum gebeten, dahin wirken zu wollen, daß die bekenntnistreuen Glieder der Gemeinde ihre Kinder zu den bekenntnistreuen Geistlichen der umliegenden Gemeinden in den Konfirmandenunterricht bringen dürfen.

Das Gesuch war von der Trinitatis-Gemeinde in Charlottenburg ausgegangen, die zu dem Stadtsynodalbezirk Berlin gehört, wo tatsächlich schon Parochialfreiheit besteht und wo in anderen Gemeinden (der Stadt) die Möglichkeit geboten ist, anderswo seine Erbauung und kirchliche Bedienung zu finden. Die Antwort des Konsistoriums ist denn auch demgemäß dahin ergangen, daß der Bitte der bekenntnistreuen Glieder um gläubige Bedienung in der eigenen Kirche in der erbetenen Weise nicht entsprochen werden könne „ohne Aufhebung einer unserer den Konfirmandenunterricht befassenden Verfügung." Die Glieder der Kirche können zwar also anderwärts bedient werden im Stadtbezirk Berlin, aber in der eigenen Gemeinde sind sie dem Liberalismus ohne Gnade ausgeliefert.

Zu dieser Antwort des königl. Kosistoriums schreibt Dr. W. Philipps in der „Reformation":

Sollte diese Antwort des königlichen Konsistoriums aufgrund der bestehenden Gesetze und Verordnungen das letzte Wort sein, und sollte auch der Evangelische Kirchenrat, was wir nicht für völlig ausgeschlossen halten können, sich auf denselben Standpunkt stellen müssen, dann müssen wir die Antwort des königlichen Konsistoriums als eine Bankerotterklärung der evange-

lischen Landeskirche auffassen. Wir können nicht anders urteilen. Gibt es keine Möglichkeit mehr, auf gesetzlichem Wege den bekenntnistreuen Gliedern der Kirche der Reformation in ihrer eigenen Gemeinde das Wort Gottes rein und unverfälscht darzubieten, und kann das landesherrliche Kirchenregiment einen derartigen Rechtsanspruch der bekenntnistreuen Glieder einer Gemeinde nicht mehr erfüllen, dann muß in unserer Landeskirche eine Reformation an Haupt und Gliedern gefordert werden. Die Antwort des königlichen Konsistoriums, wenn sie auch grundsätzlich aus einem anderen Geist geboren ist, hat doch eine zu überraschende Aehnlichkeit mit der Zumutung, welche Herr Professor Dr. Cauer in der Vertrauenskundgebung für die Berliner liberalen Geistlichen am 19. März dieses Jahres in der vielbesprochenen öffentlichen Versammlung des kirchlich-liberalen Zentral-Wahlvereins den bekenntnistreuen Gliedern der evangelischen Kirche zu stellen wagte: „Wenn da wirklich jemand das Unglück hat, in einer Gemeinde zu leben, die lauter liberale Pfarrer hat, während er selbst vielleicht entgegengesetzter Anschauung ist, da wird es ja nicht an Kirchen fehlen, in denen er sein religiöses Bedürfnis befriedigen kann."

Gewiß, heute fehlt es in Berlin an solchen Kirchen — Gott sei Dank — noch nicht. Die Zahl der Gemeinden, an denen ausschließlich liberale Geistliche stehen, ist noch nicht sehr groß, aber der Liberalismus ist in Berlin im Vorrücken, wie die letzten Kirchenwahlen gezeigt haben, und schon jetzt redet er im Tone der Siegesgewißheit von den im Herbst bevorstehenden Kirchenwahlen. Es handelt sich für uns aber nicht darum, ob und wie lange in Berlin noch positive Geistliche zu finden sein werden — wir sind der Ueberzeugung, daß die gläubige Predigt in Berlin nie ganz verschwinden wird —, aber darum handelt es sich jetzt nicht. Es handelt sich vielmehr darum ob es um Gottes und des Gewissens willen ertragen werden darf, daß in einer landeskirchlichen Kirchengemeinde diejenigen Gemeindeglieder, welche auf dem Bekenntnis eben dieser Landeskirche stehen und daran festhalten wollen, um irgendwelcher gesetzlichen Bestimmungen willen ohne entsprechende geistliche Fürsorge in eben ihrer Gemeinde gelassen werden müssen. Sollte dieser Grundsatz anerkannt und als unabänderlich gebilligt werden, dann müßte die Landeskirche daran zugrunde gehen.

Aber wir wollen einmal von großstädtischen Verhältnissen mit mehreren Kirchengemeinden absehen. Was will unsere hohe Kirchenbehörde solchen positiven Minoritäten antworten, die in Land- oder kleineren Stadtgemeinden keine Möglichkeit haben, ein anderes Gotteshaus aufzusuchen, bezw. ihre Kinder zu einem Geistlichen einer anderen Gemeinde in den Konfirmandenunterricht zu schicken? Wir erklären ganz offen: Lieber gar keinen Konfirmandenunterricht, als einen solchen, der nicht schrift- und bekenntnisgemäß ist und die Kinder in Zweifel stürzt, womöglich gar zum Unglauben führt, statt ihnen den Weg des Glaubens zu zeigen! Für die Bedienung mit dem Worte Gottes aber würde solchen Minoritäten keine andere Möglichkeit offen bleiben als die Bitte an die Gemeinschaften und Sekten, ihnen zu helfen und mit der Verkündigung des göttlichen Wortes zu dienen. Soll das wirklich die letzte Zuflucht der Bekenntnistreuen in der Kirche der Reformation werden? Sollen sie, die nach dem offiziellen Bekenntnis der Kirche im Recht sind, durch eine verhängnisvolle Kirchenverfassung, wie sie einst in den siebziger Jahren von dem damals herrschenden Liberalismus der Reformationskirche aufgedrungen ist, rechtlos gemacht werden? Wir fragen: Wer soll das

Recht haben in der Kirche der Reformation? Das Bekenntnis oder die Verfassung, der Glaube oder der Buchstabe, das Evangelium Gottes oder das Gesetz der Menschen? Diese Fragen werden brennend in unseren Tagen und werden immer brennender werden. Der Glaube verlangt sein Recht. Will und kann die Landeskirche in ihrer jetzigen Verfassung es ihm nicht gewähren, dann wird die Losung der Zukunft lauten müssen: „Ein Neues pflügen!" Wohin der Weg in Zukunft gehen wird, kann niemand zuvor sagen. Der Herr der Kirche wird schon wissen, was er zu seiner Zeit tun wird. Für uns aber gilt es, einzusehen, daß die Zustände so, wie sie sind, nicht bleiben können und dürfen. Was abstirbt, soll man nicht künstlich am Leben zu erhalten suchen. Es gilt vielmehr neue Wege und neue Formen zu suchen, um der Kirche der Reformation ihren Einfluß im Volksleben wiederzugewinnen und ihre Zukunft zu sichern. Auf dem alten Wege — das haben die letzten Jahrzehnte uns gelehrt — geht's immer mehr abwärts. Die evangelische Landeskirche ist in weiten Kreisen des sogenannten evangelischen Volkes so einflußlos geworden, daß sie heute vielfach nur noch ein Gegenstand des Gespöttes und der Verachtung ist. Das kommt davon, wenn man dem Glauben nicht sein Recht gibt, das ihm gebührt, und Verfassungsfragen mehr berücksichtigt als Glaubensfragen.

Diesen unerträglichen Zuständen gegenüber hat auch bei dem Kongreß des „Allg. Pos. Verbandes", von dem wir anderswo (November 1912, 467 f.) berichtet haben, eine Stimme sich hören lassen. Der betr. Redner forderte vor allem „Lockerung des Parochialzwangs" nach dänischem Muster. Die „Ref." berichtet auch darüber.

Der Weg der Selbsthilfe, auf den man die bekenntnistreuen Glieder verweist, ist nicht allein mit großen pekuniären Opfern verknüpft, sondern führt auch über kurz oder lang zu einer Zersplitterung der bekenntnistreuen Kreise und damit auch der Landeskirche selbst.

Dem gegenüber würde eben die Lockerung des Parochialzwangs leichter und der Gerechtigkeit entsprechender sein, sofern dadurch die Gotteshäuser dem Zweck der Erbauung einer christusgläubigen Gemeinde erhalten bleiben und nicht hoffnungslos einer glaubenslosen Masse preisgegeben würden.

Der Betreffende läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen:

Von allen bis jetzt gemachten Vorschlägen halte ich unter den vorliegenden Verhältnissen die Lockerung des Parochialzwangs nach dänischem Muster für allein erfolgversprechend, wenn mit der Versorgung der positiven Minderheiten zugleich ein Fortbestand und eine Neubelebung der Landeskirche erreicht werden soll. Selbstverständlich müßte die Lockerung in solchem Umfange erfolgen, daß nicht allein eine Benutzung der Kirchen, sondern auch der Konfirmandensäle durch eine bestimmte Mindestzahl von Familien möglich wäre. Gewiß würden sich gläubige Pfarrer genug finden, die selbst auf dem Lande gegen geringe Vergütung Predigten, Konfirmandenunterricht und Amtshandlungen gerne übernehmen.

Die Vorteile der Lockerung des Parochialzwanges würden folgende sein:

1. Versorgung der positiven Minderheiten in den ihnen liebgewordenen Gotteshäusern durch den Dienst gläubiger Pastoren.

2. Infolgedessen Verhütung einer übermäßigen pekuniären Belastung und eines Austrittes der verwaisten positiven Minderheiten aus der Landeskirche, sowie Erleichterung des Besuches der Gottesdienste und des Konfir-

mandenunterrichtes, indem nicht die Gemeindeglieder zum Pastor einer anderen Gemeinde gehen müssen, sondern der Pastor zu ihnen kommt. Dadurch wird es auch möglich, den positiven Minderheiten der Landgemeinden und den vielen unwissenden Mitläufern im liberalen Lager mit dem unverkürzten Gotteswort zu dienen.

3. Abwendung des unglaublichen Zustandes, daß Stätten, die der Glaube gebaut hat und die meist leer stehen, von den Gläubigen nicht einmal benutzt werden können.

4. Anbahnung einer reinlichen Scheidung, damit Klarheit darüber entsteht, daß es sich nicht nur um verschiedene theologische Auffassungen, sondern um den Gegensatz von Glaube und Unglaube handelt.

5. Erfüllung eines langgehegten Wunsches der Gemeinschaftskreise. Eine Erhaltung bezw. Wiedergewinnung dieser Kreise ist eine Lebensbedingung für die Landeskirche. Die schwere Schuld, die sie durch ihre Unduldsamkeit gegen die Gemeinschaften auf sich geladen hat, rächt sich bereits dadurch, daß nun schon die positiven Kreise in manchen Gemeinden ebenfalls hinausgedrängt werden. „Ja, das haben wir an unserem Bruder, (den Gemeinschaften), verschuldet."

6. Vordringen des entschiedenen Zeugnisses von dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland auch in die Gemeinden, in denen zwar nicht in grober Weise gegen das Bekenntnis verstoßen wird, in denen aber doch, wie man sagt, der Tod im Topfe ist; mit einem Wort: Schaffung einer Bahn der Freiheit für das Leben.

7. Verhältnismäßig leichte Durchführbarkeit dieser Maßnahmen, weil beiden Teilen, Positiven und Liberalen, gleiche Rechte eingeräumt werden.

Warum, so höre ich nun fragen, wird denn dieser Weg nicht beschritten? Ja, warum? Lassen Sie mich offen reden. Die Wichtigkeit der Sache erfordert es.

Zwei Bedenken werden vornehmlich geltend gemacht: Verärgerung der Pastoren, wie man gesagt hat, und Oeffnung von Türen für den Liberalismus.

Ich gebe gern zu, daß die Lockerung des Parochialzwanges mit einer gewissen Selbstverleugnung für die Pastoren verbunden ist, und hier liegt bei vielen, Gott sei Dank, nicht bei allen, der Grund für die Abneigung gegen diese Maßnahme und überhaupt die größte Schwierigkeit, die sich ihrer Durchführung in den Weg stellt. Das ist aber tief betrübend. Es sollte uns doch zu denken geben, daß eine innerlich so kraft- und haltlose Bewegung, wie die kirchlich-liberale, die nur als Schlinggewächs unter Vorspann christusfeindlicher Mächte etwas erreichen kann, die Kirche der Reformation so überwuchern konnte. Alle Wege der Abhilfe sind wie versperrt. Die maßgebenden Kreise versagen. Ja, Gott redet eine ernste und deutliche Sprache, und er hat der Kirche manches zu sagen. Wieviel Lauheit und Gleichgültigkeit, wieviel weltförmiges Wesen, wieviel Unglaube und Aberglaube, wieviel Vermittelungstheologie und Kompromisse, wieviel Unduldsamkeit gegen große Kreise ernster Christen finden wir auch in den Reihen derer, die sich für bekenntnistreu ausgeben. Wenn wir da nicht ernstlich Buße tun und nicht einmal lernen, die eigene Person hinter die große Sache des Reiches Gottes zurückstellen, dann kann uns überhaupt nicht geholfen werden. Und die Pastoren sollten doch hierin mit gutem Beispiel voraufgehen.

Daß durch die Lockerung des Parochialzwanges auch dem Liberalismus Türen geöffnet werden, kann nur für Kleingläubige ein Grund zu Befürchtungen sein. Schon aus rein verstandsmäßigen Erwägungen heraus lassen sich solche Befürchtungen zum größten Teil widerlegen. Die Hauptsache ist aber, daß der Tod mit dem Leben nicht konkurrieren kann. Es ist eine Herabwürdigung der Siegeskräfte des Evangeliums, sich unter Preisgabe der Freunde in anderen Gemeinden mit den eigenen Gemeindegliedern ängstlich hinter biblisch nicht einmal einwandfreie Schutzmauern, den Parochialzwang, zurückzuziehen. Wahres Christentum ist immer aktiv. Die bekenntnistreuen Kreise sollten sich so solidarisch fühlen, daß sie um keinen Preis auch nur eine einzige Gemeinde verwaisen lassen.

In Ermangelung besserer Vorschläge richte ich daher an alle Vertreter der Kirche und der anwesenden Vereine die Bitte:

Sorgen Sie baldigst für eine möglichst weitgehende Lockerung des Parochialzwanges auf den angegebenen Linien, damit das vorhandene, aber noch vielfach unterdrückte Leben in der Landeskirche sich frei auswirken kann. Dann wollen wir dem Liberalismus zeigen, was wahres Leben ist, und was es vermag.

Diese Stimme ist gewiß aller Beachtung wert in den so trostlos verfahrenen Zuständen der deutschen Landeskirchen. In einer folgenden Nummer der „Reformation" werden dann die Paragraphen von drei verschiedenen dänischen Gesetzen kurz mitgeteilt, die in den unerträglichen Zuständen Abhilfe schaffen sollten. Das eine löst den Parochialzwang; das andere ermöglicht die Wahl eines Pfarrers, wenn wenigstens 25 Familien sich zusammenschließen und ihn löhnen können. Das dritte Gesetz gestattet die Benützung der Kirche, wenn wenigstens 10 Familien verlangen, daß ein anderer Pastor ihre Gemeindekirche zur Abhaltung von Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern benutzen kann.

Durch diese Gesetze ist sicher schon eine bedeutende Abhilfe geschaffen im Königreich Dänemark.

Doch auch diese Art von Abhilfe scheint nur als zeitweilige gelten zu können. Das letzte Ziel ist und bleibt: Die Trennung von Kirche und Staat. Diese liegt in der ganzen heutigen Zeitströmung und in allen Staaten Europas drängt die Entwicklung diesem letzten Ziele zu. Es ist bekannt, mit welch rauher Hand der Atheismus in Frankreich diese Trennung gewaltsam herbeigeführt hat. In England sind derartige Bestrebungen mächtig an der Arbeit und haben bereits die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Wales im englischen Parlament in erster Lesung durchzusetzen gewußt.

In Deutschland ist es höchste Zeit, daß die Kirche dieses Ziel selbst erstrebt, so lange sie noch hoffen kann, mit den Staatsregierungen sich einigermaßen gerechterweise abzufinden. Hat erst der atheistische Unglaube in den Parlamenten und Regierungsbeamten noch mehr Terrain erobert, so dürfte es ihr leicht passieren, daß sie ebenso brutal vom Staat abgefertigt wird, wie es in Frankreich geschah.

Aus dieser Erkenntnis flossen sicher folgende vom Herausgeber der „Reformation" geschriebene Zeilen:

Verständnislos und darum völlig unvorbereitet stand Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts die evangelische Kirche den Dingen gegenüber, die da kommen sollten. Nur darum konnte ihr die Zivilstandsgesetz-

gebung, die an sich voll berechtigt war, um „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist," so tiefe Wunden schlagen. Nur darum konnte sie eine Synodalverfassung annehmen, die die Keime der Auflösung schon von Anfang an in sich trug. Sollen wir wieder warten, bis es zu spät ist? Oder ist nur das Glaube, die gottlose Welt die Geschichte machen zu lassen und dann gottergeben aus ihrer Hand zu nehmen, was sie darreicht? Die Trennung von Staat und Kirche wird kommen. Die gegenwärtigen Zustände sind unhaltbar. Die Kirche hat keine Macht in Händen, Staat und Kirche zusammenzuhalten, sie ist in dieser Hinsicht abhängig und ohnmächtig. Nur der Staat ist's, von dem es abhängt, wie lange beide noch zusammenbleiben sollen. Aber wird der Staat auf die Dauer den Ansturm des gottlosen Liberalismus, der entweder die Kirche beherrschen oder von ihr los sein will, aushalten können? Wird das landesherrliche Kirchenregiment, dem nur in Verbindung mit einer mehr oder weniger absoluten, rein evangelischen Monarchie eine gewisse innere Berechtigung zugestanden werden kann, dem heutigen interkonfessionellen Parlamentarismus auf die Dauer standhalten können? Ich glaube es nicht. Die Trennung von Staat und Kirche wird kommen. Wohl kann niemand vorhersagen, wann sie kommt; aber daß sie kommt, kann man — ich möchte fast sagen — schon jetzt mit Händen greifen. Und nicht das ist die Frage, um die es sich heute handelt, ob die Trennung von Staat und Kirche kommen wird, sondern das ist die Frage, ob sie, wenn der Zeitpunkt eintritt, die Gläubigen vorbereitet finden wird oder nicht.

In Frankreich ist die Kirche von den Ereignissen völlig überrascht und arm wie eine Kirchenmaus vom Staat entlassen. In der Schweiz ist durch rechtzeitiges Eingreifen der kirchlichen Kreise wenigstens das Kirchengut der Kirche erhalten. (Ob im übrigen die Zustände in Frankreich oder die in der Schweiz vorzuziehen sind, mag bei dieser Erörterung dahingestellt bleiben.) Wie man die Kirche in Wales abfinden wird, wenn es wirklich zur Trennung kommt, bleibt abzuwarten. Aber das steht fest: Warten wir untätig, bis der gottlose Liberalismus die Macht erlangt hat, nach der er strebt, dann wird die der Kirche zurzeit noch wohlgesinnte Regierung ihr nicht mehr geben können, was ihr gebührt; dann werden wir französische Zustände erleben. Erkennen wir dagegen die Zeichen der Zeit und richten sich Staats- und Kirchenregiment schon jetzt in aller Freundschaft darauf ein, dann wird der Kirche wenigstens ihr irdisches Eigentum erhalten bleiben können. Noch ist die Staatsregierung in Verbindung mit den rechtsstehenden Parteien stark genug, eine solche Trennung von Staat und Kirche durchzusetzen, die auch der Kirche zum Segen werden kann. Ob es nach zehn Jahren noch möglich sein wird, wird von dem Ausfall der Reichs- und vor allem Landtagswahlen innerhalb dieses Zeitraumes abhängen.

Der beste Zeitpunkt für die Trennung von Staat und Kirche scheint mir schon vorüber zu sein. Es war die Zeit, in der Stöcker, und die mit ihm waren, die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche forderten. Heute wird schon eine weitgehende Rücksicht auf die Kirchlich-Liberalen genommen werden müssen, deren Macht und Einfluß in dem letzten Dezennium gewaltig gewachsen ist, und — ich fürchte — in Verbindung mit dem politischen Liberalismus noch wachsen wird. Je länger gewartet wird, um so ernster wird die Lage für die Gläubigen werden. Darum tut es not, daß die regierenden Kreise im Staat und Kirche der Frage nach ihrer Trennung voneinander recht bald mit Ernst näher treten, damit für die Kirche der Reformation ge-

rettet werde, was noch zu retten ist. Gott schenke uns in Staats- und Kirchenregiment, aber auch in der gläubigen Gemeinde Männer mit prophetischem Blick und festem Willen, zu erkennen und hinauszuführen, wo Gott, der Herr, mit unserem Volke und unserer Kirche hinaus will.

Es will mir scheinen, als ständen wir vor einer ganz neuen Periode der Kirchengeschichte. Auf die hierarchische Herrschaft Roms, unter der die europäische Welt christianisiert ist, folgte seit den Tagen Luthers das Staatskirchentum, das nun abgelöst werden soll vom Freikirchentum (Freikirchentum nicht im Sinne der Sekten, sondern als freies Volkskirchentum gedacht, das befreit ist von der staatlichen Vormundschaft). In der ersten Periode galt der einzelne, unmündige Gläubige nichts, das Priestertum trat für ihn ein und besorgte alles. In der zweiten Periode ist der persönliche Glaube als führendes Prinzip zum Durchbruch gekommen und hat sich unter dem Schutze des Staates innerhalb der Landeskirchen allmählich zur Freiheit und Selbständigkeit der Gläubigen entwickelt. In der vor uns liegenden Periode soll, wenn ich recht sehe, die gläubige Gemeinde die Grundlage und der Ausgangspunkt für die Neugestaltung der evangelischen Kirche werden, in der weder die Hierarchie mit ihren Herrschaftsgelüsten, noch der Staat mit den Rücksichten auf seine Politik, sondern der Glaube allein maßgebend werden soll für die inneren und äußeren Angelegenheiten der Kirche, der Glaube, der in der Liebe tätig ist und dadurch die Welt überwindet.

Gott gebe, daß die Gläubigen unserer Tage erkennen mögen, was der Herr der Kirche von ihnen erwartet. Legen wir die Hände in den Schoß und wollen wir untätig warten, dann wird der Unglaube die Führung an sich reißen und uns Wege führen, die wir nicht gehen möchten. Wollen wir aber die Zeichen der Zeit verstehen, Hand anlegen, arbeiten und kämpfen, dann wird der Herr der Kirche mit uns sein.

Römische Kirchenpolitik.

So sehr wir als evangelische Christen von ganzem Herzen darauf aus sind, mit unsern katholischen Mitchristen im Frieden zu leben und ihnen die Wohltat wahrer christlicher Bruderliebe und echt evangelischer Toleranz zukommen zu lassen, so sind wir doch fortwährend genötigt, in den schärfsten Gegensatz zu treten gegen die römische Kirchenpolitik, die durch und durch vom protestantenfeindlichen Jesuitengeist beherrscht und durchdrungen ist. Dieser feindliche Geist macht eine Aussöhnung mit der römischen Kirche zur Unmöglichkeit. Er ist der geistliche Urheber solcher Gesetze, welche die Rechtsgiltigkeit solcher Ehen aufheben wollen, die nicht nach römischem Gesetz und von römischen Priestern geschlossen wurden. Er ist der Urheber der Kampfgesetze gegen den Modernismus, die nicht nur die modernen Bestrebungen des Unglaubens bekämpfen, sondern das ganze katholische Volk, Klerus und Laien, zur geistigen Unmündigkeit herabdrücken wollen, so daß von unwissenden, herrschsüchtigen römischen Priestern die ganze geistige Nahrung des Volks und des Klerus soll reguliert werden.

Bezüglich des katholischen Volkes schrieb Dr. Ad. Schlatter: „Wie wir an Gottes Gnade für uns glauben, so haben wir an sie auch für die katholische Christenheit zu glauben. Damit, daß wir sie verlassen (bezw. uns von ihnen scheiden, D. R.), sagen wir nicht auch, daß Christus sie verlassen habe, und bezweifeln nicht, daß Frömmigkeit in ihr entstehen kann, für die der volle Reichtum des Evangeliums in Kraft tritt. Damit solche entstehe,

ist jedoch eine **Blendung***) erforderlich, die dem Glaubenden die Verwerflichkeit des kirchlichen Handelns verhüllt, Unwissenheit über das Neue Testament, die die Aussagen der Kirche am Wort Jesu nicht prüfen kann, eine Idealisierung der Kirche, die sich ihr Priestertum religiös verklärt." — Das ist noch sehr mild ausgedrückt! Wir sagen: das römische Priestertum wird gotteslästerlich vergottet und verherrlicht und alle Schandtaten sollen zugedeckt werden aus Ehrfurcht vor dem erhabenen Stand des römischen Priesters. (Siehe unten.) In Acht, Bann und Exkommunikation verfallen nach römischem Gesetz diejenigen Katholiken, die schlechte Subjekte aus dem Priesterstand öffentlich denunzieren oder gar durch weltliche Gerichte der verdienten Strafe zu überliefern suchen.

Auf Macht, Ehre, Herrschaft geht das ganze Sinnen und Denken der römischen Prälaten, Kardinäle, Bischöfe u. s. w. Und skrupellose Politiker, denen es um Stimmenfang unter dem katholischen Volk zu tun ist, skrupellose Zeitungen, die nur auf Abonnentenfang ausgehen, sind nur zu geneigt, dem ehrgeizigen Streben der römischen Kirchenpolitik Raum zu geben. Selbst Gesetzgebungen lassen zuweilen sich von dem römischen Druck unterkriegen und erlassen Gesetze, die römische Anmaßung begünstigen.

So wurde in Canada die sogenannte Lancaster Marriage Bill erlassen, durch welche der römische Erlaß "ne temere" sollte gesetzliche Giltigkeit erlangen. Das führte zu einer gerichtlichen Klage. Und nun hat am 17. Juni das oberste Gericht Canadas entschieden, daß das Parlament nicht befugt war, das genannte Gesetz zu erlasseen. Diese Entscheidung ist allerdings noch nicht endgültig, da das „Imperial Privy Council" auch noch befragt werden wird. Mit Einstimmigkeit haben die Richter auch entschieden, daß die Gültigkeit einer Ehe zwischen Katholiken oder Katholiken und Protestanten nicht dadurch in Frage gestellt ist, daß die Ehe nicht von einem katholischen Priester vollzogen wurde. Solange die Trauung von jemand vollzogen wurde, der nach dem bürgerlichen Gesetz dazu berechtigt war, ist die Ehe gültig. Damit hat die katholische Kirche mit ihrem "ne temere" die verdiente Schlappe erlitten.

Katholische Priesterverherrlichung.

In einem in Donauwörth mit bischöflicher Approbation erschienenen Schutzengelbrief No. 68 wird den gläubigen Katholiken die überschwengliche Hoheit der Priester mit folgenden Worten gepriesen: „Keine menschliche Zunge ist imstande, die erhabene Würde eines katholischen Priesters zu schildern. Sie überragt die Hoheit der Kaiser und Könige, ja selbst die Majestät des erhabenen Himmelsfürsten, sie ist **eine göttliche** zu nennen. Die allerseligste Jungfrau hat nicht eine solche Macht. Was gebührt daher dem geistlichen Vater der Gemeinde, dessen Würde unbeschreiblich höher, dessen Wohltaten unermeßlich größer sind als die der leiblichen Eltern? Ehrfurcht, Gehorsam und Liebe. Verletze seinen Ruf nicht durch Reden über seine etwaigen Schwächen. **Fluch jenen Lippen, die eine heimliche Sünde des Priesters ans Licht ziehen oder sogar ein etwaiges großes Aergernis des Seelsorgers andern mitteilen.** Murrt also nicht, wenn er euch zurechtweist. Sorgt gut für sein leibliches Wohl, seid pünktlich im Bezahlen der Gebühren und Lasten.

*) Von uns gesperrt.

Was ihr ihm vorenthaltet, das vorenthaltet ihr der Kirche, ja Gott selbst." — Ein neuer Beweis, daß Rom von seinen Prinzipien nichts aufgibt. Diese Vergötterung des Priesters hat ihre wohlerwogenen Gründe in der Seelenknechtung für Roms Zwecke, die damit erzielt wird. Die Drohung gegen solche, die Sünden und Aergernisse der katholischen Geistlichen ans Licht bringen, ist ein recht beachtenswertes Beispiel zur praktischen Handhabung der Enzyklika, die den Katholiken die Klage gegen Priester vor weltlichen Gerichten verbietet ohne Erlaubnis der oberen Kirchenbehörde. Ist sie formell und offiziell auch bei uns für ungültig erklärt, Rom setzt seine Intentionen auf anderm Wege doch durch. (Aus „Ref.")

Der römische Ehrgeiz der Prälaten hat nun aber auch in China durch das republikanische Regiment die verdiente Schlappe erhalten. Im Jahre 1899 hatte die katholische Mission in China es durchgesetzt, daß jeder Priester im Range eines Präfekten und jeder Bischof im Range eines Vizekönigs stand. Das hatte damals zur Folge, daß sich viele zweifelhafte Elemente zur katholischen Kirche schlugen, um den Schutz des priesterlichen Präfekten oder bischöflichen Vizekönigs zu genießen. Das war auch mit eine Ursache zu den Boxeraufständen im Jahre 1900. Mit diesem Brauch hat nun die neue Regierung gebrochen und den geistlichen Herren die entsprechenden Knöpfe abgenommen, das heißt mit andern Worten, 1100 römische Priester und 46 römische Bischöfe sind wieder geworden wie andere Menschen. Darüber kann man sich gewiß nur freuen, und auch die römische Kirche selber hat Grund, es zu tun. Es waren 1899 auch den protestantischen Missionaren die betreffenden Knöpfe angeboten worden, sie hatten es aber selbstverständlich rundweg abgeschlagen und haben sich damit nun auch eine große Demütigung erspart.

Das ist auch ein Walten der göttlichen Nemesis: Wer stolz ist, den kann er demütigen! (Dan. 3, 34.) Er wird auch den hochmütigen Priesterkönig zu Rom noch auf den Boden und in den Staub niederzuzwingen wissen, daß ihm seine Weltherrschaftsgelüste gründlich vergehen werden.

Zu dem Sturz römischer Arroganz und Korruption müssen auch je und dann Bücher mit beitragen, die von solchen Männern herausgegeben werden, denen Gott, der Herr, die Augen geöffnet hat über den satanischen Betrug, der unter der frommen Maske der römischen Priesterfrömmigkeit sich verbirgt. Denn nicht alle römischen Priester verfallen unter das scharfe Urteil, das wir soeben ausgesprochen haben. Es gibt ohne allen Zweifel auch unter ihnen redliche Männer, die eben Opfer des römischen Systems sind. Sie sind von früher Kindheit auf schon der Erziehungskunst der Römlinge unterworfen und geflissentlich in Unwissenheit erhalten worden über die wahre Geschichte des römischen Priestertums und der römischen Lügen, Frevel und Gewalttaten. In dieser Unwissenheit sind sie, wie ja einst auch Luther, dem Papst blindlings ergeben und haben von ihm stets noch eine bessere Meinung als von den Priestern, die sie genauer kennen. Nur durch besondere göttliche Gnadenführung werden sie dann endlich los von dem römischen Betrug und dann folgt die Lossagung mit um so größerer Heftigkeit, je mehr sie vorher ihrer Kirche mit aller Treue zu dienen suchten.

Das ist zu ersehen aus nachfolgende Notez, die wir auch dem „Ev." entnehmen:

Unter dem Titel: "Romanism a Menace to the Nation," ist soeben in Cincinnati ein Buch erschienen, das eine große Sensation hervorrufen wird. Es hat zum Verfasser den bekannten Expriester Jeremiah J. Crowley. Vor

sieben Jahren hatte derselbe einen heftigen Streit mit dem Erzbischof von Chicago, infolge dessen er sein erstes Buch erscheinen ließ: "The Parochial School a Curse to the Church and a Menace to the Nation." Im Jahre 1907 trennte er sich von der römischen Kirche, trat in die Presbyterianerkirche über und verheiratete sich mit einer Dame, die derselben angehörte. Er lebte seither in Zurückgezogenheit, hat jetzt aber dies neue Buch herausgegeben, das auch sein erstes Buch einschließt. Inbezug auf seinen Austritt aus der Kirche sagte er: „Die Vorbereitung meines ersten Buches führte mich notgedrungen in ein gründliches Studium der Geschichte der römisch-katholischen Kirche hinein, was in den katholischen Schulen mit Fleiß vermieden wird. Diesem Studium schloß sich ein ausgedehntes Studium der allgemeinen Weltgeschichte an. Die Jahrhunderte päpstlicher, prälatischer und priesterlicher Korruption setzten mich in Staunen und Schrecken. Allmälig fing es an, in meinem Innern zu tagen, und ich erkannte, daß ich an unbiblische Lehren geglaubt und ein religiöses System verteidigt hatte, welches himmelweit von der heiligen und wahren Kirche Jesu Christi entfernt war. Die schauerliche Geschichte der römischen Kirche im allgemeinen und besonders des Erzbistums von Chicago, die Verschwörung des Schweigens, die mir und zwei andern Priestern angedrohte Exkommunizierung, die ausgestoßenen Drohungen gegen mein Leben und tatsächlichen Versuche, mich zu ermorden, die fortdauernde Mißachtung aller Protestbriefe, welche ich an den Papst gerichtet hatte und worin ich mich erbot, alle meine Anschuldigungen mit Beweisen zu erhärten — alle diese Dinge bewirkten schließlich, daß ich all mein Vertrauen in die Redlichkeit des Papstes und seiner Ratgeber verlor. Es war dann nur noch ein Schritt von dem Verlust meines Glaubens an die Autoritäten der Kirche bis zum Verlust meines Glaubens an die unbiblischen Lehren."

Literatur.

Von Deichert's Verlag kam uns zu: Der alttestamentliche Prophetismus. Drei Studien von Ernst Sellin. VIII. und 252 Seiten. Mk. 4.80, geb. Mk. 5.80. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: 1. Eine Skizze der Geschichte des alttestamentlichen Prophetismus. S. 1—101. 1. Kap.: Der Prophetismus um das Jahr 1000 v. Chr. S. 1—17. 2. Kap.: Der Prophetismus im 9. Jahrhundert. S. 17—28. 3. Kap.: Amos und Hosea. S. 28—42. 4. Kap.: Jesaja, Micha, Nahum, Zephanja. S. 42—60. 5. Kap.: Habakuk und Jeremia. S. 60—73. 6. Kap.: Ezechiel und Deuterojesaja. S. 73—85. 7. Kap.: Prophetismus und Apokalyptik im nachexilischen Judentum. S. 85—99. — 2. Alter, Wesen und Ursprung der alttestamentlichen Eschatologie. S. 102—193. Einleitung. S. 105—112. 1. Kap.: Das Unheil. S. 113—148. § 1. Das Alter der Unheilserwartung in Israel. S. 113—121. § 2. Das Wesen der Unheilserwartung in Israel. S. 121—144. § 3. Der Ursprung der Unheilserwartung in Israel. S. 144—148. 2. Kap.: Das Heil. S. 148—167. § 1. Das Alter der Heilserwartung in Israel. S. 148—154. § 2. Das Wesen der Heilserwartung in Israel. S. 154—164. § 3. Der Ursprung der Heilserwartung in Israel. S. 164—167. 3. Kap.: Der Heiland. S. 167—183. § 1. Das Alter der Heilandserwartung in Israel. S. 167—172. § 2. Wesen und Ur-

sprung der Heilandserwartung in Israel. S. 172—183. 4. Kap.: Skizze der Gesamtentwicklung der alttestamentlichen Zukunftserwartung. S. 183—191. Schluß. S. 191—193. — 3. Altorientalische und alttestamentliche Offenbarung. S. 194—250. Einleitung. S. 197—199. 1. Kap.: Wie offenbarte sich die Gottheit? S. 200—221. § 1. Die mittelbare Offenbarung. S. 200—211. § 2. Die unmittelbare Offenbarung. S. 211—221. 2. Kap.: Was offenbarte die Gottheit? S. 221—237. § 1. Der Wille der Gottheit. S. 222—228. § 2. Der Ratschluß der Gottheit oder die kommende Gottesherrschaft. S. 228—237. 3. Kap.: Die Erklärung des religionsgeschichtlichen Befundes. S. 238—250.

Die Studien Sellins über den Prophetismus sind für den Druck erweiterte Vortragszyklen, die der Verfasser 1909 und 1910 teils vor Ihrer Exzellenz der Frau Reichskanzler von Bethmann-Hollweg in ihrem Hause, teils auf einem Berliner Ferienkurs, teils vor der landeskirchlichen Konferenz Mecklenburgs in Güstrow gehalten hat. Die Drucklegung ist dem Wunsch der Zuhörerschaft entsprechend veranstaltet worden. Die zwischen Vortrag und Drucklegung vom Verfasser unternommenen Palästinareisen und ihre Forschungsergebnisse, sowie seine dazwischenliegenden literarischen Veröffentlichungen sind dem Buche reichlich zugute gekommen, ohne daß der für weitere Kreise berechnete Vortragston Einbuße erlitten hat. Das Buch zeichnet sich aus durch klare Formulierung der Probleme, durch offene Aussprache der gesicherten alttestamentlichen Forschungsergebnisse auch vor Laien und durch Vorsicht in der methodischen Verarbeitung der gewonnenen Tatsachen. Es sind alle neuen Forschungsergebnisse berücksichtigt, und die zahlreichen Notizen ermöglichen es dem Fachmann, die ganze Literatur über die Frage in ihrer Entwicklung zu verfolgen, sowie er an der Stellungnahme Sellins sein eigenes Urteil über den Gegenstand schärfen kann. Das Buch wird in weiten Kreisen der religiös interessierten Laien und der Theologen dankbare Leser finden. — Man vergleiche „Der alttestamentliche Prophetismus“ im redaktionellen Teil des Heftes.

Aus gleichem Verlage kam: **Die epistolischen Perikopen des Kirchenjahrs** exegetisch und homiletisch behandelt von Lic. theol. J. L. Sommer †.

Sechste Auflage. Mit Berücksichtigung der durch die Eisenacher Konferenz veranlaßten Aenderungen und Beiträgen von Pf. K. Kröber. Neuherausgegeben von (seinem Sohne) Max Sommer, Pfr. 7. Lieferung. Preis jeder Lieferung 2.40 Mk. Mit dieser Lieferung kommt das ganze Werk zum Abschluß. Es umfaßt 743 Seiten. Vorwort vom Verfasser. Das sechste Vorwort ist vom jetzigen Herausgeber, Pfr. Max Sommer. Auch die Inhaltsübersicht über das ganze Werk ist hier beigefügt. Das erste Heft wurde im Märzheft v. Jahres, das zweite bis sechste Heft im Novemberheft angezeigt. Jeder Text wird zuerst Vers um Vers exegetisch behandelt, dann folgt eine Zusammenfassung der „Textgedanken“, dann die homiletische Verwertung“, die in acht bis zehn Dispositionen, z. T. von bekannten Kanzelrednern, Muster darbietet, wie über den Text gepredigt werden kann. So hat der Leser Gelegenheit, sich eigene Gedanken über den Text zu bilden. Eine gute Hilfe für die Predigten über epistolische Perikopen.

Aus gleichem Verlag kam: **Die Theologie der Gegenwart.** VI. Jahrgang. 3. Heft. Historische Theologie von Dr. G. Grützmacher, Prof. in Heidelberg und Lic. Herm. Jordan, Prof. in Erlangen. Preis des

Jahrgangs von 4 Qu. Heften 3.50 Mk. Dem letzten Heft jedes Jahrgangs wird ein Verzeichnis aller im Jahre besprochenen Werke beigegeben. Die Neuerscheinungen auf dem Gebiet der historischen Theologie bis in die neueste Zeit werden hier von kompetenten Beurteilern besprochen.

Vom Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin, kam uns zu: Bonwetsch & Seeberg. Neue Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche. 15 Stück: Die Hellenisierung des Christentums in der Geschichte der Theologie von Luther bis auf die Gegenwart. Von Lic. Dr. Walther Glawe, Priv. Doz. in Rostock. 340 Seiten. Preis broschiert 10 Mk.

Eine Besprechung des uns erst kürzlich zugegangenen Werkes kann erst in einem späteren Heft in Aussicht gestellt werden. Das soll also nur vorläufige Anzeige sein.

Vom Verlag A. Deichert, Inh. Werner Scholl, kam ferner: Sechzig Jahre Theologische Literatur in Wort und Bild. Ein Jubiläumskatalog, mit prächtigen Photographien von den geehrten Autoren der Werke, die von genanntem Verlag ausgingen. Außer drei verstorbenen Autoren, Prof. Dr. v. Frank, Prof. Dr. M. Kähler und Dr. P. Ewald, sind es lauter Bilder von noch lebenden namhaften Gelehrten der Jetztzeit; im ganzen 27 Bilder. Darunter sehr bekannte Namen, wie Seeberg, Kropatscheck, Grützmacher, Schäder, Th. Zahn und andere. Es berührt sehr angenehm, die Bilder der geehrten Männer zu sehen, deren Schriften uns seit Jahren so viel Freude und Förderung in der theologischen Wissenschaft bereitet haben. Der Katalog zählt dann die Werke auf, die im Verlag zu finden sind: Neuerscheinungen, Schriften zum Neuen und zum Alten Testament, historische, systematische und praktische Theologie. Ein Ueberblick der Büchertitel zeigt, welche gewaltige Arbeit von seiten der rechtsstehenden Theologen geleistet worden, eine Arbeit, die von der Gegenpartei, dem „liberalen Trust“, teils geflissentlich ignoriert, teil als minderwertig beiseite geschoben wird. Wer mit der positiven Arbeitsleistung der rechtsstehenden Theologen sich bekannt machen, eventuell eine Auswahl aus den ihm zusagenden Werken treffen möchte, wende sich an vorstehend genannten Verlag in Leipzig, der gerne seinen Jubiläumskatalog, ein Schriftchen von 32 Seiten, zur Verfügung stellen wird.

Vom Verlag von Eugen Strien in Groß Salze kam uns zu: A. Rumland: Siehe, dein König kommt zu dir! Unmoderne Predigten für nachdenkliche Leute. Das sind 18 Predigten für die Advents-, Weihnachts- und Epiphaniaszeit, meist über freie Texte. 142 Seiten. Preis: broschiert 2.50 Mk.; geb. 3. 40 M.

Unmodern heißt der Verfasser diese Predigten, „insofern als sie die „moderne“ Theologie grundsätzlich ablehnen und sich ganz auf den Grund des alten Glaubens stellen.“ Ob das nun in den Augen des Lesers eine Empfehlung oder ein Grund ist, die Predigten abzulehnen, das wird eben davon abhängen, wie der Leser sich zum alten und neuen Glauben stellt. Wir unsererseits halten's mit dem alten und mit den auch in diesem Buch so ernst gepredigten Wahrheiten, daß nur in Jesu das Heil der Seele zu finden sei.

Vom Verlag von Joh. Herrmann in Zwickau, Sachsen, kamen uns nachstehende Schriften zu, die eigentlich hauptsächlich für Weih-

nachten zu empfehlen sind, uns aber zu spät zukamen, um noch ins Novemberheft zu kommen:

Lenk, Marg. „Des Waldbauern Friedel." Eine Erzählung für die reifere Jugend. Illustriert. 184 Seiten. Oktav. Leinenband. 70 Cts. — Eine neue Erzählung Marg. Lenks aus der Geschichte der vertriebenen Salzburger mit guten Bildern in farbenreichem, geschmackvollem Geschenk-Einband.

Weihnachtslieder für jung und alt. Ausgewählt von M. L. 80 Seiten. Oktav. Mit Bildern von W. Steinhausen, L. Richter u. a. und farbigem Titelbild. Gebunden 30 Cts. Auf sechs Exemplare ein Frei-Exemplar. — Diese kleine, vornehm ausgestattete Sammlung bringt 52 der schönsten Weihnachtslieder (11 Advents-, 30 Weihnachts- und 11 Kinderlieder), geschmückt mit Vignetten von L. Richter, W. Steinhausen u. a.

„Ich bin das Licht der Welt." Bilder aus dem Leben unsers Heilandes. 2. Heft. 23 Holzschnitte nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld mit gegenüberstehenden begleitendem Bibeltext und mit buntem Titelbild. Format 16×19 cm. Kartoniert 10 Cts. Von zwanzig Exemplaren an billiger.

Das Heftchen ist wieder auf holzfreiem Papier gedruckt, unter Verwendung der berühmten und beliebten Original-Holzschnitte. Bei dem niedrigen Preis eignet sich auch dies zweite Heft für Christbescherungen und dergleichen vorttrefflich. Das schöne bunte Titelbild wird sofort jedes Kinderherz erfreuen. — In gleicher Ausstattung und zu gleichen Preisen erschien: „Das Leben unsers Heilandes." (Heft 1.)

„„Ein Prüfungsausschuß billiger christlicher Jugendliteratur zensiert vorstehendes Büchlein als einziges nach Inhalt sehr gut, Ausstattung sehr gut, Preis preiswert. Ich kann diese Zensur nur unterstreichen und es in jeder Beziehung warm empfehlen."

(Die Christl. Kleinkinderpflege.)

Lenk, Marg. „Christkindleins Bild." — „Wir haben seinen Stern gesehen." Zwei neue kleine Heftchen, @ 16 Seiten, mit mehrfarbigem Titelbild von Olga Burckhardt, @ 3 Cts., auch gemischt mit den übrigen bisher erschienenen 14 Lenk-Heftchen. Besonders geeignet zu Christbescherungen in Kindergottesdiensten, Sonntag.schulen u. s. w.

.Kaum bedürfen die Jugendschriften Marg. Lenks noch einer besonderen Empfehlung. Sie haben sich längst überall da, wo man der Jugend für Geist und Herz gesunde Geistesnahrung zu reichen gewohnt ist, einen Ehrenplatz erworben. Diese Geschichtchen bergen edles Gut in sich. Es ist alles so aus dem Leben gegriffen, so schlicht und wahr, dazu vom Sonnenschein der Ewigkeit übergossen, daß unsere Kinder dadurch innerlich reicher werden müssen." (Der Sonntagsschulfreund.)

Um den Lesern dieser Anzeige den Bezug dieser Schriften zu erleichtern, möchten wir bemerken, daß unser eigener Verlag zur Annahme von Bestellungen bereit ist. Man bestelle also bei: Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Statt einer ins Einzelne gehenden Besprechung der vorstehend angezeigten Schriften erlauben wir uns, nachstehende Nachrichten über die Verfasserin dieser Bücher zum Abdruck zu bringen.

„Eine Schriftstellerin für's Reich Gottes.

Zu den Frauen, die in der Gegenwart für christliche Unterhaltung frucht-

bar die Feder führen, gehört obenan Frau Margarete Lenk, geb. Klee, eine Pastorsfrau, welche am 29. August 1912 ihr 71. Lebensjahr vollendet hat. Sie entstammt der Familie eines Leipziger Gymnasiallehrers, der seine Kinder mit Geschick und Geschmack in die deutsche Literatur einzuführen wußte. Mit großen pädagogischen Gaben ausgestattet, vererbte er diese auf seine Tochter Margarete, die mit dem Unterrichten der eigenen Geschwister begann und hernach den Kindern von Freunden und Bekannten diente, bis aus ihrer Lehrstube ein Lehrinstitut erwuchs. Da sie dafür einen Religionslehrer brauchte, engagierte sie den Kandidaten der Theologie Emil Lenk, der hernach ihr Gatte wurde.

In den Mußestunden hat Frau Lenk größere und kleinere Erzählungen geschaffen, teils auf geschichtlichem Hintergrunde, teils aus freier Erfindung, denen der rührige Verlag von Johannes Herrmann in Zwickau (Sachsen) ein 32 Seiten starkes beschreibendes Heft mit vielen Besprechungen gewidmet hat. Aus dem Verzeichnis seien genannt: „Die Zwillinge", „Ein Kleeblatt", „Des Pfarrers Kinder", „Der Findling", „Im Dienst des Friedefürsten", „Drei Wünsche", „Die Bettelsänger", „Sturm und Sonnenschein", „Thomas, der Leutpriester". Frau Lenk stellt sich als eine feine Beobachterin in der Weise Ludwig Richters dar, indem sie, was dieser mit dem Stift getan, mit der Feder leistete. Die Darstellung ist durchweg klar, von liebenswürdigem Humor und warmem Gefühl erfüllt. Besser wie alle Empfehlungen spricht der Umstand, daß diese Bücher bereits in etwa 150,000 Exemplaren Verbreitung gefunden haben. Daneben hat Frau Lenk noch mehrere kleine Heftchen geschrieben, die zu Massenverbreitung dienen sollen und sie auch gefunden haben. — Als Leserkreis ins Auge gefaßt ist die sogenannte reifere Jugend, am meisten die Mädchenwelt. Doch werden auch Erwachsene diese Schriften gern in die Hand nehmen. Sie haben den Vorzug, daß man sie unbesehen jedermann zum Lesen geben kann, was man nicht von allen Erscheinungen des christlichen Büchermarktes ohne weiteres sagen kann.

Wenn der Leser einen Autor aus seinen Schriften kennen gelernt hat, möchte er auch aus seinem Leben Näheres wissen. Diesem Wunsche ist Frau Lenk durch zwei weitere Bücher entgegengekommen, welche die Titel führen: „Aus meiner Kindheit" und „Fünfzehn Jahre in Amerika". Das erste behandelt den Leipziger Aufenthalt, dessen Schilderung durch das Einflechten von allerlei politischen Ereignissen besonders spannend wird. So erleben wir die Revolution mit den Greueln der Straßenkämpfe und tun Einblicke in das häusliche Leben vor 60 Jahren. Der andere Band führt uns nach Amerika. Der erste Wirkungskreis des Pastors Lenk ist Bremen, ein Vorort von St. Louis, wo Kirche, Pfarrhaus und Schule entstehen, die zweite Millstadt im Staate Illinois. Es ist ein Stück Zeit und Kulturgeschichte, das in diesen Zeilen an uns vorüberzieht, und fast möchte man sagen, daß diese Erinnerungen das Beste sind, was Frau Lenk geschrieben hat.

Für die Innere Mission sind derartige Schriften überaus wertvoll. Sie vermehren den Schatz der Haus- und Anstaltsbibliotheken, aus denen Pflegende und Gepflegte und allerlei Vereine ihre geistige Nahrung schöpfen. Die Werke von Frau Lenk seien daher bestens empfohlen, da sie gewiß überall reichen Segen bringen werden."

(Nach der „Monatsschrift für Innere Mission".)

Vom Verlag der Buchhandlung der Pilgermiession in Gießen kamen uns folgende Schriften zu:

1. F. Herrmann. Heilsgewißheit und Glaubensfreudigkeit. Wie erlangt und wie bewahrt man sie? Ein Traktat. 16 Seiten. Preis: 10 Pf. In kräftiger, leicht faßlicher Sprache, mit manchen Beispielen erläutert, wird hier die Notwendigkeit der Heilsgewißheit herzandringend dargetan und die Frage beantwortet, wie man sie erlangt und bewahrt. Ein Schriftchen nicht nur für Suchende, sondern auch für solche, die schon gefunden haben, — um ihnen zu größerer Klarheit, Ernst und Entschiedenheit zu helfen.

2. F. Herrmann. Jesus in der Weltgeschichte; oder: Hat Jesus gelebt? Ein Traktat von größerem Format. 20 Seiten. Preis: 20 Pf.

3. Alfred Roth. Brunnen der Tiefe. 143 Seiten. Gebunden in Leinwand 2 Mk.

Luther hat bekanntlich in Zeiten tiefster Glaubensanfechtung überall hin im Zimmer mit großen Buchstaben geschrieben: „*Vivit*, Er lebt!", um dadurch seine Seele wieder zu erheitern aus der Bekümmernis. Dieses **„Er lebt"** wird heute mehr als je von einem glaubenslosen Geschlecht angefochten und frech geleugnet. Wem nun die wahnwitzige Frage einer toll gewordenen Wissenschaft: Hat Jesus gelebt? hohnlachend in die Ohren klingt und ihre korrosiven Kräfte in seiner Seele zu entfalten beginnt, der greife nach den zwei vorstehend genannten Schriften. Sie können als kräftiges Antidot gegen das Seelengift des Unglaubens gute Dienste tun. Der erstgenannte Traktat zeigt mit deutlich apologetischer Tendenz aus der Leidens-, Kampfes- und Siegesgeschichte der christlichen Kirche von Alters her bis heute die mächtig wirkende Kraft des zur Rechten Gottes erhöhten Jesus, der da lebt, gestern, heute und in Ewigkeit. (Hebr. 13, 8.)

Das andere Buch ist eine schlichte Erzählung aus der Gegenwart, ohne direkt apologetische Tendenz zu zeigen. Es zeigt dagegen dem, der sehen will, die Lebensmacht des lebendigen Glaubens an Christum, die Seele und Leib zur Genesung bringen kann. Dieses Buch sollte in jedem Diakonissenhaus und Krankenzimmer aufliegen. Es ist ein Buch für Gesunde, Kranke und Sterbende. Ein Assistenzarzt, der mit der Pflegeschwester aus dem Operationszimmer hinweggeht, um mit ihr im Gebet für die Opfer der Chirurgie einzustehen und Heils- und Heilungskräfte für die Kranken herabzuflehen, mit dem Erfolg, daß selbst der Oberarzt in staunender Bewunderung ausruft: „Da ist ein Wunder geschehen!" — das ist gewiß eine so seltene Erscheinung, daß schon deshalb das Buch der weitesten Verbreitung wert ist.

Ferner kam uns zu: „Neue Christoterpe." Ein Jahrbuch, herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Kögel. Halle a. d. S. 1913, Richard Mühlmann Verlagbuchhandlung (Mat Grosse). Preis: Broschiert 3 Mk., geb. 4 Mk., Goldschnitt 4.50 Mk.

Die Neue Christoterpe 1913 bietet in reichem Maße Erquickung und Sättigung für den inneren Menschen. Es sind folgende Beiträge: Bomhard: Die beiden Denninger; Prof. Dr. Dennert: Stoff und Kraft; Rohn: Der stille Garten; Quensel: Der Sängerkrieg; Prinzessin Feodora von Schleswig: Herbststurm; Prof. Kögel: Charakterbilder aus der Zeit Jesu: Judas Ischarioth; Pastor Kaiser: Die Kirche und ihre Gegner; Schaab: Hermann Oeser; Prof. Bartels: Max Grosse; Gedichte von Sohnrey, Köstlin, Schüler, Brehm, Kolbe u. a. m.

Unter den guten Büchern, die zum gemeinschaftlichen Lesen und Hören

am Familientische zu empfehlen sind, nimmt die in ihrem 34. Jahrgang vorliegende „Neue Christoterpe“ einen Ehrenplatz ein. Sie ist ein christliches Jahrbuch, aber ihr Christentum ist nicht aufdringlich, auch nicht weltfeindlich: Neben dem tiefsten Ernst kommt auch die Heiterkeit zu ihrem Recht, es wird eine allseitige Beleuchtung des Lebens erstrebt, und an die Seite der gestrengen Wissenschaft stellt sich die frische Erzählungskunst. Die ernste Wissenschaft ist in dem neuesten Jahrgange durch eine gründliche Betrachtung über „Stoff und Kraft“, von Prof. Dr. Dennert, ein vortreffliches Charakterbild aus der Zeit Christi „Judas Ischarioth“ von Prof. Dr. Kögel, das die Artung und die Seelenvorgänge des Verräters mit psychologischer Feinheit, aber auch Tüfteleien zu erklären versucht, durch einen apologetischen Aufsatz des Leipziger Pfarrers Dr. Paul Kaiser, „Die Kirche und ihre Gegner“, vertreten. Sehr vielseitig zeigt sich dann die deutsche Erzählungskunst: August Bomhard gibt eine anschauungsreiche Novelle aus dem Dreißigjährigen Kriege „Die beiden Denninger“, Adeline Elisabeth Rohn schildert in „Der stille Garten“ einen modernen Ehekonflikt, und der Thüringer Paul Quensel gestaltet mit humoristischer Kraft einen modernen „Sängerkrieg“ — in Lokalblättern. Aus dem Nachlaß der verstorbenen Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein, der Schwester unserer Kaiserin, wird eine an feinen Zügen reiche Skizze aus dem Arbeiterleben geboten. Endlich schreibt A. Schaab eine gehaltvolle Studie über den verstorbenen Humoristen Hermann Oeser, und Adolf Bartels widmet dem verstorbenen Verleger des Jahrbuchs, Max Grosse, einen Nachruf. Auch an Gedichten und Sprüchen fehlt es dem Bande nicht, es finden sich bekannte Namen wie Therese Köstlin, Karl Ernst Knodt, Gustav Schüler. Man prüfe selbst, und man wird erkennen, daß auch in unserer „flüchtigen“ Zeit das seit alters Bewährte noch vorhanden und keineswegs hinter der Zeit zurückgeblieben ist.

Schneeflocken. Eine Sammlung gediegener Weihnachtshefte in farbigen Umschlägen. 85 verschiedene Hefte. Jedes Heft 10 Pf. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.) Neue Hefte:

81. J. M., Schwester Evas Zigeunerkinder.
82. Cornelie Lechler, Flock der „Scherenschleifer“.
83. Emil Rosen, Märchen.
84. A. Rinneberg, Das Weihnachtslied.
85. R. Pfannschmidt-Beutner, Leidensschule.

Wohlfeile Erzählungen, schön ausgestattet, gediegen und anziehend. Wo die „Schneeflocken“ auch hinkommen in ihrem schmucken Gewand: sie finden dankbare Aufnahme. Viel verwendet werden sie auch für Massenbescherungen (50 Heftet nur 4.50 M., 100 Hefte 8 M., 1000 Hefte 70 M.) — Zu größeren Geschenken, für Volks- und Jugendbibliotheken empfiehlt sich die Bandausgabe der „Schneeflocken“. Jeder Band, 10 Hefte umfassend, schön gebunden 1.50 Mk.

Das sind Hefte z. T. für Kinder, und solche, die mit Kindern zu tun haben und ihnen hübsche Erzählungen und Märchen erzählen wollen. Aber es sind auch Sachen für Erwachsene, so besonders No. 81 für Pflegerinnen, 84 und 85 für Kranke und Leidende, ihnen zum Trost und Ermunterung dienend. Es tut uns leid, daß wir sie nicht mehr im November-Heft anzeigen konnten für Weihnacht.

Zeitschriften, auf die wir empfehlend hinweisen möchten.

1. „Die Reformation." Deutsche evangelische Kirchenzeitung für die Gemeinde. Begründet von Dr. A. Stöcker. Wird jetzt herausgegeben von Phil. Dr. Wilhelm Philipps, Charlottenburg 4, Bismarck Str. 99. Das Blatt erscheint als Heft in Quartform, 16 Seiten, wöchentlich, nebst monatlicher literarischer Beilage. Enthält Aufsätze aller Art, die tief ins kirchliche Leben der Gegenwart eingreifen; eine Wochenschau, und eine Umschau (mit kurzen Nachrichten u. s. w.) Preis vierteljährlich (in Deutschland) 2.50 Mk. Wer dieses Blatt hält, wird ziemlich auf dem Laufenden bleiben mit allen kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart. Redigiert vom Standpunkt der positiven Union.

2. Die „Positive Union." Kirchliche Monatsschrift. Organ der landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der positiven Union. Ein Heft, 40 Seiten stark, Format etwas größer als das „Magazin". Preis vierteljährlich 1.20 Mk. Herausgeber P. Dietrich in Berlin. Auch diese Zeitschrift dient derselben Sache wie das vorige Blatt, ist aber mehr für Gebildete und Theologen berechnet. Bringt oft ausgezeichnete Referate, die verlesen wurden bei Konferenzen u. s. w.

3. „Die Wartburg." Deutsch-evangelische Wochenschrift. Amtliche Zeitschrift des deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich) und des Salzbundes. Herausgeber: Kirch. R. Eckardt in Kribitzsch. Verlag: Arwed Strauch in Leipzig. Preis für's Ausland, vierteljährlich 2.15 Mk. Das Blatt dient hauptsächlich der Beleuchtung und Bekämpfung der römischen Gefahr. Es wirbt um neue Leser mit folgendem Aufruf:

An unsere Leser.

Die römische Gefahr ist in letzter Zeit unheimlich gewachsen. Rom hat im Vollgefühl seiner gesteigerten Macht einen Vorstoß nach dem andern unternommen. Es hat seine Priester dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit entwunden. Es hat in Bayern das Jesuitengesetz so umgedeutet, daß dem Treiben der Jünger Loyolas Tür und Tor geöffnet scheint. Es bekämpft die schüchternen nationalen und kulturellen Regungen innerhalb des reichsdeutschen Zentrums und stellt sich offen auf die Seite der unversöhnlichsten Ultramontanen.

Da gilt es, wachsam und entschieden die deutschen evangelischen Interessen zu wahren. Leider schließen viele Protestanten, von der roten Gefahr erschreckt, die Augen vor der römischen, so daß diese sich immer verhängnisvoller auswachsen kann. Das protestantische Gewissen muß aufgerüttelt werden. Wenn der deutsche Protestantismus seine Kräfte aufbietet und zusammenschließt, so ist er stark genug, den Kampf mit doppelter Front gegen Ultramontanismus und Sozialdemokratie zu führen.

„Die Wartburg", die einzige Wochenschrift, die diese Grundsätze vertritt, wird auch ferner ihre Weck- und Warnerstimme erheben. Mehr als bisher aber wird sie noch dem Gebiet, auf dem der Protestantismus im herzerhebenden Vordringen gegen Rom begriffen ist, die Aufmerksamkeit zuwenden. Sie wird durch eingehendere Berichterstattung über die evangelische Bewegung in Oesterreich ihrer Aufgabe als führendes Organ im engsten Zusammenhange mit dem Zentralausschuß sich mit voller Kraft widmen.

Auch der belletristische Teil unsers Blattes wird mehr ausgebaut werden. Wir haben uns die Mitarbeit angesehener Dichter und Schriftsteller wie Gustav Schüler, Fritz Philippi, Helene Christaller, Artur Brausewetter, Walter

Nithack-Stahn gesichert und sind in der Lage, vorzügliche Gedichte und Erzählungen zu bieten.

Wir bitten unsere Leser, der Fahne der „Wartburg" treu zu bleiben und eifrig für uns zu werben. Die Zeit ist ernst, fester Zusammenhalt tut not!

Schriftleitung und Verlag der „Wartburg".

4. „Neue Kirchliche Zeitschrift" in Verbindung mit Prof. Dr. Theodor Zahn, Präsident Dr. Hermann Bezzel u. s. w. herausgegeben von Dr. W. Engelhardt, Gyln.-Professor in München. 22. Jahrgang 1911. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Nachf. Mk. 2.50 pro Quartal.

Die „Neue Kirchliche Zeitschrift" hat schon länger als zwei Jahrzehnte der positiven Theologie wichtige Dienste geleistet. Sie hat die Verbindung zwischen der theologischen Wissenschaft und den Pfarrern aufrecht erhalten und gepflegt. Positive von jeder Art kommen hier zu Wort. Die verschiedenartigsten Gebiete werden berücksichtigt, Religionspsychologie und Dogmatik, Bibelwissenschaft und Apologetik, Kirchengeschichte und Praxis der Gegenwart.

So dient die „N. K. Z." in trefflicher Weise ihrem Zweck und gibt uns Anlaß, die wertvolle und ehrenvolle alte und doch immer „neue" Zeitschrift aufs wärmste zu empfehlen.

5. „Das Reich Christi." Herausgegeben von Dr. Joh. Lepsius. Erscheint in zwanglosen Heften. 36 Bogen per Jahrgang. Preis 6 Mk. Oft kommen Doppelhefte. Das letzte uns zugegangene war 12. Jahrgang No. 10—12. Enthielt: Franz von Assisi. Schauspiel in fünf Akten. Von Joh. Lepsius, Potsdam, Tempelverlag.

6. „Evangelisches Missionsmagazin. Herausgegeben von Friedr. Würz. Erscheint monatlich zum Preis von 4 Mk. ohne Porto. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung. Bringt Abhandlungen und Nachrichten aus der Heidenmission in allen Ländern.

7. „Der evangelische Heidenbote." Erscheint als Monatsblatt, 8 bis 12 Seiten stark. Bringt Nachrichten von den Arbeitsfeldern der Basler Mission in der Welt umher und in der Heimat. Preis für Amerika, zu beziehen durch Rev. C. W. Locher, Baltimore, Md., 40 Cts. Auch das „Missionsmagazin" kann von ihm bezogen werden für $1.25 jährlich.

8. Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Septemberheft enthält folgende Arbeiten: Wie gelange ich zur Heimkehr Gottes? — Der christliche Gottesglaube. — Die Beeinflussung der Presse. (Von S. Keller.) — Der religiöse Roman der Gegenwart. — Johannes Schlaf über „Religion und Kosmos". — Rundschau im Geisteskampf. — Miszellen. (Aus einer monistischen Sonntagspredigt. — Marconi, ein evang. Christ u. a. m.) Eine reich gedeckte Tafel! Wer den „Geisteskampf" noch nicht kennt, nehme ein Probeabonnement (Oktober—Dezember), das gediegene Blatt wird seinen Lesern durch die klare, entschiedene Stellungnahme zu den Weltanschauungsfragen, durch die offene, ehrliche Auseinandersetzung und die unbefangene Würdigung der abweichenden Anschauungen nach und nach unentbehrlich.

9. Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Wir möchten empfehlend auf diese Zeitschrift hinweisen. Es ist der Mühe wert, sich diesem Führer durch die theologische Literatur der Gegenwart anzuvertrauen. Wer einigermaßen „auf dem Laufenden" bleiben will, kann

ihn nicht entbehren. Die lange Liste der Mitarbeiter zeigt nicht nur bekannte, sondern auch hervorragende Namen.

10. Die evangelische Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

11. Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter, (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Mit dem Septemberheft führen uns die „Evang. Missionen“ nach dem fernen Osten, zunächst nach der Insel Sumatra, nach den Bataklanden, in dem gediegenen Aufsatz von Dr. J. Warneck: „Die Anfänge der Batakmission in Si Lindung“, und dann nach Japan“, in den interessanten Mitteilungen über „Die neueste Entwickelung Japans“. Auch was das Heft sonst bietet „Schwierige Aufgaben bei Bibelübersetzungen“ — „Jahrhundertfeier der Priv. Württembergischen Bibelanstalt“ u. a. m. ist recht beachtenswert. Ein Abonnement auf dieses schöne Blatt wird niemand gereuen, die neuen Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Hefte des laufenden Jahrgangs nachgeliefert.

12. „Der Türmer.“ Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pf., Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Oktoberheftes: Monarchen und Geldmagnaten. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. — Graf Zeppelin als Kundschafter 1870. Von Graf Wolf von Dürckheim. — Das rote Diner. Von Theophile von Bodisco. — Wenn die Liebe sich rächt. Von A. Fendrich. — Sein Bild. Von Clotilde Brettauer. — Dinge, die man nicht sagt. Von Dr. Karl Nötzel. — Rauchen und Nichtbeschäftigten. Von Fritz Müller (Zürich). — Eine Reise ins Weltall. Von Georg Kopf. — Das Problem der Jugendlichen. Von Dr. Richard Bahr. — Tod und Todesfurcht. Von Fr. A. Holland. — Gibt es Prophezeiungen? Von Dr. Max Kemmerich. — Professor Metschnikoff und die Krankheit des Alterns. — Groß ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht! — Der Respekt vor dem Mann. — Das Erwachen. Von Fritz Giese. Die deutsche Schule in Anklage. Von Dr. Niemeyer. — Von deutschem Wesen und vom Norddeutschen Lloyd. Von O. D. — Türmers Tagebuch: Zur Psychologie der Politik. Regierung oder regierte Masse? Das deutsche Erbübel. Großgermanien. Schwert oder Pflug? Gedenke, daß du ein Deutscher bist! — Ulrich von Lichtenstein. Von Hans Zimmer. — Mein Buchhändler. Von Agathe Doerk. — Stoffe. Von Fritz Müller (Zürich). — Der hungernde Dichter. — Ramsch. Von P. D. — Der Verbrecher in der Literatur. — Gustav Schönleber. Von Dr. Karl Storck. — Die Rückkehr des Genrebildes. Von K. St. — Ehrenrettung des Dresdner Madonnenbildes. Von Julius Steglich. — Klassiker der Kunst. Von St. — Ehrenrettung des Dresdner Madonnenbildes. Von Julius Steglich. — Klassiker der Kunst. Von St. — Das Kunstwerk der Zehntausend. Von Dr. Karl Storck. — Vom wirtschaftlichen Kampf der Musiker. Von K. St. — E. Jaques-Dalcroze als Komponist. — Zur Parsifalfrage. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Gustav Schönleber). — Notenbeilage.

„Der Türmer“ hat mit dem Oktoberhefte einen neuen Jahrgang begonnen. Gewiß gibt es auch andere Zeitschriften, die den Kampf gegen seichte Oberflächlichkeit führen. Aber der „Türmer“ tut es mit starker Tendenz, die durch fast alle Beiträge hindurchschimmert, und mit jener Wertung des Religiösen, wie sie in andern Monatsschriften so selten ist. Dazu kommt eine politische Ueberzeugung, die mit großem Freimut die Sorgen des Patrioten ausspricht und sich nicht scheut, Folgerungen zu ziehen, die in vielen Blättern der Partei ängstlich vermieden werden. Kunst und Literatur, insbesondere Theater und Musik, finden sachgemäße Beurteilung. Die Bilder- und Notenbeilagen des Heftes sind wertvolle Ergänzungen. In seinem umfangreichen unterhaltenden Teile bringt der „Türmer“ künstlerisch und ethisch hochstehende Romane, Novellen und Skizzen. Wir raten unsern Lesern, sich ein Probeheft kommen zu lassen vom Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, oder von einer Buchhandlung.

❋ Magazin ❋

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 15. Band. St. Louis, Mo. März 1913.

Vollkommenheit.*)

(Ein Beitrag zur Biologie der Seele.)

Phil. 3, 12. — Ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christus Jesus ergriffen bin.

Man wird genauer übersetzen: auf Grund der Tatsache, daß ich von Christus ergriffen bin. Nicht nur um ein zeitlich Voraufgegangenes handelt es sich. Von Christus erfaßt worden sein, das ist die Operationsbasis für einen erfolgreichen Kampf des Christen, — das ist die einzige Möglichkeit, zur Vollkommenheit heranzureifen, die prima causa des ewigen Heils. (Hebr. 5, 9.) Der Mensch kann und soll das nicht erst erfinden, was er zur Ergänzung seiner Halbheit nötig hat. Christus ist in geschichtlicher Wirklichkeit in unsere Welt eingetreten. In ihn, als in die geistige Umgebung unserer Seele sind wir ohne unser Dazutun hineingestellt, wie der Baum gepflanzet ist an den Wasserbach, und mit der Empfänglichkeit für ihn sind wir geschaffen worden. Das ist das passive Verhalten der Menschheit, und das Passiv steht in der christlichen Syntax immer vor dem Aktiv.

Aber wie überall in der Naturwelt die Umgebung eine Aufforderung zur Aktivität ist, wie die Sonne die lichtverlangende Blume einladet, ihr Licht einzusaugen, wie die murmelnde Quelle den dürstenden Hirsch lockt, so ist Jesus eine Aufforderung an unser seelisches Ich: Kommt her zu mir, in mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen. Hier ist der Punkt, wo sich der Mensch von der Passivität zur Aktivität erheben kann. Erheben *kann*, nicht erheben muß, denn „die Gnade zieht, aber sie zwingt nicht.“ Und hier liegt unsere Größe, aber auch unsere Gefahr. Einmal die Gefahr, diese unsere Umgebung überhaupt zu ignorieren. Der Umgebung sich entziehen, heißt absterben. Der Dichter Hebbel sagt:

Wir leben nur im Ewigen und Wahren,
Und ihm entfliehen wollen würde heißen
In unsrer Brust den Odem anzuhalten.
Wir können's, doch es wird sich offenbaren,
Daß wir das eigne Lebensband zerrissen. —

*) Aus „Reformation.“

Zum andern die scheinbar kleinere, in Wirklichkeit aber nicht geringere Gefahr, daß wir unserer Umgebung wohl Beachtung schenken, aber ohne in lebensvolle Verbindung mit ihr zu treten. Wie viele, die sich begnügen, wenn sie sich mit den christlichen Heilstatsachen denkmäßig auseinandergesetzt und sie akzeptiert haben und damit das Ihre für immer getan zu haben wähnen! Nicht so, nicht so! „Jedes Prinzip", sagt die Naturwissenschaft, „das Nahrung sichert ohne persönlichen Kraftaufwand, wirkt nachteilig und hat Entartung zur notwendigen Folge." Was wir von Gott ererbt haben, das müssen wir erwerben, um es zu besitzen. In Christus ist uns keineswegs ein Fazit vorweg gegeben, das wir nur anzunehmen (oder von andern abzuschreiben) brauchen, um so der eigenen Mühe überhoben zu sein, sondern nur die Möglichkeit, die Lebensaufgabe zu lösen und zwar unter Aufbietung und Daransetzung aller persönlichen Kräfte. Als Gott uns seinen Sohn gab, schrieb er dahinter das Wort "facite!" d. h. wirket, schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern! Jaget, laufet nun also, daß ihr es ergreifet!

Nur der höchsten Aktivität winkt das Ziel, und die Krone „Christus" heißt unsere große, gottgewollte Aufgabe. So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr. Franz Strecker.

Theologie und Kirche.*)

Von Prof. D. Dr. Hunzinger-Erlangen.

1.

Es ist — ich möchte fast sagen leider — eine in dem gegenwärtigen Augenblick keineswegs akademische Frage, über die ich mich vor Ihnen aussprechen darf. Dafür liegt ein äußeres Anzeichen schon darin, daß der kirchlich-soziale Kongreß sie aufrollen zu sollen geglaubt hat. Er hat recht daran getan. Denn es ist unter den Notständen des Lebens der Kirche in der Gegenwart in der Tat einer der tiefgehendsten, der zu einer ernsten und gründlichen Beratung unseres Themas alle diejenigen auffordert, die es als eine große und unabweisbare Aufgabe empfinden, die kostbaren Lebensgüter und -Werte, welche die Kirche der Reformation in ihrer geschichtlichen Gestalt und Entwicklung in schweren und verlustreichen Kämpfen unserm Volke erarbeitet hat, durch die unsichere und gefährdete Gegenwart in eine glücklichere Zukunft hinüberzuretten und sie in neuen, zeitgemäßen Formen für das kommende Geschlecht fruchtbar zu machen. Wer darin wirklich eine Aufgabe sieht, die Gott uns durch die Geschichte selbst stellt, wird sich nicht verhehlen können, daß ihrer Bewältigung eine Reihe knorriger Hindernisse im Wege liegen, darunter eines der knorrigsten das Verhältnis, oder richtiger das Mißverhältnis ist, das sich heute

*) Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung abgedruckt aus der Monatsschrift: „Der Geisteskampf der Gegenwart." Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Preis jährlich 6 Mk. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

zwischen Theologie und Kirche herausgebildet hat, und das wie ein Alp auf unserm kirchlichen Leben liegt. Der unwiderrufliche Wille der Geschichte hat diese beiden Größen, Theologie und Kirche, von Anfang an derart aufeinander angewiesen, daß keine von beiden sich selbst treu zu bleiben vermag, wenn nicht beide von innen heraus wechselseitig aufeinander gestimmt sind.

Zweierlei, das doch im Grunde eins ist, lehrt uns die Geschichte über das Verhältnis von Theologie und Kirche: Die Kirche muß theologisch und die Theologie muß kirchlich sein. Zuerst: die Kirche muß theologisch sein, das heißt, sie braucht die Theologie, um ihre Aufgabe in der Geschichte zu erfüllen. Diese Notwendigkeit ergibt sich schon daraus, daß wie alles religiöse so auch christliche Leben sich nicht ohne die Pflege der Erkenntnis voll zu entfalten vermag. Die Gründe dafür sind ebensowohl sachlicher wie psychologischer Natur. Die Erkenntnisfunktion ist wie überall im Leben des Geistes, so auch im religiösen eine notwendige Lebensfunktion und Daseinsbedingung. Und Christus will nicht nur Weg und Leben, sondern auch Wahrheit, und kann jenes nicht ohne dieses sein. Das Erkenntnisleben der Religion pflegen heißt aber, ihr Objekt zur möglichen Klarheit des gegenständlichen Bewußtseins erheben, und damit ist auch für die Kirche als Pflegerin der christlichen Lebensfunktionen und als Hüterin der christlichen Wahrheit diejenige Aufgabe gestellt, die wir als wissenschaftliche zu bezeichnen pflegen. Die Theologie wird damit zu einer Notwendigkeit, zu einer organischen Funktion, zu einem wesentlichen Merkmal der Kirche.

In diesem Sinne ist die Kirche niemals ohne Theologie gewesen und konnte nicht ohne Theologie sein. Indessen dieser ihr immanente Wesenstrieb zur bewußten und klaren Erkenntnis ihres Objekts mußte bedeutend verstärkt werden und wurde bedeutend verstärkt, als sie aus der Enge ihrer ursprünglichen Daseinsform heraus- und in die umfassende Wechselwirkung mit dem Geistesleben ihrer Umgebung eintrat, in der sie sich als Kirche auszubreiten und durchzusetzen hatte. Die allseitige Berührung mit der Welt setzte sie von vornherein den mannigfaltigsten Einflüssen des natürlichen Geisteslebens und damit auch der Wissenschaft aus. Sollte und wollte sie sich in diesem Geistesleben behaupten und durchsetzen, so mußte sie in eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihr eintreten und darin ihre Ebenbürtigkeit und Ueberlegenheit nachzuweisen imstande sein. Das aber hieß nichts anderes, als eine Theologie darstellen, zugleich aber auch eine zeitgemäße Theologie — eben eine solche, die mit den Methoden und Begriffen, die die vorhandene Kultur darbietet, zu arbeiten versteht.

Jedermann weiß, daß dieser Prozeß mit dem Auftreten der sogenannten Apologeten des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts bereits begonnen und seinen vorläufigen Höhepunkt in der Scholastik des Hochmittelalters erreicht hat.

In diesem Verstande war die Kirche von Anfang an und in zunehmendem Maße theologisch und mußte theologisch sein. Ohne dieses wissenschaftliche Element, dem sie sich von ganzem Herzen und mit voller Kraft hingab, wäre sie niemals zu jener eindeutigen Klarheit über sich selbst, d. h. über das Objekt ihres Glaubens gekommen, die sie im Dogma erreicht hat, und damit nicht zu der innern Festigkeit ihres Bestandes, nicht zu der klaren Abgrenzung gegen die Häresie und nicht zu jener umfassenden und imponierenden Weltanschauung, durch welche sie die antike Philosophie mit ihren eigenen Mitteln überwand. Ohne dies wäre die großartige Verkirchlichung der gesamten Kultur und insbesondere der Wissenschaft unmöglich gewesen, durch die die mittelalterliche Kirche das Augustinische Programm verwirklicht hat. In Summa: die Theologie wurde für die Kirche zwar keineswegs das einzige, aber ein wesentliches und unentbehrliches Mittel, sich kontinuierlich in Raum und Zeit auszubreiten und fortzupflanzen. Niemand kann leugnen, daß die Theologie von Anfang an und in steigendem Maße eine der stärksten Lebensfunktionen der Kirche war.

Dabei ist es eine gänzlich andere Frage, ob und in welchem Grade das Verhältnis der Theologie in der alten und mittelalterlichen Kirche nach Form, Inhalt und Gewicht als normal bezeichnet werden kann, ob nicht diese Kirche am Ende hypertheologisch, allzu intellektualistisch bestimmt war und ob ihre Theologie dem wahren Wesen der Kirche in jeder Beziehung entsprach. Die Reformation beruht ja sicherlich zu einem wesentlichen Teil auf der Erkenntnis ihrer Anormalität. Aber das — und darauf kommt es zunächst an — hat doch auch die Reformation deutlich genug gezeigt, daß eine Reformation der Kirche von Grund aus nicht ohne eine entsprechende Reformation der Theologie möglich ist. Luther war es von Anfang an sehr deutlich, in welchem Grade die Lebenskraft der mittelalterlichen Kirche in ihrer Theologie zum Ausdruck kam. In dieser ihrer Theologie hält die römische Kirche ja noch heute trotz aller Wandlungen der Zeit sich selbst fest. Von vornherein hat Luther es als einen notwendigen Teil seiner reformatorischen Aufgabe betrachtet, die katholische Theologie zu bekämpfen, und darin sind ihm alle Reformatoren, ohne sich zu besinnen, gefolgt. Und vice versa ist es der reformatorischen Kirche je länger je stärker zum Bewußtsein gekommen, daß sie sich nicht würde durchzusetzen vermögen, ohne sich Rom und ihren eigenen Extravaganten gegenüber in immer umfassenderer Weise theologisch zu begründen. Auch die Reformation und ihre Kirche mußte theologisch sein und immer mehr werden. Luther selbst war ja — was leider vielfach verkannt wird — in hervorragendem Maße Theologe und wurde immer theologischer. Dieses an sich als einen Rückfall anzusehen, ist durchaus einseitig. Genau dieselben Motive, die von jeher die Kirche zur Theologie getrieben hatten, drängte sie auch jetzt wieder in die theologische Bahn hinein, das unabweisbare Bedürfnis nach thetischer Klarheit über sich selbst und den neugelegten

Grund ihres Glaubens, nach diathetischer Abgrenzung gegen alles Häretische, nach synthetischem Ausgleich mit dem Geist der Zeit, kurz nach einer reformatorischen Weltanschauung. Unmöglich einfach war es, dogmenlos und undogmatisch zu werden. Das alte Dogma konnte nicht in irgend einem Grade abgetan werden, ohne ein neues abzulösen. Auch hier wieder scheidet zunächst die ganz anders geartete Frage aus, ob die Reformation in dieser Beziehung kritisch genug vorgegangen ist, ob sie nicht zuviel vom alten Dogma unverändert übernommen hat und ob sie nicht von Grund aus einen dogmatischen Neubau hätte unternehmen sollen. Fest steht vielmehr, daß in irgend einem wesentlichen Maße ein neues Dogma und eine neue Theologie kommen mußte. Jedermann weiß, daß es Melanchthon und seine Schule war, denen diese Aufgabe in erster Linie zufiel. Charakteristisch für das Daß und Wie ist ja sein Wort: Carere monumentis Aristotelis non possumus. Ein theologischer Neubau auf neu-aristotelisch-humanistischer Basis. Immer weiter und tiefer greift in das Leben der reformatorischen Kirche ja diese theologisch-wissenschaftliche Tendenz und Arbeit ein. Ich denke dabei nicht bloß an die immer spezieller ausgebaute Dogmatik, sondern an die umfassende Reorganisation des gesamten Bildungswesens, besonders der Universitäten und höheren Schulen durch Melanchthon, welche eine besonders geartete, bildungsgeschichtlich ungeheuer wirksam gewordene protestantische Territorialkultur zur Folge hatte. Man erinnere sich, wie überall nach neuen Methoden und wissenschaftlichen Prinzipien gesucht wird, wie dabei die Aufgabe sich immer komplizierter gestaltet, je mehr konkurrierende Faktoren in den Gesichtskreis treten, mit denen eine Auseinandersetzung notwendig wurde, erst nur Rom, dann die Gegner aus dem eignen Lager: Zwingli, die Schwärmer, Humanisten, Calvinisten, Unitarier und Sozinianer, die Libertinisten der Renaissance und der ganze Strom des modernen, sich selbständig entwickelnden Geisteslebens, die neue Naturwissenschaft, Philosophie u. s. w. Allen diesen komplizierten Faktoren gegenüber reagierte die Kirche Luthers in der Form einer sich immer methodischer und dialektischer begründenden Theologie, die mit bestimmten aus der Zeit gewonnenen Mitteln arbeitete, und die schließlich in der altprotestantischen Orthodoxie einen ähnlichen Höhepunkt erreichte, wie die katholische Wissenschaft im Mittelalter. Es ist gar kein Grund vorhanden, sich über diesen Parallelismus allzusehr zu verwundern, so sehr liegt er in der Natur der Dinge begründet. Und auch hier ist zunächst die Frage, ob diese Theologie den kirchlichen Grundintentionen der Reformation adäquat und ob sie den wissenschaftlichen Aufgaben, die die Zeit an sie stellte, auf die Dauer genügen konnte, auszuschalten. Genug, daß die Kirche immer theologischer wurde und darin ihre Stärke zeigte.

Gewiß, wie nichts in der Welt, so konnte auch diese Theologie der vorwärtsdrängenden Zeit nicht auf die Dauer genügen. Aber das ändert daran nichts, daß immer wieder, sobald die Theologie in irgend

einem Maße veraltete, die Kirche einer neuen Theologie bedurfte, wenn sie sich im Geistesleben der Zeit behaupten wollte. Die Phase des Pietismus zeigte jedenfalls — nicht dieses allein — aber jedenfalls auch dieses, wohin eine Zurückdrängung der Theologie in der Kirche führte und führen mußte; gerade der Pietismus ist nach dieser Richtung hin sehr instruktiv. Die Kirche verliert, gewiß nicht ohne Grund, das Interesse an der Theologie. Die Folge aber ist, daß sie eine Beute der Aufklärung wird. Hier beginnt nun die Entfremdung zwischen Theologie und Kirche, die im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht und dem Leben der Kirche unberechenbaren Schaden zugefügt hat. Gewiß, das Aeußerste hat Schleiermacher, die Gefahr der untheologischen Kirche wohl erkennend, verhütet, indem er der Kirche einen neuen und starken theologischen Impuls gab. Er suchte ihr das Bewußtsein einzuimpfen, daß sie ohne Theologie ihre Aufgabe nicht erfüllen könne. Aber auch er hat nicht verhindern können, daß die Kirche tatsächlich immer gleichgültiger gegen die Theologie geworden ist. Die Folgen dieser Tatsache liegen vor unsern Augen. Ein Blick in die kirchlichen Agenden, Katechismen, Lehrbücher des Religionsunterrichts zeigt, welche Aufgaben auf dem Gebiete der Pflege des religiösen Erkenntnislebens seitens der Kirche ungelöst geblieben sind. Noch immer tritt in diesen kirchlichen Lehrmitteln der christliche Glaube unserm Geschlecht in der Sprache, den Begriffen und Formen, der dogmatischen Begründung, psychologischen Vermittlung und Geschichtsbetrachtung einer längst überwundenen Zeit und Theologie entgegen. Auf allen möglichen praktischen Gebieten hat die offizielle Kirche sich den Forderungen und Bedürfnissen und veränderten Lebensformen unserer Zeit in oft bewundernswerter Weise anzupassen verstanden. Auf dem Gebiete der Pflege des religiösen Erkenntnislebens ist sie trotz rühmlicher Ausnahmen im einzelnen bis jetzt im großen und ganzen rückständig geblieben und zeigt auch, wie mir scheint, heute noch nicht durchweg den Mut und die Kraft das Versäumte nachzuholen. Welche Einschränkungen hier gelten, ist später zu sagen. Der Grund dafür ist nirgends anders zu suchen als in der Schwäche, mit der die Kirche es versäumt hat, die wirklichen Fortschritte der religiösen Erkenntnis, die die Theologie mit ungeheurer Mühe erarbeitet hat, in sich aufzunehmen und für ihre Aufgaben fruchtbar und nutzbar zu machen. Mit dem Hinweis auf den reduktiven Charakter einer starken Strömung in dieser Theologie ist dieses Versäumnis nicht zu rechtfertigen. Denn einmal hätte die Kirche auch von der reduzierenden Theologie lernen können und sollen. Auch diese Theologie hat eine Aufgabe an der Kirche — wenn auch vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen — zu erfüllen. Aber die Kirche hat einen Lessing, einen Strauß — um nur diese Männer zu nennen — ja selbst einen Ritschl mit allen Mitteln bekämpft, aber sich mit Händen und Füßen gesträubt, von ihnen zu lernen. Und doch hatte jeder von ihnen der Kirche bedeutungsvolle Dinge zu sagen. Nie hat sich die Kirche zu der Höhe aufschwingen kön-

nen, ihre Gegner unter dem Gesichtspunkte zu betrachten: Was haben sie mir zu sagen? Was kann und was *soll* ich von Gottes wegen von ihnen lernen? Darum hat sie niemals das wundervolle Erlebnis gemacht, wie es ist, wenn man Gott auch für die Gegner, die man hat, danken kann. Diese Höhe evangelischen Glaubens hat wenigstens die offizielle Kirche nie erklommen. Noch heute herrscht vielfach in offiziell-kirchlichen Kreisen eine geradezu lächerliche Furcht vor der Wissenschaft. Ich bin dabei, die Beweise dafür zu sammeln. Sodann aber betrachtet die Kirche auch die positive Theologie unserer Zeit mit argwöhnischen Augen, sofern sie nur mit Entschlossenheit modern sein will. Oder, um nur eins zu nennen, was hat sie denn von Hofmann gelernt? Daher schreibt sich zum großen Teil der vielberegte und vielbeklagte, geradezu erschreckende *Tiefstand der religiösen Bildung*, die *auffallende Unwirksamkeit des Religionsunterrichtes*, die *mangelnde Beteiligung am Kultus*, die *Unfruchtbarkeit der Predigt*, ja überhaupt die Entfrembung unsers Geschlechts von der Kirche. Ich weiß sehr wohl, daß hier noch andere und tiefliegende Gründe mitwirken, für die die Kirche nicht ohne weiteres verantwortlich gemacht werden kann. Sie werden noch zu ihrem Recht kommen. Aber sie können nicht über die unverantwortlichen Versäumnisse der Kirche auf diesem Gebiete hinwegtäuschen. Sie hat gerade hinsichtlich des Erkenntnislebens die Fühlung mit unserer Zeit verloren oder, besser geredet, gar nicht gewonnen. Hier aber ist der moderne Mensch, auch der moderne Christ, besonders empfindlich und feinfühlig. Eine langjährige und ausgebreitete Beschäftigung und Erfahrung auf diesem Gebiete hat mich längst überzeugt, daß zahllose unserer besten und positiven Christen in dieser Hinsicht eine sehr verständliche, sehr scharfe und sehr berechtigte Kritik an der Kirche üben.

Eng zusammen mit dieser Ursache hängt ein zweiter Schaden in unserm gegenwärtigen kirchlichen Leben, sein Krebsschaden, die allgemein unter Geistlichen und Laien gleichverbreitete *religiöse Wahrheitsunsicherheit*. Damit meine ich nicht nur ihre extremste Gestalt: das Phänomen der *fortschreitenden Wahrheitsleugnung* innerhalb der Kirche, sondern auch die auffallende *Indifferenz* und sagen wir einmal: *dogmatische Unsicherheit* und *Skepsis*, die weite Kreise von Theologen und Gemeindegliedern ergriffen hat, die sich selbst durchaus als altgläubig fühlen. Eine eigentümliche Haltlosigkeit herrscht hier vielfach auch bei denen, die besten Willens sind, sich um Gewißheit der Wahrheit ihres Glaubens zu bemühen. Sie wissen mit den alten Formeln, an dessen Inhalt sie sich innerlich gebunden fühlen, nichts mehr anzufangen, und können sich andererseits gewissen Wahrheitsmomenten, die sie auf ausgesprochen kritischer Seite wahrnehmen, nicht verschließen, wiewohl sie der *Richtung*, der sie entspringen, mißtrauen. Sie fühlen sich hilflos und ohnmächtig, von der Kirche im Stich gelassen, und ringen vergeblich nach Klarheit. Mancher unter ihnen verfällt dann schließlich doch der

Neologie, mancher predigt altgläubig, denkt im stillen neugläubig, mancher gibt das Suchen als erfolglos auf und wirft sich gänzlich praktischen Aufgaben in die Arme, mancher sagt der Theologie überhaupt Valet, erklärt sie wohl gar für einen Schaden und will fortan mit den Gemeinschaftsleuten nur noch „Christum gewinnen.“ Und so sind nicht nur sogenannte Laien, sondern eine beträchtliche Zahl von Theologen, die auf diese Weise innerlich Not leiden. So bereitet sich im Schoße der Kirche selbst ein Auflösungsprozeß ihres Wahrheitsbestandes vor — und zwar, wie ich behaupte, nicht nur weil ein bewußt antikirchlicher Zeitgeist, wie wir ja alle wissen, sich Eingang in die Kirche zu erzwingen weiß, sondern auch weil denen, die diesem Zeitgeist widerstreben, die Begriffe fehlen, in welchen sie die alte Wahrheit mit gutem Gewissen bergen können. Hätte hier die Kirche sich rechtzeitig und weitblickend, mit prüfendem Geist das Beste behaltend, den zeitgemäßen Formen erschlossen, die berechtigten Wahrheitsmomente, die ihr die Theologie unsrer Zeit in mannigfachster Weise darbot und noch darbietet, aufgenommen und nutzbar gemacht, dann würden ihre Glieder und namentlich ihre amtlichen Organe weit mehr innere Widerstandskraft gegen den an die modernen Formen sich anklammernden antikirchlichen Zeitgeist besitzen. So aber hat es jener Zeitgeist fertig gebracht, im Bewußtsein der Zeit die Modernität allein für sich in Anspruch zu nehmen und der Kirche den Stempel der Unmodernheit nicht ohne Grund aufzuprägen. Die Kirche hätte es zu diesem Entweder-Oder, entweder modern oder kirchlich, nicht kommen lassen dürfen.

2.

Doch es wird Zeit, die Kehrseite des Verhältnisses von Theologie und Kirche zu beleuchten. Die Gerechtigkeit, die Geschichte, die gegenwärtige Lage erfordern das. Die Geschichte lehrt nicht nur, daß die Kirche theologisch, sondern auch daß die Theologie kirchlich sein muß. Gehört zu den Lebensfunktionen der Kirche ein wissenschaftliches Element, so kann es nur ihrem eigenen Geiste entsprungen, so muß es durch ihre Lebenswirklichkeit bestimmt sein. Die Theologie ist entweder kirchlich, oder sie hört auf zu sein. Nur unter der bestimmten Voraussetzung und in den bestimmten Grenzen, die ihr durch sich selbst gestellt und gesteckt sind, kann die Kirche theologisch sein. Die Kirche ist nicht um der Theologie, sondern die Theologie in erster Linie um der Kirche willen da. Damit sind von vornherein der Theologie als Wissenschaft bestimmte Schranken gesetzt, die sie nicht, ohne sich selbst untreu zu werden, durchbrechen darf. Wenn sie es doch tut, so wird sie im Organismus der Kirche, dem sie nun einmal irgendwie offiziell eingegliedert ist, aus einer lebenfördernden zu einer lebenhemmenden Funktion. Wird die Spannung zwischen den beiden Trieben, denen sie entspringt, dem kirchlichen und dem wissenschaftlichen, zu groß, alsdann entstehen im Leben der Kirche mit Notwendigkeit verhängnisvolle Gleichgewichtsstörungen.

Daß die Theologie aus dieser doppelten Wurzel entsprungen ist, lehrt die Geschichte. Ihr Vater war stets der Glaube der Kirche, ihre Mutter die Wissenschaft. Infolgedessen steht über ihrer Wiege das Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Aus diesem ihrem doppelten Ursprung sind der Theologie alle ihre glücklichen und ihre schweren Stunden erwachsen. Die beiden Motive ihres Ursprungs und ihre Auswirkungen stets im Gleichgewicht zu erhalten, das ist die schwere Aufgabe, die die Geschichte der Theologie gestellt hat. Es ist ein tiefergreifender Anblick und eine tiefgreifende Beobachtung, zu sehen, wie in der Geschichte das kirchliche und das wissenschaftliche Gewissen der Theologie mit einander ringen, um dieses Gleichgewicht herzustellen und zu erhalten.

An den großen Theologen der alten Kirche läßt sich das am besten sehen. Sie waren Kirchenmänner und zugleich Männer der Wissenschaft. Nur zwei, die beiden größten, Origenes und Augustin, mögen einen Augenblick auftauchen aus ferner Vergangenheit. Wie lebendig steht ihr Bild heute noch, ja gerade heute wieder vor uns. Unvergänglich sind ihre Namen. Was sind sie der Kirche gewesen und was der Wissenschaft, ja dem Geistesleben, der Kulturgeschichte überhaupt! Und wodurch sind sie es gewesen? Gewiß durch ihre überragende Geistesgröße, die sie unter die Allergrößten der Geschichte stellt, aber ich meine dadurch erst ganz, daß ihre Geistesgröße einer ungeheuren Konzentration fähig war, der Konzentration auf die eine große Aufgabe, eine Synthese zwischen Kirche und Wissenschaft zu schaffen. Sie waren nicht bloß große, sondern echte Theologen, sie haben der Theologie ein für allemal ihren Typus gegeben. Das ist das Schöpferische in ihnen, das ihre Theologie selbst überdauert hat.

Von Grund aus kirchlich war ihre Theologie. Denn jeder von ihnen begehrte nichts weiter, als die Gottesoffenbarung in Jesus Christus auf seine Art in ihrer ganzen Tiefe und Größe und Herrlichkeit zu erfassen und zur Klarheit der Erkenntnis für die Kirche zu erheben, ja zu einer alles umfassenden Weltanschauung zu gestalten und alle Wirklichkeit in der höchsten Wahrheit des Glaubens zu verankern. Der gewaltige Erkenntnistrieb, der hier durchbricht, ist ganz und gar aus der Realität des Glaubens, in dem die Kirche wurzelte, geboren. Und doch hat er den wissenschaftlichen Trieb in ihnen nicht erstickt. Sie waren zugleich die größten Philosophen ihrer Zeiten und haben den Besten derselben genug getan. Die tiefsten philosophischen Konzeptionen ihrer Epoche gestaltete ihr Geist zu wundervollen Gefäßen, in die sie den güldenen Schatz des Evangeliums faßten, daß ihre Zeitgenossen sich in heiliger Verehrung und andachtsvollem Staunen vor ihren Schöpfungen beugten, ja daß noch wir heute von Bewunderung der Größe ihres Werkes ergriffen werden.

Und fast noch imponierender ist ein besonderes Merkmal an der Art, wie sich in ihnen Kirchlichkeit und Wissenschaftlichkeit durchdringen. Mögen wir an dieser Art von unserem heutigen Stand-

punkt aus mancherlei auszusetzen haben, eins wird uns auch heute noch als vorbildlich erscheinen. Es ist dieses, daß jene theologischen Meister bei aller reinen Hingebung an Kirche und Wissenschaft sich dennoch beiden gegenüber ihre innere Freiheit zu bewahren wußten. Ihre Kirchlichkeit bedeutet ebensowenig wie ihre Wissenschaftlichkeit eine äußerliche und sklavische Abhängigkeit von den beiden Instanzen, denen sie dienen wollen. Sie reproduzieren nicht einfach, sondern sie prüfen, sichten, schaffen neue Gesichtspunkte und Fragen, geben neue Antworten, vertiefen und führen so über das schon vor ihnen Erreichte hinaus. Beide stehen nicht nur, wie es am Tage liegt, der Wissenschaft ihrer Zeit, sondern auch ihrer Kirche *kritisch* gegenüber. Das zeigt sich an der Art, wie sie von den gegebenen Anschauungen aus über diese hinausführen und sie dadurch revidieren, korrigieren, fortbilden. Wie ihre Wissenschaftlichkeit so erhält auch ihre Kirchlichkeit dadurch ein schöpferisches Moment. Darum sind sie mehr als nur *wissenschaftliche Interpreten des offiziellen Kirchenglaubens*. Sie haben ihn religiös und wissenschaftlich vertieft, und die Kirche hat von ihnen gelernt. Die Kirchlichkeit ihrer Theologie ist an einer höheren Idee der Kirche, als die empirische Kirche damals darstellte, orientiert und besitzt gerade darin ihren höchsten Wert und ihre beste Kraft. So wurden die *Lehrer* der Kirche, aus Männern, die sich an der Kirche orientierten, zu Männern, an denen die Kirche sich orientiert.

Nicht immer indessen findet sich die doppelte Tendenz, der die Theologie entspringt, so rein ausgeprägt, wie bei Origenes und Augustin. Je und je drängt das eine das andere mehr oder weniger in den Hintergrund; niemals aber kann das geschehen, ohne daß damit eine Verschiebung des normalen Verhältnisses von Theologie und Kirche stattfindet, welche von schweren Gefahren begleitet ist. Die altkirchliche Entwicklung der Theologie hat im Mittelalter zu einem derartigen Uebergewicht des Kirchlichen über das Wissenschaftliche geführt, daß unter seinem Druck die Theologie ihre sachliche Selbständigkeit, innere Freiheit und schöpferische Kraft immer mehr eingebüßt hat und dem wissenschaftlichen Formalismus immer gründlicher verfallen ist. Der höhere kirchliche Maßstab ging in einer äußerlichen Abhängigkeit von der offiziellen Kirche, und das kritische Element, das er enthält, in der Gebundenheit unter das Statutarische unter, die Dogmatik wurde zum Petrefakten, die theologische Arbeit zu einer bloßen Reproduktion. Diese Vorstellung einer überkirchlichen und darum unproduktiven Theologie pflegen wir mit dem Wort: Scholastik zu verbinden. Seinen Höhepunkt hat dieser Zustand in dem absoluten kirchlichen Positivismus der Nominalisten erreicht. Die Theologie sinkt dann von der Ehrenstellung einer freien Dienerin zu der entwürdigenden Rolle einer Sklavin herab. Die Folgen dieser Zustände sind: *Unfruchtbarer Traditionalismus und Formalismus, Erstarrung des religiösen Erkenntnislebens, Entfremdung der Kirche von dem fortschreitenden geistigen Leben der*

Zeit, ja endlich ein grundsätzliches Zerwürfnis zwischen Kirche und Wissenschaft. Auch der Protestantismus hat im Zeitalter seiner Orthodoxie schließlich eine solche Periode theologischer Ueberkirchlichkeit erlebt. Das Kirchlich-Statutarische drängte im Verlauf des 17. Jahrhunderts das wissenschaftlich-kritische Element derartig zurück, daß die Fühlung mit dem Geistesleben der Zeit verloren ging. Diese Theologie blieb wissenschaftlich auf dem Standpunkt des Aristotelismus und des geozentrischen Weltbildes stehen, während ringsherum das natürliche Geistesleben sich bemühte, den Aristoteles abzuschaffen und sich auf gänzlich neuen Fundamenten zu erbauen. Indem sich diese kirchliche Theologie, anstatt mit der neuaufstrebenden mit der absterbenden Wissenschaft des Mittelalters verband, entstand endlich jene Krisis, die über den Pietismus in der Aufklärung zur fast völligen Verweltlichung der Theologie und mittelbar der Kirche führte, jene Krisis, die auch wir noch keineswegs überwunden haben.

Wie auf diese Weise eine äußerliche und falsche Gebundenheit der Theologie an die empirische Kirche zu einer verhängnisvollen Schwächung ihres wissenschaftlichen Charakters führt, so bringt umgekehrt jede Ueberwissenschaftlichkeit eine nicht minder folgenschwere Entkirchlichung der Theologie mit sich. Nicht als ob die Theologie jemals zu wissenschaftlich sein könnte. Wohl aber ist sie eigentlich stets in Gefahr, in ihrer Wissenschaftlichkeit eine falsche und einseitige Richtung einzuschlagen, die notwendig zu ihrer Verweltlichung gereichen muß, sobald sie grundsätzlich die Voraussetzungen in Frage stellt oder gar verneint, auf denen sie als Theologie beruht. Wie eine Staatswissenschaft, die den Staatsbegriff, oder eine Rechtswissenschaft, die die Rechtsidee bestreitet, sich selbst auflöst, so auch eine Theologie, die die Offenbarung Gottes in Jesus Christus, das Grundbekenntnis der Kirche, neutralisiert, auf ein Minimum reduziert oder gar aufhebt. Wohlverstanden, ich meine nicht, daß die Theologie etwa den jeweils herrschenden Offenbarungsbegriff kritiklos übernehme, daß sie die Voraussetzungen, auf denen sie beruht, etwa nicht prüfen, revidieren, korrigieren, rektifizieren solle. Wollte sie das unterlassen, so würde sie ja gerade der schon gerügten Ueberkirchlichkeit verfallen. Aber ein anderes ist es, die jeweils in der Kirche herrschenden Vorstellungen von Offenbarung reinigen und vertiefen, ein anderes die Wirklichkeit, die sich in solcher Offenbarung als Lebensgrundlage der Kirche erschließt, verleugnen, die Offenbarung selbst ihrer geschichtlich-übergeschichtlichen Realität entkleiden. Mag man das Recht, sich an dieser Aufgabe zu versuchen, immerhin einer nach einem möglichst großen Maß von Voraussetzungslosigkeit suchenden rein weltlichen Wissenschaft zugestehen. Wir denken nicht daran, es ihr verkümmern zu wollen, wiewohl wir uns mit Immanuel Kant dabei erinnern, daß der Unglaube „jederzeit gar sehr dogmatisch ist.“ Aber im Namen und Auftrag der Theologie sich über alles das, was die Theologie zur

Theologie macht, was sie von jeder andern Wissenschaft objektiv unterscheidet, hinwegzusetzen, das heißt, im Namen der Theologie die Theologie zerstören.

Diese Tendenz zur Ueberwissenschaftlichkeit und Unkirchlichkeit trägt die neuere Theologie einer ausgesprochenen Richtung unleugbar seit der Aufklärung in sich. Sie ist sicherlich weit älter als die Aufklärung, im Grunde so alt wie die Kirche selbst, aber seit der Aufklärung ist sie bedeutend in die Breite gewachsen. Trotz aller Dehnbarkeit innerhalb ihrer Erscheinungsformen verfolgt sie eine deutlich markierte Richtung. Sie arbeitet an der Reduzierung der Offenbarung auf die Vernunft, des Supranaturalismus auf die Immanenz, der Heilsgeschichte auf die Religionsgeschichte, in specie an der Relativierung des Christentums durch den Entwicklungsgedanken. Dieser Gedanke das Spezifikum des Christentums, die Offenbarung, in das Generale der menschlichen Vernunft aufzulösen, beseelt alle Neologie. Er steckt in der anscheinend harmlosen Form einer „natürlichen" Religion oder Theologie schon von den Apologeten an sogar in der kirchlichen Theologie selbst als ein Keim des schlummernden Verderbens. Er bietet auch in der altprotestantischen Orthodoxie eine verhängnisvolle Anknüpfung für die Aufklärung, die sich vom englischen Deismus an zu einem Kulturphänomen erweitert hat. Lessing, Herder und Kant haben ihn seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zum Programm einer neuen Theologie gemacht. Man vergleiche Lessings 100 Thesen über die Erziehung des Menschengeschlechts mit Herders Aphorismen über Religion, Lehrmeinungen und Gebräuche und Kants Abhandlung über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, so sieht man deutlich, wo die Reise hingeht. Schleiermacher hat gerade diesen Aufklärungsgedanken durch seine gebrochene Stellung zur geschichtlichen Offenbarung am wenigsten zu überwinden vermocht. Seine Stellung zur geschichtlichen Offenbarung ist eine gebrochene geblieben. Der Entwicklungsgedanke, durch den schon Lessing und Herder dieser Tendenz eine geschichtliche Begründung zu geben versuchten, ist dann durch Hegel und seine Schule vollends zu einer Waffe gegen die offenbarungsgeschichtliche Betrachtung geworden. Von diesem Gedanken war dann bewußt oder unbewußt die historische Kritik in ihren extravaganten Erscheinungen durchdrungen. Ihm dienen jene großen Teile, die in neuester Zeit auf liberaler Seite ausgebildeten Methoden: Die sogenannte religionsgeschichtliche Schule, der neueste Versuch zur Psychologisierung der Religion und Theologie, das allerneueste Suchen nach dem erkenntnistheoretischen Apriori der Religion und die Wiederbelebung einer spekulativen Religionsphilosophie. Ich möchte hier um keinen Preis mißverstanden werden. Alle diese Methoden: der Entwicklungsgedanke, die historisch-kritische, die religionsschichtliche, die

religionspsychologische, die erkenntnistheoretische betrachte ich als wertvolle und fruchtbare Hilfsmittel theologischer Erkenntnis, sobald sie mit Bewußtsein für die kritische Theologie nutzbar gemacht werden. Man müßte aber mit Blindheit geschlagen sein, wollte man nicht bemerken, daß sie zunächst aus der Tendenz, die Theologie zu rationalisieren, entsprungen sind und in ihren gemeinen Vertretern dieser Tendenz dienen sollen. Sie sind tatsächlich die Haupthebel zur Emanzipation der Theologie von der Kirche geworden. Das haben ihre Hauptvertreter überdies deutlich genug ausgesprochen, auch wenn sie die Losung einer „unkirchlichen Theologie" oder die Parole einer „Umwandlung der Theologie in Religionswissenschaft" einstweilen noch mißbilligen. In Wirklichkeit sind sie auf diesem Wege.

In den neuesten Diskussionen über Kirchlichkeit und Unkirchlichkeit der Theologie, auf die ich hier nicht eingehen kann, hat man zwar von der kritischen Seite diesen Tatbestand verschleiern wollen. Man hat gesagt, daß die Grenzen zwischen kirchlicher und unkirchlicher Theologie fließend seien, man hat der kirchlichen Theologie vorgerechnet, was sie alles von der Kritik in sich aufgenommen habe und wie sie selbst längst mit der altprotestantischen Orthodoxie zerfallen sei, man hat auf immer noch vorhandene Uebereinstimmungen hingewiesen, man hat die Unmöglichkeit, eine sichere theoretische Grenzlinie zwischen kirchlicher und unkirchlicher Theologie zu ziehen, betont. Das alles erkennen auch wir an. Auch wir besitzen Sachlichkeit und Gerechtigkeit des Urteils genug, um nicht alles, was nicht in unserm Sinne kirchlich ist, in einen Topf zu werfen, um uns zu sagen, wie schwer, ja unmöglich es ist, die einzelnen Theologen der Gegenwart nach dem Schema „kirchlich — unkirchlich" zu rubrizieren. Auch wir wollen gewiß niemanden, der kirchlich sein will, das Maß des Kirchlichen, das er hat, verkümmern. Wir danken Gott, daß auch auf der extremsten Seite der Theologie das Prädikat der Unkirchlichkeit noch immer als ein Makel empfunden wird. Aber seitdem Worte gefallen sind, wie das von der „unkirchlichen Theologie," „dem rückständigen Luther," „dem Antisupranaturalismus," „der Relativierung des Christentums," seitdem man so offenherzig „zurück zur Aufklärung" geblasen hat, wie auf dem Berliner Weltkongreß — seitdem gibt es keine Täuschung mehr darüber, daß der gegenwärtigen Theologie ein Ferment der Unkirchlichkeit im Blute liegt, das in seiner radikalen Auswirkung zur Auflösung der Theologie führen muß. Jedenfalls: der einheitliche Charakter hinsichtlich ihrer kirchlichen Bestimmtheit ist unserer Theologie völlig verloren gegangen.

3.

Und das ist ein schwerer Schaden für unser kirchliches Leben. Die Theologie in ihrer Gesamtheit ist in ihrer ge-

genwärtigen Verfassung für die Erfüllung ihrer Aufgabe untüchtig geworden. Sie kann der Kirche zwar noch Dienste, aber nicht diejenigen Dienste mehr leisten, die sie ihr bestimmungsmäßig leisten soll. Wer kann es der Kirche verdenken, daß sie der Theologie von heute skeptisch, kühl, ja ablehnend gegenübersteht, sich scheut, in ihr eine Lehrerin und Führerin in ihrem Erkenntnisleben zu sehen. Wer will sich darüber wundern, daß die Kirche in Versuchung gerät unter obwaltenden Umständen auf eine ältere Theologie zurückzugreifen, resp. bei ihr zu beharren, die den Stempel unzweifelhafter Kirchlichkeit auf der Stirn trägt, selbst um den Preis, daß der wissenschaftliche Fortschritt dadurch gefährdet wird. Glaubt sich die Kirche in dieser verworrenen Lage nicht vor die Wahl gestellt: entweder Wissenschaftlichkeit — oder Kirchlichkeit? Und kann es zweifelhaft sein, was sie zu wählen hat? Hat man nicht auch dafür Verständnis, daß sie es nicht über sich gewinnen kann, diesem Aufklärungsprozeß ruhig und tatenlos zuzusehen, daß sie ein Halt ruft, wenn immer neue Sprengstoffe in ihren eigenen Schoß getragen werden? Soll sie das Wort ihres Herrn vergessen: Halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme?

Das alles zur Entschuldigung, wenn auch nicht zur Freisprechung der Kirche geltend zu machen, erfordert die Gerechtigkeit. Die zunehmende Emanzipation der Theologie von der Kirche hat zu einer zunehmenden Emanzipation der Kirche von der Theologie einigermaßen folgerichtig geführt. Und doch kann es bei diesem Zustande unmöglich verbleiben. Die Kirche muß wieder theologisch, die Theologie wieder kirchlich werden. Beides aber ist nur in Korrelation des einen mit dem andern möglich. Gegenwärtig haben wir den Zustand, daß die Kirche fortwährend die Theologie und die Theologie die Kirche zur Umkehr mahnt, daß sie sich wechselseitig für die Trostlosigkeit der Zustände verantwortlich machen. Eine wirkliche Regeneration kann hier wie überall erst eintreten, wenn auf beiden Seiten mit der Selbstkritik die Selbsterkenntnis einsetzt. Die Frage ist, ob die Kirche und Theologie, was die gegenwärtigen Verhältnisse anlangt, in prinzipieller Unbußfertigkeit verharren werden. Und, wenn nicht, ob die Bedingungen und Anzeichen einer Besserung vorhanden sind.

Das letztere behaupte ich. Und nun gestehe ich, in obigem weder die Lage und Tendenzen der Kirche noch der Theologie erschöpfend beschrieben zu haben. Es waren die allerdings wirklich vorhandenen Extreme, die ich darstellte, Extreme, die zwar für den modernen Zustand von Theologie und Kirche charakteristisch sind und darum zunächst rückhaltlos aufgedeckt werden mußten, die aber diesen Zustand zuletzt nicht vollständig bestimmen. Die Kirche auf der einen Seite, welche sich an einer veralteten Theologie festklammernd den fortschrittlichen Einflüssen der modernen Theologie, auch dort, wo diese Fortschrittlichkeit eine se-

gensreiche, lebenfördernde ist, ist zwar zum großen Teil die offizielle, aber doch nicht die **ganze** Kirche. Die Theologie, die sich in Abwendung von den Existenzbedingungen der Kirche in voraussetzungslose Wissenschaft auflösen möchte, ist zwar zum großen Teil die regierende, aber doch nicht die **ganze** Theologie. Wäre es doch so, dann wäre allerdings die Lage hoffnungslos. Der definitive Bruch würde nur noch eine Frage der Zeit sein. Die Auflösung der theologischen Fakultäten in religionswissenschaftliche Sektionen der philosophischen würde ebenso sicher vorauszusehen sein wie ihre Ersetzung durch kirchliche Seminare. Es gibt Leute, die diesen Gang der Dinge für unvermeidlich halten. Ich gehöre nicht dazu. Die eine Folge davon würde sein, daß die Theologie in diesen Seminarien in eine ähnliche Abhängigkeit von der Kirche geraten würde, wie wir das, um mich auf einen fremden Weltteil zu beschränken, an lutherischen Freikirchen Amerikas beobachten können; die andere, daß binnen kurzem die umgewandelten theologischen Fakultäten den letzten Rest von Fühlung mit der Kirche und ihrem Leben verlieren würden. Aber noch ist es nicht so weit, daß es so kommen müßte.

Wenn ich eine in neuester Zeit in Kirche und Theologie sich mit Energie geltend machende Bewegung richtig einschätze, so fühle ich mich gedrungen zu sagen: Weder Kirche noch Theologie werden es dahin kommen lassen. In der Kirche mehrt sich zusehends unter Geistlichen und Laien, vor allem auch unter den leitenden Persönlichkeiten selbst die Zahl derer, die das herrschende Mißverhältnis zwischen Theologie und Kirche als unerträglich empfinden, ohne es als unwiderruflich zu beurteilen; die sich vielmehr durch die Not der Zeit gewissensmäßig vor die Aufgabe gestellt sehen, nach Mitteln zu seiner Beseitigung mit allen Kräften zu suchen. Sie wirken in Wort und Tat zur Anbahnung einer grundlegenden Reform des Verhältnisses von Theologie und Kirche in Theorie und Praxis, damit sich die Kirche dem modernen Leben und seinen Anforderungen und Bedürfnissen auf dem Gebiete des Erkenntnislebens mehr anpasse und zu diesem Behufe die moderne Theologie stärker auf sich wirken lasse, als bisher. Auch Anfänge von Organisationen, die diesem Zweck dienen, haben sich gebildet oder sind in der Bildung begriffen. Zahlreiche kirchliche Stimmen treten für eine gründliche und zeitgemäße Reform der kirchlichen Lehrmittel und Lehrweise und ihre Verwertung in Unterricht, Predigt und Seelsorge ein. Unsern Agenden, Katechismen, religiösen Lehrbüchern stehen einschneidende Revisionen bevor. Sie sind nicht mehr aufzuhalten. Viel schneller aber schreitet die Reform des Verhältnisses von Theologie und Kirche in zahlreichen Organisationen fort, die im innerlichen Dienst aber in äußerlicher Unabhängigkeit von der offiziellen Kirche an der religiösen Wiedergeburt unseres Volkes arbeiten. Davon sind alle kirchenpolitischen Veranstaltungen ausgeschlossen. Dahin gehören aber vor allem die mannigfaltigen Arbeitsgemeinschaften apologetischer Natur, die auf dem Gebiete der christlichen Presse, der populärwissenschaftlichen Literatur, des Vortragswesens und der Instruktions-

kurse eine umfassende Tätigkeit entfalten, die bei unleugbarer Kirchlichkeit und unantastbarer Offenbarungsgläubigkeit in ihrem ganzen Charakter eine erfreuliche Aufgeschlossenheit für eine im guten Sinne des Wortes moderne Theologie beweisen. Hier ist in dem Vorhof der Kirche eine Tür aufgetan, die sich nicht wieder schließen wird. Hier begrüßt man mit Segenswünschen jeden neuen Weg, den die Theologie unserer Zeit zu den Herzen und Köpfen unserer Zeitgenossen zeigt, jedes Mittel, das sie darreicht, um der erstorbenen Kirchlichkeit unserer Tage den lebendigen Odem der Gegenwart einzuhauchen. Hier hat man längst eingesehen, wie bitter nötig unsere Kirche eines echten wissenschaftlichen Fortschrittes bedarf, wenn sie das alte Evangelium dem Denken einer neuen Zeit nahe bringen will. Hier wird man nicht von einer lähmenden Furcht vor der Wissenschaft geplagt, sondern erkennt freudig die der Kirche in ihr verliehene Gabe an.

Auf der andern Seite aber kommt diesen mutigen Bestrebungen eine Reformbewegung in der neuesten Theologie entgegen, die dem nämlichen Ziel mit Bewußtsein zustrebt. Sie arbeitet mit unverdrossener Energie, mit unbesiegbarer Zukunftsfreudigkeit, getragen und gehoben durch das Bewußtsein einer großen Aufgabe an einer neuen theologischen Synthese von Kirchlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Sie ist durchdrungen von der religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß diese Synthese möglich ist, daß es auch heute noch und heute erst recht eine Theologie gibt, die mit dem besten kirchlichen Gewissen modern wissenschaftlich und mit dem besten wissenschaftlichen Gewissen kirchlich — und daß sie die Theologie der Zukunft ist.

Viel angefochten, stehen ihre Vertreter aufrecht da, angefochten von Feinden zur Rechten, die von der Kirche aus — von Feinden zur Linken, die von der Wissenschaft aus eine solche Synthese für unmöglich erklären. Ihr erster kühner und glänzender Wortführer war der Mann, dessen 100. Geburtstag wir vor kurzem gefeiert haben, Johann Christian Konrad von Hofmann. Er war es, der den Gegnern die Waffe der Modernität aus den Händen rang, um sie selbst zu schwingen, und wie zu schwingen, indem er vor allem den Entwicklungsgedanken, durch dessen Proklamierung einst Lessing Bresche an den Offenbarungsglauben zu legen vermeinte, zum Fundament einer Offenbarungstheologie im großen Stil machte, in der er die Kirche mit einer „neuen Weise alte Wahrheit“ zu lehren königlich beschenkte. Das war eine Synthese von Kirchlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Das war ein neues und großes Programm und mehr als das, die unvergänglichen Grundlagen einer Neugestaltung kirchlicher Theologie. Ich will die bittere Erinnerung daran nicht erneuern, wie es diesem Manne damals mit seiner Synthese vor dem Tribunal der Generalpächter der Kirchlichkeit erging. Ich will aber das Gedächtnis daran wenigstens im vorbeigehen auffrischen, wie wenig er sich darum gekümmert hat. Kirche und Theologie haben, wie schon gesagt, bis in die jüngste Vergangenheit erstaunlich wenig von ihm gelernt. Aber das ist das Große an ihm, daß das die Wirkungs-

kraft seiner Gedanken und seines Geistes nicht zu schwächen vermocht hat. Denn sein Geist ist es, aus dem die neue große Aufgabe einer modern-kirchlichen Theologie in der Gegenwart geboren ward.

Es ist glücklicherweise keine Partei, nicht einmal eine Gruppe, geschweige denn eine kirchenpolitische Vereinigung, die sich diesem Zuge der Zeit aus der Ewigkeit mit Leidenschaft hingibt. Es ist unverabredete Arbeit, die in stillschweigender Gemeinschaft des Geistes, und ich denke wohl, auch der Kraft getan wird. Die Namen der Stimmführer, mit Dankbarkeit begrüßt und verehrt, treten hinter der großen Sache zurück. Ob die Programme, die hie und da aus der immer größer werdenden Werkstatt auftauchen, den Namen „modern-positive Theologie" oder „moderne Theologie des alten Glaubens" oder „kirchliche Theologie im Sinne der Gegenwart" oder sonst welche tragen, darauf kommt für die gemeinsame Grundrichtung der Arbeit wenig an. Das beweist nur den Nuancenreichtum der Aufgabe und das fruchtbare Ringen um die methodische Erfassung des Gegenstandes. Der Grundgedanke ist überall derselbe, der eine: die tiefempfundene Notwendigkeit und Möglichkeit, die von der neuen Wissenschaft erarbeiteten Prinzipien, Methoden und Resultate für die Neubegründung der Theologie auf der alten ewigen Grundlage der Offenbarung Gottes in seinem eingeborenen Sohn fruchtbar zu machen; die felsenfeste Ueberzeugung, daß der Entwicklungsgedanke und die historische Kritik, die Religionsgeschichte und Religionspsychologie, die Erkenntniskritik und Religionsphilosophie — und wie das neue Handwerkszeug alles heißen mag, keine Erfindungen des Satans sind, um die Kirche damit zu vernichten, sondern neue, feine und gute Instrumente, die der Herr der Geschichte *unsere Zeit* hat finden lassen, um feingeschliffene Gefäße zu schaffen, in welche *unsere Zeit* das Kleinod des Evangeliums bergen soll, ja bergen *soll und kann*. „Du kannst, denn du sollst." Und mag nun — wir leugnen das nicht — das Können bisher weit hinter dem Sollen zurückgeblieben sein: Eins stelle ich fest: Wir haben unter uns eine im Erstarken begriffene Theologie, die wieder mit aller Energie nach dem Gleichgewicht der beiden Faktoren sucht, aus denen alle Theologie, die diesen Namen verdient, entsprungen ist. Sie hat in den letzten Jahren eine Reihe von Proben ihrer Kraft gegeben, die auch die Gegner anerkennen mußten. Sie hat auf unseren deutschen theologischen Fakultäten und weit darüber hinaus festen Fuß gefaßt und einen kräftigen Nachwuchs in Aussicht. Sie arbeitet zielbewußt und unermüdlich, zwar in umbra terrestri, aber sub specie aeternitatis. Ich wage zu sagen, auf ihr beruht in erster Linie die gute Hoffnung, daß unsere Theologie wieder kirchlich und unsere Kirche wieder theologisch wird.

Wird diese Theologie sich das Vertrauen der Kirche zu gewinnen vermögen? Das ist die meiner Ansicht nach für Theologie und Kirche der Gegenwart gleich entscheidende Frage. Wenn nicht, dann weiß ich keinen Rat. Aber wenn, dann sehe ich eine glücklichere Zukunft heraufsteigen.

Wie wäre es, wenn jene Männer kirchlicher Praxis, von denen ich sprach, die mit weitem Blick für die Forderungen des Tages und mit tiefem Wirklichkeitssinn für die Heimatlosigkeit der Kirche unter unserem Geschlecht begabt die Zeichen der Zeit willkommen heißen — wenn sie und diese Theologen einer neuen Wissenschaftlichkeit und Kirchlichkeit sich das Herz zu einem festen und getreuen Bündnis innerer Geistesgemeinschaft faßten. Wenn das Gelübde ihre Seelen verbände, wir wollen in der Not der Zeit in Treue und Vertrauen zusammenstehen; wir wollen vergessen, was uns trennt, und bedenken, was uns eint. Für diese Union plaidiere ich — hier auf dem kirchlich-sozialen Kongreß. Eine Arbeitsgemeinschaft des Geistes und der Kraft — hin und her zwischen Männern der Tat und des Gedankens in Geistlichkeit und Laienwelt zum Austausch des Besten, das Theologie und Kirche einander zu geben haben, im Hinblick auf das große Ziel, den Reichtum evangelischer Erkenntnis dem gegenwärtigen Geschlecht zu erhalten und dem zukünftigen zu überliefern — das wäre mein letztes Wort zu der brennenden Frage: Theologie und Kirche — ein Wort, wie ich denke, das von Grund aus beides ist: kirchlich und sozial.

Der Beitrag des Johannes-Evangeliums zu unserer Kunde von der Auferstehung Christi.

Von Prof. em. E. Otto.

Auf den Glauben an die Auferstehung Christi ist die Kirche gegründet; sie wäre nicht entstanden, wenn die Apostel nicht zu verkündigen gehabt hätten: den hat Gott auferweckt. Der Glaube der Jünger kann nicht entstanden sein außer auf Grund einer erfahrenen Tatsache. Welcher Art diese Tatsache entstanden ist, wird sich nie völlig beschreiben lassen, es werden da ungelöste Schwierigkeiten bleiben. Uebereinstimmung im Resultat der Lösungsversuche gehört nicht zur Einheit des Glaubens. Diese verlangt nur die Anerkennung der geistlichen Auferstehung, daß Christus eingetreten ist in sein ewiges Reich, lebet und regiert in Ewigkeit. Daß dem Glauben an die Auferstehung eine Tatsache derselben zu Grunde liegen muß, wird wohl heutzutage von keiner irgendwie kompetenten Seite bestritten werden. Nur prinzipielle Feindschaft, die sich selbst zu verblenden entschlossen ist, kann auf das alte Märchen zurückgreifen, das einst die Juden angewendet haben: die Jünger haben den Leichnam gestohlen, um den Prahlereien des Betrügers den Schein der Wahrheit zu verschaffen; nur gedankenlose Leichtfertigkeit kann die Kunde von der Auferstehung auf die Leichtgläubigkeit zurückführen, mit der die Urgemeinde das Weibergeschwätz von Engelerscheinungen angenommen und weiter gesprochen habe. Dabei wird es wohl bleiben: Die Auferstehung ist ein unumstößliches historisches Faktum, trotz aller in Einzelheiten entgegentretenden Differenzen so gut bezeugt, wie irgend ein anderes historisches Faktum in der Welt. Ein bis in die Gegenwart herein reichender Beweis dafür ist auch die Einführung der Taufe auf den Na-

men Jesu oder des Dreieinigen Gottes. Dieselbe ist entschieden nicht aus einer bloßen Reminiszenz der Jünger an die Zeiten des ersten Auftretens Jesu zu erklären, da er, die Wirksamkeit des Täufers unterstützend, durch seine Jünger die Taufe verrichten ließ, sondern die Einsetzung derselben setzt irgendwelchen Verkehr Jesu mit seinen Jüngern nach der Kreuzigung voraus und steht mit Tod und Auferstehung Jesu in unverkennbarer Verbindung. Röm. 6, 4; 1. Petri 3, 21.

Dieser unumstößlichen Gewißheit über das „Daß" der Auferstehung steht auf der andern Seite unser Unvermögen gegenüber, die verschiedenen Berichte über dieselbe zu einem klaren Gesamtbilde zu vereinigen. Es treten uns bekanntlich zwei divergierende Aussagereihen entgegen; nach der einen wird die Auferstehung, in eins zusammengefaßt mit der Himmelfahrt, angeschaut als der Eintritt in den ewigbleibenden Zustand der Erhöhung, der himmlischen Herrlichkeit, nach der andern als der Eintritt in einen Zustand, der nur vorübergehend und zeitweilig sein, und mit der Himmelfahrt seinen Abschluß finden sollte. Und innerhalb der zweiten Reihe finden sich wieder divergierende Angaben, von denen die einen auf materielle Realität, die andern auf Unstofflichkeit oder Ueberstofflichkeit des Leibes Christi schließen lassen. Infolgedessen gibt es über die Art der Wiedererscheinungen Christi gar verschiedene Auffassungen, die sich etwa in vier Gruppen zusammenfassen lassen.

Zuerst mag genannt werden die Auffassung des älteren Rationalismus, die doch immer noch von manchen geteilt wird. Nach ihr ist Jesus aus seinem Scheintode erwacht und durch irgendwelche innerweltliche Mittel, sei es durch ein Erdbeben, sei es durch Hilfe geheimer Verbündeter, aus dem Grabe befreit. Er ist nicht mehr öffentlich aufgetreten und hat sich nur seinen Jüngern in etlichen flüchtigen Begegnungen gezeigt, sein dauernder Aufenthalt und seine Lebensweise sind unbekannt, aber endlich, und zwar wahrscheinlich nach kurzer Zeit, muß er doch infolge der durchlebten körperlichen Zerrüttung irgend wo und wann gestorben sein, weshalb die zeitweiligen Begegnungen mit den Jüngern bald aufgehört haben und eine letzte Abschiedsszene von seiner wunderfreudigen Anhängerschaft als Himmelfahrt gedeutet worden ist. Theologisch wird diese Auffassungsweise als eine Ungeheuerlichkeit perhorresziert, indem mit ihr der ganze Christenglaube hinfällig werde. Jesus könne nicht mehr als der Fürst des Lebens und als der Ueberwinder des Todes angesehen werden, wenn er vor andern Menschen keinen andern Vorzug gehabt habe als den, zweimal gestorben zu sein. Kritisch ist diese Auffassungsweise am schärfsten bekämpft worden aus dem Lager des philosophischen Rationalismus. Im Interesse seiner Mythustheorie, um dem Glauben an die Auferstehung Jesu alle geschichtliche Grundlage zu entziehen, behauptet Dav. Strauß die Unmöglichkeit, daß aus den Begegnungen mit dem aus Scheintode Erwachten der Glaube an ihn als den Lebensfürsten habe entstehen können: ein mühsam aus dem Grabe Gekrochener, der sich kaum hinzuschleppen vermochte, konnte unmöglich den Eindruck eines Siegers über Tod und Grab machen.

Die andere Gruppe bilden die Anhänger der Visionshypothese. Voraussetzung für dieselbe ist die Leugnung der leiblichen Auferstehung. Das älteste schriftliche Zeugnis, das wir über die Auferstehung haben und darum das maßgebendste, ist das des Paulus. Er betrachtet sich neben den Urapostel als selbständigen Zeugen der Auferstehung, mißt also der himmlischen Erscheinung, die er von Jesu gehabt, Gleichwertigkeit mit den Erfahrungen der Apostel bei. Hieraus ist zu folgern, daß die den Aposteln widerfahrenen Erscheinungen auch der Art nach der an Paulus geschehenen gleich, d. h. rein geistiger Art, visionär gewesen sind. Die Jünger sind auf Grund der Verheißungen, die sie während seiner Lebzeiten von Jesu gehört, zu der festen und lebhaften Ueberzeugung gekommen, es sei unmöglich, daß er von den Banden des Todes gehalten werde, und diese Ueberzeugung habe sich bei ihnen zu lebhaftem, geistigem Schauen, zu Visionen gesteigert, aus dem Zeugnis, das sie davon abgelegt, habe dann die spätere Generation, in grobsinnlicheren Vorstellungskreisen sich bewegend, die sagenhaften Erzählungen von körperlichen Erscheinungen des Auferstandenen gebildet. Daß visionäre Erscheinungen möglich sind, kann ja wohl nicht bestritten werden, und daß das Zeitalter der Urgemeinde dafür disponiert war, geht aus der mysteriösen Angabe des Matthäus 27, 53 hervor, aber sonst widerspricht doch geradezu alles dieser Auffassung. Paulus selbst betrachtet die Auferstehung Jesu nicht als etwas bloß auf den Geist bezügliches, sondern betrachtet sie als Bürgschaft für die Auferstehung auch unsers Leibes, seine Aufzählung der Erscheinungen Jesu, an die er die von ihm selbst erfahrenen anschließt (1. Kor. 15, 3ff.) sieht doch nicht danach aus, als wolle er von einer Reihe Visionen berichten; daß mehr denn fünfhundert Personen auf einmal die gleiche Vision gehabt haben sollten, wäre doch ohne Beispiel; es würde zu weit führen, alle Gegengründe gegen die alles Maß überschreitende Nichtberücksichtigung aller Zeugnisse anzuführen.

Eine dritte Auffassungsweise ist die modifizierte Visionshypothese. Aus den Seelen der Jünger, wird eingeräumt, konnten die Visionen nicht stammen, die Basis des Schauens ist der Glaube, und der Glaube lag bei den Jüngern in Trümmern, eine seelische Disposition, welche die Entstehung der Visionen erklärlich machen könnte, war bei den Jüngern nicht vorhanden; aber von der Geisteswelt aus konnte von dem dort weilenden Jesus ein Eindruck auf die Seelen der Jünger ausgeübt werden von solcher Stärke, daß er die Macht einer sinnlichen Wahrnehmung besaß. Die Tendenz dieser Theorie ist ja anerkennenswert, sie sucht den beiden Anforderungen zu genügen, die der Glaube stellt, einmal die objektive Realität der Auferstehung festzuhalten, so daß sie nicht als eine subjektive Einbildung aufgefaßt werden soll, und zugleich die Geistigkeit derselben. Aber die Theorie steht hart an der Grenze des unheimlichen Okkultismus, des mit so viel Betrug durchseuchten Spiritismus. Im übrigen untersteht sie denselben Bedenken wie die frühere Visionshypothese, wie besteht sie gegenüber den vorliegenden Berichten? Die Frage, was aus dem Körper Jesu geworden, beantwortet sie nicht.

Die gegenwärtig bei Theologen „positiver" Richtung am meisten vertretene Auffassung scheint die zu sein, daß Jesus nach seiner Auferweckung eine in einem Uebergangsprozeß begriffene Leibhaftigkeit zugeschrieben wird, die von stofflicher Beschaffenheit ausgehend, in völliger Vergeistigung geendet habe, oder vermöge deren er nach freier Wahl bald diese bald jene Seite seiner Realität, bald seine Materialität, bald seine Geistigkeit habe offenbaren können. Für die Annahme der Allmählichkeit des Prozesses geben die vorliegenden Berichte keinen Anhalt, und die andere Annahme, daß Jesus nach seiner Wahl habe bald materiell sichtbar und bald unsichtbar geistig sein können, zwingt doch nur die vorliegenden Schriftaussagen in eine Theorie zusammen, d. h. sie legt eine Schriftaussage nicht nach sich selbst, nach ihrem eigenen Zusammenhange aus, sondern mit Rücksicht auf eine andere, um der andern nicht zu widersprechen. Daher ist die Exegese vom Harmonisierungsbedürfnisse beeinflußt. Zum Beispiel, wenn man Act. 10, 41 allein lesen würde, ohne von den andern Berichten etwas zu wissen, so würde niemand die Worte anders ansehen, als wie sie dastehen: „Denselben hat Gott auferwecket und offenbar werden lassen nicht allem Volke, sondern uns den vorerwählten Zeugen, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben nach seiner Auferstehung." Man würde die Behauptung Petri herauslesen: Wir, die vorerwählten Zeugen, haben mit dem Auferstandenen gegessen und getrunken, und zwar würde man den Ausdruck so verstehen, daß dabei nicht bloß an ein einmaliges Essen gedacht würde, sondern an einen länger dauernden Verkehr, wie er sich in der Tischgenossenschaft ausdrückt. Das darf aber mit Rücksicht auf andere Stellen Petrus nicht gesagt haben, darum müssen die Schlußworte „nach seiner Auferstehung" nicht mit dem unmittelbar Vorhergehenden, sondern darüber hinweg mit dem weiter Zurückliegenden verbunden werden: „Gott hat ihn lassen offenbar werden nach seiner Auferstehung uns, den vorerwählten Zeugen, die wir mit ihm (scil. bei seinen Lebzeiten) gegessen und getrunken haben. Joh. 21 steht allerdings nicht da, daß er nur den Jüngern das Mahl bereitet und selbst nicht mitgegessen habe, aber es muß als selbstverständlich angenommen werden. Das Essen von Fisch und Honigseim (Luk. 24) kann nur ein andeutendes gewesen sein.

Man sollte, ehe man zu harmonisieren anfängt, erst festzustellen suchen, w a s zu harmonisieren ist, d. h. jeden Zeugen zunächst besonders abfragen, als ob er der einzige wäre, und sein Zeugnis so feststellen, wie man es verstehen müßte, wenn man sich noch kein Gesamturteil aus allen Zeugnissen zusammen gebildet hätte.

Der hier vorliegende Versuch, den Beitrag des Johannes-Evangeliums zu unserer Kunde von der Auferstehung Jesu zu vergegenwärtigen, stellt sich also nicht die Aufgabe, die Aussagen desselben mit denen der synoptischen Evangelien oder denen des Paulus zu vergleichen, die einen nach den andern zu interpretieren oder zu korrigieren, auch nicht, zu einer der genannten vier Auffassungsgruppen verteidigend oder ablehnend Stellung zu nehmen, sondern einfach zur Mitbetrachtung einzuladen. Wenn man mit keinem zuvor gefaßten Urteile über Authentie

oder Nichtauthentie des Johannes-Evangeliums an die Betrachtung des Auferstehungsberichts herantritt, so wird man, nach dem ersten Eindruck urteilend, die Anerkennung u. E. nicht verweigern können, daß der Bericht mit seiner knappen Auswahl, seiner Anschaulichkeit und Geschlossenheit den Eindruck augenzeuglicher Zuverlässigkeit macht, so daß nicht nottut, aus den Einzelzügen des Zeugnisses die Zuverlässigkeit des Ganzen apologetisch nachzuweisen, sondern umgekehrt das onus der Beweisführung der gegnerischen Ansicht zufallen würde.

Wenn der Evangelist in unmittelbarem Anschlusse an die Auferstehungsberichte in seinem Schlußverse (20, 30) von den vielen andern Zeichen redet, die Jesus getan, so faßt er augenscheinlich den Begriff eines Zeichens in einem allgemeineren Sinne, als man gewöhnlich damit verbindet (cf. 2, 11; 4, 54); er versteht darunter nicht wunderbare Taten Jesu, sondern überhaupt Kundgebungen seines Wesens, aus denen man ein Bild seiner Persönlichkeit gewinnen kann, auch seine Worte, seine Widerfahrnisse, sein Benehmen in allen Lagen seines Lebens. Wenn nun die Auferstehung neben die andern Zeichen gestellt wird, und Zweck der Mitteilung aller Zeichen es ist, „daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ," so wird damit der Auferstehung selbst ihre Bedeutung zugewiesen als eines Mittels zum Zwecke, nicht des ausschließlichen und einzigen Mittels, sondern eines zum Gesamtresultat mitwirkenden Mittels. So bedeutend auch der Anteil der Auferstehungstatsache an der Entstehung und Gestaltung unsers Glaubens ist, so daß ja Paulus sagen konnte oder mußte: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel," so ist doch auf der andern Seite festzuhalten: die Tatsache ist nicht zu isolieren und qualitativ von den andern Zeichen zu trennen. Der Glaube an Jesum als den Christ, den Bringer des Lebens, gründet sich auf den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit, auf a l l e die Zeichen, die von ihm geschrieben sind, sein ganzes Leben, vor allem sein Kreuzestod, ist seine Verklärung und Erhöhung. (8, 28; 12, 28 u. 32.) Der Glaube der Jünger schließt mehr in sich als ihre Ueberzeugung von der Wirklichkeit seiner Wiedererscheinung, er schließt in sich das Innegewordensein von seinem ewigen Leben. Aber die Erscheinungen sind das Mittel gewesen zur Entstehung dieses Glaubens. Die geistigen Einwirkungen, die Jesus vom Anfange seines Verkehrs mit den Jüngern auf ihr inneres Leben geübt, hätten nicht durchdringen, Wurzel fassen können, wenn nicht das leere Grab und die Begegnung mit dem ins irdische Leben Zurückgekehrten den Anstoß gegeben hätten. Die Erscheinungen Jesu kommen sonach als Mittel zum Zweck in Betracht, sie haben dadurch ihre bleibende Bedeutung, aber der Glaube an die Auferstehung Christi ist nicht zu identifizieren mit dem Glauben an die Mittel, wodurch er entstanden ist. Hieraus ergibt sich denn doch auch, daß zur Einheit im Bekenntnis zum Auferstandenen nicht notwendig die völlige Uebereinstimmung in der Auffassung der Berichte von seinem Wiedererscheinen gehört, obwohl dieselbe zu erstreben ist. Diese allgemeinen Vorbemerkungen sollten den Standpunkt angeben, von dem aus wir an die Betrachtung des Einzelnen herantreten.

Kap. 20, 1—10. Von den Ereignissen der Nacht, von der Art, wie der Stein vom Grabe gewälzt war, berichtet der Evangelist nichts, auch von dem Erlebnis der Maria nur das kürzeste, weil es mit seinem eigenen Erlebnisse im Zusammenhange stand. Die Magdalena wird allein genannt, obwohl aus dem „wir wissen nicht" (V. 2) hervorgeht, daß andere dabei gewesen sind, auch über den Zweck, weswegen sie zum Grab gegangen sind, wird nichts gesagt, ebenso wenig von einer Wundererscheinung am Grabe. Allerdings ist zu schließen, daß die Frauen ins Grab hineingeschaut haben, denn Maria weiß zu berichten: „Sie haben den Herrn weggenommen." Sie läuft nun und kommt zu Petro und zu dem andern Jünger, den Jesus lieb hatte. Ob die beiden Jünger beieinander waren, ist nicht ersichtlich, man möchte aus der Wiederholung der Präposition πρὸς eher schließen, daß sie jeden in seiner besonderen Wohnung aufgesucht. Es liefen nun die Zwei zugleich. Auch hier ist aus dem Wortlaute nicht ersichtlich, ob die gewöhnliche Ansicht richtig ist, daß sie beide von einem Orte aus um die Wette gelaufen sind, oder ob sie jeder von seinem Orte aus zu gleicher Zeit aufgebrochen sind; es tut dies auch nichts zur Sache, die Darstellung ist trotzdem mit solcher Präzision detailliert, daß man wohl in jedem andern Falle, wenn man eine derartige Schilderung in einer weltlichen Geschichtsschreibung fände, auf Augenzeugenschaft des Darstellers schließen würde. So ist wohl auch hier die Annahme nächstliegend, daß der Jünger, den Jesus lieb hatte, der Evangelist selbst ist; ob er einer der Zwölfen, und speziell der Zebedäide sei, geht daraus noch nicht hervor.

Ob in der minutiösen Beschreibung des Grabesinneren, der Lage der beiden weißen Tücher, sogar ein sozusagen rationalisierender Zug enthalten ist, indem dadurch vordeutend auf die Möglichkeit hingewiesen werden soll, daß die Vision der Maria von zwei Engeln in weißen Kleidern durch den Anblick der zwei weißen Tücher veranlaßt sei, mag dahingestellt bleiben. Resultat der gemeinsamen Untersuchung war doch nichts anderes als Anerkennung der unerklärlichen Tatsache. Eine ganz geschraubte und verkehrte Auslegung ist es doch, wenn die Jünger aus ihren hier gemachten Wahrnehmungen schon den Schluß gemacht haben sollen, daß Jesus auferstanden sei. (Schlatter.) „Die Tücher waren beiseite gelegt, ein Zeichen, daß sie nicht mehr gebraucht wurden, hätte man die Leiche geraubt, würde man die Tücher mitgenommen haben." Der Evangelist soll sagen wollen: „Da glaubte ich," d. h. ich kam zum Glauben, vorher bei der Kreuzigung glaubte ich noch nicht, denn die Jünger wußten die Schrift noch nicht" u. s. w. Das heißt die klare Aussage auf den Kopf stellen. Wenn es heißt: „Da ging auch der andere Jünger hinein und sahe und glaubte (es)", so kann das dem Zusammenhange nach nichts anderes heißen als: er erkannte die Tatsache an; was er ohne eigene Besichtigung nicht hatte glauben können, das mußte er nun für wahr halten. An eine Auferstehung haben die Jünger noch nicht denken können, denn sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Toten auferstehen müßte. Die lakonische Kürze, mit welcher

der Evangelist nicht weiter hinzugefügt, als: „es gingen nun die Jünger wieder heim,“ zeichnet am drastischsten die völlige Ratlosigkeit, in der sie sich befanden, über ihre Gedanken, die sie mit einander ausgetauscht haben mögen, ist nichts gesagt; sie wußten selber nicht, was sie denken sollten. Ob Luthers Uebersetzung: „sie gingen wieder zusammen“, richtig ist, ist fraglich, das πρὸς εάυτοὺς möchte eher vermuten lassen, sie gingen nicht zusammen, sondern ein jeder in sein eigenes Heim. Die Stimmung der Jünger war bis zum Eintritt neuer Erlebnisse durchaus nicht so, daß sich aus ihr eine Neigung zu visionärem Schauen hätte entwickeln können. Auch daß sie sich in das Studium der Schrift vertieft hätten, um aus ihren Weissagungen die Enträtselung der ihnen unerklärbaren Erlebnisse zu suchen, entspricht nicht der Art und Weise, wie sonst die Uebereinstimmung von Weissagung und Erfüllung gefunden wird; nicht die Weissagung zeichnet vor, was zu erwarten sein möchte, sondern das eindrucksvolle Erlebnis erinnert an die Schriftaussage, in deren Wortlaut das Erlebnis gewissermaßen zuvor gemalt ist, damit es als Erfüllung eines vorbedachten Rates erkannt werde. Es mußten andere Erfahrungen hinzutreten, um die Jünger auf die Wirklichkeit des für unmöglich Gehaltenen hinzuweisen, zunächst das Erlebnis der Maria von Magdala.

V. 11—18. Wenngleich der Evangelist dasselbe mit so plastischer Schöne vor Augen malt, so ist doch immerhin vorauszusetzen, daß seiner Darstellung die volle Authentie der Augenzeugenschaft fehlt. Er gibt wieder, was Maria erzählt hat, aber ob er es ganz mit ihren Worten tut, ob er kein Wort hinzugesetzt oder weggelassen, jede Geberde in der berichteten Reihenfolge wiedergegeben hat, das wissen wir nicht, setzen es auch nicht voraus, die Darstellungsform gehört dem Evangelisten selbst an. Maria hat sich von ihren Gefährtinnen getrennt und ist allein zum Grabe zurückgekehrt, das sie nach dem Weggange der Jünger vereinsamt findet. Nicht eine leise Hoffnung, den lebendigen Jesus zu finden, hat sie hergeführt, sondern lediglich der Drang des Gefühls, ihren Schmerz auszuweinen, höchstens die Hoffnung, durch irgend jemanden nähere Auskunft über den Verbleib des Leichnams zu erhalten. Wie sie nun tränenumflorten Auges in das dunkle Grabgewölbe blickt, sieht sie darin zwei weiße Gestalten. Daß sie dieselben für Engel gehalten und in dieser Weise an die Jünger berichtet hat, ist sicher anzunehmen. Daß es unter der Jüngerschaft Zweifel an der Realität dieser Vision gegeben hat, ist an sich wahrscheinlich und aus anderm Berichte ersichtlich (Lukas 24, 11 u. 23); ob auch der Evangelist zunächst sich kritisch verhalten hat, sagt er nicht. Für Maria waren jedenfalls Engel vorhanden, sie erfuhr Berührungen aus einer höheren Welt. Wer kann das analysieren, „was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht,“ am Grabe? Wer heißt uns, das Sehen und Hören der Maria so kraß sinnlich zu verstehen? Die Engel aber vollziehen eigentlich ihr Amt als Boten Gottes noch gar nicht, sie verkündigen nichts von der Auferstehung, sie drücken nur, sozu-

sagen, die Sympathie des Himmels aus und vernehmen des Menschenherzens Klage. Gewiß hat Maria, die man nicht als eine hysterische Schwärmerin anzusehen braucht, in dieser Stunde sich in der weihevollsten Stimmung befunden, deren das Menschenherz fähig ist, bei der wir an das Dichterwort erinnern möchten: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, da er dem Weltgeist näher ist als sonst;" sie war bereit für Mitteilungen aus einer höheren Welt; aber nicht durch die Stimme der Engel empfängt sie die Botschaft. Sie zeigt keine Verwunderung, keine plötzlich auftauchende lebhafte Hoffnung, sie äußert keine stürmische Bitte an die Engel: ihr müßt mir sagen, daß er lebt. Aus dem Herzen Marias ist das Postulat nicht aufgestiegen: es kann nicht anders sein, als daß er lebt. Nicht durch die Engelerscheinungen, nicht durch einen psychischen Prozeß ist sie zu der Unberzeugung gekommen, daß er lebt, sondern durch eine in der empirischen Wirklichkeit stattfindende Begegnung mit Jesu. V. 14: „Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesum stehen, und wußte nicht, daß es Jesus war."

Wie die traditionell rechtgläubige Theologie diese Begegnung auffaßt, sei hier mit den Worten eines ihrer neueren Vertreter wiedergegeben, (Dr. Siegfried Göbel): „Es ist nicht angebracht, danach zu fragen, auf welche Weise der Jüngerin das hinter ihr Stehen Jesu bemerkbar geworden ist, ob durch das Geräusch sich nahender Schritte oder wie sonst. Ebensowenig ist die Frage aufzuwerfen, weshalb sie den Herrn, den sie doch vor Augen sah, nicht erkannte, etwa, weil sie nicht genau zusah, oder weil ihr Blick von Tränen getrübt war oder dergleichen. Bei dem Aufwerfen solcher Fragen wird verkannt, daß die Offenbarungen des Auferstandenen an seine Jünger nicht mehr den natürlichen Bedingungen unterstanden, unter denen ein irdischer Mensch sich andern kundgibt. Der Auferstandene, obgleich er sich noch an den irdischen Stätten seines vergangenen Lebens sehen und finden läßt, lebt doch nicht mehr in den Schranken eines irdischen Körpers, sondern im Besitz einer neugearteten, zum himmlischen Leben beim Vater bestimmten Leiblichkeit, in welche sein irdischer Leib schon mit der Auferstehung aus dem Grabe verklärt ist. Wenn er gleichwohl zur Zeit sich seinen Jüngern noch auf Erden zeigt, so sind das nicht irdische Begegnungen, wie ein Mensch den andern aufsucht, um mit ihm zusammen zu treffen, sondern es sind Erscheinungen des an sich für irdische Augen Unsichtbaren und jeder Wahrnehmung durch menschliche Sinne Entzogenen, die nach Art, Zeit und Maß allein durch die Freimacht seines Willens bestimmt werden. Wann, wo und von wem er immer gesehen und erkannt sein will, da wird er gesehen und erkannt. Wird er aber, wie hier, vorerst nur gesehen, ohne erkannt zu werden, so ist es deshalb, weil er noch nicht erkannt sein will. Und wenn, wie es hier geschah, schon vor dem Sehen seine Nähe gefühlt wird, so ist es, weil er durch die Macht seines Willens auch noch ungesehen seine Nähe zu fühlen gibt."

Das ist ja alles recht schön und läßt sich homiletisch schön verwerten, wenn von der geistigen Nähe Jesu die Rede ist, wie wir denn ähnliche

Gedanken in dem schönen Liede ausgedrückt finden: „Ach, mein Herr Jesu, dein Nahesein“ u. s. w.; aber wenn das an die vorliegende Erzählung herangetragen wird, so ist das doch keine Exegese, sondern Dogmatik.*) Unser Text zeigt doch keine Spur von der Notwendigkeit, solch geheimnisvolle Wirkungen zuhilfe zu nehmen, um zu seinem Verständnis zu gelangen. Warum soll es denn „unangebracht“ sein, unschuldige Vermutungen zur Ergänzung einer Erzählung auszusprechen, die ja freilich nicht viel helfen können, weil man ihre Richtigkeit nicht beweisen kann, warum Maria sich umgewendet, warum sie den hinter ihr Stehenden nicht sofort erkannt habe. Der Evangelist hat es freilich verstanden, das erhaben Feierliche dieser Begegnung zu schildern, gerade in seiner Kürze so ergreifend, aber wenn man nicht die anderwärts hergeholte Auffassung von einer an die natürlichen Bedingungen nicht gebundenen Leiblichkeit an den Text heranträgt, kann man sie aus demselben auch nicht heraus entdecken. Es steht nichts davon da, daß Jesus allein durch seinen geistigen, in der Ferne wirkenden Willen die Maria bestimmt habe, sich umzuwenden, nichts, daß alle physischen Bedingungen vorhanden waren, daß sie ihn hätte erkennen müssen, wenn er sie nicht durch seinen Willen gehindert hätte. Jesus hat zunächst keinen überirdischen Eindruck auf Maria gemacht, auch dann nicht, als er sie bei seinem Namen rief; nur die beglückende Gewißheit entsteht in ihr, daß er in seiner wirklichen Menschheit wieder da ist. Sie hat auch den Jüngern nichts von einer wunderbaren Leibhaftigkeit, noch von einem wunderbaren Verschwinden desselben berichtet; bloß: „ich habe den Herrn gesehen, und solches hat er zu mir gesagt.“ Zweierlei hat Maria zu berichten gehabt; einmal, daß ihr Jesus so greifbar nahe gewesen, daß sie ihn hätte berühren können, daß er aber die Berührung abgewehrt habe, und daß er von seiner Auffahrt zum Vater geredet. Die Form aber, in der die beiden Aussagen nebeneinander gestellt und durch ein „denn“ verbunden sind, gehört wohl jedenfalls der freien Darstellung des Evangelisten an. Die Redefigur des Oxymoron, in welcher durch einen scheinbar widersinnigen Ausdruck eine Aussage um so mehr eindringlich gemacht, eine Wahrheit in um so helleres Licht gestellt wird, fordert zu ihrem Verständnis ein ruhiges Nachsinnen und war dem tieferregten Weibe gegenüber nicht angebracht; es ist nicht wahrscheinlich,

---

*) Unser geschätzter Bruder und Mitarbeiter mag ja wohl mit Recht sagen, die Exegese habe kein Recht, solche Gedanken in den Text zu legen. Gewiß, aber der denkende, fragende Geist kann nun einmal nicht umhin, sich auf solche Fragen zu besinnen. Bloß feststellen, daß der Auferstandene gesehen wurde und geredet hat mit den Seinen, genügt dem fragenden Geiste nicht. Wir können unsererseits nur bei der Auffassung von Dr. Siegfr. Göbel uns beruhigen und müssen jeden Zweifel an dem Verklärungszustande des Auferstehungsleibes Christi rundweg ablehnen. Mit welcherlei Leibe kam er, wie ist er wieder verschwunden, das sind Fragen, die sich nicht abweisen lassen. Auch am Abend, wo zweimal ausdrücklich die verschlossenen Türen betont werden, wird doch vom Evangelisten, wenn er's auch nicht ausdrücklich sagt, der Verklärungszustand Jesu vorausgesetzt. Das sollte, wie wir glauben, nicht geleugnet werden. (D. Red.)

daß Jesus wörtlich so gesprochen hat. Die vom Rationalismus eingeführte und von der positiven Theologie perhorreszierte Auffassung, daß Jesus sich eine stürmische Begrüßung habe verbitten wollen, weil er wegen seines körperlich reizbaren Zustands eine heftige Berührung noch nicht ertragen konnte, ist vielleicht nicht ganz abzuweisen, trifft aber keineswegs die Hauptsache; nicht die momentane Berührung will Jesus abwehren, sondern die ganze Haltung Marias, die auf der Hoffnung beruht, die frühere Weise des Umgangs werde nun wieder möglich sein. Rühre mich nicht an, spricht Jesus zu ihr, denn für solches Anrühren, wie es die frühere Gemeinschaft mit sich brachte, ist kein Raum mehr; wenn ich aufgefahren bin zu meinem Vater, dann sollst du mich anrühren, die alte Gemeinschaft ist unwiderruflich dahin, eine neue, viel höhere soll anbrechen. Dasselbe was ihr gilt, soll sie auch den Jüngern sagen. Ist gleich die Gemeinschaft, wie sie bisher bestanden hat, zerrissen, so daß auch für sie die Abwehr gilt: „rühret mich nicht an," so ist sie doch in einem andern Sinne noch fortbestehend, sie sind seine Brüder, haben denselben Vater und Gott. Die Doppelbenennung „Vater und Gott" ist nicht ein bloßes Hendiadyoin, sondern dient zur nachdrücklicheren Begründung der ausgesprochenen Versicherung: „Ich fahre aber auf." „Vater" und „Gott" sind zwei Synonyme, aber doch mit nüancierter Bedeutung. Vater ist Gott für ihn, Gott gegenüber aller Welt; in dem Vaternamen ist mehr das zwischen ihnen bestehende sittliche Verhältnis der Liebe und Treue hervorgehoben, in dem Namen „Gott" ist zugleich auf die absolute Macht hingewiesen, die allen Weltmächten gegenüber dies Verhältnis aufrecht erhalten kann. Vater und Gott bieten die Garantie dafür, daß das Ende seines Erdenlebens kein Hinabfahren, sondern ein Auffahren sein wird. Wenn die Doppelbenennung wiederholt wird in Anwendung auf die Jünger, so soll selbstverständlich nicht ein Unterschied, sondern die völlige Gleichheit des Gottesverhältnisses der Jünger mit dem Jesu hervorgehoben werden. Wohl findet das Verhältnis der Jünger zu Gott in einer vermittelten von Jesu abhängigen Weise statt, aber das Resultat ist doch, daß er auch ihr Vater ist, auf dessen Treue, und ihr Gott, auf dessen Unwandelbarkeit sie sich verlassen sollen. Wenn nun Jesus der Maria und allen seinen Jüngern gegenüber den Versuch der Wiederanknüpfung des früheren Verhältnisses abwehrt, wenn er sein Weilen auf Erden als ein Hindernis der höheren Gemeinschaft bezeichnet, so liegt darin die Anforderung an dieselben, ihm nachzufolgen. An anderen Stellen wird ja die Möglichkeit der Begründung eines neuen Gemeinschaftverhältnisses abhängig gemacht von dem Wiederkommen des Herrn in seinem Geiste; „und ob ich hingehe, will ich doch wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin." Hier tritt statt dessen der Gedanke an das nachfolgende Hinauffahren der Jünger hervor: wollt ihr mich anrühren, so müßt ihr mich suchen, wo ich bin; ihr müßt hinaufkommen, und ihr könnt es, denn er ist auch euer Vater und euer Gott. Beide Darstellungsweisen drücken dieselbe Sache nur von verschiedener Seite betrachtet aus.

Daß es sich hier um Begründung eines rein geistigen Verhältnisses handelt, in welchem von der Leiblichkeit nicht die Rede, ist ersichtlich; von dem, was mit seinem Leibe geschehen werde, hat Jesus hier nicht geredet, nur die Gewißheit ausgesprochen, daß das Ende seines Weilens auf Erden ein Hinaufgang zum Vater sein werde. Maria hat den Jüngern nichts anderes berichtet, als daß sie Jesum leibhaftig gesehen. Was er alles mit ihr geredet hat, das ist uns vielleicht nicht in dem gleichen Wortlaute, aber dem Sinne nach jedenfalls getreulich in den Worten wiedergegeben, in die es der Evangelist gefaßt hat.

V. 19—23. Wenn der Evangelist eine so spärliche Auswahl in der Wiedergabe der in diesen Tagen sich gewiß drängenden Ereignisse trifft, so ist doch die Annahme die wahrscheinlichste, daß er nichts berichten wollte, als wofür er selbst als Zeuge einstehen konnte, was sich seiner Erinnerung eingeprägt hatte. Die Begegnung Jesu mit Maria hatte auch für ihn persönliche Bedeutung, die Entstehung seines neuen Glaubens bezeichnend. Die drei Erscheinungen, die er weiter berichtet, stehen in einem Verhältnisse der Steigerung, Anfang, Bestätigung, Krönung der neuen Gewißheit. Es ist, als ob der Evangelist aus dem reichen Schatze seiner Erinnerung drei Szenen herausgegriffen habe, um in ihnen als in einer Trilogie das Ergebnis seines Gesamtüberblickes zusammen zu fassen über die Situation, die durch den Tod Jesu geschaffen ist. In den drei Jesusworten findet dasselbe seinen Ausdruck; zum ersten: „Rühre mich nicht an, ich fahre auf" u. s. w., zum andern: „wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch," und schließlich: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben," mit dem Gegenbekenntnis: „Mein Herr und mein Gott." Das alte Verhältnis der Jüngerschaft zu Jesu, als dem irdischen Messias, hat ein Ende, kraft des neuen, durch den Geist vermittelten, sind die Jünger die Fortsetzer des Werkes Christi in der Welt, und diese Wirkung ist eine fortdauernde, an deren Segen alle, die daran glauben, teilnehmen dürfen. Für die Hervorhebung dieser Gedanken sind die herausgegriffenen Erzählungen, unbeschadet ihrer Geschichtlichkeit, nur das Substrat, und der Nachdruck in denselben ruht darum weniger auf der Schilderung der begleitenden Umstände, als auf den Worten Jesu, die dadurch übermittelt werden.

V. 19. Wer aus der Angabe, daß Jesus bei verschlossenen Türen mitten unter die Jünger getreten sei, ein absolutes Wunder machen will, also daß der Leib Jesu wie ein Röntgenstrahl durch die Poren des Holzes der verschlossenen Tür oder durch die Wände ins Zimmer gedrungen sei, oder daß der Geist Jesu sich vor den Augen der Jünger materialisiert oder ihre Sinne zur Wahrnehmung einer Vision beeinflußt habe, den kann man aus dem Wortlaute des Textes nicht widerlegen. Aber man muß doch fragen: wenn der Leib Jesu von solcher Beschaffenheit war, daß er nicht mehr den gewöhnlichen Bedingungen des Raumes unterworfen war, warum zeigte er den Jüngern seine Hände und Füße, warum forderte er Thomas auf, ihn zu betasten, wobei er voraussetzen mußte, daß derselbe von der Erlaubnis Gebrauch machen werde? Hieß

das nicht bei den Jüngern eine falsche und einseitige Vorstellung von der Beschaffenheit seines Leibes hervorrufen? Wenn er ihnen den abergläubischen Zweifel an der Realität seiner Existenz widerlegte, war es denn nicht ebenso wichtig für die Richtigstellung ihrer Erkenntnis, daß er ihnen auch augenscheinlich den Beweis lieferte: Ich habe nicht mehr dieselbe Leiblichkeit wie ihr? Und hätte der Evangelist es unterlassen dürfen, auch zu berichten, wie er dann ebenso auf wunderbare Weise vor ihren Augen wieder verschwunden sei? Mag ja sein, daß der Evangelist selbst und alle die Anwesenden das Eintreten des Herrn in ihre Mitte als ein Wunder angesehen haben, der Unterschied zwischen einem absoluten, aller Naturordnung ununterworfenen Wunder und einer auffälligen Verwunderung erregenden Tatsache war für die Jünger gar nicht vorhanden. Aber es ist unberechtigt, aus einer bloß als Nebenumstand erwähnten Tatsache ein absolutes Wunder zu machen und eine Theorie, ein Dogma, darauf zu begründen. Es ist berechtigt, die Angabe, daß Jesus in die Mitte der Jünger getreten sei, während man doch die Türen aus Furcht vor den Juden verschlossen hatte, bloß als einen Ausdruck dafür anzusehen, daß Jesus auf eine höchst unerwartete Weise in die Mitte der Jünger getreten sei, und es ist unnötig und unnütz, Vermutungen darüber anzustellen, auf welche Weise und mit welcher Hilfe Türen, die man für geschlossen gehalten, sich für jemanden geöffnet haben mögen. Die erregte Stimmung, in der sich die Jünger befanden, die lebhafteste Beratschlagung, in der sie begriffen sein werden, macht es ja ganz begreiflich, wie sie, auch wenn er auf ganz gewöhnliche Weise ins Zimmer getreten wäre, seine Anwesenheit nicht eher bemerken konnten, ehe er mitten unter ihnen stand. Doch es handelt sich nicht darum, eine natürliche Erklärung plausibel zu machen, sondern es soll nur konstatiert werden, daß die in dem Verse enthaltene Angabe eine zu schwache Basis bilden würde, um darauf die Folgerung einer übernatürlichen Beschaffenheit des Leibes Jesu zu basieren; nicht einmal das läßt sich genügend herauslesen, daß es wenigstens die Absicht des Evangelisten sei, einen übernatürlichen Hergang zu bezeugen, dann hätte er sich nachdrücklicher darüber äußern müssen. Der ganze Abschnitt dient nur zur Bestätigung der von Maria gemachten und gemeldeten Erfahrung, und wie Maria nichts anderes berichtet hat, als daß sie den Herrn gesehen hat, so besagt auch unser einleitender Vers nichts anderes, als daß Jesus in einer überraschenden Weise in den Kreis der Jünger getreten ist; es heißt die Bedeutung des Verses aufbauschen, wenn man aus ihm eine Theorie über die Beschaffenheit des Leibes Christi entwickeln will.

V. 20. Der Gruß, den Jesus ausspricht, ist zwar der allgemein gebräuchliche, hat aber jedenfalls hier eine viel tiefere Bedeutung. Was er ihnen als Verheißung gegeben hatte: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch," das bringt er ihnen jetzt als Gabe. Frieden bedurften sie in ihren getäuschten Hoffnungen, in ihrer aussichtlosen Lage, im Bewußtsein ihrer Schuld. Wieder bringt die größte Einfachheit der Darstellung die größte Wirkung hervor, wie bei Maria der bloße

Namenruf die völlige Umstimmung bewirkte, so folgt auch hier auf den bloßen Gruß die Wandlung der Stimmung aus düsterer Niedergeschlagenheit in Freude, „da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.“ Weshalb er ihnen seine Hände und seine Seite gezeigt habe, steht nicht da, und ist allerdings am natürlichsten so zu erklären, daß er sie von seiner Identität überzeugen wollte; aber es geht doch immerhin nicht daraus hervor, daß die Jünger die übernatürliche Art, wie er ins Zimmer gekommen, bemerkt und daraus geschlossen hätten, sie hätten es mit einer Geistererscheinung zu tun, dann hätten sie sich nicht rein freuen können. Ihre Freude beruhte jedenfalls auf der gewonnenen Ueberzeugung, daß er trotz der Kreuzigung noch lebe, daß sie ihn wieder hätten, wie sie ihn gehabt hatten. Allerdings mußte ja aus dieser Ueberzeugung bei ihnen auch dieselbe Hoffnung entstehen, wie sie bei Maria entstanden war, daß die Art der Gemeinschaft, wie sie vor der Kreuzigung bestanden, nun wieder fortgesetzt werden könne, und diese Hoffnung mußte zurückgewiesen werden, das „Rühre mich nicht an“ galt auch den Jüngern. Aber Jesus weist diese irdisch gerichtete Hoffnung nicht in der Weise zurück, daß er ihnen zeigt, solche Fortsetzung sei unmöglich wegen der übernatürlichen Beschaffenheit seines Leibes, sondern: „Da sprach Jesus abermal zu ihnen: Friede sei mit euch, wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch.“ Sein „Friede sei mit euch“ hat jetzt einen andern Klang, es steht im Zusammenhange mit der Aussendung. Die Gemeinschaft, wie sie fortan zwischen ihm und den Jüngern stattfinden wird, ist eine andere, als die bisherige gewesen; es ist die Gemeinschaft im Zusammenwirken mit ihm, in der Fortsetzung seines Werkes, diese Gemeinschaft ist eine rein geistige.

„Friede sei mit euch“ war in Israel kein Abschieds-, sondern ein Begegnungsgruß. Jesus sagt zu seinen Jüngern: „Friede sei mit euch,“ indem er sie fortsendet. Die Gemeinschaft ist nicht durch leibliches Beisammensein bedingt, sondern beruht auf der Einheit des Wirkens, und diese ist nur ermöglicht bei Gemeinschaft des Geistes. „Und da er das sagte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmet hin den heiligen Geist.“ Eine doppelte Art der Auffassung dieser Aussage ist möglich. Entweder hat Jesus wirklich bei jenem Zusammensein eine symbolische Handlung vollzogen, und hat damit mahnend und verheißend den Jüngern gesagt: lasset euch von meinem Geiste, den ich euch geben will, erfüllen, oder, was wir vorziehen, der Evangelist verläßt hier den Boden der eigentlichen auf Reminiszenz beruhenden Erzählung und betritt das Gebiet der malerischen Darstellung; er faßt die erfahrungsmäßig von Jesu nach seiner Wiederkunft ausgegangenen Einwirkungen im symbolischen Ausdrucke zusammen, so daß man, die Form umändernd, aber den Sinn unverändert lassend, wiedergeben könnte: So hat Jesus, indem er seinen Jüngern ihren neuen Beruf gegeben, sie zur Ausrüstung für denselben mit dem Geiste seines Mundes angehaucht. Der Zweck und Inhalt ihrer Sendung ist derselbe wie der seiner eigenen Sendung, die Vergebung der Sünden aus Gnaden zu verkündigen. Wie er selbst

vom Vater Macht erhalten hat, Sünden zu vergeben nicht nach dem Maßstabe des Gesetzes als einer ihm übergeordneten Autorität, sondern nach dem Glauben an seinen Namen, so sind auch die Jünger, eben durch den Empfang seines Geistes, betraut mit derselben Autonomie des Evangeliums. Was die Jünger im Geiste Jesu auf Erden verkündigen, das wird im Himmel als giltig anerkannt sein. Die Worte reden allerdings nicht bloß von der Vollmacht zur Verkündigung des Evangeliums im allgemeinen, sondern vom Zuwenden und Zusprechen der Vergebung an die einzelnen Menschen mit Bezug auf ihre einzelnen Vergehungen, aber immer doch unter der Voraussetzung, daß das Handeln der Jünger im Vergeben und Behalten im Namen und im Geiste Jesu geschieht. Von einer Bindung dieser Befugnis des Vergebens und Behaltens an ein besonderes Amt oder an eine Majorität ist nicht die Rede.

Resultat der Betrachtung des vorliegenden Abschnittes ist: Jesus ist nach seiner Wiedererweckung aus dem Grabe den Jüngern (ob bloß den zehn oder auch mehreren, ist nicht gesagt) erschienen und hat ihnen den Eindruck eines wahrhaftig Wiederbelebten gemacht, hat ihnen aber für die Fortsetzung der Gemeinschaft mit ihm einen andern Weg gewiesen, den Weg des selbständigen Wirkens in seinem Geiste. Ueber die Art, wie er sich wieder aus der Mitte der Jünger entfernt, ist nichts berichtet, und über die ihn von andern Menschen unterscheidende Beschaffenheit seines Leibes hat er nichts offenbart.

V. 27—29. Der Bericht über die Selbstbezeugung des Herrn an Thomas hat allerdings auch den Zweck, die von Maria angehobene und von den Jüngern bestätigte Botschaft: „der Herr lebt," nochmals zu bekräftigen und unwiderleglich zu machen, aber noch zugleich den weiteren, dem letzten in die Ferne des Ortes und der Zeiten hinausreichenden Wort des Herrn das Bild seines Empfängers gegenüber zu stellen. Allen möglichen Zweiflern der Zukunft, die da sagen möchten: wir würden gern glauben, wenn wir's gesehen hätten, wird hier das Bild e i n e s vor Augen gestellt. der auch so gesprochen hat, und zu dem der Herr gesagt hat: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Daß Thomas der Zwölfen einer war, hätte ja der Evangelist unerwähnt lassen können, da er ihn schon im früheren erwähnt hat; die Notiz scheint nicht ohne Absicht hinzugefügt zu sein, doch ist es wohl kaum berechtigt, herauszulesen, daß damit auf seine um so größere Verschuldung hingewiesen werden solle; wozu wäre dann die Bemerkung, daß sein Name mit „Zwilling" übersetzt werde. Es scheint doch nur die Absicht zu sein, die Person des Mannes, der allen späteren Geschlechtern als ein überführter Zeuge vor Augen gestellt werden soll, recht deutlich zu bezeichnen. Aus irgend einem Grunde war er bei der Versammlung am Auferstehungsabende nicht zugegen gewesen; nicht unwahrscheinlich, daß seine Abwesenheit eine absichtliche gewesen war. Nach den wenigen Zügen, mit denen er in den früheren Stellungen gezeichnet ist, war er ein Mann von derbem, resoluten Charakter, der geneigt war, aus den Situationen, wie sie ihm vorzuliegen schienen, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Aus dem, was er

in den letzten Tagen erlebt hatte, schien ihm das Resultat hervorzugehen: es ist alles aus, wozu noch fortspinnen, was doch unwiderruflich zerrissen ist. Er hatte kein Bedürfnis nach einer Gemeinschaft mehr, die, wie er meinte, nur noch von der Erinnerung an Vergangenes zehren konnte. Die schon den Tag über unter den Jüngern kursierende Kunde, daß Maria den Herrn gesehen, hat ihn entweder noch nicht erreicht, oder er hat sie nicht der Beachtung wert gehalten; und als ihm am andern Tage die Jünger von ihrem Erlebnis berichteten, lehnt er das Zeugnis derselben in einer Entschiedenheit ab, die eigentlich in ihm nicht bloß den redlichen, verlangenden Zweifler, sondern den entschlossenen Ungläubigen sehen läßt, denn die Bedingung, an die er seine Willigkeit zu glauben knüpft, hält er selbst für unerfüllbar, seine Antwort bedeutet einfach: Ich glaube es nicht. Zweierlei Garantien für seinen Glauben vermißt er dem Zeugnisse seiner Mitjünger gegenüber. Einmal betont er sein Ich; er wird ja seine Brüder nicht für Lügner gehalten haben, aber so wenig er ihre Wahrheitsliebe anfechten will, so ist ihm doch damit doch nicht geholfen, daß es heißt, w i r haben gesehen, mögen zehn andere den Herrn gesehen und angetastet haben, i ch muß es tun. Zum andern verlangt er eine Prüfung mit allen denkbar zugänglichen Mitteln, eine wirkliche Leiblichkeit muß sich durch den Tastsinn wahrnehmen lassen. Mag sein, daß ihm die andern Jünger auf seine Frage: „Habt ihr ihn auch angefühlt?“ mit Nein geantwortet haben, jedenfalls erscheint ihm ihr Zeugnis nicht kräftig genug.

Daß die Forderung des Thomas nachher so buchstäblich erfüllt wird, weist doch darauf hin, daß sie nach der Ordnung Christi nicht unbillig ist. Persönliche Gewißheit auf Grund einer mit allen Mitteln angestellten Prüfung, ist das Wesen einer rechtgewonnenen Glaubensüberzeugung. Die Forderung des Thomas setzt voraus, daß die Jünger ihm mit der Behauptung entgegen getreten sind, den Herrn in vollständiger menschlicher Leiblichkeit gesehen zu haben, daß sie also durch die Art seines Erscheines nicht zu dem Schlusse geführt worden sind, er müsse eine andere Leiblichkeit haben als die ihre. Wenn nun Thomas verlangt, daß eine reale Leiblichkeit auch eine Prüfung durch Betastung vertragen müsse, so ist das nicht mehr als billig; und wenn er verlangt, diese Prüfung selber anzustellen, so ist dies, wofern sich nicht darin ein unschönes Mißtrauen gegen seine Brüder ausspricht, was anzunehmen kein Grund vorliegt, nur etwas natürliches und allgemein menschliches. Man hat also keinen Grund, die Stellung des Thomas für Selbstüberhebung, seine Rede für vermessen, sündhaft anzusehen. Er hat seine Rede nicht zurückgenommen, aber seine Abschließung von der Jüngerschar hat er doch aufgegeben; er kann nicht alles glauben, was seine Genossen glauben, und erwartet auch nicht, zu gleichem Glauben wie sie zu kommen, aber die Bande der gemeinsamen Erinnerung an den Meister sind doch zu stark, als daß er sich von ihnen losreißen könnte, und auch die Genossen haben ihn nicht als einen Ungläubigen ausgestoßen, es dem Herrn überlassend, ihn zu überzeugen. Ob die Jünger erwartet haben,

daß Jesus wiederkommen werde, und deshalb den Thomas besonders eingeladen haben, an ihrer Versammlung Teil zu nehmen, oder ob auch sie von der Wiedererscheinung Jesu überrascht worden sind, kann man nicht wissen, das Verhalten der Jünger bei dieser zweiten Begegnung wird gar nicht in Betracht gezogen, ihnen gilt nur der allgemeine Gruß: „Friede sei mit euch," im übrigen hat es der Herr nur mit Thomas zu tun.

Daß Jesus die Rede des Thomas mit Absicht beinahe wörtlich wiederholt und der Forderung derselben mit seiner Aufforderung entgegenkommt, und daß dies demselben zeigen soll, daß er um sein bisheriges Verhalten wisse, ist einleuchtend. Es ist aber die Frage, wie diese Wiederholung aufzufassen ist. Ist sie ein Tadel, womit der Herr ihm sagen wollte: ich kenne dich, Thomas, weiß, wie ungläubig du bis jetzt gewesen bist, schäme dich und sei hinfort nicht mehr so ungläubig? Oder ist die Aufforderung an Thomas, sich auf die von ihm gewünschte Art von seiner Realität zu überzeugen, ein für Jesum selbst willkommenes Mittel, den Jüngern die vollständige Gewißheit zu verschaffen, deren sie für ihren Zeugenberuf bedürfen würden? so daß er hätte hinzufügen mögen: es ist gut, daß du das verlangt hast! Damit hängt die andere Frage zusammen, ob nun Thomas der Aufforderung nachgekommen sein mag und sich auf die ihm befohlene Weise überzeugt hat, oder ob der Umschlag in der Stimmung des Jüngers schon eingetreten ist, als er Jesum in der Mitte eintreten sah und seine Stimme hörte, so daß er von der gegebenen Erlaubnis keinen Gebrauch gemacht, sondern sofort sich seines Unglaubens schämend zu Jesu Füßen gefallen ist. Völlig entscheiden läßt sich die Frage nicht, den Hergang selbst vermögen wir nicht festzustellen, der Text entscheidet weder für das eine noch für's andere. Man kann nur fragen, welche Auffassung dem allgemeinen Zusammenhange nach der Absicht des Evangelisten besser entsprochen haben muß, und da muß man sich doch für die zweite Auffassung entscheiden; er hat einen Hergang erzählen wollen, aus welchem unwidersprechlich hervorgeht, daß Jesus in voll konkreter Leiblichkeit wiedergekommen ist. Die drei Berichte von der Wiedererscheinung Jesu stehen unverkennbar im Verhältnis der Steigerung. Der Bericht Marias hat auf den Jüngerkreis selbst noch nicht vollüberzeugend gewirkt und könnte noch für unsicher angesehen werden, das Zeugnis der Zehn macht das Faktum sicherer, die Ueberführung des Thomas soll es über allen Zweifel hinaus heben, und das wäre nicht geschehen, wenn dabei nicht das geleistet worden wäre, was im Anfange der Erzählung als Vollbeweis erfordert wurde. Warum hätte der Evangelist besonders von einem Menschen erzählen sollen, der anfänglich mit Energie eine besondere Art des Beweises verlangte, wenn er doch denselben im letzten Momente auf seine Forderung verzichten lassen wollte? Wenn man sagt, es sei undenkbar, daß die Herzensverhärtung des Thomas noch fortgedauert habe, nachdem er in den Jüngerkreis wieder eingetreten sei, und vollends nachdem er den Friedensgruß und

noch weiter die gewissenerschütternde Ansprache des Herrn an ihn selbst gehört hatte, so ist dagegen zu sagen, daß doch von gar keiner Herzensverhärtung die Rede zu sein braucht.

Gewiß war Thomas von der leibhaftigen Gegenwart Jesu schon überzeugt, als er die Stimme desselben hörte, und er ist gewiß nicht mit kritischem Zweifel an ihn herangetreten, um zu prüfen, ob er es mit keinem Spuk zu tun habe, aber wenn er dem Gebote des Herrn folgt und mit Ehrfurcht seine Hand an die Seite legt, dann ist dies kein tadelnswerter Unglaube, sondern eben Gehorsam, und so allein wird erreicht, was der Herr an ihm erreicht haben will; er will einen Zeugen an ihm haben, der sagen kann: Ich habe nicht bloß aus der Entfernung gesehen, sondern mit den Händen betastet. Auch die Mahnung des Herrn: „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig", involviert nicht unbedingt einen Tadel, als ob ihm der Herr sagen wollte: Du hättest eigentlich schon auf das Wort deiner Mitjünger glauben sollen, sondern die Mahnung γένου bezieht sich auf die Zukunft; ich habe dir nun, spricht der Herr zu ihm, allen erforderlichen Beweis gegeben, so sei nun nicht ungläubig u. s. w.

Ist nun dies die Art, wie der Evangelist verstanden sein will, so ist bezüglich des sachlichen Resultates eine doppelte Folgerung möglich. Entweder Thomas hat den Leib Jesu als einen real körperlichen, und demnach den allgemeinen Gesetzen der Körperlichkeit unterworfenen gefühlt, und die Konsequenz, die er daraus hat ziehen müssen, ist richtig, der Leib ist auch wirklich so beschaffen gewesen, oder Thomas hat ihn zwar so gefühlt, und er ist doch in Wirklichkeit von anderer Beschaffenheit gewesen oder im nächsten Augenblicke wieder ein andersartiger geworden, so daß er durch die verschlossene Tür verschwinden oder sich in ein körperliches Nichts umwandeln konnte. Wenn man nicht die von anderwärts her entnommenen Postulate an den Text heranträgt, sondern denselben behandelt, wie man auf jedem andern Gebiete den Inhalt einer Urkunde feststellt, kann die Wahl nicht zweifelhaft sein. Das Wiedererscheinen Jesu nach seiner Kreuzigung ist von Maria, von den Jüngern und vom Evangelisten selbst als eine Rückkehr zu völlig realem Menschendasein aufgefaßt worden, aber dieselbe ist ihnen Veranlassung geworden, zu dem Glauben an ewiges Leben hindurch zu bringen, den Jesus schon während seines irdischen Daseins in sie gepflanzt hatte.

Wie kommt nun Thomas dazu, nachdem er den greifbaren Beweis vom Wiederleben Jesu erhalten, in jenen Ausruf der Anbetung auszurufen: „Mein Herr und mein Gott"? (Denn daß er nach der Auffassung des Evangelisten ein solcher sein soll, und nicht bloß ein allgemeiner, gen Himmel gerichteter Ausruf der Verwunderung, setzen wir als selbstverständlich voraus.) War derselbe allein durch die soeben erfahrene Tatsache veranlaßt? Dieselbe mußte ihm wohl als ein Wunder erscheinen; aber daß jemand vom Tode auferweckt ist, macht ihn doch nicht zum Gegenstande göttlicher Verehrung. Lazarus war auch auferweckt, ohne daß man ihm deswegen Anbetung entgegengebracht hätte. Die Ueberzeugung von Jesu Wiederleben ist's also doch nicht allein, die

Thomas zu dem Ausrufe veranlaßt hat, wohl aber hat das beglückende Wiederfinden die Macht, das ganze Gemütsleben des Jüngers aufzurühren, alle Erinnerung in ihm aufzuwecken, alle die Dankbarkeit und Wertschätzung, die er Jesu zugewendet, in ein Gefühl zusammen zu drängen, so daß er nach dem denkbar höchsten Ausdrucke der Verehrung ringend, sich an dem nächstliegenden Ausdrucke der Huldigung, „mein Herr," nicht genügen läßt, sondern nur den höchsten Namen, den Menschenzunge aussprechen kann, der wahren Würde des Herrn entsprechend empfindet. Es ist ersichtlich, daß der Evangelist mit dem Bekenntnisse des Thomas zugleich sein eigenes und das der Gläubigen aller Zeiten aussprechen will als das Endergebnis, zu welchem jede zusammenfassende Erinnerung an die geschichtliche Erscheinung des Herrn führen muß. Das Bekenntnis der Kirche zu Christo als zu ihrem Herrn und Gott soll stets, wie das des Thomas, der Ausdruck des dankbaren Gefühls, des Ergriffenseins von der Macht der Wahrheit und Liebe sein, die Gott in Jesu hat offenbar werden lassen.

Jesus nimmt das Bekenntnis des Thomas an, blickt aber über Thomas und die Gegenwart hinaus in die Zukunft. Das Scheidewort Jesu erinnert an das andere, das er am Anfange seiner Wirksamkeit zu Nathanael gesprochen. (V. 51.) Auch dort war ein rasches, feuriges Bekenntnis auf Grund einer erfahrenen wunderbaren Tatsache ausgesprochen, Jesus nimmt es an, verheißt aber noch Größeres. So ist auch hier mit dem Scheidewort an Thomas kein Tadel über denselben ausgesprochen, als ob Jesus ihm hätte sagen wollen: es ist schon recht, daß du jetzt an mich glaubst, nachdem du mich gesehen und betastet hast; du hättest aber besser getan, wenn du gleich auf die erste Nachricht von meiner Auferstehung geglaubt hättest. Wäre das damit gemeint, dann müßte es heißen: „Du glaubst, weil du mich betastet hast." Das Wort: „Weil du mich gesehen hast," trifft ja alle Jünger, und nur deswegen heißt es nicht „i h r glaubt," weil Jesus sich hier allein mit Thomas beschäftigt. Die andern glauben ja auch, weil sie gesehen haben, und es hat sie kein Tadel getroffen. Aber es wird noch Größeres eintreten. Ein Glaube wird sich entfalten, der nicht sieht. Der Glaube wird mit euch, die ihr gesehen habt, nicht aussterben. Nicht aus dem Sehen, sondern aus dem Schauen aufs Unsichtbare, durch die Einwirkung des Geistes kommt der beseligende Glaube. Mit dem im Namen aller Gläubigen ausgesprochenen Bekenntnisse des Thomas und mit der verheißungsvollen Seligpreisung, die der Herr, der einst die Jünger selig gepriesen hat (Luk. 10, 3), nun über alle ausdehnt, die durch ihr Wort an ihn glauben werden, schließt das Evangelium. Eine eigentliche Fortsetzung verträgt dasselbe nach diesem Schlusse nicht.

Kap. 21. Soviel wir wissen, haben alle Handschriften des Johannes-Evangeliums dieses Kapitel als Nachtrag, und dasselbe ist auch im Unterschiede von dem suspekten Abschnitte 8, 1—11 in keiner Handschrift an eine andere Textesstelle gesetzt. V. 24 kann unmöglich von dem Evangelisten selbst geschrieben sein, sondern ist die pietätvolle Aeußerung

etlicher Anhänger dieses Jüngers wahrscheinlich bald nach dem Tode desselben ausgesprochen als ein Wort des Glaubenstrostes, als man die schmerzhafte Tatsache seines Todes in Einklang zu bringen hatte mit der wohl oft von ihm gehörten Versicherung: „Ich werde bleiben, bis der Herr kommt.“ Mit den Worten: „der dieses geschrieben hat,“ kann schwerlich bloß auf Kapitel 21 hingewiesen werden, sondern doch höchstwahrscheinlich auf das ganze Evangelium, das in seiner Urhandschrift mit dieser Empfehlung dem Gebrauche der Gemeinde oder der Gemeinden übergeben wurde. Indem auf diese Weise der Nachtrag mit dem ganzen Evangelium in Verbindung gesetzt wurde, spricht sich die Ueberzeugtheit jener Anhängerschaft aus, daß auch der Nachtrag, den sie wohl als fliegendes Blatt vorgefunden, entweder aus derselben Feder geflossen sei, wie die vorangehenden Kapitel, oder wenigstens durch authentische Vermittelung auf ihn als Autor zurückgehe. Für den Zweck gegenwärtiger Darstellung ziehen wir die Aussagen dieses Kapitels nur in Betracht, soweit sie Andeutungen über die Art des Wiedererscheinens Jesu enthalten. Zwischen dem eigentlichen Evangelium und dem Nachtrage befindet sich eine unausgefüllte Lücke.

Die Uebergangspartikel μετα ταῦτα möchte fast vermuten lassen, daß der Abschnitt ursprünglich einem andern Zusammenhange angehört habe. Die Rückkehr der Jünger, wenigstens eines Teiles derselben nach Galiläa, hat stattgefunden; ob dieselbe, wie die Synoptiker berichten, auf Befehl Jesu stattgefunden, wird nicht gesagt, ebensowenig, wie lange der Aufenthalt in Jerusalem noch gedauert habe. Sieben Jünger haben sich zusammengefunden, meist diejenigen, welche am frühesten in die Nachfolge Jesu getreten sind. An die Stelle des Andreas, der zu den ersten gehört hatte, tritt Thomas. Wodurch diese Angabe anders motiviert sein sollte, als eben durch wirkliche, persönliche Erinnerung des Erzählers, ist nicht ersichtlich. Daß der Name des Thomas noch einmal verdollmetscht wird, obgleich im zwanzigsten Kapitel die Bedeutung schon gegeben war, läßt jedenfalls ersehen, daß der Nachtrag nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Evangelium geschrieben ist. Ob die zwei ungenannten Jünger auch zur Zwölfzahl gehört haben, wissen wir nicht; ob sie ungenannt bleiben, weil sich der Evangelist ihrer nicht recht erinnerte (eigentlich kaum wahrscheinlich), oder ob der eine dieser „anderen Jünger“ mit d e m „anderen Jünger“ identifiziert sein will, der dem Petrus den Zutritt in den Palast des Hohenpriesters verschaffte (18, 16), und dann vielleicht gar mit dem Jünger, den Jesus lieb hatte, läßt sich gleichfalls nicht entscheiden; die Konsequenz würde ja dann sein, daß der Jünger, den Jesus lieb hatte, nicht der Zebedäide gewesen sei. Ebensowenig wissen wir, was die sieben Jünger vereinigte, ob bloß die landsmannschaftliche Verbindung oder ein gemeinsames Warten auf weitere Mitteilungen von Jesu. Von dem Impulse, den sie durch die erste Erscheinung Jesu am Abend des Auferstehungstages empfangen hatten: „Wie mich der Vater gesendet hatte, sende ich euch,“ scheint allerdings wenig mehr vorhanden gewesen zu sein, und der Beschluß des Petrus

ὑπάγω ἁλιεύειν scheint mehr zu involvieren als bloß den Vorschlag, wieder einmal einen Fang zu versuchen, es scheint ein Ausdruck der Resignation zu sein; das „ich will“ scheint nicht einen nur eben auftauchenden Einfall auszudrücken, sondern es deutet auf eine Stimmung hin wie die, in der Elias sich befand, da er hinging, wohin er wollte, wie einer, dem die höhere Führung verloren gegangen ist, dem alle die Motive, von denen er sich bisher zum Handeln hatte bestimmen lassen, abgeschnitten sind. Die Ideale sind verflogen, es gilt da wieder anzufangen, wo man aufgehört hatte, als das höhere Leben begann. Petrus will sagen: möget ihr anderen tun was ihr wollt, ich für mein Teil werde wieder Fischer. Er hat wieder einmal nur ausgesprochen, was den andern auf den Lippen lag, und sie stimmen mit ein. Diese Auffassung der Situation läßt sich allerdings nicht als notwendig und allein berechtigt aus dem Texte nachweisen, aber sie gibt den nachfolgenden Szenen vom Fischzuge und von der Einsetzung Petri in seinen Hirtenberuf erst die rechte Bedeutung, und sie hat alle innere Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn man eine solche resignierte Stimmung nach den Eindrücken der beiden Abende, von denen das Evangelium berichtet, für unmöglich hält, so erinnere man sich der Aufeinanderfolge vom hohenpriesterlichen Gebet und von Gethsemane. Von selbst gestaltet sich der äußere Hergang zum Symbol der inneren Zustände; sie treten in ihr Boot und fischen die Nacht hindurch, eine Nacht ohne Sterne, und sie fangen nichts. Da wird es Morgen, und Jesus tritt ans Ufer, aber sie wissen nicht, daß es Jesus ist. Sie sind nicht in der Stimmung, die für Visionen empfänglich macht.

Wenn, wie bei der Szene der Begegnung mit Maria, geltend gemacht wird, dies Nichterkennen sei nicht auf natürliche Ursachen, etwa auf Entfernung oder Dämmerlicht und Nebel zurückzuführen, sondern ausschließlich auf Jesu Willen, der genau die Grenze festsetzen konnte, wenn er erkannt sein wollte, und wann nicht oder nicht mehr, so ist das eben Romantik, in den Text hineingetragen. Die Erzählung ist so schon geheimnisvoll genug, warum sie noch mit selbstkonstruierten Wundern belasten. Die Initiative zur Begegnung geht von Jesu aus, die Jünger wären wahrscheinlich vor dem am Ufer Stehenden vorbeigefahren. Der Anruf, mit dem sich Jesus bemerklich macht, ist ein freundschaftlicher, aber doch nichts von der besonderen Beziehung verratend, in der Jesus zu den Jüngern stand; die Anrede „Kinder“ ist nicht geradezu als Ausdruck der Zärtlichkeit zu fassen, so daß die Jünger schon daran hätten erkennen können, daß es Jesus war, es ist die freundliche Anrede, wie sie ein Höhergestellter seinen Leuten gegenüber gebraucht.

Luther's Uebersetzung der Frage: „Habt ihr nichts zu essen?“ ist irreführend, es klingt, als habe Jesus die Jünger um Speise angesprochen, entweder aus wirklichem Hungerbedürfnis, oder weil er die Mildtätigkeit der Jünger auf die Probe stellen wollte. Das liegt nicht in der Frage. Das Fragewort μήτι läßt eine verneinende Antwort erwarten, kann also nicht zu einer fragenden Bitte gebraucht sein. Das Wort

προςφάγιον, wörtlich Zukost, kann dem Gebrauche nach wie das V. 9 gebrauchte οψάριον geradezu die Bedeutung „Fisch" haben, weil Fisch die Hauptkost war, die man zum Brote genoß. Die Frage läßt sich also dem Sinne nach in trivialer Sprache wiedergeben: Na, Kinder, habt ihr Fisch? Es ist ein Ausdruck freundschaftlicher Teilnahme, ein Mittel, ein Gespräch anzuknüpfen.

Es folgt der Bericht über den wunderbaren Fischzug. Für die merkwürdig bestimmte Angabe der Zahl der Fische hat unsers Wissens noch niemand eine befriedigende Erklärung durch Auffindung einer symbolischen Bedeutung angegeben. Kaum anders als eben durch persönliche Erinnerung des augenzeuglichen Erzählers läßt sich die Angabe erklären; verhältnismäßig gleichgültige Aeußerlichkeiten pflegen sich ja öfters dem Gedächtnisse mit frappanter Deutlichkeit einzuprägen. Die ganze Erzählung trägt den Charakter realistischer Anschaulichkeit, ein Romandichter würde anders erzählt haben.

Am Lande angelangt finden die Jünger ein Kohlenfeuer gelegt und Fische darauf gelegt und Brot. Die natürliche, nicht von dogmatischen Rücksichten beeinflußte Auffassung der Situation wird immer die sein, daß die Jünger die Vorbereitung zu einem Frühmahle vorfanden, wie sie ein Mann für sich allein zu treffen pflegt, und daß dann diese Vorbereitungen von den Jüngern benutzt werden durften, um ihr eigenes Mahl dabei zu bereiten. Eine eigentliche Erkennungsszene findet nicht statt. Von Jesu selbst hören wir nur die wenigen Worte: „Kommt und haltet das Mahl." Ob Jesus nicht in Wirklichkeit noch mehr Worte mit den Jüngern geredet, ihnen die Bedeutung seines Auftretens näher gelegt hat, können wir dahin gestellt sein lassen. Jesus redet hier mehr durch Taten als durch Worte. Der ganze Vorgang ist in seiner Realität doch von symbolischer Bedeutung, er ist eine Erinnerung und Mahnung an das frühere Wort: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch." Die Jünger haben zu ihrem Fischerhandwerke zurückkehren wollen. der Herr hat ihnen gezeigt: damit ists nichts, da habt ihr keinen Segen dabei zu erwarten, ihr sollt Menschenfischer werden, das Netz auswerfen auf mein Gebot, ihr sollt große Menge zur Beute haben, und ob eure Kraft gering ist, es soll euch gelingen, das Netz wird nicht reißen. Das Mahl dient zur Versiegelung, daß er, von dessen Wundergegenwart sie, ahnend und doch mit innerer Gewißheit, überzeugt sind, es selber ist, der sie zu ihrem Werke beruft.

Das Schlußwort (V. 14): „Das ist nun das dritte Mal" u. s. w., zeigt die Identität des Verfassers mit dem des Evangeliums; er nimmt nur Bezug auf die zwei Erscheinungen, von denen in Kap. 20 berichtet worden ist. Er bemüht sich nicht, wie Paulus 1. Kor. 15 durch Aufzählung der verschiedenen Erscheinungen Jesu, von denen er Kunde gehabt haben wird, die Wirklichkeit der Auferstehung zweifellos zur machen, sondern es ist ihm nur darum zu tun, die Bedeutung dieser Wiedererscheinungen ins Licht zu stellen, daß durch dieselben die Jünger zur rechten Erkenntnis Jesu und zur Erfassung ihres eigenen

Berufes gebracht worden sind. Zugleich zeigt der Schlußvers, daß die Geschichte vom wunderbaren Fischzuge ursprünglich wohl ein für sich stehendes Stück gebildet hat, und sonach der folgende Abschnitt 15—23 wieder einen neuen Nachtrag bildet.

Fassen wir nun das Resultat aller Berichte des Johannes-Evangeliums zusammen, so sehen wir, daß nach der Darstellung desselben Jesus den Jüngern in der Wirklichkeit eines menschlichen Leibes begegnet ist. Obgleich sich voraussetzen läßt, daß die Gespräche, welche Jesus in dieser Zeit mit den Jüngern gepflogen, viel umfangreicher gewesen sind, als uns in den knappen Berichten des Evangeliums mitgeteilt wird, so deutet doch die ganze Darstellung darauf hin, daß das Fortleben des Wiedergekehrten den Jüngern etwas Geheimnisvolles gewesen ist. Es hat dazu gedient, ihre Anschauungen über die Person und Sendung ihres Meisters zu läutern und sie zu dem Glauben an das ewige Leben durchdringen zu lassen, den er schon während seines irdischen Lebens in sie zu pflanzen gesucht hat. Die Vorstellungen von einer übernatürlichen Beschaffenheit des Leibes des Auferstandenen und von einem wunderbaren Verschwinden desselben finden am Evangelium keinen Anhalt.

Die Abschiedsreden Jesu (Kap. 14—17) sind nach unserer Auffassung nicht gedächtnismäßig aufbewahrte Wiedergabe der Worte, sondern freie Reproduktion der Gedanken Jesu in der Sprache des Evangelisten. In denselben redet Jesus vielfach, man kann sagen durchweg von seinem Wiederkommen. Ein genaueres Nachsinnen wird zeigen, daß nicht von verschiedenen Arten des Wiederkommens, sondern immer von ein und demselben die Rede ist, und zwar von dem Wiederkommen in seinem Geiste, so daß auf sein Wiedererscheinen in der Leibhaftigkeit gar kein Bezug genommen ist. Die einzige Stelle, die man auf das Wiedererscheinen in der Leiblichkeit beziehen könnte, ist 16, 16: „Ueber ein Kleines“ u. s. w. Wenn diese Ankündigung vereinzelt stände, so würden wir, die wir von der Auferstehung am dritten Tage wissen, allerdings darin einen Hinweis auf das nach ganz kurzer Zeit zu erwartende Wiedersehen finden, aber die Jünger, die davon noch nicht wußten, denen aber bisher von einem Wiederkommen im Geiste geredet war, mußten und sollten auch hier an das durch den Geist vermittelte Gemeinschaftsverhältnis denken. Die Worte: „An demselbigen werdet ihr mich nichts fragen,“ passen nicht als Beschreibung des Zustandes, der aus der leiblichen Wiedererscheinung Jesu für die Jünger resultierte.

Daraus, daß der Jünger, der doch die leiblichen Wiederbegegnungen mit dem Auferstandenen mit erlebt hatte, doch in den Worten, in denen er sozusagen Jesum seine ganze Seele ausschütten läßt, keinen Bezug auf die leibliche Auferstehung nimmt, geht doch hervor, daß für ihn diese leibliche Auferstehung nur als Mittel zum Zweck in Betracht kommt.

Das apostolische Glaubensbekenntnis.

Unser geehrter Bruder und Mitarbeiter am „Magazin" hat im Januarheft d. J., Seite 32ff., das Wort ergriffen „zum neuen Apostolikumstreit." Dieser Streit wird wohl nicht veralten und nicht zum Stillstand kommen, solange es auf der einen Seite Leute gibt, welche die im Apostolikum aufgezählten Tatsachen aus dem Leben Jesu nicht nur als historische Wahrheit, sondern auch als den unerläßlichen und unerschütterlichen Felsgrund ihres Glaubens betrachten und die, wie einst die ersten Zeugen Jesu, lieber ihr Leben lassen, als sich diese göttlichen Heilswahrheiten rauben und entleeren lassen; auf der anderen Seite aber solche, welche mit gelehrten, philosophischen Argumenten ihnen weismachen wollen, daß ihr Glaube ein eitler Wahn sei und die „historischen Tatsachen" mit dem Glauben gar nichts zu tun haben.

Es ist ja gut gesagt und gewiß richtig, daß das apostolische Glaubensbekenntnis zunächst eben Bekenntnis, subjektives Bekenntnis, eines persönlichen Glaubens ist. Wohl können viele, welche dieselbe Glaubensstellung zu Gott und Christus einnehmen, sich auch dieses Bekenntnis zu eigen machen. Und das spezifisch christliche Bekenntnis ist enthalten in den Worten: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn." Auch wenn viele sich zusammenfinden in diesem gemeinsamen Bekenntnis, so behält es doch zunächst seine Bedeutung, daß es Ausdruck und Bekenntnis eines persönlichen Herzensglaubens und persönlichen Verhältnisses sei zwischen dem Bekenner und dem Herrn, zu dem er sich bekennt. Doch wollen wir hier nicht außer acht lassen, daß es einen gewaltigen Unterschied ausmacht, ob das Bekenntnis ein aus innerster Herzenserfahrung heraus erwachsenes, freudiges, persönliches Bekenntnis sei, oder nur ein historisch-wissenschaftlich begründetes, wie es neuerdings Prof. Harnack bekennt, oder ob es nur ein bloßes Zustimmen zu einem von der Kirche aufgestellten Bekenntnis ist: „Ich glaube, was die Kirche glaubt." Naturgemäß werden die Bekenner der ersten Reihe stets in großer Minderzahl sein, aber um so zäher an dem ererbten Glaubensgut festhalten, je tiefer ihre Ueberzeugung ist: „Es ist in keinem andern Heil etc. . ." Die Bekenner zweiter Ordnung werden auch nur wenige sein, da es nicht viele gibt, die auf Grund gründlicher wissenschaftlicher Studien sich zuletzt zu Harnacks Bekenntnis genötigt sehen. Groß wird die Zahl der Bekenner dritter Ordnung sein, die ohne Herzensinteresse oder -Erfahrung einfach zustimmen zu dem, was „die Kirche" lehrt und sagt und sich kein persönliches Urteil bildet in Glaubensfragen. Und endlich eine vierte Klasse, die auch noch Anspruch auf den Christennamen macht, glaubt das Kirchenchristentum sei veraltet und müsse nach den sogenannten Resultaten der „Wissenschaft" neu gestaltet und formuliert werden. Da ist's kein Wunder, wenn stets von neuem sich der Streit um den Inhalt des Apostolikums erhebt.

Harnack hat bekanntlich sich in neuerer Zeit mehr geneigt gezeigt,

dem Hauptsatz des Bekenntnisses beizustimmen: daß Christus, der Sohn Gottes, als der Herr anzuerkennen und zu ehren sei. Und doch ist es gerade Harnack, der am meisten dazu beigetragen hat, das Ansehen des apostolischen Glaubensbekenntnisses zu unterminieren. Er ist es, der den Satz aussprach: „Die Anerkennung des Apostolikums in seiner wörtlichen Verfassung ist nicht die Probe christlicher und theologischer Reife; im Gegenteil wird ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müssen." In der Verpflichtung des Pfarrers auf das Apostolikum sah er daher einen Notstand und ermahnte die Studenten, die ihn befragt hatten, später in ihrem Amte auf die Hebung des Notstandes hinzuarbeiten. D. h. also auf Beseitigung dieser Verpflichtung! Zuerst sollten sie bei der Ordination sich darauf verpflichten lassen und dann, wenn sie im Amt sind, darauf hinarbeiten, daß das Apostolikum seine verpflichtende Kraft verlieren soll!

Er hat, unsers Wissens, diese Sätze nicht widerrufen. Wir haben es also hier mit einem Manne zu tun, der wohl bekennen will: „Ich glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, unseren Herrn," der aber einen ganz anderen Sinn mit diesem Bekenntnis verbindet, als wie die Kirche von Alters her bis herab auf unsere Zeit damit verband und noch verbindet. Er versteht unter „Sohn Gottes" einen **Menschen**, an dem nichts über die Linie des Reinmenschlichen hinausgeht. Jesus Christus ist ihm nicht der Mittler zwischen Gott und den Menschen. „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein." Das Wunder wird aus dem Leben Jesu ausgeschaltet. Die leibliche Auferstehung, seine Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten Gottes geleugnet oder vielmehr es wird von ihm umgedeutet zu einem „Sitzen auf dem Thron der Geschichte." Als solcher soll er wohl auch der „Richter" sein. (Vergl. Harn. Wes. d. Chr. 4. Aufl. S. 91).

Aus diesen Andeutungen können wir entnehmen, welche Sätze im Apostolikum dem Prof. A. Harnack anstößig sind: Alles, was der gläubigen Christenheit an der Person Jesu das Größte, Wichtigste, Herrlichste war und ist, wird von ihm ausgestrichen und es bleibt nur das von ihm entleerte, umgedeutete Bekenntnis: „Ich glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes und Herrn."

Hat nun in dieser Entleerung und Umdeutung dieser Satz auch noch die Dignität als spezifisch christliches Glaubensbekenntnis zu gelten? Uns scheint, als ob der Satz in dieser Entleerung wertlos und kraftlos würde. Wir meinen, angesichts dieser entleerten Auffassung des Hauptsatzes im apostolischen Glaubensbekenntnis, sind die Relativsätze, die ihm nachfolgen, durchaus nicht etwa entbehrlich, so daß man sie auch jedem erlassen könnte, der den Hauptsatz bekennt. Sondern jene Relativsätze sind absolut unentbehrlich, wenn der Vordersatz in seinem vollen Sinn und Wert erkannt und verstanden

werden soll. Es mag wohl nicht jedem einzelnen Satz die gleiche Wichtigkeit und Bedeutung zukommen. Aber in so ernsten Zeiten darf man nicht mehr um einzelne Sätze streiten, wenn eine Richtung das Ganze wegstreichen will. Uns will es bedünken: Jener Vordersatz sei die gewaltige, krönende Kuppel auf dem herrlichen Bau des christlichen Glaubens; die nachfolgenden Relativsätze aber sind der starke, feste Unterbau, auf welchem die Kuppel ruht. Wer diesen Unterbau abbricht, der muß sich klar sein: daß auch die Kuppel einstürzt, die von ihm getragen wird. Diesen Unterbau aber bricht Harnack und brechen die liberalen Theologen ab, eine Säule um die andere und meinen: die Kuppel werde doch noch sich oben in den Lüften halten lassen. Aber nur ein von rationalistischem Wind aufgeblasener Fesselballon mag sich so eine Zeitlang in der Luft halten lassen, wenn der Unterbau entfernt wird. Bald genug wird auch der rationalistische Luftsack platzen und zu Boden stürzen. Wir meinen, mit den Relativsätzen habe die alte Kirche, als sie das Apostolikum aufstellte, zeigen wollen, warum sie glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist und warum er unser Herr sein kann, den wir ehren wie den Vater, ohne daß wir dabei uns an der Majestät Gottes selbst versündigen. Unsere Berechtigung, Gott Vater zu nennen, gründet sich doch vor allem auf die durch Christum geschehene Erlösung und Versöhnung durch seinen Kreuzestod. Und für unseren Christenglauben ist der Satz von der Auferstehung Jesu am dritten Tage ein Fundamentalsatz, auf den unser Glaube an seine Gottessohnschaft sich stützt (Röm. 1, 4), und auf dem unser ganzer Christenglaube ruht. 1. Kor. 15. Seine Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes, seine Wiederkunft zum Gericht können gläubige Christen nicht in solch fader Umdeutung und Entleerung verstehen, wie die neuere Theologie es tut. Somit, meinen wir, gewinnen auch die beigefügten Relativsätze für Christen, die am alten Evangelium festhalten, die Dignität von glaubensvollen Bekenntnissätzen. Sie wollen sich die Säulen aus dem Glaubensbau nicht herausbrechen lassen, welche die Kuppel ihres Bekenntnisses tragen. Sie sagen sich: Wer sich an diesen Säulen vergreift, vergreift sich an dem Heiligtum unseres Glaubens! Unser Glaube an Christum bricht haltlos in sich zusammen, wenn man uns den übrigen Inhalt des zweiten Artikels wegstreichen, umdeuten oder entleeren will. Hier handelt es sich nicht um Theologie, sondern um ein gläubiges Vertrauen in die gewaltigen Tatsachen, die da in dem schlichten Menschenleben Jesu sich zusammengedrängt haben. Und dieses Vertrauen ist ja nicht ein leerer Wahn, sondern es ist eine tausend- und millionenfach bewiesene Tatsache, daß die Verkündigung von Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, von Menschen aller Rassen und Klassen erfahren wurde als eine Kraft Gottes selig zu machen, die daran glauben. Welch ein himmelweiter Unterschied ist doch zwischen dem altchristlichen Glauben, dem Zinzendorf folgenden Ausdruck gab:

Dieses ist das Große, nicht zu übersehn,
Aus des Vaters Schoße in den Tod zu gehn,
Für verlorne Sünder, o du höchstes Gut,
Daß sie Gottes Kinder würden durch sein Blut.

Deine Monarchieen sind es wohl nicht eigentlich,
Die die Herzen ziehen, wundervolles Herz an dich,
Sondern dein Menschwerden in der Füll der Zeit
Und dein Gang auf Erden voll Mühseligkeit!

Und dagegen dem rationalistisch, philosophisch verklausulierten Räsonnement, daß man auch in gewissem Sinne ein Recht habe, Jesum den Sohn Gottes zu nennen, freilich nicht im Sinne des altchristlichen Glaubens und nicht in dem Sinne, daß er Heiland und Erlöser der Menschheit ist, sondern er ist eben nur der Erste, der es wagte, sich in gewissem Sinne Sohn Gottes zu nennen, und wir müssen nun die Autosuggestion lernen und es ihm nachtun und uns Söhne Gottes nennen. Wird diese religionsphilosophische, äußerst schwer zu fassende Theorie wohl auch Heiden aufspringen machen vor Erstaunen und Könige verstummen machen vor dem philosophisch entleerten Gottes- und Menschensohn? (cf. Jes. 52, 15.) Die rationalistische Theologie mache doch einmal die Probe, ob sie mit ihrer verdünnten Wassersuppe auch die tiefgesunkenen Kannibalen aus der Tiefe zum göttlichen Licht und Leben zu führen vermag.

Es stehen also ernste Lebensfragen auf dem Spiel bei dem Streit um das Apostolikum. Eine Theologie, welche die darin festgelegten göttlichen Heilstatsachen selbst nicht mehr glaubt, will natürlich sich auch nicht verpflichten lassen, etwas zu bekennen, was sie nicht glaubt! Das können wir verstehen. Soll nun die Kirche unter der Erwägung: das Bekenntnis ist keine verpflichtende Lehrformel, sondern ein persönliches Glaubensbekenntnis — die Verpflichtung der Ordinanden auf das Bekenntnis einfach preisgeben? Soll sie den Ordinanden sagen: Wir sind zufrieden, wenn ihr nur wenigstens den ersten Vordersatz anerkennt und bejaht, alles andere könnt ihr euch selbst ausdenken und zurechtlegen wie ihr wollt? Uns dünkt, dann hätte die Kirche das Anspruchsrecht auf ihre Forterxistenz verwirkt! Ihre erste und heiligste Pflicht ist doch und bleibt, den christlichen Glauben in seiner ursprünglichen evangelischen Echtheit und Reinheit fortzupflanzen. Gal. 1, 6—9. Das kann sie aber doch nur tun, wenn sie Männer ins Lehramt berufen kann, die mit voller Herzensüberzeugung einstimmen in das unverkürzte und ungebrochene ganze Evangelium von Jesus Christus, wie Paulus und die andern Apostel es verstanden und nicht wie die rationalistische Theologie es entleert. Wir haben schon oft in unserem Blatt es betont: Die Kirche kann Laien tragen mit schwachem, gebrochenem Glauben. Sie darf das Bekenntnis nicht zum schweren Joch und Glaubensgesetz machen und den Christen sagen: Wenn du nicht alles das, was wir bekennen, wörtlich glaubst, so kannst du nicht selig werden. (Wir müssen

hier diesen Satz in seiner nackten Kürze stehen lassen und können uns nicht gegen Mißdeutungen weiter aussprechen. Frühere Jahrgänge haben reichlich genug Zeugnis abgelegt davon, daß wir nicht gewillt sind, Abstriche zu machen an dem, was die christliche Kirche von Alters her als die Substanz des christlichen Glaubens betrachtet hat.) Aber Diener des Wortes, die nicht mit vollster Ueberzeugung sich auf den Boden des apostolischen Bekenntnisses stellen können, kann sie mit gutem Gewissen nicht ordinieren zum Predigtamt. Denn diese Männer können nicht die Gemeinde auf dem alten Glaubensgrunde auferbauen, sondern sind eine drohende Gefahr, daß sie einreißen, was andere treue Glaubensmänner aufbauen. Es ist und bleibt eine Existenzfrage für die treue bekennende Kirche Jesu Christi, daß sie in dieser Zeit kritischer Auflösung und Zersetzung als erste Frage an die Ordinanden die Frage festhält: Glaubst du von ganzem Herzen an unseren Herrn und Heiland Jesus Christus, so wie die ganze Kirche von Alters her es bekannt und geglaubt hat im apostolischen Glaubensbekenntnis? Kann er darauf mit fröhlichem Herzen und Munde ein aufrichtiges Ja antworten, so kann die Kirche auch mit Freuden ihn zum Dienst am Wort ordinieren. Kann er nicht mit vollem, ganzem und freudigem Herzen zustimmen, weil ihm eben bis dahin die *Erfahrung der Lebenskraft des Evangeliums* fehlt, so wird es schon zu einer prüfungsvollen Gewissensfrage: Darf ich diesen Mann ordinieren oder nicht? Wäre es nicht besser, ihn unordiniert als Vikar ins Amt treten zu lassen, um ihn erst noch Erfahrungen machen zu lassen im Herzen und Amt?

Für den aber, der sich klar bewußt ist, daß er diese Glaubenssätze nicht anerkennen und bekennen kann, wird es eine ernste Gewissenspflicht, sich zu prüfen vor Gott: Darf ich es wagen, mich in ein Amt einsetzen zu lassen, das mich verpflichtet zu lehren und zu bekennen, was ich doch nicht mit voller Wahrhaftigkeit bekennen kann? Besser an der Pforte noch umkehren, als eintreten und mit geschlagenem Gewissen eine schwere Bürde dahinschleppen. Die liberalen Theologen machen ein großes Wesen von ihrer inneren Wahrhaftigkeit und daß man ihnen nicht zumuten könne, etwas zu bekennen und zu lehren, was sie selbst nicht glauben. Sollten denn aber diese Herren so kurzsichtig sein, daß sie nicht sehen, daß seit den Zeiten Christi und seiner Apostel eben das höchste und größte Gut der Christen war, was sie jetzt beharrlich leugnen und aus dem Evangelium wegstreichen wollen? Sollte ihre „Wahrhaftigkeit" ihnen nicht sagen, daß sie kein Recht haben, die Christenheit dieser ihrer höchsten Güter zu berauben, bloß weil sie, die jeweiligen Diener der Kirche, mit dem alten Glauben zerfallen sind? Können sie es mit ihrer „Wahrhaftigkeit" nicht mehr reimen, den alten Glauben zu bekennen und zu lehren, auf dem die christliche Kirche auferbaut ist, so ist es doch einfach absurd, wenn sie fordern, die Kirche solle mit Rücksicht auf ihre Wahrhaftigkeit von der Forderung abstehen, daß sie den alten, echten Christenglauben zu bekennen und zu lehren verpflichtet sind, wenn

sie als Diener in der Kirche Christi amtieren wollen. Die Kirche trifft an dem Notstand der liberalen Pfarrer nur dann ein Vorwurf, wenn sie es unterläßt, den Ordinanden von vornherein den Standpunkt klar zu machen, ehe sie die Kandidaten ordiniert, daß sie durch ihre Ordination sich verpflichten, den alten heiligen Christenglauben ohne Abstrich und Verfälschung zu bekennen und zu lehren. Mag man in früheren Zeiten die Notwendigkeit einer Verpflichtung der Ordinanden auf das Apostolikum weniger empfunden haben, weil die Grundsäulen der christlichen Wahrheit ohnehin fest zu stehen schienen; in heutigen kritischen Zeiten muß die gläubige Christenheit sich vorsehen, daß sie nicht Leute ins Amt bekommt, die dem Volk den alten Christenglauben aus dem Herzen reißen und dafür die Menschenfündlein einer Modewissenschaft bieten, die fast in jedem Jahrzehnt wechselt und nie über die Pilatusfrage: was ist Wahrheit? hinauskommt.

Es steht ja den modernen Pfarrern der Weg offen, aus einer Kirche auszutreten, mit deren Glauben sie innerlich zerfallen sind. Tun sie es nicht, sondern pochen auf ihre Gewalt und wollen die Altgläubigen aus ihren Kirchen hinaustreiben, die der Glaube gebaut hat, so brauchen wir kaum selbst sagen, wie solches Gebahren zu bezeichnen ist.

Es wird also kaum zu erwarten sein, daß der Streit um das Apostolikum aufhört, solange nicht eine klare und bestimmte Scheidung sich vollzieht zwischen solchen, die mit Recht allein sich Christen nennen, weil sie am unverfälschten Evangelium festhalten und solchen, welche den Sirenenklängen der modernen Wissenschaft folgen und sich gutwillig alles aus ihrem Bekenntnis streichen lassen, was ihre hocherleuchteten Pfarrer nicht mehr mit ihrer „Wahrhaftigkeit" reimen können. Erst wenn diese Scheidung sich fest und unwiderruflich vollzogen und jeder Teil sich schiedlich friedlich konstituiert hat, dann steht es ja jedem einzelnen frei sich in das Lager zu begeben, mit dem er am meisten sympathisiert. Unsere Zeit scheint auf die Scheidung hinzudrängen. Ob das schon die Zeit des großen Abfalls ist, von welchem Paulus 2. Thess. 2 geredet hat, oder ob nicht einem großen Teil des Christenvolks dann erst die Augen aufgehen und eine neue Zeit der Buße, des Glaubens, des Heils für das Christenvolk anbricht, das können wir nicht im voraus wissen. Gott gebe es!

Der Fall Traub

und angebliche sowie wirkliche Krankheiten der Landeskirche unter Kritisierung der diesbezüglichen neuesten Veröffentlichungen, beleuchtet von Eduard König, Professor der Theologie in Bonn.

Von Pastor J. Th. Werkenthin.

In akademischen Kreisen hieß es vor Jahren im Scherz: „Man muß ein liberaler Theologe sein, um beachtet zu werden." Aber dieser Scherz ist seit langer Zeit Ernst geworden. Ein liberaler Theologe

wird stets beachtet, selbst wenn seine Ausführungen nichts anders sind als aufgewärmter Rationalismus. Der liberale Theologe ist immer wissenschaftlich ernst zu nehmen, auch wenn er nichts anderes vorzutragen hat als längst widerlegte Einwände des ungesunden Menschenverstandes gegen göttliche Offenbarung.

So kam es, daß man Jathos unevangelischen Lehren und Traubs disziplinlosem Verhalten eine Bedeutung zuschrieb, als wären jene beiden liberalen Prediger Vertreter der christlichen Kirche oder der evangelischen Landeskirche, die in diesen beiden Märtyrern vergewaltigt wäre.

Nachdem das Spruchkollegium sein sachgemäßes Urteil abgegeben hatte, rauschte es im Broschüren-Wald Germaniens, als wäre ein Sturm übers Land gegangen.

Die beiden Verurteilten schrieen laut, Harnack nahm sich des verurteilten Traub an. Ja, was ist denn geschehen, daß man so viel Lärm um diese beiden Leute macht, einen „Fall Jatho," einen „Fall Traub" konstruiert? Sind sie denn Vertreter neuer Ideen, sind sie Märtyrer ihres Bekenntnisses? Nichts von alledem. Zwei liberale Theologen, die es verstanden haben, mit ihrer negativen Theologie sich in den Vordergrund zu schieben, um ihre fadenscheinige Weisheit an den Mann und auf den Markt zu bringen.

Es berührt wohltuend, in der Schrift von Prof. König unter dem Motto: „Die Wahrheit wird euch frei machen," einem sachlichen und geregelten Urteil zu begegnen, nachdem Proteste auf Proteste gegen den Richterspruch erschallt sind, Anklagen gegen die Kirchenbehörde, Resolutionen in Versammlungen, Zeitungsartikel und Selbstverteidigungsschriften genug Lärm gemacht hatten.

„Da ist es," sagt Professor König, „gewiß nicht nur zeitgemäß, sondern sogar notwendig, daß die in dieser Sache für und wider vorgebrachten Gründe einer nachprüfenden Kritik unterworfen werden."

Nicht der liberale Theologe Traub ist für uns von irgendwelchem Interesse, sondern der Zustand der Evangelischen Landeskirche ist es, der uns veranlaßt, näher auf diese Sache einzugehen.

Wenn man von hier aus die Sache jenseits des Ozeans unbefangen betrachtet, dann begreift man nicht, wie ein so sachliches Urteil wie das des Spruchkollegiums überhaupt angetastet werden kann. „Jeder hat das Recht der K r i t i k, aber wenn Herr Traub vergißt, daß diese Kritik ihre Grenze hat an den mit der Uebernahme des geistlichen Amtes übernommenen Pflichten, diese Grenze einfach überschreitet, so darf er sich nicht wundern, wenn die Form seiner Kritik beanstandet wird." In jeder anderen Gemeinschaft würde ein Mann, der die bestehende Landeskirche als eine überhaupt nicht existenzberechtigte Größe hinstellt und auf deren Zersetzung hinarbeitet, einfach cum infamia exkludiert werden. Ein Mann, der der Evangelischen Kirche angehört und deren Synoden weniger als die organisierte Bedeutungslosigkeit (!) nennt, ist nicht ernst zu nehmen. Den Gipfel seines Wahns erreicht Traub in dem

Satz: „Die Landeskirche wird zum Feind der Volkskirche." Er erklärt die Landeskirche in ihrer Gesamtheit als eine Null. So wäre es, wenn mehr solcher Leute darin zu finden wären, wie Traub.

Das Urteil ist deshalb logisch selbstverständlich: „Wer systematisch der Kirche die Existenzberechtigung abspricht, sie bekämpft und verächtlich macht, entzieht sich selbst die Möglichkeit einer ferneren Wirksamkeit als Geistlicher und Diener dieser Kirche." Das ist für jeden Unbefangenen selbstverständlich. Das Urteil ist nicht nur berechtigt, sondern einfach notwendig. Wenn Herr Traub nicht ein liberaler Theologe wäre, dann wäre die Sache abgetan. Aber nun erschallt lautes Wehegeschrei: man hat einem liberalen Theologen weh getan.

Harnack, der sonst so nüchterne Beurteiler, der klassische Historiker, der feine Denker erklärt das Urteil für nicht gerechtfertigt, ja für einen schweren Mißgriff.

Und damit kommt König zu dem Hauptpunkt seiner Schrift, der Auseinandersetzung mit Harnack, denn König würde ebensowenig wie wir Veranlassung genommen haben, Herrn Traub zu erwähnen, wenn nicht eine Persönlichkeit wie Harnack sich in die Arena begeben hätte, in welcher es sich anfänglich um nichts anderes handelte als um Zurechtweisung zweier unmöglich gewordenen Geistlichen.

Nach einer Auseinandersetzung mit Harnack über Recht oder Nichtrecht des Urteils kommt König zum wichtigsten Teil seiner Schrift: angebliche und wirkliche Krankheit der Landeskirche.

Harnack hat in dem Akt der Ausschaltung eines Amtsträgers der Kirche nicht ein Zeichen der Kraft, der Gesundheit, sondern ein Symptom der Krankheit gesehen. „Lob hat Harnack," sagt König, „nur wenn er Betätigungen seiner eigenen Richtung schildert;" sonst hat er nur Tadel, ja behauptet sogar, die Kirche sei in ihrer Lebensfähigkeit bedroht. Das Krankheitsbild der Landeskirche trägt nach Harnack folgende Züge:

1. Die Kirche leide an höchstgradiger Stoffzersetzung, so daß der Fall Traub die Landeskirche mit Sprengung bedrohe.

Sehr gut bemerkt König dazu: Treue Liebe zur Landeskirche, die sich auf dem Bekenntnis zum apostolischen, reformatorischen Christentum aufbaut, herrscht bei weitem noch in dem größten Teil der Kirche. Es ist also eine groteske Uebertreibung, wenn Harnack die Landeskirche mit Sprengung bedroht sieht.

2. Einen hippokratischen Todeszug soll die Landeskirche ferner darin zeigen, daß ein Mangel an Freudigkeit ihrer Diener und ein Mangel an Lust zum theologischen Studium hervortrete.

Aber das ist eine völlige Verzerrung der wirklichen Verhältnisse.

3. Ein drittes Krankheitssymptom sieht Harnack in dem Heruntersinken des Studiums der Theologie in die unteren und bäuerlichen Schichten.

Aber, bemerkt König, es gibt doch auch in den ärmeren Teilen der Bevölkerung befähigte Köpfe, und stammte Luther und viele andere

nicht aus einem unbemittelten Haus? Der Scharfsinn ist doch nicht an Geld und Stand geknüpft!

4. Die Generalkrankheit der Landeskirche soll aber nach Harnack darin bestehen, daß man kein Zutrauen mehr dazu hat, daß man wahrhaftig bleiben kann, wenn man Theologe wird.

Aber besteht denn die Gefahr einer späteren Sinnesänderung bloß bei Theologen?

Wenn jemand zu der Ansicht gelangt, daß er die wesentlichen Wahrheiten des biblischen, reformatorischen Christentums verwerfen müsse, dann kann er ja zu einem anderen Studium übergehen, und einen anderen Beruf wählen. Es ist also niemand gezwungen, Dinge zu sagen, deren er sich schämen muß, weil er sie nicht glaubt.. Nein, solcher Zwang besteht für niemand.

5. Ein Symptom der Hinfälligkeit der Kirche meint Harnack endlich auch aufzuzeigen, wenn er von solchen Gliedern der Kirche spricht, die sich unter das Gesetz ducken.

Es ist das aber nichts anderes als eine bedauerliche Verlästerung.

Das Bild vom krankhaften Zustand unserer Kirche stimmt also keineswegs mit der Wirklichkeit zusammen. Die Diagnose ist also nicht zutreffend. Und welche H e i l m i t t e l bringt Harnack?

1. Als erstes Heilmittel empfiehlt er Erinnerung an die Reformatoren, d. h. an ihren grundlegenden Ansatz. Er glaubt, fortfahren zu dürfen: Darf in der Kirche der Reformatoren eine Formel die Gewissen beschweren?

Aber das bejahende Element war den Reformatoren das Wichtigste und das grundlegende Element.

Harnack drückt sich so aus, wie es modern-landläufig ist, indem man unhistorisch an der Reformation nur ihre verneinende Seite betrachtet.

2. Der zweite Vorschlag Harnacks ist, es solle von der Kirche öffentlich anerkannt werden, daß ein Geistlicher, wenn er sich nach dem Grundsatz richtet, daß er mit dem Evangelium zu bauen und zu erbauen hat und daß es seine Pflicht ist, seiner ganzen Gemeinde etwas zu bringen, er sich dann mit der vollsten Freiheit werde bewegen können.

Wie viel müßte aus dem Evangelium ausgeschaltet werden? Alles das, was sich auf die Verehrung Christi bezöge, die grundlegenden zentralen Aussagen des Evangeliums. Hierin kann also unmöglich ein Heilmittel zur Gesundung erblickt werden.

3. Sein drittes Rezept ist: Aenderung der Liturgie.

Aber wer sich nicht zu den in der Bibel bezeugten Grundlagen der christlichen Religion — und dazu gehören alle Teile der drei Artikel des Glaubensbekenntnisses — bekennen zu können meint, der darf eben kein Lehramt in der Kirche verwalten wollen.

Ein freies und offenes Sichaussprechen des einzelnen Geistlichen gegenüber seiner Gemeinde, wie er zu den Bekenntnissen steht, soll mög-

lich sein? Nein, das hat der betreffende Theologe vor der Uebernahme seines Amtes zu tun.

Nebenbei bemerkt hat nicht die einzelne Gemeinde über das Bekenntnis der Kirche zu entscheiden.

Die Unfreiheit, die Harnack mit der Verpflichtung der Geistlichen auf das apostolische Glaubensbekenntnis meint, ist eine in der Sache selbst liegende Consequenz.

4. Die Medizin, auf deren Empfehlung Harnack, „der Arzt der Landeskirche" am meisten zurückkommt, ist diese: der in unserer Zeit errungene Wirklichkeits- und Wahrheitssinn sei von der Kirche zu betätigen.

5. Die Kirche hat ihre alte Geschichtsbetrachtung, deren Voraussetzung und Methode uns völlig kindlich (!) erscheinen.

Welches Recht besitzt man zu einer derartig herabsetzenden Behauptung gegenüber der Kirche.

6. Harnack empfiehlt der Kirche gegenüber die moderne Erkenntnistheorie, die sich auf dem Boden Kants ausbildete. Der Traum absoluter Erkenntnis sei ausgeträumt.

Aber die Kirche geht ja mit ihrem Glauben auf Aussprüche Christi zurück, der sich eine allumfassende Kenntnis des Vaters zugeschrieben hat.

7. Eine Direktive für ihr künftiges Verhalten darf endlich auch nicht die von Harnack empfohlene Rücksicht auf die bilden, „die schon lange neben der Kirche stehen, weil sie sie nicht mehr verstehen."

Harnack irrt sich sicher über die Zahl derer, die sie nicht mehr verstehen. Wahrheiten und Grundsätze aber können niemals deshalb aufgegeben werden, weil viele „sie nicht verstehen."

Im letzten Abschnitt seiner Schrift gibt König einige positive Gedanken über Kirchenentwicklung und Kirchengesundung.

Alle kritische Arbeit, bemerkt er mit Recht, behält etwas Unbefriedigendes, wenn sie nicht bis zur Herausarbeitung von Materialien zum positiven Ausbau fortschreitet.

In Jesus trat jene imponierende Geistesmacht voll in die Oeffentlichkeit, als er in der Synagoge zu Nazareth jene Weissagung aus Jesaia gelesen hatte. Denn da sagt er nicht: Das ist eine trostreiche Verheißung und sie wird sich in der Zukunft erfüllen —, nein, sondern er sagt: „Diese Worte sind heute erfüllt vor euren Ohren."

Die Reformation tat ihre ersten Atemzüge damit, daß sie sich zugleich direkt auf Christus als unsern Meister beruft und zugleich das dem neutestamentlichen Zeugnis Widersprechende ausschaltet.

Die von der Reformation wieder auf den Leuchter gestellte Wahrheit, daß die oberste Instanz der Kirche in Glaubensfragen das biblische Zeugnis von Christo sei, ist nach der Reformation durch die Jahrhun-

derte festgehalten worden. Diese Wahrheit lag während der Jahrhunderte ununterbrochen in den Bekenntnissen und wurde auch durch die hohen Zeiten der Aufklärung hindurch bis an unsre Zeit gerettet.

Die Antwort auf die Frage aber, wie die Grundlagen des christlichen Glaubens aus der Bibel geschützt und gegen Erschütterungen gesichert werden, ist: durch die echte kritische Methode der wissenschaftlichen Forschung!

Möchte es gelingen, die echt-kritische Methode der Geschichtsforschung in allen Kreisen unsrer gegenwärtigen evangelischen Christenheit zur Anerkennung und Uebung zu bringen, dann wird die Gesundung an dem allerwichtigsten Punkt des kirchlichen Lebens, nämlich in Bezug auf die Grundlagen der christlichen Glaubensbezeugung eintreten. Zugleich mit der Heilung dieser Herzkrankheit unserer gegenwärtigen Evangelischen Kirche wird auch eine Versöhnung der jetzt gerade wegen der Glaubensfrage fast bis zur Trennung einander gegenüberstehenden Richtungen in unsrer Evangelischen Kirche ermöglicht werden.

Es bedarf nicht der Entleerung der Reformation zu einer bloß negativen Größe, es bedarf auch nicht der Einimpfung eines modernen Wirklichkeits- und Wahrheitssinnes, um der Evangelischen Kirche zur Gesundheit und den Dienern der Kirche zur Sicherheit der Glaubensüberzeugung und zur Freudigkeit beim Dienst am Wort zu verhelfen. Die Kirche der Reformation besitzt schon jetzt das Mittel in der Anwendung der echt kritischen Methode der Geschichtsquellenschätzung.

Sie führt zu einer gesicherten Ueberzeugung betreffs der Anfänge des Christentums. Hochgemut werden die evangelischen Christen und insbesondere die Theologen sich um die Fahne Christi scharen und seine Sache zum Siege führen halfen.

Harnack klagt am Ende seiner Schrift, daß nun die Arbeit, Verständnis zu schaffen und Gottesfrieden zu stiften, aufs neue beginnen müsse. Diesem Streben will auch König mit seiner Darlegung dienen. In der Tat, diese Darlegungen sind dazu wohl geeignet.

Weshalb wir die Königische Schrift so eingehend besprochen haben? Weil sie einen großzügigen, rein sachlichen, vornehmen, vom Geiste Christi erfüllten Charakter zeigt. Der Schaden des modernen Subjektivismus ist zu groß, als daß er länger ertragen werden könnte. Hüten wir uns „Einzel-Fälle“ zu konstruieren; Menschen vergehen, Meinungen wandeln, Christus bleibt derselbe in Ewigkeit.

Es gilt ein frei Geständnis In dieser unsrer Zeit;
Ein offenes Bekenntnis Bei allem Widerstreit;
Trotz aller Feinde Toben, Trotz allem Heidentum
Zu preisen und zu loben Das Evangelium.

C. J. Ph. Spitta.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Gültigkeit von Eheschließungen.

Im Staat Washington ist ein Fall von Eheschließung bekannt geworden, der uns veranlaßt, zum Besten unserer Leser, die Hauptsache hier zu berichten. Es wurde von einem Pastor im Staate berichtet, daß er im Staat Washington ein Ehepaar traute auf Grund einer Lizenz, die in einem benachbarten County im Staat Idaho ausgestellt war. Der Countysitz vom Idaho Staat war dem betreffenden Ehepaar näher gelegen und leichter erreichbar, als der im eigenen Staat und County. Nun wurde nachträglich die Rechtsgültigkeit dieser Eheschließung angefochten und erklärt, daß die Lizenz jedenfalls aus demselben Staat sein müsse, in welchem die Trauung vollzogen wird.

Es erhob sich nun die Frage: Ist die betreffende Ehe vor dem Gesetz rechtsgültig? Darüber erklärte der Distriktsrichter E. C. Steele in Idaho wie folgt. Die Gerichte in Idaho, Washington und vielen anderen Staaten würden die betreffende Ehe als nach dem "common law" geschlossen betrachten und "that therefore each of the contracting parties is bound by the common law custom of such marriage." Das heißt mit anderen Worten: Die also Getrauten gelten nach dem Gesetz als Eheleute und dürfen nicht später ohne Scheidung auseinander gehen und sich anderweitig verehelichen unter dem Vorwand, daß sie nicht gesetzlich getraut seien.

Es ist gewiß nötig für amtierende Pastoren zu wissen: 1. Daß sie keine gesetzlichen Trauungen vollziehen können auf Grund von Lizenzen, die aus anderen Staaten gebracht werden.

2. Daß trotzdem auch solche Trauungen wohl in den meisten Fällen nach dem "common law" vom Gericht anerkannt werden und die betr. Eheleute sich strafbarer Handlung schuldig machen, wenn sie leichtfertig eine solche nicht nach strenger Form des Gesetzes eingesegnete Ehe als ungültig betrachten und auseinander gehen.

3. An den Staatsgrenzen kann es öfters geschehen, daß heiratslustige Paare lieber in den Nachbarstaat gehen, um dort die Lizenz zu holen. Der Eheknoten muß dann aber auch unter allen Umständen in dem Staat geschürzt werden, in welchem der Erlaubnisschein herausgenommen wurde.

Einheitliche Ehegesetze.

Die „American Bar Association", die kürzlich in Milwaukee ihre Jahreskonvention abhielt, hat auf Grund eines Komiteeberichtes die Einführung einheitlicher Ehegesetze dringend empfohlen. Es wäre das eine von vielen Seiten befürwortnde Verbesserung unseres nationalen Rechtswesens und es ist zu hoffen, daß die Anregung auf fruchtbaren Boden fällt. Die vielen Uebel unkluger Ehebündnisse und leichtfertiger Scheidungen würden dadurch wesentlich verringert werden. Eheschließung und Scheidung sind heute staatlicher Gesetzgebung unterworfen und die Bestimmungen darüber laufen weit auseinander. In den Einzellegislaturen werden alle Augenblicke Aenderungen daran vorgenommen, so daß mit der Zeit ein allgemeiner Wirrwarr eingetreten ist. Was in dem einen Staate erlaubt ist, wird in dem andern

schwer bestraft. Hier ist ein Verbrechen oder ein Vergehen, was dort vollkommen gesetzlich ist. Warum das? Die imaginären Staatsgrenzen sollten solche Wirkungen nicht haben. Es verstößt gegen jedes Gerechtigkeitsgefühl, daß diesseits dieser Grenzen Recht ist, was jenseits derselben als ein Kriminalverbrechen verfolgt wird. (D. L.)

Wann wird die ihres Fortschritts sich rühmende amerikanische Nation aus ihrer Gesetzesbarbarei hinauskommen, und nicht nur „einheitliche Ehegesetze" schaffen, sondern einen einheitlichen Zivil- und Kriminalkodex, der mit den vielen veralteten Gesetzen aufräumt und eine einheitliche Rechtsprechung im ganzen Lande ermöglicht? Eine Rechtsprechung, die es auch dem Armen möglich macht, zu seinem Recht zu kommen, ohne daß Advokatenkniffe und spitzfindige Formalitäten die Vollstreckung eines gerechten Urteils auf Jahre hinausschiebt oder ganz vereitelt?

Das Apostolikum.

Bei dem jetzt wieder erneuerten Kampf um das Apostolikum dürfte es von Bedeutung sein zu erinnern, daß einst Caspari keine Mühe und Arbeit sparte, um gründliche Untersuchungen über den Ursprung und den ersten Gebrauch dieses Symbols zu machen. Das Resultat seiner Arbeit ist gedruckt worden. Er hat ein vierbändiges Werk geschrieben über „Ungedruckte, unbeachtete und wenig beachtete Quellen zur Geschichte des Taufsymbols." Im Vorwort zum ersten Band dieser „Quellen" gibt er seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck, daß das Taufbekenntnis seinem ganzen Inhalt und größtenteils auch seiner Form nach in das apostolische Zeitalter zurückreiche, und daß das wenige, das später hinzukam, schon Gegenstand apostolischer Verkündigung und urchristlichen Glaubens gewesen sei. „Wenn es sich aber so verhält, so zeigt uns das Taufbekenntnis, der 'christliche Glaube', wie es die Kirche immer genannt hat, was Summe der apostolischen Verkündigung und der Christenglaube von Anfang an gewesen ist, und wie niemand auf den christlichen Namen Anspruch machen kann, der sich nicht zu seinem Inhalt bekennt, und gilt Tertullians auf Grund der 'regula fidei' gegen die Gnostiker ausgesprochene Präskription noch heute gegen alle diejenigen, welche seinen Inhalt leugnen und doch Christen zu sein vermeinen und behaupten."

Die Romanisierung des nationalen Danksagungstages.

Ueber dieses Thema schreibt der „Christliche Apologete" wie folgt:

Die Ueberschrift dieses Artikels mag manche von unseren Lesern befremden. Wir haben aber diesen Titel nicht ohne Ueberlegung gewählt. Es gehen Dinge in unserer nationalen Hauptstadt vor, gegen welche alle wahrhaft patriotischen Bürger ihre Augen unmöglich verschließen können, und gegen welche die kirchliche wie die weltliche Presse ihren vereinten Protest erheben sollte. Es ist ja wohlbekannt, daß die römische Hierarchie seit Jahren ihre Hauptmacht in unserer Bundeshauptstadt zu konzentrieren sich beflissen hat. Hier ist der Sitz des apostolischen Legaten an die Ver. Staaten. Hier ist ihre große katholische Universität. Hier ist der Sitz des römischen Preßbureaus und des römischen Indianerbureaus u. s. w. Baltimore, der Wohnsitz des Kardinals Gibbons, ist nur eine Stunde weit entfernt. Welchen Druck die römische Hierarchie durch ihre Kardinäle und Prälaten auf die nationale Administration in ihren verschiedenen Departments und auf den Bundes-

kongreß ausgeübt hat, und mit welchem Maß des Erfolgs, ist ebenfalls allbekannt. Es ist nicht nötig, darauf näher einzugehen. Die neuliche Präsidentenwahl hat die öffentliche Volksgesinnung über diese Dinge auf eine nicht mißzuverstehende Weise zum Ausdruck gebracht. Aber wir möchten in diesem Artikel auf einen speziellen Plan hinweisen, wodurch die Führer der römischen Kirche den Einfluß des Papsttums in der Bundeshauptstadt zu vermehren versucht haben und wodurch es ihnen auch gelungen ist, unsere Bundesregierung mehr oder weniger zu kompromittieren. Es ist nämlich die Einführung einer sog. „pan-amerikanischen Danksagungsfeier" in Washington, welche aber ausschließlich den Stempel Roms trägt.

Es ist dies einer der schlauesten und zugleich kühnsten Griffe, welche Rom seit langer Zeit in unserem Lande getan hat. Rom ist stolz darauf, aber der protestantische Sinn der Nation ist gedemütigt und entrüstet. „Vor drei Jahren," wird uns in dem katholischen Blatt „New Yorker Freeman's Journal" mitgeteilt, „kam Monsigneur Russell, Rektor der St. Patricks-Kirche in Washington, auf den Gedanken, dem nationalen Danksagungstag einen pan-amerikanischen Charakter zu geben." Schlau war dieser Gedanke, denn die römische Hierarchie rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Bundesregierung in Washington jede Forderung freundschaftlicher Beziehungen mit den südamerikanischen Republiken in Verbindung mit dem „pan-amerikanischen Kongreß" mit besonderer Befriedigung begrüßen würde, aber auch kühn war derselbe (um kein stärkeres Wort zu gebrauchen), denn es handelte sich um nichts Geringeres, als den einen nationalen Feiertag, der vor allen anderen in seinem Ursprung und seinem ganzen Wesen einen ausgeprägten protestantischen Charakter trägt, und der bisher in seiner religiösen Bedeutung von der katholischen Kirche fast gar keine Beachtung gefunden hatte, in eine katholische Hochmesse umzuändern und so umzugestalten, daß er seinen ursprünglichen spezifisch amerikanischen Charakter gänzlich einbüßen mußte. Dies ist in der Tat eine unverantwortliche Einmischung einer fremdländischen Kirche in eine spezifisch amerikanische Institution, welche an alle Bürger, ungeachtet ihres religiösen Glaubens, appelliert, und eher bestimmt ist, die verschiedenen Konfessionen zu einigen, als die Differenzen derselben zu verschärfen. Es ist aber auch eine alberne Idee, die im offenbarsten Widerspruch mit dem Grundbegriff des Danksagungstages steht, denn der Präsident fordert in seiner Danksagungs-Proklamation nicht alle Welt zum Dank gegen Gott auf — nicht die Canadier, die Einwohner Mexikos oder der südamerikanischen Staaten — sondern die Bürger der Ver. Staaten. Es ist eine sinnlose Verdrehung dieses Grundbegriffs der Nationalfeier, dieselbe auf alle Länder des südamerikanischen Kontinents ausdehnen zu wollen. Ein „pan-amerikanischer Danksagungstag" ist kein „amerikanischer Danksagungstag."

Aber diese Bezeichnung war ja nur bestimmt, um den wahren Zweck der Neuerung zu verhehlen. Dieser bestand darin, den amerikanischn Danksagungstag zu romanisieren, und zwar am Regierungssitz dieser großen Republik. So mußte denn der Präsident der Vereinigten Staaten mit seinem Kabinett, die Mitglieder des Oberbundesgerichts, die Bundes-Senatoren und Kongreßmitglieder und andere hervorragende Vertreter der Regierung diese katholische Feier in der St. Patricks-Kirche mit ihrer Anwesenheit zieren und derselben einen „offiziellen" Charakter verleihen.

Dieses ist nun zum vierten Male geschehen, und am vergangenen

Danksagungstag mit besonderem Glanz. Der Präsident wurde mit besonderen Ehrenbezeugungen empfangen und an den für ihn reservierten Sitz eskortiert. Der apostolische Delegat Bonzano saß auf einem „Throne" rechts vom Hochaltar, Kardinal Gibbons auf einem anderen „Throne" links, während der Präsident der Ver. Staaten zu ihren Füßen unmittelbar vor dem Altar saß. Wir notieren eine bedeutsame Aenderung in dem diesjährigen Programm dieser „offiziellen" Danksagungsfeier in Washington. Bisher wurde sie immer mit der „Hochmesse" eingeleitet und das römische Preßbureau meldete immer mit besonderem Nachdruck, daß der Präsident dieser Messe beigewohnt habe. Aber dieses Jahr wurde die Ordnung geändert. Die Predigt ging der Messe voraus, damit, wie gemeldet wurde, der Präsident gleich nach der Predigt dem Danksagungs-Gottesdienst in seiner eigenen Kirche (der Unitarier-Kirche) beiwohnen könnte. Wir begrüßen diese Aenderung im Programm mit Freuden und wollen einen Schleier über die Gründe werfen, welche die römischen Hochwürden bestimmt haben mögen, dieselbe zu machen. Wir ehren auch den Präsidenten dafür, daß er bei dieser letzten Danksagungsfeier seine eigene Kirche ehrte. Es ist ferner sehr bezeichnend, daß die Presse des Landes es dieses Jahr vermieden hat, die katholische Danksagungsfeier als „die offizielle Feier in Washington" zu bezeichnen. Das scheint anzudeuten, daß den römischen Prälaten seit der letzten Nationalwahl ein großes Licht aufgegangen ist. Aber „ewige Wachsamkeit" ist auch hierin „der Preis unserer Freiheit." Hoffentlich wird die nächste Administration der Sache ein Ende machen.

Der Behaismus.

Das „Ev. Kirchenblatt für Württemberg" schreibt: Der Islam der Feind und Konkurrent des Christentums: davon hallt es in den Kreisen der evangelischen Mission überall wider wie noch nie, und alles, was mit dem Islam zusammenhängt, weckt Aufmerksamkeit. Die große Quartalschrift „The International Review of Missions" gibt einen Auszug aus der Studie von Dr. H. Römer, Stadtpfarrer in Bietigheim, über den Behaismus. „Die Bewegung des Behaismus," so heißt es dort, „hat nun ihre Vertreter in vielen Ländern und treibt dort überall energische und erfolgreiche Propaganda. In Amerika übt sie ihre Anziehungskraft als eine neue Religion mit ausgeprägt philantropischen Tendenzen und durch die Romantik des Orients, die dahinter steht; in Frankreich ist sie eine moderne Humanitätsreligion mit rationalistischem Enthusiasmus, hauptsächlich getragen durch liberale Juden; in Deutschland und England ist sie über die Anfänge nicht hinaus, entwickelt aber eine beachtenswerte Kraft in ihrem Wachstum und in ihrer Anpassungsfähigkeit. Kräftige Unterstützung hat sie als Reformbewegung unter den freisinnigen Muhammedanern speziell in Indien gefunden, und unter den Buddhisten von Birma hat sie durch Anpassung und Kompromiß einen bemerkenswerten Erfolg erreicht, während sie in ihrer ursprünglichen Heimat, in der Türkei und in Persien, einen starken, obwohl zweideutigen Einfluß bei den mancherlei politischen und religiösen wechselvollen Ereignissen geübt hat. Ueberall, wo sie auftritt, scheint sie das Ergebnis des Unbefriedigtseins mit der bestehenden Lage, und sie hat darum in der ungeheuren Verschiedenheit ihrer Erscheinungsformen die Bedeutung eines

Zeugnisses von dem Charakter dieses Unbefriedigtseins und eines Hinweises auf die Richtung, in der sie nach Lösungen sucht. Alle die verschiedenen Spielarten des Babi-Behaismus sind jedoch darin eins, daß sie alle nach Syrien hinschauen als nach der gegenwärtigen Heimat des Hauptes der Bewegung. Als solches ist von der weitaus überwiegenden Mehrheit Abd al Beha anerkannt, der unter dem Namen Abbas Efendi allgemeiner bekannt ist. Er hat neulich England besucht, und daß ihn dort Männer wie Archdeacon Wilberforce mit wohlwollendem Entgegenkommen aufgenommen haben, hat das Interesse für ihn gewaltig gesteigert, so schlecht unterrichtet dieses Interesse auch war. Jetzt macht er eine ähnliche Besuchsreise in Amerika."

Abbas Efendi, das jetzige Haupt, gibt diese Lehren als die Lehre seines 1892 verstorbenen Vaters Beha Allah aus, der die direkte Manifestation des Logos Gottes war.

Die Hauptpunkte dieser Lehre sind: 1. Beha Allah legt den Nachdruck auf das Wahrheitsuchen; das Hängen an der Ueberlieferung hat zu Scheidung geführt, aber die Offenbarung der Wahrheit führt zu der Einheit des Glaubens und Vertrauens. 2. Die Menschheit ist eine; alle Kinder der Menschen sind Söhne des einen Gottes; alle Völker müssen sich als Brüder betrachten; Männer und Weiber müssen gleich erzogen und gleich geachtet sein. 3. Religion ist die vornehmste Grundlage von Liebe und Einigkeit; wenn eine Religion die Ursache von Haß wird, wäre es besser für sie, nicht vorhanden zu sein. 4. Religion und Wissenschaft sind miteinander so verflochten, daß sie sich nicht trennen lassen; Wissenschaft, Bildung und Zivilisation sind von höchster, unentbehrlicher Bedeutung für das volle religiöse Leben. 5. Die göttliche Religion in ihrer wahren Wirklichkeit ist nur eine; denn es gibt nur eine Wirklichkeit und kann keine zwei geben; alle Propheten sind unerschütterlich einig in ihrer Botschaft; jeder Prophet gab frohe Botschaft von der Zukunft, und jede Zukunft hat die Vergangenheit in sich aufgenommen. 6. Gleichheit und Brüderlichkeit müssen unter allen Gliedern der Menschheit aufgerichtet werden. 7. Die Lebensbedingungen des Volks müssen so gestaltet werden, daß die Armut verschwindet, und daß jedermann, soweit es möglich ist, seinem Stand und Rang entsprechend behaglich leben kann. 8. Beha Allah hat das Kommen des „Größten Friedens" verkündet; ein Schiedsgericht muß eingesetzt werden, um alle Zwistigkeiten zwischen den Völkern beizulegen. 9. Beha Allah lehrte, daß die Herzen die gute Gabe des Heiligen Geistes empfangen müssen, so daß eine geistliche Kultur aufgerichtet werden kann; materielle Kultur ist nicht zureichend für das, was der Mensch braucht.

Bekanntlich hat der Behaismus auch hierzulande Propaganda zu machen gesucht. Mit welchem Erfolg ist uns unbekannt.

Ausland.

Der Kampf der Geister.

Wir haben im Vorwort dieses Jahres betont, in welche Kampfesstellung die christliche Kirche sich hineingestellt sieht.

Den Kampf gegen den Romanismus und Ultramontanismus führt in Deutschland ganz besonders der Evangelische Bund. Dieser hielt seine 25. Tagung letztes Jahr in Saarbrücken. Ein Wechselblatt schreibt darüber:

In den Kampf der Geister führt uns zunächst die Tagung des Evangelischen Bundes in Saarbrücken. Es war seine 25. und darum eine Jubiläumstagung. Gewaltige Menschenmassen sammelten sich zu seinen Veranstaltungen und Vorträgen, um die protestantischen und patriotischen Zeugnisse, die abgelegt wurden. Es ist gewiß eine große Aufgabe, die der Evangelische Bund sich gesteckt hat, auf der Wacht zu sein Rom gegenüber, und wir sind durch und durch einig mit dem Evangelischen Bund darin, daß das Jesuitengesetz nicht aufgehoben werden darf. Aber zweierlei fehlt uns an ihm, einmal der entschiedene positive Glaubensboden, das Bekenntnis zum ewigen und erhöhten Heiland und Herrn; das Stehen unter dem Kreuz von Golgatha. Das was den Bund zum Bunde machen sollte, das fehlt ihm, das einheitliche markige Bekenntnis des lebendigen Glaubens an den Versöhner und Mittler Jesus den Christ; und weil das dem Bunde fehlt, darum glauben wir, daß sein ganzer Kampf schließlich ein Kampf mit stumpfen Waffen ist. Zum andern fehlt uns am Evangelischen Bunde die ebenso laute Betonung dessen, was uns mit einem gläubigen Katholizismus verbindet, und die Hervorhebung der weiten Wegstrecken, welche wir mit demselben gemeinsam gehen können. Wir glauben bei aller scharfen Betonung unsers evangelischen Standpunktes, ja des protestantischen Standpunktes, tut gerade in unserer Zeitlage auch das letztere not, daß alles, was noch auf dem Boden des geoffenbarten Christentums steht, sich zusammenstellt. Aus diesem Grunde ist es uns bis heute innerlich unmöglich gewesen, am Evangelischen Bund uns zu beteiligen.

Dieses Mißfallen am Evang. Bund hat weite Kreise evangelischer Glaubensgenossen ergriffen und in vielen Blättern entschieden gläubiger Richtung seinen Ausdruck gefunden. Es sind also nicht bloß „politische" Zeitungen, die sich an dem Standpunkt des Evang. Bundes aufhalten, wie Graf Moltke klagt in einer Auslassung, die auch im „Friedensboten" Aufnahme fand. Die Stellungnahme des „Friedensboten" in dieser Sache ist gewiß gerecht, wir aber berichten hier auch nur, was wir eben auch in deutschen Kirchenblättern gefunden haben. — Die leitenden Herren im Evang. Bund sind aber gegen diese Klagen unzugänglich und beharren geflissentlich auf ihrem liberalen Standpunkt, der den Indifferentismus auch gegen die Strömungen des Unglaubens gut heißt, oder doch nicht zu bekämpfen wagt.

Die A. Ev. L. K. schreibt dazu:

In der bedeutsamen Auseinandersetzung über den Evangelischen Bund, welche diese Kirchenzeitung zu Anfang dieses Jahres brachte, hat sich als zweifelloses Ergebnis dies herausgestellt, daß in sehr ernsten evangelischen Kreisen Bedenken, ja Verstimmungen gegen den Bund vorhanden sind, indem der Bund vielen als Bundesgenosse des kirchlichen wie politischen Liberalismus gilt. Der abschließende Artikel hatte daher wohl ein Recht, wenn er die Bitte aussprach, man möchte im Bunde diese Klagen prüfen, Selbsteinkehr halten und soviel als möglich abstellen, was zu Mißtrauen Anlaß geben könnte.

Je wohlmeinender die Bitte gestellt war und je mehr sie die Gedanken weiterer Kreise wiedergab, desto schmerzlicher war die Ueberraschung, als auf der Generalversammlung des Bundes in Saarbrücken sich keinerlei Neigung zur Selbsteinkehr zeigte. Denn so gewiß es bei den Anklagen gegen den Bund nie an Uebertreibungen und Unbilligkeiten fehlte, so gewiß war nicht alles aus der Luft gegriffen. Zum mindesten hätten die Vor-

kommnisse in Bayern zu denken geben müssen, wo das Verhalten des Bundes bei den letzten Wahlen große Verwirrung stiftete und nicht nur die Urnen des Liberalismus, sondern auch der Sozialdemokratie füllen half. Auch aus andern Gegenden wurden beachtenswerte Klagen laut, auf die wir hier nicht weiter eingehen. Statt aber nun irgendwie ein Bedauern über geschehene Mißgriffe auszusprechen und den Bedenken verständnisvolle und entgegenkommende Teilnahme zu zeigen, hatte man in Saarbrücken vielmehr Vorwürfe gegen die Bedenklichen. „Wehe," rief ihnen der Direktor Lic. Everling zu, „wer unseren Bund, der gewissenhaft seine Arbeitsziele und Arbeitsweise so gewählt hat, daß alle Protestanten aller kirchlichen und politischen Richtungen ihm angehören können, durch unbillige und ungerechte Zumutungen und Beurteilungen schädigt. Man hat Nörgeleien angebracht, die an Querulantentum erinnern, man hat kleinlichen Haß aus dem Welfenlager gegen uns aufmarschieren lassen, aber Beweise fehlten und müssen fehlen. In voller Verkennung unseres grundsätzlichen Programms, in kurzsichtiger Nichtachtung unserer praktischen Arbeitsziele wollte man uns zu einem kirchlichen Richtungsverein umgestalten, als ob es davon nicht genug gebe in der evangelischen Landeskirche. Wir klagen die an, die das getan; sie haben in schwerer Zeit ein Werk der Zersplitterung versucht; wir mahnen brüderlich zur Selbstbesinnung. Stellen wir nun einen Augenblick die Frage, was wäre denn erreicht für unser Volksleben, wenn es gelänge, unseren großen Evangelischen Bund zu sprengen? Wieviel Opferwilligkeit, wieviel unermüdliche Arbeitsfreudigkeit zur Weckung evangelischer Gesinnung und protestantischen Ehrgefühls, wieviel unersetzliche Mannesarbeit und Männlichkeit im Dienste der reformatorischen Volksgüter würde uns verloren gehen! Wahrlich, wer wie ich durch die Lande von Norden bis Süden zu den Hauptvereinsversammlungen reist und dort die Führer und Glieder des Bundes kennen lernt, der weiß: Dieser Bund und sein Werk ist getragen von einer erprobten festen Schar. Die ihn schädigen wollen, haben zuletzt selbst den Schaden davon. Und weil wir es so schwer haben, darum wissen wir, daß wir dem Guten dienen."

Man sieht aus diesen Auslassungen, wie wenig man in den Kreisen des Ev. B. geneigt ist, auch nur die Berechtigung der Klagen zu prüfen und statt dessen lieber Anklagen erhebt gegen die treuen Bekenner des vollen und ganzen Evangeliums.

Das gab denn auch den Anlaß zu dem „Allgemeinen Positiven Verband," über dessen Gründung und erste Tagung wir in Rundschau, Nov. 1912, S. 467 ff., ausführlich berichtet haben. Dieser Bund ist schon sehr erstarkt und hat sich gerade auch für solche Männer zugkräftig erwiesen, denen die Laxheit des Ev. B. in Bezug auf Bekenntnisfrage zuwider war. Nahezu 80,000 Mitglieder, Theologen und Laien, gehören bereits zu diesem „A. P. V.", der in den Kampf wider die radikalen Geister in der protestantischen Kirche mächtig einzugreifen berufen ist.

Wie tief die Mißstimmung gegen die leitenden Geister im „Ev. Bund" ist, zeigt ferner folgende Notiz, die wir der „Reformation" entnehmen:

Nun aber noch ein kurzes Wort über den „Deutsch-evangelischen Volksbund." Wäre nicht kurz zuvor ein Zweigverband desselben in Berlin gegründet worden, dann könnte man die Positiven nicht mit gutem Gewissen zu bewegen suchen, den Evangelischen Bund nunmehr zu verlassen. Nachdem dies aber geschehen ist, und der „Deutsch-evangelische Volksbund" sich bereit er-

klärt hat, die berechtigten Interessen der Evangelischen auch Rom gegenüber mit zu vertreten, steht einer Aufforderung zum Uebergang aus dem Evangelischen Bund in den Volksbund kein ernstes Bedenken mehr entgegen, zumal der Volksbund bereits so weit erstarkt ist, auch in Berlin, daß er sehr wohl als Sammel- und Mittelpunkt aller Positiven angesehen werden darf, auch zur Abwehr ultramontaner Uebergriffe. Dabei wird aber der Volksbund allezeit dessen eingedenk bleiben, daß uns Evangelische nicht alles von den Katholiken trennt, sondern gar viele gemeinsame Interessen zwischen uns und unseren katholischen Volksgenossen und Mitchristen bestehen. Wir wollen uns nicht so gegen sie verhetzen lassen. Wir wollen vielmehr in vielen Fragen des nationalen, kirchlichen, Schul-, sozialen und wirtschaftlichen Lebens mit ihnen zusammenarbeiten. Und endlich wollen wir sogar in manchen Glaubensangelegenheiten mit ihnen, wenn auch getrennt marschieren, doch gemeinsam schlagen, sobald es sich handelt um den Kampf gegen Monismus, Materialismus und radikalen politischen wie kirchlichen Liberalismus. Es gibt tatsächlich doch auch noch manches, was uns mit unseren katholischen Volksgenossen eint. Nicht alles ist ultramontan. Und sollte einmal die Frontstellung erfolgen nach der Losung: „Hie Christentum, hie Antichristentum!", dann dürften vielleicht mehr katholische Christen als liberale „Nurprotestanten" auf der christlichen Seite zu finden sein. Darum wollen wir uns nicht gegen die katholische Kirche verhetzen lassen, wie ein gewisser Liberalismus es so gern tut, der aber die „evangelische Orthodoxie" kaum weniger haßt als die „katholische Orthodoxie". Dieser Liberalismus spielt auch im Evangelischen Bunde eine Rolle. Davon hat man mehr als einmal genug gemerkt.

Aber der „Deutsche evangelische Volksbund" wird auch Rom gegenüber auf dem Platze sein, wenn es not tut. Eine Borromäus-Enzyklika wird er nicht schweigend hinnehmen, und der Rückkehr des Jesuitenordens wird er nicht das Wort reden. „Wahrung aller evangelischen Interessen" und Vertretung derselben im öffentlichen Leben hat er auf sein Programm geschrieben. Doch nicht in der Negation, im Protestieren will er seine Stärke suchen, sondern in der Position, in der Geltendmachung der Kräfte des Evangeliums im Volksleben. Ein frommes, bibelgläubiges Volk, das in Jesu Christo seinen „Herrn und Gott," seinen „Heiland und Erlöser" und in ihm „Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit" findet, — das ist das Ziel des Deutsch-evangelischen Volksbundes für öffentliche Mission.

Am 11. Oktober v. J. hat sich für Groß-Berlin gleich mit etwa 200 Mitgliedern ein Berliner Zweigverband des Deutsch-evangelischen Volksbundes gebildet. Der Vorstand desselben besteht zurzeit aus folgenden Herren: Generalmajor z. D. von Bosse, Direktor des christl. Zeitschriftenvereins Superintendent a. D. Brandin, Vorsteher des Ev. Johannesstifts Pastor Bunke, Chefredakteur Dr. Kropatschek, Polizeirat von Loebell, Vereinsgeistlicher am Ev. Verein Pastor Müller, Kaufmann Neumann, Hofprediger Ohly, Pastor Dr. Philipps, Rechnungsrat Prost, Buchbinder Rosenow, Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. Seeberg. Der Vorstand hat das Recht der Zuwahl und soll noch vergrößert werden, auch durch Zuwahl von Damen. Es besteht weiter die Absicht, nicht nur Einzelmitglieder zu gewinnen, sondern auch positive Korporationen zum Anschluß zu bewegen.

Ehe wir von einer „K u n d g e b u n g d e s A. P. V." nun berichten können, müssen wir etwas anderes dazwischen schieben: Die Verurteilung und Amtsentsetzung des Pastors Traub von Dortmund durch den Ev. Ob. Kirchen-

rat in Berlin. Wir müssen hier zurückverweisen auf Seite 389 im Sept.-Heft vor. Jahres. Dort wurde von einem Disziplinarverfahren gegen Traub berichtet, das zu einem sehr milden Urteil über Traub führte. Es war aber auch angedeutet, daß noch vor dem Ev. Ob. K. ein Verfahren anhängig sei gegen Pastor Traub. — Da wir unsere Berichterstattung immer schon lange vor Drucklegung des Mag. schreiben müssen, und dabei auf deutschländische Kirchenblätter angewiesen sind, um authentisches Material an Hand zu haben für unsere Berichte, so mußte der Ausgang dieses Verfahrens erst abgewartet werden, ehe wir weiter darüber berichten konnten. Solche Berichte liegen nun in Hülle und Fülle vor. Wir entnehmen zunächst der „Ref." einige Sätze:

Der Fall Traub hat seine endgültige Erledigung gefunden. In letzter Instanz hat der Evangelische Oberkirchenrat „wegen Dienstvergehens gegen § 2 des Kirchengesetzes vom 16. Juli 1886 unter Auferlegung der baren Auslagen des Verfahrens auf Dienstentlassung anerkannt." § 12 dieses Gesetzes besagt: „Die Dienstentlassung hat den Verlust aller Rechte eines Kirchenbeamten, insbesondere des Titels und des Anspruchs auf Ruhegehalt, bei der Entlassung aus einem geistlichen Amte auch derjenigen des geistlichen Standes von Rechts wegen zur Folge." „Die Wiederbeilegung der Rechte des geistlichen Standes an Geistliche, welche dieselben verwirkt oder freiwillig aufgegeben haben, bleibt (nach § 49) der obersten Kirchenbehörde vorbehalten."

Der Evangelische Oberkirchenrat hat demnach die schwerste Disziplinarstrafe, die im Gesetz vorgesehen ist, zur Anwendung gebracht. Wir gestehen offen, daß wir durch diese Entscheidung überrascht worden sind. Solch einer Ueberraschung hat im ersten Augenblick auch fast die gesamte Presse Ausdruck gegeben. Weder Positive noch Liberale waren auf diesen Ausgang gefaßt, und als die ersten andeutenden Nachrichten der Art durch die Presse gingen, wollte kaum jemand daran glauben. Man erwartete höchstens Amtsenthebung ohne Pension, die die schärfste Form des zweiten Grades der Entfernung aus dem Kirchenamte darstellt, bei der der Verurteilte aber anstellungsfähig bleibt und die Rechte des geistlichen Standes behält, sich also um eine neue Stelle bewerben kann, zu deren Annahme es allerdings der ausdrücklichen Genehmigung des Konsistoriums bedarf. Freilich legten wir uns gleich selbst die Frage vor: Wird im Falle einer Wiederwahl solch eine Genehmigung erfolgen können, falls sie in Dortmund stattfinden sollte, beziehungsweise, wird das Spruchkollegium zusammenberufen werden auch dann, wenn eine Gemeinde sich finden sollte, in der kein Protest gegen Traubs Wahl erhoben werden sollte? Alle solche und ähnliche Fragen sind nun überflüssig geworden. Nur der Evangelische Oberkirchenrat selbst kann Traub die Rechte des geistlichen Standes wieder beilegen, und daß das nur unter den allerzuverlässigsten Garantien nach längerer Bewährungszeit geschehen könnte, ist natürlich selbstverständlich.

Weiter heißt es dann:

1. Unser erster Eindruck, noch ehe wir das Erkenntnis in seinem Wortlaut gelesen hatten, war der: Der Evangelische Oberkirchenrat hat die schärfste Disziplinarstrafe angewandt, um unter allen Umständen einem neuen Spruchverfahren aus dem Wege zu gehen. — Nachdem wir aber die Entscheidungsgründe gelesen hatten, wich dies Empfinden, trotzdem in demselben nichts enthalten ist, was darauf schließen lassen könnte, daß der Evan-

gelische Oberkirchenrat, wie von anderer Seite versichert wird, Traub andernfalls vor das Spruchkollegium gestellt haben würde.

2. Ehe wir die Entscheidungsgründe gelesen hatten, neigten wir zu der Auffassung, die Strafe der Dienstentlassung sei zu hart. — Auch diese Auffassung ist gewichen. Traub hat die Strafe verdient, die ihn ereilt hat. Ja, er hat sie direkt provoziert. Wenn er wirklich, wie manche vermuten und ausgesprochen haben, mit aller Gewalt vors Spruchkollegium gestellt werden wollte, dann hat er es so ungeschickt wie nur möglich angefangen. Ob er fürs Spruchkollegium reif war, darüber werden die Meinungen auch heute noch auseinandergehen, aber daß er fürs Disziplinarverfahren reif war und auch die strengste Strafe für ihn nicht zu hart ist, darüber sollten und dürften unter denen, die die Entscheidungsgründe ohne Vorurteil zu lesen sich bemüht haben, die Meinungen nicht mehr auseindergehen.

3. Der Evangelische Oberkirchenrat war es sich selbst und den untergeordneten Behörden, Einzelpersonen und der westfälischen Provinzialsynode schuldig, in dem vorliegenden Falle scharf durchzugreifen. Wer das vorhandene Belastungsmaterial nicht kennt und nicht kennen lernen will, mag an Härte glauben. Wer es aber kennt, der wird sagen müssen: der Evangelische Oberkirchenrat hätte sein Ansehen und seine Autorität preisgegeben, wenn er anders erkannt hätte.

Zu diesem Urteil also kam Dr. Philipps, der Herausgeber der „Reformation". Natürlich hat dieses Urteil die größte Ueberraschung in allen Kreisen und einen Sturm der Entrüstung im liberalen Blätterwald erregt.

Die liberalen und radikalen Geister hielten Protestversammlungen. Die „Freunde der Christl. Welt", ein Verband, zu dem etwa 74 Professoren der Theologie, 185 Religionslehrer und 911 Pfarrer gehören, machten ihrem bedrängten Herzen Luft in Protestbeschlüssen. Z. B.: „Wir sprechen unsere Empörung darüber aus, wie man Schärfen, zu denen Traubs Eifer um die Sache ihn fortriß, zu sittlichen Verfehlungen machte" —, „wir halten die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Traub für unbedingt geboten." (Die „Positive Union" gibt im Novemberheft vor. Jahres Seite 431 f. den ganzen Wortlaut der sechs Resolutionen gegen den E. O. K. R. und für den abgesetzten Pastor Traub.) Schriften wurden verfaßt von verschiedenen Seiten, in welchen die Rechtsfrage der Verurteilung Traubs beleuchtet wurde.

Auch Prof. Dr. E. König in Bonn ließ beim Verlag von C. Bertelsmann eine kleine Schrift erscheinen, die sich die Untersuchung des Falles Traub besonders angelegen sein läßt. Diese Schrift findet an anderer Stelle im redaktionellen Teil ihre Würdigung durch Pastor J. Th. Werkenthin, worauf wir hier verweisen möchten.

Gegenüber den Umtrieben zu Gunsten Traubs sah sich nun auch der „A. P. V." veranlaßt zu einer Kundgebung.

Darüber berichtet die A. Ev. K. Z. wie folgt:

Der Fall Traub hat auch den Allgemeinen Positiven Verband (A. P. V.) zu einer Kundgebung veranlaßt, die um so größeres Gewicht hat, weil hinter ihr nahezu 80,000 Mitglieder, Theologen und Laien, stehen. Das Votum des Häufleins der Freunde der Christlichen Welt und des Protestantenvereins oder die Resolutionen der sehr gemischten Traubversammlungen, vollends die Stimmen einzelner Neologen und liberaler Zeitungen verlieren dadurch erheblich an Bedeutung. Denn in diesen 80,000 bekommen die Kirchenregie-

rungen wirklich zu hören, was man in den Kreisen der kirchlich am meisten Interessierten weithin wünscht und empfindet.

Die Kundgebung lautet:

Der Allgemeine Positive Verband, namens der ihm angeschlossenen 28 positiven Organisationen mit nahezu 80,000 Mitgliedern, nimmt zu den neusten kirchlichen Wirren in folgender Erklärung Stellung:

1. Wir beklagen aufs tiefste die unheilvollen Versuche, das kirchliche Bekenntnis aus dem öffentlichen Leben der Kirche auszuschalten und zur Privatsache der Geistlichen und der Einzelgemeinden herabzudrücken, da es keinem Zweifel unterliegt, daß durch solche Ausschaltung unsere Landeskirchen gesprengt würden.
2. Wir erheben Protest gegen die religiöse Vergewaltigung der christlichen Gemeinde, wonach ihr nicht mehr gepredigt werden soll, was allein ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen kann und worauf sie als christliche Gemeinde Anspruch hat, nämlich Gottes lauteres Wort, sondern das, was den einzelnen Predigern beliebt und oft genug kaum noch christlich, wohl gar antichristlich ist. Es ist ebenso unbiblisch als unevangelisch, wenn die Geistlichen sich zu Herren des Glaubens der Gemeinde machen wollen, statt ihr zu dienen.
3. Wir danken jeder Kirchenregierung, die mit fester Hand der Willkür und Zuchtlosigkeit an heiliger Stätte wehrt und die christliche Gemeinde in ihrem Rechte schützt; und bitten alle Christgläubigen, sich mit uns in der Fürbitte für die Leiter der Kirche zu vereinigen, daß Gott sie zu solchem guten Regiment stärken wolle, unerschrocken ihr hohes Amt zu vollführen und so an ihrem Teil mitzuhelfen, den schweren Schaden der Kirche wieder zu heilen. Der Vorstand.

So sehr jedoch im positiven Lager die Verurteilung Traubs als eine wohlverdiente begrüßt wurde, so gab es doch auch Stimmen, die rechtliche Bedenken laut werden ließen.

Die „Chr. der chr. W." schreibt darüber:

Pfarrer und Kirchenregiment.

Friedrich Michael Schiele hat zuerst den Fall Traub für die rechtliche Stellung des Pfarrers nutzbar gemacht. Ihn unterstützt nunmehr auf der äußersten Rechten Ernst Bunke, der frühere Herausgeber der „Reformation". Bunke hat der Versuchung widerstanden, der die gesamte konservative Presse, auch die „Reformation" selbst, erlegen ist, nämlich mit der Entlassung Traubs auch die Art seiner Entlassung gutzuheißen, und ist den Anschauungen treu geblieben, die er voriges Jahr kundgegeben hatte, als die Redefreiheit der Pfarrer in Frage gestanden war. Bunke macht jetzt, in der „Reformation", No. 43 und 44, aus seinen unangenehmen Emfindungen bei der Entlassung Traubs kein Hehl. Er beanstandet, daß die Kirchenbehörde Ankläger und Richter in eigener Sache gewesen ist, ferner, daß man Traub, ohne ihn mündlich zu vernehmen, Unwahrhaftigkeit vorgeworfen und das Urteil der ersten Instanz um zwei Strafgrade verschärft hat. Doch habe sich der E. O. K. R. hiebei im Rahmen des Gesetzes gehalten. Für die Zukunft sei aber zu wünschen, daß der E. O. K. R. nicht wieder in die Lage kommen möge, ein derartiges Verfahren nach dem alten Disziplinargesetz anzustrengen. Bunke fordert denn die Reform des Disziplinarverfahrens gegen evang. Geistliche,

wie sie die „Reformation“ schon 1903 gefordert und selbst die Eisenacher Kirchenkonferenz 1908 als nötig anerkannt hat. „Ein Disziplinar-Gerichtshof muß gebildet werden, dessen Mitglieder nicht einseitig den kirchenregimentlichen Standpunkt vertreten, sondern dem allgemeinen Empfinden der christlichen Gemeinde Rechnung tragen.“

Was Bunke ganz besonders bedenklich macht, sind die allgemeinen Grundsätze, die der Oberkirchenrat über die disziplinäre Verantwortlichkeit der Pastoren aufgestellt hat. Hauptsächlich stößt er sich an dem Grundsatz, daß sich der schriftstellerisch tätige Pfarrer eines Bruches der Disziplin schuldig mache, wenn durch seine Kritik die Achtung vor der Landeskirche und ihren Organen vor der Oeffentlichkeit erschüttert werde, gleichviel ob das der Verfasser beabsichtigt habe oder nicht. Wenn nach diesem Grundsatz wirklich verfahren würde, so würde den Pfarrern die schriftstellerische und insbesondere kirchenpolitische Tätigkeit verleidet werden. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen könne man ohne Kritik der Landeskirche und der landeskirchlichen Behörden überhaupt nicht Kirchenpolitik treiben. Die neuen Grundsätze seien ganz danach angetan, die Pfarrer einzuschüchtern und ihrer Behörde gegenüber mundtot zu machen; denn die Behörde selbst, nicht die Oeffentlichkeit, entscheide darüber, ob durch die Kritik die Achtung vor der Landeskirche in der Oeffentlichkeit erschüttert worden sei.

Weiterhin beruft sich Bunke auf Abt Uhlhorn, der es im Jahr 1875 abgelehnt hat, die hannoverschen Pfarrer zu disziplinieren, die gegen die Absetzung des liberalen Pfarrers Klapp öffentlich protestiert hatten. Uhlhorn erklärte damals auf der Landessynode:

„Davor behüte uns Gott. Keinem Geistlichen soll etwas in den Weg gelegt werden, wenn er die Ueberzeugung habe, das Landeskonsistorium führe zum Schaden der Kirche sein Regiment, und gegen dasselbe kämpfe; denn die Geistlichen seien nicht Diener des Landeskonsistoriums, sondern Diener Jesu Christi; es könne heilige Pflicht für sie werden, gegen das Landeskonsistorium aufzutreten. Sollte der Fall eintreten, daß Herr Graff (ein Vorkämpfer des Protestantenvereins) an der Stelle seines (des Redners) verehrten Chefs — des Präsidenten des Landeskonsistoriums — und P. Spiegel (auch ein Protestantenvereinler) an seiner (Uhlhorns) Stelle säße, so würde er die gleiche Freiheit, die gleiche heilige Pflicht für sich in Anspruch nehmen, gegen diese Männer aufzutreten.“

Bunke knüpft daran die Sätze:

„Auf seiten der Bekenntnisfreunde macht sich zurzeit hier und da die Neigung geltend, die um ihre Ueberzeugung kämpfenden liberalen Pastoren ohne Unterschied mit disziplinaren Maßregeln mundtot machen zu wollen. Man glaubt, daß die Kirchenbehörde eben dies beabsichtigte, und wünscht sie darin zu bestärken. Unseres Erachtens wird die Kirchenbehörde schwerlich mit Ernst darangehen, und wenn sie es versucht, wird sie bald davon wiederabkommen. Die großen Geisteskämpfe können nicht mit Hilfe des Disziplinargesetzes erledigt werden. Abt D. Uhlhorn vertritt hier klar den evangelischen Standpunkt. Er setzt den Fall, daß das Kirchenregiment in liberalen Händen liegen könne, und daß dann die bekenntnistreuen Pastoren die Pflicht haben, um des Gewissens willen gegen das Kirchenregiment zu kämpfen. Daß damit eine Achtungsverminderung des Kirchenregiments und der Landeskirche verbunden ist, kann nicht ausbleiben; aber diese Pastoren verletzen dann nicht ihre Amtspflicht, sondern sie erfüllen sie. In der evangelischen Kirche ist nicht

die menschliche Obrigkeit ausschlaggebend, sondern der Wille Gottes. Wer um des Gewissens willen seine Stimme gegen die menschliche Obrigkeit erhebt, mag irren, aber er macht sich dadurch der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, welches sein Amt erfordert, nicht unwürdig."

Der Artikel schließt mit den Worten:

„Wir haben zu unserer Kirchenbehörde das Vertrauen, daß sie sich in der Handhabung ihrer Grundsätze nicht auf den Weg des katholischen Kirchensystems begeben will. Aber die Grundsätze sind uns in hohem Maß bedenklich. Es fehlt hier die Erkenntnis, die Männer wie Cremer und Uhlhorn mit Nachdruck vertreten haben, der eine als zeitweiliger Gegner, der andere als Vertreter des Kirchenregiments: Die Geistlichen sind nicht Diener der landeskirchlichen Behörde, sondern Diener Jesu Christi. Es kann heilige Pflicht für sie werden, gegen die Kirchenbehörde und die von ihr vertretenen landeskirchlichen Ordnungen aufzutreten."

Es wird also hier von Pastor Bunke ein besonderes Disziplinargericht gefordert, das unabhängig vom Kirchenregiment seine Untersuchung und Urteilssprechung zu tun hat.

Wir haben in unserer Kirche ja ein Rechtsverfahren, das vom Regiment unabhängig ist. Es wird aber immer wieder geklagt über unser Rechtsverfahren und da und dort Rückkehr zum alten Modus gefordert. Es erscheint uns darum durchaus nicht überflüssig hier noch etwas aus „Reform." abzudrucken, das geeignet ist, unser Urteil in diesen schwierigen Rechtsfragen abzuklären. Man lese und prüfe, was da zur Reform des Disziplinarverfahrens gesagt wird.

Reform des Disziplinargesetzes. Eine solche wird anläßlich des Falles Traub von verschiedenen Seiten gefordert und muß als berechtigt angesehen werden. Der „Reichsbote" No. 243 erinnert daran, daß seit 1901 Württemberg ein eigenes Disziplinargericht für Geistliche besitzt, sowie daß die Forderung eines besonderen Gerichtshofes für Disziplinarvergehen von Geistlichen schon 1903 von positiver Seite erhoben („Reformation". D. H.) und vom Verband deutscher Pfarrervereine auf dem Dresdener Pfarrertag 1906 aufgegriffen worden ist. Die Anträge des Pfarrverbandes, die bei den Synoden meist mit dem guten Erfolge der Ueberweisung an den Evangelischen Oberkirchenrat aufgenommen wurden, lauten:

Neuordnung des Verfahrens gegen Dienstvergehen der Geistlichen (mit Ausschluß der Irrungen in Lehre, Seelsorge u. s. w.).

Hochwürdige Provinzialsynode wolle den Evangelischen Oberkirchenrat bitten, der nächsten ordentlichen Generalsynode einen Gesetzentwurf betreffend Neuordnung des Verfahrens gegen Dienstvergehen der Geistlichen (mit Ausschluß der Irrungen in Lehre, Seelsorge und ähnlichem geistlichen Wirken) und betreffend Bildung besonderer Gerichtshöfe erster und zweiter Instanz für dies Verfahren vorzulegen.

Begründung.

Das jetzige Gerichtsverfahren leidet besonders an folgenden Mängeln:

a) Nach §§ 18 und 19 des Kirchengesetzes vom 16. Juli 1886 betreffend die Dienstvergehen der Kirchenbeamten u. s. w. leiten vorgesetzte Kirchenbehörden das Verfahren ein, ernennen den Untersuchungskommissar und den

Vertreter der Anklage und sprechen das Urteil. Es kann also der Untersuchungskommissär (nach § 22, 5) Mitglied des erkennenden Gerichtshofes sein, was im gewöhnlichen Strafverfahren (§ 23, 2 der Strafprozeßordnung) ausgeschlossen ist.

b) Die Heimlichkeit des Verfahrens durch Verlegung der wesentlichen Beweisaufnahme in die Voruntersuchung (§ 23) und der gänzliche Ausschluß auch einer beschränkten Oeffentlichkeit in der Hauptverhandlung (§ 28) entsprechen nicht den Grundsätzen neuzeitlicher Rechtspflege.

c) Die Bestimmung des § 28, 3, daß in der Hauptverhandlung nur die von der Kirchenbehörde „für erforderlich erachteten Zeugen und Sachverständigen" vernommen werden, beschränkt dem Angeschuldigten die Verteidigung in einem wesentlichen Punkte.

d) Die Mitwirkung eines Verteidigers in der Voruntersuchung ist ausgeschlossen, die Wahl des einen Verteidigers auf Rechtsanwälte beschränkt.

Zur Abstellung der vorhandenen Mängel erscheinen uns folgende Bestimmungen geeignet:

A. Nicht den Kirchenbehörden allein, auch nicht den Kirchenbehörden in Gemeinschaft mit den synodalen Organen ist, abgesehen von der Verhängung von Ordnungsstrafen, das Gericht über die Geistlichen zu übertragen, sondern besonderen geistlichen Gerichtshöfen, bei denen den Kirchenbehörden wie den Synoden eine angemessene Vertretung gebührt, bei denen aber auch die Kreissynode, der der Geistliche angehört, der Richterstand, der Pfarrerstand vertreten sein sollten.

B. Die Einleitung des Verfahrens wird durch die vorgesetzte Kirchenbehörde verfügt. Die Verhängung der Suspension steht dem geistlichen Gerichtshofe zu, der Kirchenbehörde nur die Untersagung der Amtsverrichtungen. Mit der Suspension darf keine Kürzung des Gehaltes verbunden sein.

C. Die Voruntersuchung erfolgt durch die vorgesetzte Kirchenbehörde.

D. Die Hauptverhandlung findet vor dem Gerichtshof erster Instanz statt, welchem angehören: 1. der Konsistorialpräsident als Vorsitzender, 2. der vorgesetzte Generalsuperintendent, 3. ein weiteres Mitglied des Konsistoriums, 4. bis 6. drei von der Provinzialsynode für die Wahlperiode zu wählende Mitglieder, die zur Provinzialsynode wählbar sein, ihr aber nicht angehören müssen, unter denen wenigstens ein Richter und ein in keinem kirchenregimentlichen Amte stehender Pfarrer sein müssen, 7. ein Mitglied der Kreissynode, welcher der Angeschuldigte angehört. (Auch in den Kreissynoden sind die Wahlen für die geistlichen Gerichtshöfe nicht von Fall zu Fall, sondern für die Wahlperiode vorzunehmen.) Für alle Mitglieder sind Stellvertreter zu bestimmen.

E. Dementsprechend ist der Gerichtshof zweiter Instanz zu bilden. Ihm gehören an: 1. der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates, 2. ein vom Evangelischen Oberkirchenrate zu bestimmender Generalsuperintendent der Landeskirche, 3. ein weiteres Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates, 4. bis 6. drei von der Generalsynode zu wählende Mitglieder, die zur Generalsynode wählbar sein, ihr aber nicht angehören müssen, unter denen wenigstens ein Richter und ein in keinem kirchenregimentlichen Amte stehender Pfarrer sein müssen, 7. ein Mitglied der Kreissynode, welcher der Angeschudigte angehört. Für alle Mitglieder sind Stellvertreter zu bestimmen. Kein Mitglied der zweiten Instanz darf in der ersten Instanz beteiligt sein.

F. Dienstentlassung darf nur eintreten in Fällen, die zum geistlichen Amte überhaupt unwürdig machen, Amtsenthebung, bei welcher auch die Anstellungsfähigkeit verbleibt, ist in der Regel unter Zubilligung eines Ruhegehaltes auszusprechen.

G. Die Vollstreckung der Strafe gebührt der vorgesetzten Kirchenbehörde.

H. Das Verfahren ist den neuzeitlichen Forderungen der Strafrechtspflege anzupassen, indem:

a) Bestimmungen über Ablehnung der Mitglieder des Gerichts vorgesehen werden, in der Weise, daß, wenn ein Mitglied abgelehnt ist, nicht auch sein Vertreter abgelehnt werden darf;

b) der Untersuchungskommissar im gewöhnlichen Verfahren nicht Mitglied des erkennenden Gerichts sein darf;

c) die Beweiserhebung durch Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen möglichst vor dem Gericht selbst, soweit dieses aber nicht möglich, in Gegenwart des Angeschuldigten stattfindet und die von dem Angeschuldigten vorgeschlagenen Entlastungszeugen auf jeder Stufe des Verfahrens zu hören (cfr. §§ 159, 255, 269, 311 der Mil.-Str.-Pr.-O.) sind;

d) als Verteidiger nur Evangelische, aber außer den Rechtsanwälten auch Theologen und andere nach dem Ermessen des Gerichts geeignete Personen zuzulassen sind, auch der Verteidigung Einsicht in die Akten des Ermittelungsverfahrens zu gestatten ist (§ 344 Mil.-St.-Pr.-O.);

e) eine beschränkte Oeffentlichkeit eintritt, so daß die Mitglieder der Generalsynode und Provinzialsynode und die Pfarrer der Diözese (Ephorie) des Angeschuldigten, sowie dessen Gemeindekirchenrat ohne weiteres, andere Personen nach dem Ermessen des Gerichts der Hauptverhandlung als Zuhörer beiwohnen dürfen;

f) jeder Schuldspruch eine Zweidrittel-Stimmenmehrheit erfordert;

g) die Dienstversetzung nicht in Amtsenthebung verwandelt werden darf;

h) gegen das Erkenntnis sowohl für wie gegen den Angeschuldigten nach Maßgabe des gerichtlichen Strafprozesses die Wiederaufnahme des Verfahrens ermöglicht wird;

i) gegen Ordnungsstrafen der Antrag auf Einleitung des förmlichen Gerichtsverfahrens wahlweise neben der Beschwerde gestattet wird;

k) der mit der Dienstentlassung verbundene Verlust aller Rechte nicht ohne weiteres auf die Witwe und die Waisen des Verurteilten ausgedehnt werden darf;

l) emeritierte Geistliche bei Entziehung der Rechte des geistlichen Standes nach § 47 des Disziplinargesetzes ebenso wie pensionierte Staatsbeamte nicht den Anspruch auf Ruhegehalt verlieren. — — —

Die Bestätigung der vollen Wahrheit und Geschichtlichkeit des Neuen Testaments durch Professor Harnack.

Hierüber schreibt ein Wechselblatt: „Es geht wunderbar zu in dem Kampfe um die Wahrheit der vier Evangelien und der Apostelgeschichte und damit auch der Briefe. Schon vor ca. 120 Jahren wollten die wunderfeind-

lichen Professoren nicht zugeben, daß die Evangelien und Apostelgeschichte von Augenzeugen geschrieben seien. Heiß ist darum gekämpft worden. David Strauß und die Baursche Schule in Tübingen behaupteten 1835—60, daß das ganze Neue Testament unzuverlässige Sage sei und daß Paulus die Lehre Christi gefälscht habe. Ihre Behauptungen wurden von den damals sehr zahlreichen gläubigen Theologen siegreich widerlegt, aber von der sogenannten Wissenschaft und den meisten Zeitschriften und Büchern als bewiesen hingestellt. Dieser damals von den theologischen Fakultäten abgeschlagene Angriff wiederholte sich nach 1870. Die Mehrzahl der theologischen Professoren trat der modernen Auffassung bei und erst recht die öffentliche Meinung. Unter den bedeutendsten Führern war Professor A. Harnack. Nachdem dieses Unheil geschehen, kommt ein merkwürdiger Umschlag. Professor Harnack, als Mann der Wissenschaft, sieht sich, obwohl er scheinbar selbst noch immer nicht an wirkliche Wunder und die leibliche Auferstehung Christi glaubt, gezwungen, die Abfassung des Lukas-Evangeliums und der Apostelgeschichte durch Lukas und des vierten Evangeliums durch Johannes anzuerkennen. Er weist nach, daß die Bekehrung des Paulus ganz kurz nach Christi Kreuzigung stattgefunden habe. Jahrzehntelang hat man die gläubigen Christen als Leute hingestellt, welche gegen die feststehenden Resultate der Wissenschaft unvernünftig an die volle Wahrheit der neutestamentlichen Geschichte und Lehre glaubten. Jetzt beweist ein Führer der modernen Theologen, daß die Offenbarungsgläubigen das glauben, was eine ehrliche biblische Kritik bestätigen muß."

Zu diesem Zeugnis fügen wir hinzu, was ein hervorragender liberaler Theologe, Prof. Baumgarten, in der „Christlichen Freiheit" dem von Pastor Traub redigierten Blatt über die heutige Bibelkritik schreibt:

„Seit Harnack die Lukasschriften für Lukas gerettet hat, kehrt die neutestamentliche Forschung immer stärker zur Tradition zurück. Besonders stark ist dabei Deißmanns Einfluß. Das zeigt die nicht unbedeutende Untersuchung über die Anfänge der christlichen Religion von Franz Dibelius, Das Abendmahl (Hinrichs, Leipzig, 4,50 Mk.). Nach D. besteht die Abgrenzung der Theologie des Paulus und der Urgemeinde zu Unrecht; ja, sämtliche „paulinische Gedanken — Präexistenz Christi, Heilsbedeutung des Todes Christi, Vereinigung der Gläubigen mit dem erhöhten Herrn durch die Taufe — hat Jesus schon selbst gehabt. Da es also einen Paulinismus nicht gibt, sind die Briefe des Jakobus u. s. w. nicht nachpaulinisch, also auch wohl echt, da der einzige Grund gegen ihre Unechtheit der Paulinismus wäre. Nebenbei wird noch die jetzt geltende Zweiquellenhypothese, ja, in einer Anmerkung sogar die alttestamentliche Quellenscheidung abgetan. Das ist auf 112 Seiten ziemlich viel. Trotzdem muß man zugeben, daß diese etwas allzureichliche Kritik an „gesicherten" Forschungsergebnissen, die mancher von andern als „bewiesen" übernahm, tatsächlich Fehler und Schwächen aufdeckt. Obwohl sich auch bei mir fast auf jeder Seite der Widerspruch stark regte, möchte ich das Buch vielen in die Hand legen, zumal denen, die noch immer von der Vorzüglichkeit und Unfehlbarkeit der literar-kritischen Methode, wie sie heute üblich ist, durchdrungen sind." Professor Baumgarten.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein," es ist dafür gesorgt, daß die liberalen Bäume nicht in den Himmel wachsen und den Thron des erhöhten Menschensohnes umstürzen.

Kirchlich-liberaler Gewissenszwang.

Die „Kreuz-Zeitung" schreibt: „In dem Vortrage von Professor D. Joh. Kunze (Greifswald) über „Die gefährdete Zukunft der evangelischen Landeskirche" (Verlag der Positiven Union, Berlin) wird das Gemeindestatut der Jakobi-Kirche in Greifswald abgedruckt. An die Geistlichen stellt dieses Statut folgende Anforderungen:

„Wir erklären es für eine heilige Verpflichtung sowohl des Pastors als auch aller in Frage kommenden Organe unserer Gemeinde, niemals außer acht zu lassen, daß am kirchlichen Leben Anhänger aller (gesperrt gedruckt) kirchlichen Anschauungen freudig sich sollen beteiligen können." „Wir verlangen, daß von Jesus nicht als dem Schöpfer, Erhalter, Regierer der Welt oder als von unserm Gott die Rede sei. Er soll der Gemeinde auch nicht dargestellt werden als einer, der durch seinen Tod den Zorn Gottes über unsere Sünden besänftigt habe, so daß nun Gott um des Blutvergießens Jesu willen unsere Sünden vergebe. Die Kindertaufe soll nicht als das Mittel der Wiedergeburt oder der Abwaschung der Erbsünde, das heilige Abendmahl nicht als das Mittel des Essens und Trinkens von Jesu Leib oder gar Fleisch und Blut dargestellt werden. Das Dogma von den Personen in der Gottheit, von einem Empfangensein des Menschen in Sünde, von der sichtbaren Himmelfahrt Jesu, von der Auferstehung des Fleisches und andere unbiblische, zweifelhafte oder unhaltbare Menschensatzungen sollen unserer Gemeinde nicht aufoktroiert werden. Das alles verlangen wir um der Heiligen Schrift, der Wahrheit und des Friedens unserer Gemeinde willen." Das Statut schließt: „Wir können nur die ernste Erwartung aussprechen, daß ein Geistlicher, falls er sich nicht mit gutem Gewissen an die oben aufgestellten Normen sollte binden können, darauf verzichten werde, Seelsorger unserer Gemeinde zu werden."

Das Statut ist bereits 1896 unter Führung des an die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche berufenen und trotz des Einspruches bedeutender, wissenschaftlicher Theologen wie Prof. D. D. Bernhard Weiß, Prof. D. Seeberg u. a. durch das Spruchkollegium bestätigten Pfarrers J. Heyn entworfen, aber erst während der jüngsten Vakanz in der Oeffentlichkeit bekannt geworden. Es ist uns nicht bekannt, ob es seitens der kirchlichen Behörden rechtlich bestätigt ist oder nicht. In jedem Fall ist es ein interessantes Dokument. Es enthüllt den Charakter des kirchlichen Liberalismus nach zwei Seiten. Es zeugt für die Ehrlichkeit, aber auch für die Unverfrorenheit, mit der dieser alle bisher für christlich gehaltenen Glaubenssätze nicht nur ablehnt, sondern verbietet. Jesus nicht unser Gott und Herr — also nicht anzubeten! Sein Tod nicht die Sühne für unsere Schuld — also nicht grundlegend für die Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen, nicht das Fundament unseres Glaubens! Taufe und Abendmahl — keine Sakramente, keine Handlungen des erhöhten, lebendigen Christus! Die Trinität ebenso auf den Kodex der verbotenen Glaubenslehren gesetzt, wie die Lehre von der Erbsünde! Christi sichtbare Himmelfahrt ebenso für widerbiblisch erklärt wie die wirkliche Auferstehung der Toten und die Hoffnung des ewigen Lebens!

Was nun eigentlich Christentum ist, was in der evangelischen Jakobi-Kirche in Greifswald noch gepredigt werden darf, nachdem der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum und sein Werk ein für allemal gründlich ab-

getan ist, das enthüllt uns das Gemeindestatut leider nicht. Aber auch so verdient es als ein Monument des Unglaubens eines sich noch christlich nennenden Liberalismus — öffentlich an den Pranger gestellt zu werden.

Aber fast noch wichtiger ist die andere Tatsache: der Liberalismus, der Vorkämpfer für Gewissensfreiheit, der konsequente Gegner aller Gewissensbindungen und Verpflichtungen, wagt es, wohl im Namen der Freiheit und Wahrhaftigkeit, den gläubigen Gliedern der Jakobi-Kirche in Greifswald, und deren wird es trotz der vernichtenden Wirksamkeit liberaler Pastoren doch auch dort noch einige geben, ein für allemal die lebendige Quelle des Glaubens zu verstopfen und die Verkündigung des biblischen Evangeliums auf einer dafür erbauten christlichen Kirche zu untersagen. Er wagt es, auf solche rein negativen Normen — im Gegensatz zu den für die preußische Landeskirche rechtlich geltenden Normen — Geistliche zu verpflichten. Die sich bei ihrer Ordination zur Verkündigung biblischen Christentums vor Gott verpflichtet haben, sollen sich nun als wortbrüchige Menschen auf diese, wir möchten kein schärferes Wort gebrauchen, einfältigen Normen einer zufälligen Gemeindemajorität und ihrer Vertreter verpflichten! Ist das Liberalismus?

Wir sind gespannt darauf zu hören, was das Kirchenregiment und die pommersche Provinzialsynode und die Generalsynode zu diesem Heynschen Gemeindestatut sagen werden! Wahrlich, es geht aufs Ganze! Und es ist die allerhöchste Zeit, daß dieser Aushöhlung unseres evangelischen Glaubens, diesen Zerrbildern evangelischer Gemeindevertretungen ein Ende gemacht werde!

Dr. Kunze sagt mit Recht: „Hier handelt es sich nicht mehr, wie es der Liberalismus darstellt, um liturgische Fragen. Der Liberalismus will das apostolische Glaubensbekenntnis beseitigen, nicht aus liturgischen Gründen, sondern weil er mit dem Bekenntnisse selbst zerfallen ist." Wer da noch vermitteln und von Frieden reden will, versündigt sich an unserer evangelischen Kirche und an ihrem Herrn und Gott." Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.

Die Sozialdemokratie als Menschenbildner.

Es gibt liebe, gute ideal gesinnte Menschen, die mit unverwüstlichem Optimismus glauben, die Partei der Sozialisten sei dazu berufen, dem Menschenelend ein Ende zu machen und einen edleren, besseren Menschenschlag heranzubilden. Das Novemberheft des „Türmer" widmet von Seite 257 an dieser Frage eine eingehende Betrachtung, berichtet dann Seite 263 vom Ausschluß des „Genossen" Hildebrand aus der Partei. Dann kommt Genosse Maurenbrecher zu Wort, der die festen Bande darlegt, die ihn und Hildebrand an die Partei binden. Es ist die Menschheitsfrage, die, wie er meint, nur von dieser Partei und von keiner andern gelöst werden kann. Das wird von ihm dann weiter ausgeführt, als wir hier Raum haben dafür, es abzudrucken.

Der Herausgeber des „Türmers" aber bemerkt zu diesen Ausführungen des ja auch oft von seiner Partei verketzerten „Genossen":

Wenn es die „Menschheitsfrage" ist, die Maurenbrecher mit unzerreißbaren Ketten an die Sozialdemokratie schmiedet, wenn er fragt: „Was schaffen diese Lebensverhältnisse der großstädtischen und industriellen Masse für Menschen?", so möchten wir andern — bei aller ehrlichen Anerkennung seines

Idealismus — doch mit der Gegenfrage antworten: Wird uns der sozialdemokratische Zukunftsstaat jenen „schöneren, freieren, stolzeren, kräftigeren Menschen“ züchten? Und, indem wir uns treulich an die Erziehungsmethoden der Partei halten, sie gewissenhaft an ihren Früchten zu erkennen suchen, mit des Verfassers eigenen Worten fortfahren: „ist es nicht gerade das Kranke, Kleinliche, Hämische, Gedrückte, das Sklavenhafte am Menschen, das da immer von neuem gezüchtet wird?“ Ist für ein „freieres, stolzeres, kräftigeres“ Wachstum Raum in einer Partei, die es mit ihren Existenzbedingungen nicht vereinbaren kann, Männer mit eigenen Ueberzeugungen in ihren Reihen zu dulden? Die es fertig bekommt, das Schuldig über einen Parteigenossen auf Grund eines Buches auszusprechen, das von den vier Schiedsrichtern ganze drei eingestandenermaßen nicht gelesen haben? Und zwar, wie Maurenbrecher selbst a. a. O. schreibt, das Schuldig aus keinem anderen Grunde aussprechen, als dem, daß der Verfasser des Buchs „dem Tagesagitator in der Partei gelegentlich unangenehm sein kann“ und die Partei eben „ein bestimmtes Agitationsschema, bestimmte Schlagworte“ hat!

Der Knüppel liegt auch hier beim Hunde. Die Partei kann gar nicht anders, wenn sie ihre absolute Herrschaft über die Massen behaupten will, als die Unfehlbarkeit ihrer Dogmen wie einen Rocher de bronce stabilieren, jeden mit Exkommunikation, ja mit dem großen Kirchenbann strafen, der sich erdreistet, auch nur einen Schritt von dem vorgeschriebenen Wege abzuweichen. Die Machthaber sind sich wohl auch nicht im Zweifel darüber, daß sie vor eine üble Alternative gestellt sind. Die eiserne militärische Disziplin, der geistige und wohl auch wirtschaftliche Terrorismus, zu dem sie sich selbst verurteilen, wenn sie ihre unumschränkte Macht aufrecht erhalten wollen, verurteilt auf der andern Seite die Partei zur Selbsterstarrung. Wiederum: geben sie freier Entwicklung Raum, nehmen sie das Gute, woher es auch komme, so würde das der Allgemeinheit und der Arbeiterschaft selbst natürlich viel ersprießlichere, weil greifbare Dienste leisten, aber die einheitliche Stoßkraft der Partei würde mehr oder weniger lahmgelegt werden, dieser Staat im Staate selbst abbröckeln und sein Baumaterial neue Amalgamierungen eingehen.

Ja, das Regieren ist nicht leicht! Und so bleibt es bis auf weiteres, d. h. bis zur Selbsterstarrung oder zur Abbröckelung, bei der altbewährten Maxime: „Wer nicht pariert, fliegt.“

Wir aber, o Exgenosse Hildebrand, wir beseufzen und beweinen dich nicht, — im Gegenteil! Wir rufen fröhlich: Vivant sequentes! Wenn erst alles, was noch Persönlichkeit ist, was noch Ueberzeugungstreue, freies Schaffen und Forschen, und vielleicht noch ein glimmendes Fünkchen Volks- und Vaterlandsliebe hat, — hinausgeflogen ist, dann können wir die so säuberlich purgierte, purifizierte und von allen gefährlichen Bazillen und Miasmen der „Vernunft und Wissenschaft“ desinfizierte Partei getrost ihrem beschaulichen Kultus überlassen. Zu Säulenheiligen wird's ja wohl noch langen.

Sozialdemokratie und Religion.

Die Führer der deutschen Sozialdemokratie haben aus ihrer persönlichen, nicht nur kirchen-, sondern entschieden religionsfeindlichen Stellung nie Hehl gemacht. Die Partei als solche fordert freilich in ihrem Programm nur „Er-

klärung der Religion zur Privatsache", aber jener Stellung der Parteiführer entspricht die Haltung weiter Parteikreise und vor allem der meisten Parteiblätter; auch Gewerkschaftsorgane, denen derartiges an sich ferner liegen müßte, haben durch Christentumsfeindliche Artikel bei Gelegenheit der christlichen Feste gezeigt: der Haß gegen Christentum und Kirche erscheint manchem Genossen so sehr als notwendiger Bestandteil sozialdemokratischer Ueberzeugung, daß sie ihn überall vertreten. So kamen denn früher auf Parteitagen immer wieder Anträge, die Partei solle Religion und Kirche energischer bekämpfen. In diesem Jahre sind eine ganze Anzahl eingegangen, zum Teil bemerkenswert, weil sie nicht als Steckenpferd einzelner Genossen erscheinen, sondern ansehnliche Organisationen dahinterstehen, formell aber zurückhaltender, als z. B. der 1893 von dem Wiesbadener freireligiösen Prediger Welcker eingebrachte, wonach niemand in der Partei ein Amt bekleiden oder für sie kandidieren sollte, der nicht aus der Kirche ausgetreten wäre. Was jetzt beantragt wird, ist, die Partei solle über die Unvereinbarkeit von Religion und Wissenschaft aufklären und den Austritt empfehlen. Auch das genügt. Denn wenn auch diese Anträge abgelehnt werden sollten, wie ihre Vorgänger auf früheren Parteitagen, so geschieht das nur aus Taktik, um die Werbearbeit der Partei nicht zu erschweren. So soll man weder die Bedeutung der Anträge als eines Symptoms verschärfter Religionsfeindschaft in der Partei noch die ihrer Ablehnung unterschätzen. Beachtenswert ist vielmehr zweierlei. Erstens: die Religionsgegnerschaft in gewissen bürgerlichen Kreisen (Freidenkertum, Monismus) hat in den letzten Jahren sich immer stärker um Organisation und Ausbreitung bemüht, ohne praktisch den Erfolg zu erzielen, den man wünschte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich nun bemühen mit Hilfe der Sozialdemokratie ihre Ziele zu erreichen. Man wird grade dieses Bestreben nicht aus dem Auge zu lassen haben. Anderseits, und dies ist das zweite, was hervorgehoben werden muß: wehren sich selbst unter den radikalsten Genossen manche ziemlich energisch dagegen, daß ihre Parteipferde vor den Wagen der Freidenkerpropaganda gespannt werden sollen. Das Hallische Volksblatt wendet sich z. B. in zwei Artikeln gegen die erwähnten Anträge. Der eine „Sozialdemokratie und Religion" vom 31. August 1912 greift mehr die Grundanschauung der Antragstellung an. Natürlich sei vieles in der kirchlichen Verkündigung wissenschaftlich unhaltbar, aber die Hauptsache in der Religion sei der Glaube an den persönlichen Gott, alles andere sei Beiwerk. Und nun heißt es:

„Dieser Glaube an die Existenz eines persönlichen Gottes ist aber mit der Wissenschaft keineswegs unvereinbar! Wie sollte er denn! Wir wissen — oder wir sind wenigstens überzeugt, daß die Welt nach ewigen unabänderlichen Naturgesetzen lebt und ihren Lauf vollendet. Aber ist damit irgend etwas über den Ursprung dieser Naturgesetze gesagt? Läßt das nicht durchaus dem Glauben Raum, daß ein persönlicher Schöpfer alles so bestimmt und eingerichtet hat und auch dauernd darüber wacht, daß es in Ordnung bleibt? Ueberhaupt gibt uns die Naturwissenschaft wohl Aufklärung über eine Menge von Vorgängen in der Natur, aber über die Entstehung der Welt sagt sie uns nichts. Und der wahre Wissenschaftler wird auf die Frage, ob es einen Gott gibt, sich stets mit der Antwort bescheiden müssen: das wissen **wir** nicht.... Folglich kann man auch nicht sagen, daß der Glaube an Gott mit der Wissenschaft unvereinbar sei. Wie könnte das auch sein! Gibt es doch zweifellos viele hervorragend intelligente und wissenschaftlich hochgebildete Leute, die

an Gott glauben. Wer gibt uns das Recht, sie allesamt für Heuchler zu erklären, nur weil wir nicht an Gott glauben!"

Daß hier der materialistische Atheismus und Monismus Haeckels abgelehnt wird, besagt freilich nicht allzuviel, wenn man bedenkt, daß die materialistische Geschichtsauffassung vom Verfasser offenbar entschieden festgehalten wird. Das tritt noch stärker hervor in einem zweiten Artikel, der sich gleichfalls gegen die Anträge wendet. Interessant ist aber hier das weitere Zugeständnis, daß die Beschäftigung mit religiösen Fragen manches Parteiglied mehr fessele, als der Partei lieb ist! Das Blatt erörtert:

„Denn was wäre die Folge, wenn die Partei einen Aufruf in der hier verlangten Weise erließe? Jedes Mitglied, das die Sache angeht, wird sich dann die Frage vorlegen: habe ich noch religiöse Bedürfnisse, oder ist mir die Religion gar nichts mehr? Es wird sie vielleicht mit Freunden oder mit dem Pfarrer diskutieren; der Geist wird auf übernatürliche Streitfragen und theologische Flohknackereien gerichtet und von der realen Welt abgelenkt. Während sonst das Denken des Arbeiters völlig auf die wirkliche Welt mit ihrem gewaltigen Klassenkampf und ihrer leuchtenden Zukunft gerichtet ist, und dabei die unwesentliche Welt ideologischer Spintisierereien allmählich und unbemerkt in ihm abstirbt, beschwören wir mit der Erörterung religiöser Fragen den ganzen alten Spuk wieder herauf."

Auf so schwachen Füßen steht die Herrschaft der Sozialdemokratie über den Geist der Massen, daß sie es nicht wagt, ihnen die Beschäftigung mit religiösen Fagen zu erlauben. Nun, die religiöse Bewegung, die unsere Zeit durchflutet, wird sich auch hier Bahn schaffen. Selbst die strengsten Hüter der materialistischen Weltanschauung haben eingesehen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt und daß das Verlangen nach einer Antwort auf die tiefsten Fragen mit nichten zurückgeht, sondern ständig wächst. Da ist Hoffnung, daß eine stetige, besonnene Aufklärung in wahrhaft christlichem Geist und unter energischem Festhalten an den unaufgebbaren Heilsgütern des Christentums auch hier schließlich obsiegen wird und den Geist der Verneinung und seichten Irreligiosität zurückdrängt. (Aus „Geisteskampf", Nov. 1912.)

Die Jesuiten.

Die Agitation für und gegen den alten Feind des Protestantismus, den Jesuitenorden, hält das deutsche Volk wieder in steter Aufregung. Das ultramontane Staatsministerium in Bayern hat eigenmächtig dem für das ganze Reich geltenden Gesetz, das die Tätigkeit des Ordens in Deutschland verbietet, eine solche Auslegung und Anwendung gegeben, die in offenem Widerspruch wider das Gesetz steht.

Das hat nun zu Protesten einerseits geführt und anderseits zu erneutem Ansturm, das ganze Gesetz fürs ganze Reich zu Fall zu bringen. Wir können und wollen uns hier nicht zu viel auf das Einzelne einlassen, sondern nur charakteristische Kundgebungen kurz anführen.

Im bayerischen Reichsrat kam am 31. Juli die Frage des Jesuitenerlasses zur Sprache. Graf zu Törring-Jettenbach erklärte, er stehe auf dem Standpunkt, daß der Jesuitenerlaß ein grober taktischer Fehler der Staatsregierung gewesen sei. Der Erlaß bedeute auch eine ganz bedeutende Bla-

mage für die Staatsregierung und ganz Bayern, und zwar von dem Augenblick an, wo die Staatsregierung zugeben mußte, daß sie nicht berechtigt war, den Erlaß herauszugeben, ohne vorher die Ansichten der Reichsregierung gehört zu haben. Er bedaure, daß die Regierung wiederholt versucht habe, die Schuld an dem Erlaß dem früheren Kultusminister in die Schuhe zu schieben. Die Regierung habe Bayern mit dem Jesuitenerlaß einen recht schwachen Dienst erwiesen. Die große Mehrheit der bayerischen Bevölkerung glaube, es sei besser, wenn das Tor, das zwischen ihr und den Jesuiten errichtet sei, geschlossen bleibe, weil dadurch zweifellos der konfessionelle Friede gewahrt werde. Ein bedeutender Teil des katholischen Klerus teile die Ansicht, es sei besser, den konfessionellen Frieden zu wahren. Diese allgemeine Volksmeinung habe die Staatsregierung bisher ignoriert. Es lasse sich daher begreifen, wenn sich viele Leute, die sich bisher abwartend verhielten, von der Regierung abgewandt hätten. „Wir wissen jetzt," so schloß Graf Törring, „was wir in diesen Fragen von Ihnen zu erwarten haben. Es wird uns deshalb nichts übrig bleiben, als die Hilfe auf der anderen Seite zu suchen. Wir wenden uns deshalb an die Reichsregierung, daß sie uns den Schutz gewähre, der uns von der uns näher stehenden Regierung versagt bleibt. Ich hoffe, daß dieser Appell nicht versagt."

Die Erzbischöfe und Bischöfe Bayers haben ferner eine Eingabe an den Bundesrat eingereicht, in welcher sie um Aufhebung des Gesetzes petitionierten. Der Reichstag selbst, in welchem das ultramontane Zentrum zusammen mit der religionsfeindlichen Sozialdemokratie leicht eine Mehrheit zusammenbringen und einen Sturmlauf gegen das Jesuitengesetz veranlassen kann, hat schon öfters diese Aufhebung beschlossen, aber der Bundesrat hat sich bis jetzt beharrlich geweigert, dem Reichstag nachzugeben. Daher haben also die katholischen Prälaten von Bayern sich zu einem Sturmlauf gegen den Bundesrat verbunden.

Das hat anderseits wieder zu Gegenaktionen geführt, in Bayern und im Reich, wie aus folgendem zu ersehen ist.

In unzähligen Versammlungen in Bayern und im übrigen Reich wurde und wird noch Stellung zum Jesuitengesetz genommen. Der Evangelische Bund hat in mehr als 100 Vereinen Kundgebungen veröffentlicht. Erwähnenswert ist die Protestversammlung des bayerischen Landesvereins in Fürth und der Protest des deutschen Pfarrervereins in Stuttgart. Aus all diesen Kundgebungen sei die hervorgehoben, die die Kirchenvorstände der protestantischen Kirche Bayerns an die kirchliche Oberbehörde gerichtet haben:

„Die katholischen Bischöfe Bayerns haben an den Bundesrat eine Eingabe gerichtet um Aufhebung des Jesuitengesetzes. Katholische Dekanate haben in Resolutionen das dringende Verlangen nach Rückberufung der Jesuiten zum Ausdruck gebracht. Die Gefahr, daß der Orden, der unserer evangelischen Kirche die tiefsten Wunden geschlagen hat, der über die Bekenner des evangelischen Glaubens in der Gegenreformation blutiges, unvergessenes Weh gebracht hat, in Deutschland wieder Einlaß findet, rückt näher.

Wir halten es darum für unsere Pflicht, nicht aus Furcht, aber aus Liebe zu unserem ganzen Volke, das den konfessionellen Frieden braucht, einmütig Protest zu erheben gegen die begehrte Aufhebung des Jesuitengesetzes.

Der Orden der Gesellschaft Jesu ist, der er war, und bleibt, der er war. Mit Gewaltmitteln wird er wohl im 20. Jahrhundert die evangelische Kirche

nicht niederschlagen wollen, wie er es ehedem versucht hat, aber er wird andere Mittel zur Anwendung bringen, um der Kirche des Evangeliums das Leben zu erschweren.

Wir wissen, daß unsere Kirche unter dem Schutz des Allerhöchsten steht, der die Reformation zum Segen Deutschlands gewollt hat; die Bekenner des Evangeliums werden sich auch ihres Feindes, wenn er kommt, zu wehren wissen; aber um unser Volk, das mit Kämpfen reichlich beschwert ist, noch vor dem schwersten aller Kämpfe, dem religiösen, zu bewahren, erheben wir nochmals feierlichen Protest nicht bloß gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes, sondern auch gegen jede Abschwächung des noch geltenden Gesetzes."

Literatur.

Vom eigenen Verlag, Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo., kamen außer dem Kalender und Kalendarium für 1913, die ja keiner besonderen Anzeige mehr bedürfen:

Lebenswege, Geschichten aus dem Amt und der Gemeinde. Von Dr. Fr. Mayer. 96 S., hübsch in Leinwand gebunden. Preis: 40 Cts. Inhalt: Vier verschiedene Erzählungen aus dem Amtsleben. Die längste: Der närrische Doktor. Die andern sind: Osterlilien; Pfingstrosen; Silvester. Es sind alle vier ergreifende und herzbewegende Geschichten, nicht sowohl für die Jugend, sondern schon mehr für das verständige und reifere Alter, das vom Lebensernst schon etwas erfahren hat.

Es gehört zum Schönsten, was wir in neuerer Zeit gelesen haben. Der liebe Bruder bietet uns hier in hübschem poetischen Gewand mehr oder weniger selbsterlebte Geschichten aus dem amerikanischen Amtsleben, für die wir ihm herzlich dankbar sind.

Vom Basler Missionsverlag kam uns zu:

Aus Japan, wie es heute ist. Von C. Skovgaard-Petersen, übersetzt von H. Gottsched. Mit Bildern. Preis in effektvollem Umschlag broschiert Mk. 2.40, gebunden Mk. 3.20. Basler Missionsbuchhandlung. Ein Buch von Skovgaard-Petersen bedarf keiner besonderen Empfehlung; und wenn er in vorliegendem Buch von der Reise berichtet, die er nach dem fernen Osten gemacht, so ist er von vornherein des warmen Interesses seiner zahlreichen Freunde sicher.—Was aber dieser neuen Gabe aus des Verfassers gewandter Feder ihren besonderen Reiz verleiht, ist nicht die Schilderung von Land und Leuten — auch diese kommt zu ihrem Recht — sondern die Wiedergabe dessen, was er bei seinen Besuchen bei einer ganzen Reihe von führenden Persönlichkeiten in Japan erlebt und die Unterredungen, die er mit ihnen gepflogen hat. Man gewinnt so auf eigenartige Weise tieferen Einblick in die uns so fremdartig anmutende Gedankenwelt der Japaner, der christlichen wie der nichtchristlichen.

Dem blasierten Christenvolk, das vom Buddhismus sich imponieren läßt, sollte dieses Buch besonders dazu dienen, den Buddhismus in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen. Und daneben stehen echte Christencharaktere zur Vergleichung zwischen den beiden rivalisierenden Religionen. Solche Früchte wachsen nicht auf dem Baum des Buddhismus.

Missionslose Länder. Ungelöste Missionsaufgaben. Von Dr. S. M. Zwemer. Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Luise Oehler, mit einem Vorwort von Dr. Jul. Richter, nebst acht Bilderbeilagen und vier Kartenskizzen. Preis broschiert Mk. 2.40, in Leinwand Mk. 3.20. Basler Missionsbuchhandlung. Zwemers Name hat bei allen Missionsfreunden einen guten Klang und wenn von ihm ein Missionsbuch erscheint, so greift man zu mit der Ueberzeugung, daß ein Missionsfachmann es geschrieben hat. Das vorliegende Buch bildet eine hochwillkommene Ergänzung zu John Motts gewaltigem Weckruf „Die Entscheidungsstunde der Weltmission," indem es den Leser einen Ueberblick gewinnen läßt darüber, welche ungeheuren Gebiete der Welt zur Zeit noch nicht besetzt, noch „missionslos" sind, warum sie bisher in den Bereich der Mission noch nicht einbezogen sind, in welchen sozialen und religiösen Verhältnissen sie sich befinden, welche Gelegenheiten und Schwierigkeiten sie bieten. Jeder Käufer von Motts Entscheidungsstunde wird gerne auch zu diesem Buche greifen.

Zwei neue Hefte der Basler Missionsstudien: Lic. theol. Arnold Rüegg, „Die Mission in der alten Kirche, ihre Wege und ihre Erfolge." Ca. 80 Pf. — Pfr. Fr. La Roche, „Rückwirkung des Missionsstudiums auf das theologische Denken." 20 Pf.

Es ist ein wirklicher Genuß, in erstgenanntem Heft den Siegeszug der christlichen Kirche in den ersten drei Jahrhunderten zu verfolgen und zu sehen, wie Gott die Wege zubereitet hatte für diesen Siegeszug durch die antike Völkerwelt. Nachdem Verf. gezeigt, wie die Anziehungskraft des Kreuzes sich stärker erwiesen hat als alle feindlichen Mächte des Altertums, stellt er am Schluß die Frage: Wird es sie auch heute noch bewähren Buddha und Konfucius und Muhammed gegenüber? Er antwortet: Ja, wenn ein Volk von Christen die Mission in die Hand nimmt!

Im zweiten Heft wird dargelegt, welche gute Rückwirkung die praktische Erfahrung in der Missionsarbeit auf das theologische Denken und Studium ausübt und den Denker vor manchen Irrwegen bewahrt, auf die die bloß abstrakte Stubengelehrsamkeit so leicht verfällt in Theorie und Praxis. „Die Mission hilft uns mächtig, das Wesentliche, Echte und Brauchbare vom Unwesentlichen scheiden und dient dem Wesentlichen zur fortwährenden Bestätigung."

Elisabeth Oehler-Heimerdinger: „Das Pfarrhaus am Schatzberg." Eine Geschichte aus dem jüngsten China. Mit zehn Bildern. Geheftet Mk. 3; eleg. geb. Mk. 4.

Wer chinesisches Volks- und Familienleben kennen lernen will, wie es ist, und dabei die Ereignisse der letzten Zeit — Eisenbahnbau und Revolution — im stillen Winkel miterleben, wird es nirgends besser können als hier. Das Buch will nicht aufregen, sondern dem Leser wirklich etwas geben; es herrscht aber ein fröhlicher Ton darin.

Wir haben schon im Märzheft vor. J., Seite 153 f., ein prächtiges Büchlein von derselben Verfasserin angezeigt. Auf jene Anzeige möchten wir verweisen auch in Bezug auf die Person der Verfasserin selbst, die auch im vorliegenden Buch Selbsterlebtes und Selbstgesehenes so ergreifend und anschaulich zu beschreiben weiß. Den heidnischen Jammer, die Fesseln, womit besonders die Frauen an den alten heidnischen Aberglauben geschmiedet sind,

kann man aus diesem Buche ersehen; und wie tief der Bau einer Eisenbahn in den alten heidnischen Volksaberglauben eingreift und zusammen mit der Revolution ein neuzeitliches Denken und Wollen anbahnt.

Von Rich. Mühlmanns Verlag, Halle a. S., kam uns zu:

Meinhof, Die Wichtigkeit der Bibelstunde für das Gemeindeleben und ihre zweckmäßige Gestaltung. Ein Konferenzvortrag. 18 Seiten. 40 Pf.

Verfasser hat die Leitsätze des Vortrags vorangestellt, in welchen er in sechs Leitsätzen beides, die Wichtigkeit und die zweckmäßige Gestaltung der Bibelstunde andeutet. Bei der leider so großen Unkenntnis der Bibel im heutigen Christenvolk ist es allerdings eine berechtigte Forderung, Bibelstunden für alt und jung einzuführen und für deren Gestaltung gibt Verfasser gute Anleitung in obigem Vortrag.

F. Brockes, Cajus von Derbe. Der Gefährte des Paulus. Ein Bild vom Kämpfen und Werden in der ältesten Christenheit. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse), Halle a. S. 1912. Brosch. Mk. 4, gebunden Mk. 5.

Durch die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in Kleinasien, die Papyrusfunde in Aegypten, sowie die religionsgeschichtlichen Forschungen wurde das Bild von der Umwelt und dem inneren Leben der Christenheit der apostolischen Zeit ungemein bereichert. Dadurch ist auch das Verständnis der neutestamentlichen Schriften erhöht und geklärt worden. Der vorliegende Roman versucht, dieses Bild einer der wichtigsten und jedem Christen interessantesten Zeiten weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Besonders hervorzuheben ist, wieviel Licht dadurch auch auf unsere gegenwärtigen Zeitverhältnisse fällt. Eine äußerst vortreffliche Darstellung damaligen Weltverkehres, Lebensart, Sitten- und Kulten-Irrungen (Asklepier und Proselyten, die sich zur Synagoge hielten) wird uns in abwechslungsreichen, interessanten Kapiteln des fesselnden Romanes geboten, in mancher Beziehung eine Fortsetzung von Wallaces Ben Hur.

Herr Geheimer Konsistorialrat Prof. Dr. Loofs, der bekannte Kirchenhistoriker, schreibt dem Verfasser über den Roman: „Ich habe den Eindruck gehabt, daß gute Sachkenntnis und Erzählertalent sich verbunden haben, eine Erzählung zu schaffen, die christlich interessierte Leser zu fesseln und zu belehren vermag." Für die Darstellung der klimatischen und geographischen Verhältnisse kam dem Verfasser eine mehrjährige Tätigkeit im Orient zu statten.

Wir haben vorstehend genanntes Buch mit großem Interesse gelesen. Es führt ein in die ernsten Kämpfe, die innerhalb der ersten Christengemeinde sich erhoben zwischen den gesetzlich gesinnten Judenchristen, die durchaus das Gesetz Moses auch den Christen aus den Heiden aufbürden wollten und den Heidenchristen, die in dem Apostel Paulus ihren Hauptverfechter hatten. Man kann daraus ein lebhaftes Verständnis gewinnen für die Briefe des Apostels Paulus, die den Gesetzesstandpunkt und die Judaisten bekämpfen, die ihm in seine Gemeinden nachgeschlichen sind und überall Zerspaltung, Zwietracht und Aergernis anrichteten.

Auch Pastoren werden im Verständnis der Gründungsgeschichte des Christentums gefördert werden. Das Buch ist auf viele Quellenstudien hervorragender Forscher der Neuzeit gegründet, deren Namen am Ende genannt sind.

Stuba, B., Tod und Unsterblichkeit. Was Denker und Dichter darüber sagen. 2 Mk., gebunden 2.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Eine schöne, reichhaltige Sammlung von Aussprüchen unserer Denker und Dichter über Tod und Unsterblichkeit, Worte des Trostes für Stunden der Trauer, Worte des Glaubens für Stunden des Zweifels und der inneren Anfechtung — mögen sie hinausklingen und allen traurigen, zweifelnden Herzen Erquickung spenden.

Im ersten Teil teils kurze, teils auch lange Aussprüche bekannter Männer aus alter und neuer Zeit. Theologen, Philosophen, Diplomaten und Leute aller Art kommen hier zu Wort, welche die Gründe für den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode aussprechen. Im zweiten Teil kommen zuerst weltliche Dichter in kürzeren Versen zu Wort. Dann wird eine Sammlung der schönsten und bekanntesten Kirchenlieder gegeben, die in verschiedenen Kirchengesangbüchern zu finden sind, handelnd vom Tod, Gericht, Ewigkeit, Auferstehung u. s. w.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. 28. Aufl. Mit Bildnis. Geb. 1.20 Mk., mit Goldschnitt 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Auserlesene Worte, edle Kernsprüche des alten Lavater, in der vorliegenden Ausgabe Bertelsmann nun schon zum 28. Male ausgehend. Ein köstlicher Schatz für tief angelegte Gemüter, die wahre Lebensweisheit suchen und üben wollen.

Meist kürzere dichterische Ergüsse, dazwischen auch ermahnende Worte in Prosa aus Briefen und anderen Schreiben. Geeignet zu Geschenken an Geburtstagen und bei anderen Gelegenheiten.

Ulrich-Kerwer, G. W., Sanftes Sausen. Neue Bilder aus Elisas Leben. 3 Mk., gebunden 3.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Eine neue Reihe von Bildern aus Elisas Leben und Wirken. Es ist eine Freude, diese praktischen Illustrationen zu den biblischen Elisageschichten zu lesen. Mit bekannter Meisterschaft versteht Ulrich-Kerver auch in diesem Bande, die alten Geschichten fruchtbar zu machen für den Menschen von heute. Der große Kreis seiner Freunde wird auch nach dieser neuen Gabe mit Freuden greifen. Durch seine schöne Ausstattung eignet sich das Buch auch vorzüglich als Festgeschenk.

Das Buch gibt betrachtende Anmerkungen zu den aus Elisas Leben erzählten Geschichten von 2. Kön. 6, 1—13, 21. Diese Betrachtungen sind reichlich durchflochten mit allerlei Geschichten aus der neueren Zeit und Gegenwart, die uns zeigen können, daß, was zu Elisas Zeiten geschah, auch heute noch im Leben der Menschen geschieht, wenn es nur mit dem richtigen Glaubensblick betrachtet und verstanden wird. Es kann sehr zur Glaubensstärkung dienen, zu sehen, daß der Gott Elisas auch unser Gott ist, der noch ebenso helfen kann, wie damals.

Das Diatessaron. Evangelium. Einheitlicher Text aus den vier Evangelien der Zeitfolge nach zusammengesetzt von Th. Heußer. Geb. 2.50 Mk. (10 Expl. geb. 20 Mk.) (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Eine neue Evangelienharmonie liegt vor uns, ein neuer Versuch, den Text der vier Evangelien zu einem einzigen zusammen zu fügen. Das Bestreben, die von den Evangelisten gezeichneten Lebensbilder des Herrn in einem harmonischen Gesamtbild zu besitzen, ist uralt. Schon im zweiten Jahrhundert entstand eine Evangelienharmonie, „„Diatessaron" genannt, das heißt „durch Viere," „aus Vieren entstanden." Die nun vorliegende, neueste Evangelienharmonie, verdient als eine überaus gelungene unsere vollste Beachtung. Heußers Arbeit fußt auf einem Studium von drei Jahrzehnten! Niemand war mehr zu dieser Arbeit berufen wie er! Wir empfehlen das „Diatessaron" allen Bibellesern aufs wärmste. Es wird ihnen das heilige Evangelium von Jesu Christo noch anschaulicher und übersichtlicher, herrlicher und lieber machen, als es ihnen bisher war. Auf Heußers beachtenswertes großes Werk „Evangelienharmonie," (2 Bände geb. 12 Mk.), sei erneut hingewiesen. Einen ausführlichen Prospekt über dasselbe sendet der Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh auf Wunsch gratis.

Peisker, Pastor Lic. Dr. M., Die Freiheit der Wissenschaft in Theorie und Praxis der römisch-katholischen Kirche. 2.50 Mk. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Diettrich, Pfarrer Lic. Dr. G., Wahrheit und Gerechtigkeit. Vorträge über brennende Fragen des kirchlichen Lebens. 1.80 Mk. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Der Verfasser behandelt u. a. die Stellung der Geistlichen zu Schrift und Bekenntnis nach dem Ordinationsformular. — Innere Mission und moderne Gemeinschaftsbewegung. — Das aktive und passive Wahlrecht der Frauen in der Kirche. — Wie kommen wir zu einem freudigen Bekennen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses? — Die Entscheidung im Falle Jatho, unsere Gabe und Aufgabe.

Welche unermeßliche Fülle bedruckten Papiers würden wir bekommen, wenn jeder seine „innerhalb zehn Jahren gehaltenen Vorträge" sammeln und der Mit- und Nachwelt durch den Druck überliefern wollte.

Man sieht nicht recht ein, weshalb jene neun Vorträge über die verschiedensten Fragen zusammengestellt wurden. Ebensowenig würde man wissen, wie sie zu dem Gesamttitel: „Wahrheit und Gerechtigkeit" gekommen sind, wenn der Herausgeber dieser z. T. veralteten Vorträge nicht im Vorwort den niemals und nirgend widersprochenen Satz aufstellte, „daß mit der Krone der Wahrheit nur der gekrönt wird, der im Kampf um die Wahrheit auch seinem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt."

Und nun die Vorträge selbst.

1. Die neuesten Angriffe auf die religiösen und sittlichen Vorstellungen des Alten Testaments, ein Vortrag im Kampfe um Babel und Bibel (Berliner Rektoren-Verein 1903). Dieser vor zehn Jahren gehaltene Vortrag kann weder ein vollständiges Bild des Streites geben, noch kann er „die neuesten" Angriffe behandeln und befriedigt in seinen Schlußfolgerungen in keiner Weise.

Der zweite Vortrag enthält Ausführungen über die Stellung des Geistlichen zur Schrift und Bekenntnis.

Der vierte enthält eine Aufforderung zu Diözesan-Abendmahlsfeiern, der fünfte handelt von Mission und moderner Gemeinschaftsbewegung; der sechste handelt vom aktiven und passiven Wahlrecht der Frauen in der Kirche; der siebente über die Frage: Wie kommen wir zu einem freudigen Bekennen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses? Der achte handelt von christlicher Heilsgewißheit und Liebestätigkeit als Beweis für die Geschichtlichkeit Jesu. Eine wunderliche Zusammenstellung!

Diese Vorträge mögen für die Kreise, vor denen sie gehalten wurden, einen aktuellen Wert gehabt haben; sie entbehren aber als flüchtige Skizzen des Interesses für weitere Kreise gänzlich.

Der dritte Vortrag dagegen hat eine über den Augenblick hinausgehende Bedeutung. Er behandelt die Frage: Welche Erscheinungen der Walliser Erweckungsbewegung sind als Geistesgaben zu beurteilen?

Unter Berufung auf C. J. Nitzsch und auf die Ausführungen von Cremer-Schlatter über das Charisma wird die Bedeutung des Charisma für den einzelnen, wie für die Kirche und die Frage über das Wesen der Geistesgaben biblisch-theologisch eingehend behandelt, um danach die Frage zu beantworten: „Welche Erscheinungen der Walliser Erweckungsbewegung sind als Geistesgaben zu beurteilen?"

Sämtlichen Visionen und Auditionen der Walliser Bewegung sei das Prädikat der Geistesgabe abzusprechen, weil durch diese Erscheinungen auch nicht ein einziger Beitrag zum Bau des Reiches Gottes geliefert worden sei.

Weit günstiger fällt sein Urteil über das Beten und Singen der Walliser aus. „Das Beten und Singen der Walliser bietet nur da eine vollendete Darstellung der Geistesgabe, wo sich sämtliche Beter und Sänger in der Zucht des Heiligen Geistes halten und also frei von aller Ekstase und in Uebereinstimmung mit den sittlichen Grundforderungen des Evangeliums am Bau des Reiches Gottes arbeiten."

„Am reinsten und deutlichsten kommen die Charakteristiken der Geistesgabe in Roberts' Prophetie zur Darstellung." Der Verfasser kommt zu dem Schluß: „Es gibt noch Geistesgaben, vollkommnere und unvollkommnere. Und wenn auch der einzelne Christ die Geistesgaben oft entbehrt, die Gemeinde Jesu Christi als ebendiger Organismus ist ohne Geistesgaben undenkbar.

Endlich der neunte Vortrag behandelt die Entscheidung im Falle Jatho, unsere Gabe und Aufgabe.

Wie in den meisten früheren Erscheinungen, die diesen Fall behandeln, finden wir auch hier die gewaltige Uebertreibung: „Der 24. Juni d. J. hat für unsere evangelische Landeskirche, vielleicht für die ganze abendländische Christenheit, eine bedeutungsvolle Entscheidung gebracht."

Wir haben an anderer Stelle bereits ausgeführt, wie völlig verkehrt diese Auffassung ist.

Geradezu geschmacklos ist die Zusammenstellung auf Seite 154 ff., in denen kurze Sätze mit dem Satz: „Die Kirche spricht," den entsprechenden Ausführungen des P. Jatho mit der Ueberschrift: „Jatho spricht" gegenübergestellt werden. Das scheint uns denn doch der Gipfel des Unzulässigen zu

sein. Aus solcher Behandlung der Angelegenheit entsteht ja das ganze Elend. Schlimm genug, daß man einen „Fall Jatho" zu einer alles Maß übersteigenden Bedeutung brachte; nun werden seine dem Evangelium ins Gesicht schlagenden Ausführungen neben die Kirchenlehre gestellt, als ob sie in irgend einer Weise ein Recht auf diesen Platz hätten. Es sind doch die Kirche und Herr Jatho nicht zwei um den Vorrang ringende gleichberechtigte Potenzen!

Ein Mann wie Jatho ist einfach unmöglich in der Kirche! Aber die Kirche, die von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden kann, sollte es nicht zulassen, daß ihren abtrünnigen Söhnen eine über alles Maß hinausgehende Bedeutung beigelegt wird.

Der Verfasser versöhnt uns durch sein Schlußwort, dem wir von Herzen zustimmen: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!" J. Ph. W.

Der Fall Traub und angebliche sowie wirkliche Krankheiten der Landeskirche unter Kritisierung der diesbezüglichen neuesten Veröffentlichungen beleuchtet von Ed. König, Prof. d. Theol. in Bonn. 80 Pf. (10 Expl. 7 Mk., 50 Expl. 30 Mk.)

Proteste auf Proteste erschallen gegen den Richterspruch, der den Pfarrer Lic. Traub betroffen hat. Da ist es dringend notwendig, daß die in dieser Sache für und wider vorgebrachten Gründe einer nachprüfenden Kritik unterworfen werden. Das tut sachlich und besonnen, auch unter Berücksichtigung der neuesten Veröffentlichungen von Traub und Harnack, die vorliegende Schrift von Prof. König. Sie verdient weitgehende Beachtung.

Ueber Traub vergleiche man Rundschau und eine längere Besprechung der oben angezeigten Schrift im redaktionellen Teil.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Mit dem vorliegenden Dezemberheft kommt der 48. Jahrgang dieser vielseitigen und anziehenden apologetischen Zeitschrift zum Abschluß. Aus der großen Zahl längerer und kürzerer Artikel seien hervorgehoben: Inwiefern beruht der christliche Glaube auf geschichtlichen Tatsachen? — Die moderne Kultur in der kritischen Beleuchtung eines hervorragenden Denkers. — Die Religionspsychologie im Dienste der Apologetik. — Eine Trauerfeier auf den Philippinen. — Ein heidnisches Königsbild als Bußprediger. — Für das neue Jahr steht eine Reihe besonders gediegener und zeitgemäßer Aufsätze in Aussicht, u. a. eine Arbeit des rührigen Herausgebers über „Religion und Suggestion." Wir empfehlen den „Geisteskampf" aufs neue; wer ihn noch nicht näher kennt, nehme ein Probeabonnement (Januar bis März); es wird ihn nicht gereuen.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Wir möchten empfehlend auf diese Zeitschrift hinweisen. Es ist der Mühe wert, sich diesem Führer durch die theologische Literatur der Gegenwart anzuvertrauen. Wer einigermaßen „auf dem Laufenden" bleiben will,

kann ihn nicht entbehren. Die lange Liste der Mitarbeiter zeigt nicht nur bekannte, sondern auch hervorragende Namen.

Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausg. von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 1. Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Ein zuverlässiger Wegweiser durch das weite Gebiet der Romanliteratur, der Kunstgeschichte, der Jugendschriften, Lebensbilder u. s. w. Seiner besonnenen Führung darf jeder Vertrauen schenken.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Dr. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Dezemberheftes: Der Balkankrieg und das Deutschtum. Von Dr. Richard Bahr. — Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. (Fortsetzung.) — Lag das Paradies am Nordpol? Von Dr. Georg Biedenkapp. — Die Kinder des Sebastian Grün. Von Hero Max. — Von der Pflicht. — Berufung. Von Alwine von Keller. — Die Seele des modernen Arbeiters. Von Dr. Max Adler — Verblüffen! Von Wolfg. Rieth. — Jugendwehren. Von Rogalla von Bieberstein. — Anonyme Briefe. — Eine Gefängnispresse. Von einem Strafvollzugsbeamten. — „Unbewußtes Christentum" und „moderner Atheismus". Von Elfriede v. Haage. — Graf Zeppelin als Kundschafter 1870. Von Sch. — Noch einmal die theosophische Bewegung. Von F. Lienhard. — Türmers Tagebuch: Balkan. — Das Persönliche in Gerhart Hauptmanns Werken. Von Hermann Kienzl. — Schiller und wir. — Vom weihnachtlichen Büchertisch. Von Karl Storck. — Jugendschriften. Von Dr. Hans Benzmann. — Geschäft ist Geschäft. Von Hermann Kienzl. — Kinderbilder aus drei Jahrhunderten. Von Artur Dobsky. — Rudolf Schäfers Bilder nach der Heiligen Schrift. — Zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Ueber „Ariadne auf Naxos" von Richard Strauß. Von Dr. Karl Storck. — Erlebnisse eines königlichen Kapellmeisters in Berlin. Von K. St. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Wir machen dieses Mal ganz besonders auf das Tagebuch des Türmers aufmerksam. Das gibt kurz zusammengedrängt die Geschichte des Aufstiegs und Niedergangs des Islam in Europa, Asien und Afrika. Besonders die Geschichte des Zerfalls der türkischen Macht ist für den, der die vielen politischen Wandlungen im letzten Jahrhundert nicht genau kennt, sehr instruktiv. Ein Verständnis für die heutige Lage auf dem Balkan kann man nur dann gewinnen, wenn man so die Gesamtlage der christlichen Bevölkerung in der Türkei überblicken kann und sehen, wie unfähig die Türken sind, der nichtislamitischen Bevölkerung Freiheit und bürgerliche Gerechtigkeit zu gewähren.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 15. Band. St. Louis, Mo. Mai 1913.

Autoritätsglaube und persönlicher Glaube.

Professor Dr. Ph. Bachmann in Erlangen hat über obiges Thema einen Aufsatz veröffentlicht in der wohlbekannten Monatsschrift, die in A. Deicherts Verlag erscheint: „Neue Kirchliche Zeitschrift." Der Aufsatz steht im Dezemberheft 1912 und ist wohl aller Beachtung wert; ja es wäre gut, wenn er in Separatabdruck auch weiteren Kreisen zugänglig gemacht würde. Ihm verdanken wir die Anregung zu nachstehendem Aufsatz.

Wir leben ja tatsächlich in einer Zeit des schrankenlosesten Subjektivismus, wo auch in religiösen Fragen alle und jede Autorität geringschätzig beiseite gestoßen wird und Tausende nur noch auf das eigene Urteil sich verlassen und stützen wollen. Andererseits aber ist es doch unleugbar, daß es schließlich dem einzelnen Individuum unmöglich ist, alle die wichtigen Detailfragen, die beispielsweise bei der christlichen Religion untersucht und beantwortet werden müssen, selbst zu untersuchen und selbst zu beantworten. Auch der gelehrteste Historiker ist nicht imstande, sich über alle Einzelfragen und Untersuchungen, die mit der Geschichte der Bibel, des Volkes Israel, der Gründungs- und Ausbreitungsgeschichte des Christentums zusammenhängen, gründlich zu belehren und darin völlig unabhängig zu machen von der Arbeit, Tradition und Autorität anderer, die zuvor schon sich mit diesen Fragen abgemüht haben, daß es Vermessenheit wäre, wenn irgend ein Historiker behaupten wollte, er gebe nur Selbsterforschtes und Selbsterrungenes.

Solchen törichten Eigenheitsdünkel hat schon Goethe gegeißelt mit dem Wort: Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule, Kein Meister lebt, mit dem ich buhle. Auch bin ich weit davon entfernt, Daß ich von Toten was gelernt." Das heißt, wenn ich ihn recht verstand: „Ich bin ein Narr auf eigne Hand!" Man denke sich im gemeinen Leben, es wollte jemand sich unternehmen, sich absolut unabhängig zu machen von seiner ganzen Mitwelt; er wollte nichts essen oder trinken, das er nicht selbst produziert hat; nichts anziehen, wozu er nicht zuerst die Stoffe sich verschafft, verarbeitet und zu brauchbarem Gewand, zu Kleid und

Schuh zurecht gemacht. In keinem Hause wohnen, das er nicht selbst gebaut und das Material selbst zusammengebracht hat. Kurz — ein solcher Mensch müßte offenbar als ein neuer Adam, in einer ganz menschenleeren Gegend auftreten, oder ein Robinson Krusoe werden, um sich absolut unabhängig zu machen von aller ihn umgebenden Mitwelt. Ja, die zweite Alternative von Robinson Krusoe müssen wir verneinen. Denn obwohl er auf seiner Insel absolut auf sich selbst angewiesen war für alle seine Leibesbedürfnisse, von der Zeit seiner Verschlagung auf die Insel an, so war doch sein Geist schon erfüllt und befruchtet von Gedanken, Ideen, Anschauungen, Bedürfnissen, die er von Kind auf in seiner Heimat und im Elternhause in sich aufgenommen und auf seine einsame Insel mitgebracht hatte. Das kann uns zeigen, wie töricht das titanenhafte Streben des modernen Menschengeistes ist, sich von seiner ganzen geistigen Vergangenheit zu emanzipieren, das ganze geistige Erbteil auch an religiösen Gedanken und Erlebnissen der Vergangenheit abzuschütteln, und sich eine neue Geisteswelt aufzubauen, ohne irgend eine Autorität der Vergangenheit für sich selbst anerkennen zu wollen.

Ganz einerlei, ob wir wollen oder nicht: wir stehen alle ohne Ausnahme auf den Schultern unserer Vorfahren, und zwar das im allerweitesten Sinne genommen. Heutzutage, wo wir im Weltverkehr stehen und nicht nur die materiellen Güter der ganzen Welt einem allgemeinen Austausch unterliegen, sondern auch die geistige Gedankenwelt aller Völker, auch die Gedankenwelt der Geschlechter, die vor vielen Jahrtausenden in der ganzen alten Welt gelebt haben, erforscht und zum Gemeingut aller der Menschen gemacht wird, die sich die Mühe nehmen zu lesen, was die alten Kulturvölker gedacht, getan und geleistet haben, — da erscheint es fast als Wahnsinn, wenn der Subjektivismus sich darauf versteift, nichts anerkennen und nichts gelten lassen zu wollen, was er nicht selbst erforscht, geprüft und erlebt hat. Es ist dem modernen Menschen absolut unmöglich, aus seiner eigenen Haut, seiner von frühester Kindheit erworbenen Lebensanschauung und -Erfahrung, aus der Vorgeschichte des ganzen Menschengeschlechts herauszufahren und die Geschichte und Erfahrung von vorne zu beginnen, wo Adam angefangen hat. Und — wir dürfen getrost hinzufügen: Im gemeinen Leben ist auch kein einziger Mensch zu finden, der so töricht wäre zu sagen: Ich will nichts benützen, was ich nicht selbst erfunden und gemacht habe! Es ist sicher kein Mensch zu finden, der nicht in der Eisenbahn fahren wollte, bloß darum, weil er sie nicht selbst erdacht und gemacht hat; oder der sich des Telephons nicht bedienen wollte, weil es nicht seine eigene Erfindung ist.

Aus diesen drastischen Beispielen ist ersichtlich, wie töricht das Streben des modernen Geschlechts ist, keine geschichtliche, religiöse Autorität anerkennen zu wollen. Ja nicht nur töricht, sondern absolut unmöglich ist es auch dem gelehrtesten Denker und Forscher, sich unabhängig zu machen von dem Denken und den Schriften und Aussprüchen

anderer Denker, Forscher und Schriftsteller sei es der Vergangenheit oder der Gegenwart, nicht zu reden von dem ungelehrten Volk, das doch stets auf andere sich verlassen müßte. Wir bilden uns unsere Gedankenwelt nicht autonom nur aus dem eigenen Geiste, sondern wie das Gewächs das Produkt des Bodens ist und aus dem Boden die Stoffe aufnimmt, die es zur Ausgestaltung seines eigenen Typus bedarf, so ist der Mensch das Produkt der geistigen Welt, aus der er hervorgewachsen ist. Das individuelle Gewächs wird allerdings in seiner Gestalt und Wachstum gewaltige Unterschiede zeigen, je nachdem es unter günstigen oder ungünstigen Bedingungen aufgewachsen ist. Der Nährboden kann reich und fett sein und so ein üppig-starkes Exemplar der Gattung hervorbringen, oder er ist mager und arm und kann nur dürftige Gewächse erzeugen. So ist auch der innere, geistige Mensch in hohem Grade abhängig von dem geistigen Nährboden, auf dem das ganze Denken und alle geistigen Anlagen und Kräfte des Individuums herangebildet wurden. Das Denken eines Negers oder Patagoniers ist naturgemäß armselig im Vergleich zu dem eines hochgebildeten Europäers oder Amerikaners!

Für den Christen im allgemeinen ist der geistige Nährboden die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Sie ist die geistige Nährmutter für alle echten Christen. In ihr fließen die reinsten Quellen der göttlichen Offenbarung. Nicht als ob sie die einzige Quelle dafür wäre. Auch die ganze weite Schöpfung verkündigt dem aufgeschlossenen Sinn die Größe, Ehre und Herrlichkeit Gottes. Und auch in der Menschenwelt hat Gott zu allen Zeiten sich nicht unbezeugt gelassen. Auch bei allen heidnischen Völkern finden sich schöne und deutliche Spuren der göttlichen Offenbarung im Menschengeiste. Doch ist für uns die Schrift die reinste und sicherste Quelle der göttlichen Offenbarung. Aber allerdings, seit dem Abschluß des biblischen Kanons haben auch die nachfolgenden Geschlechter große und gewaltige Geistesarbeit getan und gesucht, das reiche Material geistig zu verarbeiten und zu durchdringen, das die Heilige Schrift und die Erfahrung der ersten christlichen Jahrhunderte an Geistesschätzen produziert haben. Jedes Jahrhundert hat neue Männer erzeugt, die einen Niederschlag ihrer Geistesarbeit hinterlassen haben. Besonders reich ist ja die Geistesproduktion geworden seit den Tagen der Reformation. Eine ganze Flut hat sich über die Völkerwelt ergossen, seit durch Luther die Fragen des innersten Geisteslebens so gewaltig in den Vordergrund gerückt wurden. So ist die christliche Religion im eminentesten Sinne eine *geschichtliche Religion*, erwachsen auf dem Nährboden der Heiligen Schrift; ihre Wurzeln reichen zurück bis in die Zeiten Abrahams, der „der Vater der Gläubigen" genannt wird. Die Geschichte des Alten und Neuen Testaments und die Geschichte der christlichen Kirche seit der Apostel Zeiten ist die geistliche Mutter der jeweilig lebenden christlichen Generation. Sie abschütteln, von ihr sich emanzipieren wollen, sich lossagen von der Autorität dieser Mutter ist eben solch törichter Subjektivismus, als

wenn einer behaupten wollte, er sei überhaupt ohne Mutter durch sich selbst in die Welt gekommen.

Wie unaussprechlich töricht, hochmütig und revolutionär ist doch das Bestreben, ein Christentum ohne Christus, ohne apostolische Urzeugen und ohne das Geschichtszeugnis der ersten christlichen Kirche zu konstruieren. Dieser töricht-hochmütigen Art von Subjektivismus begegnen wir aber heutzutage in dem revolutionären Streben moderner Theologen, die sich einen eigenen, selbsterdachten Begriff des Christentums zurecht drechseln, jede kirchliche Autorität bekämpfen und sich anmaßen, ein neues, echtes, gereinigtes Christentum zu produzieren, das von jeder Anerkennung kirchlich überlieferter Glaubensbekenntnisse sich lossagt. Mit größter Willkür werden da die historischen Quellen der christlichen Religion zurecht geschnitten, alles ausgemerzt und ausgeschieden, was nicht passen will zu der eigenen Konstruktion, die man sich selbst zurecht gemacht hat. Da ist dann kein Prophet, kein Apostel, ja selbst Jesus Christus nicht mehr Autorität für irgendwelche Wahrheit. Sondern der hochmütig-revolutionäre Menschengeist von heute weiß das alles besser als die Menschen vor 1900 Jahren es wissen konnten. Wie unnatürlich ist doch diese radikale Auflehnung wider die Autorität der Heiligen Schrift, wider den Gründer und die Begründer und die Bekenntnisse der christlichen Kirche, die den geistigen Niederschlag der großen Geistesarbeit der Jahrtausende darstellen!

Doch diese Betrachtungsweise wäre durchaus einseitig, wenn wir das Christentum lediglich nur auf Autorität gründen und nur einen Autoritätsglauben fortpflanzen wollten. Auf diesem Autoritätsprinzip kann kein echtes persönliches Geistesleben erwachsen. Wo man bloß annehmen und festhalten will, was man gelernt und erlebt hat an geistigen Gütern, da kommt's zu keiner inneren Verarbeitung und Aneignung. Da gilt das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen!" Bloße Annahme und widerspruchslose Zustimmung zu dem, was wir in Kirche, Schule und Haus von Kind auf gehört und gelernt haben, das entspricht keineswegs den göttlichen Absichten in bezug auf die innere Selbständigkeit der geistigen Persönlichkeit. Wer nur das festhalten will, was seine Väter geglaubt und auf ihn vererbt haben, oder was seine jetzige Kirche ihn glauben heißt, wer es als ein Unrecht ansieht, sich eine eigene Ueberzeugung in den tiefen Fragen der Religion zu bilden und dieser zu folgen, auch wenn sie von dem Glauben der Voreltern abweicht, der steckt ganz und gar in dem katholischen System des Autoritätsglaubens, wo das unfehlbare Lehramt der Kirche jedes Recht der eigenen Forschung und eigenen Ueberzeugung verschlungen hat. In diesem katholischen System gilt die einzelne Person nichts. In diesem System gilt nicht das eigene, das einer aus Schrift und Erfahrung geschöpft hat oder glaubt schöpfen zu dürfen. Da gilt nur das, was immer, was überall und was von allen geglaubt worden ist. „Ich glaube, was die Kirche glaubt." Daß dieses starre Autoritätsprinzip auch im Lager der protestantischen

Kirche, namentlich hierzulande noch weit verbreitet ist und große Macht über die Gemüter auch evangelischer Christen ausübt, ist dem Kenner wohl bekannt. Die großen kirchlichen Streitigkeiten und konfessionellen Kämpfe gehen hervor aus der einseitigen Geltendmachung der kirchlich überlieferten Symbole oder Glaubensbekenntnisse, von denen im geringsten abzuweichen, von vielen engen Geistern als revolutionär verdammt wird. Das Bestreben mancher Konfessionskirchen dieses Landes, ihre Gemeindeglieder im Gewissen so fest an ihre eigene Kirche zu binden, daß sie in die größte Gewissensnot kommen, wenn sie ausfinden, daß sie irrtümlich eine Zeitlang in eine Kirche gingen, die nicht ihre eigene anerzogene ist, ist kein Haarbreit besser als das der Papisten, die die Seelen zur Papstknechtschaft erziehen. Es ist ja freilich nicht zu leugnen. daß die altreformatorischen Bekenntnisschriften einen großen Schatz christlicher Erkenntnis und Erfahrung darbieten, geschöpft und gegründet auf die Urquelle des Christentums, die schon genannte Heilige Schrift. Aber sie sind doch schon abgeleitete Ströme der Wahrheit und Erkenntnis, mehr oder weniger getrübt durch die menschlichen Kanäle, durch welche sie flossen. Und dabei stellen sie ein so ausgetüfteltes Lehrsystem dar, daß einfache, ungelehrte Leute und Laien nicht imstande sind, sich durch diese Lehrsysteme und Lehrstreitigkeiten hindurchzuwinden und sich ein selbständiges, unabhängiges Urteil zu bilden. Die Laienwelt im Gewissen binden wollen an die altreformatorischen Symbole, heißt mit Gewalt das katholische Autoritätsprinzip fortpflanzen auch in der protestantischen Kirche; heißt sich versündigen gegen den Uranfang der Reformation. Denn Luther hat auch nur durch Lossagung von dem katholischen Autoritätsprinzip und durch Berufung auf das Recht persönlicher Erforschung der Heiligen Schrift sich frei gemacht von aller priesterlichen Bevormundung, die ihm dieses Recht streitig machen wollte. Es ist aber auch eine Versündigung gegen die geistige Persönlichkeit überhaupt, die nicht bloß abhängig sein soll von ererbten Autoritäten, sondern zu innerer geistiger Freiheit und Selbständigkeit heranreifen soll. Hat ja doch Jeremia schon geweissagt vom Neuen Bunde: „Es wird keiner den andern noch ein Bruder den andern lehren und sagen: erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, beide klein und groß, spricht der Herr.“ (Jer. 31, 34). Und Christus stellt die neue mit ihm anbrechende Zeit selbst unter eine ähnliche Regel, wenn er aus Jes. 54, 13 das Wort entnimmt: „Sie werden alle von Gott gelehret sein“ (Joh. 6, 41). Das will also doch sagen: die Glieder des Neuen Bundes sollen nicht bloß abhängig sein von der Vorwelt oder den geistlichen Führern der Mitwelt; sie sollen nicht als geistige Parasiten bloß in das fertig gemachte Gehäuse oder Lehrsystem ihrer Kirche hineinschlüpfen und denken, in diesem Gehäuse seien sie geschützt und gedeckt gegen alle Feinde ihrer Seele von innen und außen! Sondern sie sollen an ihrer geistlichen Nährmutter, der Schrift vorzugsweise, sich so ernähren, ihren geistigen Gehalt, ja Christum selbst sich so innerlich aneignen, daß sie zu selbständigen, ausgereif-

ten Persönlichkeiten heranwachsen, die selbst eigene Erfahrungen und eigene Ueberzeugungen haben, die dem inneren Lehren des Geistes offenstehen, so daß sie vom Geist in alle Wahrheit geleitet werden können. Das muß dann nicht immer nur solche Wahrheit sein, die schon lange kirchlich geprägt und sanktioniert ist, sie muß aber doch in geistigem Einklang und Harmonie stehen mit dem Zeugnis der Heiligen Schrift.

Freilich solche an der Schrift gebildete und herangereifte Geister sind darum nicht vor allem Irrtum gesichert und können leicht auch in einseitigen Subjektivismus verfallen und zum Separatismus hinneigen. Auch sind solche Leute den studierten Herren Geistlichen oft recht unbequem, sie sind oft viel besser beschlagen in Wort, Sinn und Geist der Schrift als die Pfarrer und gewinnen so leicht ein großes Ansehen bei ihren Laienbrüdern, denen sie sich leichter verständlich machen können,als die gelehrten Herren mit ihrer theologischen Terminologie, die vielfach über die Köpfe der einfachen Leute hinausgeht. Hat ja doch das Stuttgarter Konsistorium dem Bauer Mich. Hahn die indignierte Frage vorgelegt, wie er sich unterstehen könne die Schrift auszulegen, wo sie es sich so viel Geld kosten ließen, um Theologie zu studieren? Und seine Antwort war: „Jo, meine Herren, un mi hot's mei Leaba koscht." So sehr nun aber auch solche geistig herangereifte Persönlichkeiten zu einer gewissen Freiheit gegenüber allen fremden, äußeren Autoritäten heranwachsen, von einer Autorität werden sie doch nie loskommen können: Von Christus selbst, dem geistigen Lebensquell, aus welchem ihr Leben und ihre innere geistige Erleuchtung und Kraft herfließt, können sie nie sich trennen, ohne sich selbst aufzugeben. „Ohne mich könnt ihr nichts tun." Je mehr aber Christus in ihnen geistig heranwächst und eine Gestalt gewinnt, desto mehr wird es auch in der Christusähnlichkeit sich offenbaren: In Demut, in Sanftmut, in Selbstverleugnung und Selbsthingabe, in barmherziger Sünderliebe, Langmut und Geduld. Echte Christen, in denen Christus selbst lebt, werden keine hochmütigen Richtgeister, keine rechthaberischen Separatisten, die über andere Brüder sich eine geistige Herrschaft anmaßen und ihnen allerlei Gesetze, sei es in Lehre oder im Leben aufhalsen wollen. So bewahrt der Geist Jesu Christi gerade die, welche am meisten unter seiner Leitung stehen, vor revolutionärem Subjektivismus, vor geistlicher Herrschsucht und vor Lostrennung von der Gemeinschaft anderer gleichgesinnter Brüder. Wir sehen hier, je mehr Christus, die wahre Quelle aller Autorität, in einem Menschenherzen wohnhaft wird, um so freier einerseits wird er von äußerlich kirchlicher Autorität; und andererseits: alles, was an wirklich-göttlicher Wahrheit schon in der Kirche, in ihren Institutionen, Schriften und Bekenntnissen Gestalt gewonnen hat, das wird sich auch als Wahrheit an dem Gewissen des gereiften Christen bewähren. Der Gegensatz von äußerer Autorität und innerer Geistesfreiheit wird in der herangereiften christlichen Person überwunden. Hat der Christ zuvor geglaubt, weil die Schrift, die Kirche und seine Eltern ihn so gelehrt haben, so kommt er bei richtiger

geistiger Entwicklung dahin, daß er wie die Samariter sagen kann: Ich glaube hinfort nicht mehr um eurer Lehre und Aussage willen, sondern ich habe es selbst erkannt und erfahren, daß dieser ist aller Welt und auch mein Heiland, Erlöser und Herr.

Der Streit um die vielen einzelnen kirchlichen Bekenntnisse und Symbole fällt da in sich zusammen. Hier konzentriert sich die wahre Gotteserkenntnis in wenige kurze Bekenntnisworte. Das apostolische Symbolum wird da zwar nicht als Glaubens*norm* und *Gesetz* aufgefaßt und festgehalten. Es wird aber doch bei einem solchen Christen auch *das* unverbrüchlich feststehen, was unbedingt mit der Hoheit und Heilandswürde Jesu Christi unauflöslich verbunden ist. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die Relativsätze im zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses durchaus nicht so entbehrlich sind, wie man uns glauben machen will, sondern sie sind der Unterbau, die tragenden Säulen, auf welchen die Kuppel des Bekenntnisses ruht: „Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, zu dem plastischen Bild von der Kuppel eine Erklärung beizufügen, in welchem Sinn es gemeint sei. Es will besagen, daß der *Hauptsatz* im zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses die krönende Spitze, das *Höchste*, *Größte* und *Herrlichste* ist im Christenglauben, so lange die drei Bestimmungen *im alten Sinn des Evangeliums gelten*. Nämlich, daß Jesus sei 1. Christus; 2. Sohn Gottes; 3. Herr des Universums (im Sinn von Matth. 28, 18; Phil. 2, 9—11; Ephes. 1, 20—22). Größeres, Herrlicheres kann von Jesus nicht gesagt und bekannt werden, als was in diesen drei Bestimmungen konzentriert ist. Es ist aber auch unleugbar, daß diese hohen Aussagen von Jesu *nur dann und so lange gelten können*, als die nachfolgenden Relativsätze im vollen alten Wortsinn der christlichen Kirche gelten. Wer die Aussagen der Relativsätze ablehnt, entleert, leugnet, der unterwühlt den Hauptsatz im Bekenntnis von Jesus Christus. Werden so die Säulen weggebrochen, so stürzt auch unfehlbar die Kuppel ein. Die Säulen aber sind entnommen dem Steinbruch der Heiligen Schrift selbst und fassen so kurz und bündig als möglich die Summe der apostolischen Tradition zusammen. In der persönlichen inneren Herzenszustimmung und -Ueberzeugung zu diesen Sätzen kommen also Tradition und persönliche Ueberzeugung, Autorität und freie geistige Persönlichkeit zusammen, der Widerstreit zwischen Autorität und Persönlichkeit wird aufgehoben und somit das Wort Christi erfüllt: „Die Wahrheit wird euch frei machen." In diesem Sinn verstehe man auch das Wort, das wir voriges Jahr im Maiheft unter dem Titel „Freiheit" hingeworfen haben und das vielleicht manchen befrembet oder gar verdrossen hat.

Nachschrift. Vorstehendes war längst geschrieben, da kam uns wieder der Aufsatz von Dietrich von Oertzen in die Hände, den wir

im Januarheft 1912 von Seite 17 an abdruckten. Er tadelt darin (Seite 20. 21) das krankhafte Sichanklammern der gläubigen Christen an die Lehre von der Verbalinspiration und fordert, daß die gläubige Theologie ein neues Meisterwort finde, um die neue Grenzbestimmung zwischen Autorität und Freiheit damit auszusprechen. (Man lese den betreffenden Artikel sorgfältig nochmals durch.) Wir glauben, auf ein solches Meisterwort brauchen wir nicht erst zu warten. Der lebendige Persönlichkeitsglaube wird stets selbst die rechte Vermittlung suchen und auch finden zwischen Autorität und Freiheit. Wir wollen an einem Beispiel erklären, wie wir's meinen. Hier im Nordwesten kann man gewaltige Riesenbäume, Riesen an Umfang und Höhe finden. Diese Bäume sind aus einem Felsboden erwachsen, der ringsum in weitem Umkreis keinen Schollen Erde aufweist. Es ist einem unbegreiflich, wie Bäume aus solchen Felsen hervorwachsen können. Nicht ganz weit davon kann man ebensolche Riesenbäume am Boden liegen sehen. Sie sind umgefallen vom Wind, haben im Fall ihre Wurzeln mit aus dem Boden herausgerissen und im Boden ein tiefes Loch zurückgelassen. Wie ging das zu? Sie standen nur auf weichem Sandboden und hatten keinen Halt gegen den Sturm! (Matth. 7, 24—27). Der Baum, der aus dem Fels hervorgewachsen ist, steht fest und spottet des rasenden Sturmes! Der Felsgrund, das ist die Schriftautorität, die harte, unveränderliche und unumstößliche Tatsachen feststellt. An Tatsachen läßt sich absolut kein Jota abbrechen und mindern. Mag auch der moderne Unglaube noch so oft den archimedischen Hebel ansetzen, um den Fels zu brechen und zu stürzen, er wird stets finden, daß der Punkt (da mihi punctum!) nicht tragfähig ist, wo er seinen Hebel ansetzen will. So lange aber der Felsgrund fest steht, steht auch das freie, himmelanstrebende lebensvolle Gewächs des Glaubens fest, und läßt vom Sturm sich nicht erschüttern und aus dem Grunde reißen. Aber die freie, glaubende Persönlichkeit ist nicht knechtisch gebunden, sondern sie wächst hervor als lebensvolles, freies, himmelanstrebendes Gewächs, das erst dann voll ausgewachsen ist, wenn es zum vollen Mannesalter in Christo und zur Aehnlichkeit Christi herangewachsen ist. Der in ihr pulsierende Lebensgeist Jesu Christi stellt so stets die rechte Vermittlung her zwischen Vergangenheit und Gegenwart. In § 70 seiner Ethik gibt Th. Culmann unter der Ueberschrift: „Die Freiheit des Christen gegenüber der Schrift" die Stellung an, welche der gläubige Christ gewinnt auch gegenüber dem Felsgrund der Schriftautorität, von dem wir vorstehend geredet haben. (Man vergleiche auch § 69.) Wir müssen hier abbrechen und es dem forschenden Leser überlassen, sich das weiter zurechtzulegen.

Christentum und Buddhismus.

Von Pastor M. Weber.

Es ist eine schwierige Aufgabe, fremde Gedanken wiederzugeben. Und das ist besonders der Fall hinsichtlich des Buddhismus. Wir werden da in eine fremde, höchst eigenartige Welt hineinversetzt. Dazu kommt noch der Umstand, daß das überlieferte, so äußerst umfangreiche Material aus viel späteren Zeiten stammt, als der, in welche die Entstehung des Buddhismus fällt. Es stammt ohne Zweifel aus Zeiten, in denen man längst die Gedankenwelt des Meisters dem Zeitgeiste ganz besonders angepaßt hatte. Es ist darum schwer, das Ursprüngliche von dem Späteren zu sondern. Diese Scheidung ist aber unbedingt notwendig, um so viel als möglich zu erfahren, was der Meister selbst gelehrt hat und wie seine Anhänger sich mehr und mehr von ihm entfernt haben. Allein auf diesem Wege läßt sich annähernd feststellen, was der ursprüngliche Buddhismus gewesen ist. Alles andere, was sonst noch als buddhistisch bezeichnet wird, dürfte zum Teil nach-buddhistischen Ursprungs sein. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß über den Buddhismus schon so verschiedenartige Urteile gefällt worden sind und zu falschen Vorstellungen führten. Sehr leicht gelangt man zu dem Schlusse, als wäre der Buddhismus nur ein phantastisches System, das sich nur mit jenseitigen Regionen beschäftigt, aber mit dieser irdischen Welt wenig zu tun habe. Sehr oft läßt man gerade die ethische Seite des Buddhismus, welche dessen Kern ausmacht, wenn man sie auch nicht ganz ignoriert, so doch nicht zu ihrem vollen Rechte kommen. Sogar einem der berühmtesten Sprachforscher (Max Müller) blieb der Tadel nicht erspart, daß er zwischen dem Buddhismus als einer Religion und dem Buddhismus als einer Philosophie unterscheiden will. Wir können darauf nicht näher eingehen. Aber in Kürze wollen wir noch einige geschichtliche Daten abfertigen, ehe wir an unsere eigentliche Aufgabe, die Vergleichung der beiden Religionen, herantreten.

Zu der Zeit als im Volke Israel das Christentum in Erscheinung trat, hatte im fernen Indien eine andere Religion schon längst die Grenzen ihres ursprünglichen Landes überschritten. Im Laufe mehrerer Jahrhunderte hat sich dieselbe in gewissem Sinne als Weltreligion bewährt. Wir meinen den Buddhismus. Er hat mit derselben Kraft und Beharrlichkeit die Völker des Ostens erobert, wie das Christentum sich vorwiegend nach Westen ausbreitete. Es ist darum nicht zu viel gesagt, daß das Christentum und der Buddhismus — d. h. alle Verzweigungen eingeschlossen — die beiden verbreitetsten Religionen sind. Daraus läßt sich von vorneherein annehmen, daß beide Religionen dem menschlichen Geiste am meisten zusagen, und daß beide, trotz mancher Verschiedenheiten und Gegensätze, doch gewiß auch manches Verwandte und Gleichartige haben müssen. Und gewiß ist es von Interesse, zu wissen, welches die Punkte sind, in denen eine Gleichheit, oder doch Aehnlichkeit zwischen christlicher und buddhistischer Anschauung zu Tage

tritt. Es sind Berührungspunkte vorhanden sowohl in der Geschichte, als in der Lehre, ganz besonders aber nach den Zweckgedanken, welche beiden Religionen zu Grunde liegen. Bei einer Vergleichung beider Religionen, was, wie schon erwähnt, unsere Aufgabe sein soll, werden wir ihren gegenseitigen Wert erkennen und beurteilen können, welche von ihnen, ihrem sittlichen Gehalte nach, notwendigerweise als die höhere gelten muß. Eine solche Vergleichung wird uns auch durch die Tatsache nahe gelegt, daß der Buddhismus in der neueren Zeit besonders in den Vordergrund getreten ist. Für ihn wird von buddhistischer Seite hierzulande und auch in Europa zielbewußte Propaganda getrieben, und zwar mit Erfolg. Es gibt in deutscher Sprache — und gewiß auch in englischer — einen buddhistischen Katechismus, der uns mit den Lehren des indischen Weisen bekannt zu machen und für sie zu gewinnen sucht. In Leipzig soll ein buddhistischer Missionsverein bestehen zur Verbreitung buddhistischer Ideen.*) Besonders ist die moderne Theosophie von buddhistischen Gedanken und Stimmungen durchzogen. Freilich, was heute von ihren Jüngern für buddhistische Weisheit ausgegeben wird, ist nicht der ursprüngliche Buddhismus mehr, wie wir schon angedeutet haben. Vielfach sind die Gedankensysteme vom christlichen Geist beeinflußt. Aber auch diese modernisierte buddhistische Lehre steht in entscheidenden Punkten im Gegensatz zum Christentum. Die Anziehungskraft des Buddhismus, so urteilen verschiedene, liegt zum Teil in dem Dunkeln, Geheimnisvollen, Fremdartigen, das ihn umgibt, und das auch heute wieder für viele seinen Reiz hat. Andererseits sind es allgemeine Gedanken, die für die exotische Lehre einnehmen. Die Parallelen zwischen Buddhismus und Christentum sind allerdings nicht nur in einzelnen Punkten der Lehre, sondern auch in der Geschichte und in der Entwickelung sehr auffallend. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn gewisse Richtungen der modernen Wissenschaft darauf gekommen sind, das Christentum aus dem Buddhismus abzuleiten. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe auf die Details hier näher einzugehen. Es sind irrtümliche Hypothesen. Neben dem vielen, was die beiden Religionen gemein haben, übersieht man die Hauptsache. Es ist dies der tiefgreifende Unterschied, welcher die beiden auseinander hält. Der Anspruch des Christentums auf höchste Wahrheit läßt sich auf eine allgemein überzeugende Weise nur stützen auf seinen, andere Religionen überwiegenden inneren Wert, der sich darin erweist, daß es die größte Lebenskraft, Entwickelungs- und Anpassungsfähigkeit hat, was nur dadurch möglich war, daß es den Bedürfnissen des menschlichen Gemütes die reichste und reinste Befriedigung gewährt. Dieser angedeutete tiefgreifende Unterschied stellt das Christentum so hoch über den Buddhismus, wie rechte zielbewußte Sittlichkeit über den bleibenden Natur-

*) Im „Geisteskampf der Gegenwart“ Juni 1912 gibt Dr. P. Trübe in längerem Aufsatz genaue Einsicht in die buddhistische Propaganda in Deutschland und über die massenhafte deutsche Literatur, die diesem Zweck dienen soll. Wir empfehlen diesen Aufsatz der Beachtung der Leser. D. R.

trieb. Die vergleichende Religionsgeschichte ist das unentbehrliche Mittel, um die überlegene Wahrheit des Christentums aus einer bloß subjektiven Glaubensannahme zu einer allgemeinen Gewißheit zu erheben. Die vorher ausgesprochene Ueberzeugung hinsichtlich des Wertes des Christentums, bliebe aber so lange eine unbewiesene Voraussetzung, ein subjektives Glaubenspostulat, als sie nicht erprobt ist durch eine Vergleichung des Christentums mit den anderen Religionen. Um eine Vergleichung ist es uns hier zu tun. Darum unser Thema: „Christentum und Buddhismus." 1. In der Fassung des Erlösungsbegriffes. 2. In der sich daraus ergebenden Sittlichkeit.

1. Der Vergleich in der Fassung des Erlösungsbegriffes.

Was, äußerlich betrachtet zu einem Vergleich des Buddhismus mit dem Christentum herausfordert, ist die Uebereinstimmung des Grundgedankens, welcher bei beiden Religionen im Mittelpunkt steht. Wie das Christentum, will auch der Buddhismus den Menschen die Erlösung bringen. Von diesem Gedanken ist alles beherrscht, alles durch ihn bestimmt. Und in dem Begriff der Erlösung ist auch für den Buddhisten das begehrenswerteste Gut enthalten, zu dessen Besitz ihm seine Religion verhelfen soll. Auch wenn wir vorderhand diesen Begriff ganz allgemein fassen, so ist dies ein Beweis, wie hoch der Buddhismus über all jenen Religionen steht, die wir sonst unter dem Namen heidnische zusammenfassen. Nur das Christentum hat etwas Derartiges aufzuweisen. Nur im Christentum finden wir eine Betrachtungsweise des irdischen Lebens, bei welcher das Bedürfnis nach Erlösung auf der Selbsterkenntnis des Menschen basiert. Mit dieser christlichen Betrachtungsweise berührt sich eng der Buddhismus. „Wie das große Meer," so heißt es in einer seiner Schriften, „nur von einem Geschmack durchdrungen ist, von dem des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, von dem Geschmack der Erlösung." Das läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig! Ist nicht der Gedanke der Erlösung der höchste Zweck, welchen eine Religion haben, das höchste Ziel, welches sie in Aussicht stellen kann? Damit der Mensch denselben erfassen, respektive das Bedürfnis nach einer Erlösung empfinden kann, muß der Sinn des natürlichen Menschen, welcher den äußeren Schein der Dinge für das einzig Wirkliche hält, einer tieferen Erkenntnis Raum geben. Was ist nun die äußere Nötigung zu einer derartigen Vertiefung? In erster Linie gibt der sich von selbst aufdrängende Gedanke des Todes, sowie die Wahrnehmung der Vergänglichkeit aller Dinge die Veranlassung dazu. In noch höherem Grade aber führt das mit der wachsenden Selbsterkenntnis Hand in Hand gehende Bewußtsein der Sünde und das daraus resultierende Schuldgefühl in dieselbe Gedankenrichtung. In Verbindung mit jenen anderen Gedanken der Vergänglichkeit alles Irdischen, entwickelt sich so im Menschen allmählich das Erlösungsbedürf-

nis. Das ist unsere christliche Erkenntnis hinsichtlich des Erlösungsbegriffes. Die Vorgeschichte des Christentums zeigt uns deutlich, daß der Gedanke der Erlösung seine Geschichte, seine Entwickelung hat. Im Alten Testament können wir diese Entwickelung verfolgen. Dieses bildet die notwendige Vorstufe des Christentums, ohne welche wir dasselbe als geschichtliche Größe nicht verstehen können. Aehnlich, sagen wir, verhält es sich mit dem Buddhismus. Auch er ist nicht unvermittelt in die Welt gekommen, sondern hat in den verschiedenen Entwickelungsphasen der indischen Religionen seine ganz naturgemäße Vorgeschichte. Höchst interessant ist es nun, zu erforschen, wie gewissermaßen aus ganz verschiedenen Voraussetzungen hier und dort das religiöse Bedürfnis doch bei demselben Begriffe anlangen und ihn als Grundgedanken einer neuen Religion unterlegen konnte. Freilich hat der christliche Begriff der Erlösung erst seine bestimmte Gestalt und seinen spezifischen Inhalt durch Christum erhalten. Denn er hat kraft seiner innigen Gemeinschaft mit Gott das Verhältnis des einzelnen Menschen zu Gott geoffenbart und vermittelt. Das Verständnis dessen, was er Neues gebracht hat, ist bedingt und bestimmt durch die religiöse Entwickelung des von Gott zu eben diesem Zwecke besonders erwählten Gottesvolkes. Diese Entwickelung ging zunächst darauf hin, den ursprünglichen Nationalismus zu durchbrechen und zum Universalismus zu erheben, sodann aber auch den Schwerpunkt des religiösen Lebens immer mehr von außen nach innen zu verlegen, nicht bloß für das ganze Volk, sondern für jeden einzelnen. Denn jeder einzelne sollte in einem besonderen Verhältnis zu Gott stehen. Und dadurch wurde der in den Zeiten schwerer Drangsal lebendig gewordene Gedanke einer nationalen Erlösung verinnerlicht, vertieft zum Gedanken einer individuellen Erlösung. Das Erlösungsbedürfnis wuchs hier auf dem Boden einer geschichtlichen Religion empor. Der Gott aber, welcher die Geschichte seines Volkes mit besonders deutlicher Hand leitete, wurde immer mehr als ein Gott der Heiligkeit und der Gerechtigkeit erkannt. Seine Hilfe und sein Beistand wurde demzufolge dann auch immer mehr von der Erfüllung sittlicher Pflichten abhängig gemacht. Die Hauptträger und Förderer dieser Entwickelung waren die Propheten, welche durch ihre Größe und durch ihr gewaltiges Hervorheben der sittlichen Momente ihrer Religion, dieselbe von Stufe zu Stufe emporgehoben, vertieft und vergeistigt haben.

Wie verhält es sich nun mit dem Buddhismus in Bezug auf seine Vorbereitung? Die Grundlage des Buddhismus ist eine mystische Naturreligion mit pantheistisch-polytheistischer Färbung. Im Laufe der Zeit wurde diese polytheistische Grundlage mit allerlei philosophischen Spekulationen überarbeitet. Die Lebenskraft des indischen Volkes zeigte überhaupt immer mehr eine Vorliebe für allerlei tiefsinnige Spekulationen, als daß sie sich in einer lebendigen Geschichte zum Ausdruck brachte. Kein Wunder, daß dieser Polytheismus sich zu leeren Abstraktionen verflüchtigte und an Stelle der vielen Götter eine unpersönliche,

unvergängliche Weltursache, das Brahma, gesetzt wurde, aus der alles hervorgeht, zu der alles zurückkehrt und durch welche alles ins Dasein gerufen ist. Nur einen Schritt brauchte man noch weiter zu gehen, um in diesem Brahma, in dieser welterhaltenden Lebenskraft, den Urquell des Geistes zu erkennen. Damit war dann ein Gott über alle Götter gegeben, freilich unerkennbar und unpersönlich, aber als Geist überall vorhanden. Der ewigen Ruhe des Allgeistes gegenüber mußte das irdische Leben mit seinem ewigen Wechsel, mit seinen Leiden und Schmerzen als die größte Armseligkeit empfunden werden. Wie nahe liegt es unserm Verständnis, daß es jenen Menschen als das köstlichste Ziel erschien, dem irdischen Leben zu entfliehen und zu jenem Ewigen, als dessen Teil man sich fühlte, zurückzukehren. So entwickelte sich auf Grund philosophischer Spekulationen für diejenigen, welche mit diesen Gedanken Ernst machten, das Bedürfnis nach Erlösung. Sehr erklärlich, daß das irdische Leben von dieser Schattenseite aus betrachtet, mehr und mehr als etwas Armseliges, Wertloses, ja geradezu als ein Leiden erschien. Freilich liegt es auch auf der Hand, daß eine solche Lebensanschauung sich schließlich in einem krankhaften Pessimismus vollenden mußte. Dieser Pessimismus erfährt nun durch die phantastische Lehre von der Seelenwanderung, welche dieses armselige Dasein durch unzählige Wiedergeburten ins Endlose fortsetzt, eine neue Steigerung, damit aber steigert sich auch das Erlösungsbedürfnis. Allerdings diese Gedankenreihen, bez. deren Entwickelung, liegen für uns mehr oder weniger im Dunkeln, weil unsere Kenntnis des vorbuddhistischen Indien nur eine sehr lückenhafte ist. Soviel ist aber zu erkennen, daß wie in Israel die Propheten, so in Indien die Priesterkaste der Brahmanen, die geistigen Führer des Volkes gewesen sind und mit ihren Spekulationen die ursprüngliche Naturreligion der Veden zu einem philosophischen Pantheismus erhoben haben.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß die beiden Entwickelungsreihen, des Christentums sowohl wie des Buddhismus, beim Begriff der Erlösung, als dem End- und Zielpunkt ihrer Religion anlangen. Aber der Unterschied ist der, daß sie, den verschiedenen Voraussetzungen gemäß, einen verschiedenen Inhalt haben, der sich konsequent auf verschiedene Weise realisieren muß. Das Erlösungsbedürfnis im Judenvolke blieb trotz der gewaltigen Wirksamkeit der Propheten bei den allermeisten Volksgliedern doch nur ein äußeres, das in den grobsinnlichen Messiasideen zum Ausdruck kam. Christus vertiefte das Erlösungsbedürfnis und gab ihm sozusagen seinen transzendenten Inhalt. Das charakteristische Merkmal des jüdischen Erlösungsbedürfnisses war gemäß ihrem Gottesglauben, jenes Warten auf eine besondere Erlösungstat seines Gottes. Und dies ist in der Sendung des eingebornen Sohnes geschehen. Er hat nicht nur dem Judenvolke als Ganzem, und nicht nur jedem einzelnen im Volk, sondern jedem Menschen und der Menschheit überhaupt die Erlösung als eine Gnadentat Gottes bringen wollen.

Und was ist es nun für eine Erlösung? Aehnlich wie die Propheten, hat Christus die Blicke der Menschen bald in ihr Herz, bald hinauf zu Gott gerichtet. Er hat ihnen gezeigt, daß die Uebertretung seines geoffenbarten Willens Sünde sei. Er hat ihnen ihre Unreinheit und Sündhaftigkeit vor Augen gestellt und gezeigt, wie sie so keine Gemeinschaft mit Gott haben könnten; daß sie vielmehr seine Strafe fürchten und ewigem Verderben anheim fallen müßten, wenn sie es nicht vermöchten, sich von der Sünde frei zu machen. Freilich war mit solcher Predigt allein den Menschen noch nicht geholfen. Denn aus eigner Kraft konnten sie nicht und kann sich überhaupt niemand von der Sünde erlösen. Aber eins sollte und konnte damit erreicht werden, nämlich sie konnten sich selbst in ihrem Unvermögen und in ihrer Sünde erkennen. Angesichts des gerechten und heiligen Gottes sollte das Erlösungsbedürfnis in ihnen vertieft und gesteigert werden. Schmerzlich sollten sie bereuen, demütig bittend auf Gott schauen und von ihm die Erlösung erwarten. Durch Christum, der sich durch Wort und Tat als Erlöser bewährte, sollten sie der Erlösung wirklich teilhaftig und gewiß werden. Die Erlösung, welche er gebracht hat, besteht nicht nur in der Verheißung, daß Gott ihrer Sünden nicht mehr achten will, sondern in einer wirklichen Erfahrung, in einem inneren Erlebnis der Erlösung. Hierdurch werden sie mit Gott verbunden und durch Christum innerlich neue Kreaturen, obgleich sie äußerlich noch dieselben sind. Christus hat darum für die Erlösungsbedürftigen eine doppelte Bedeutung. Einmal als Offenbarer der ergreifenden Vaterliebe Gottes, welche den Menschen das Bewußtsein der Schuld nimmt, zum andern als neubelebende Geisteskraft, welche den Menschen von der ihm anhaftenden Sünde befreit. So kann hier für den Gläubigen in der Tat von einem inneren Erleben, von einem Bewußtwerden der Erlösung schon hier in diesem Leben die Rede sein. Und gerade das ist das spezifisch Neue des christlichen Erlösungsbegriffes gegenüber der Religion des Alten Bundes, nämlich die innere Loslösung von Sünde und Schuld zur Gemeinschaft mit Gott. Diese Stellung des einzelnen Gott gegenüber findet ihren deutlichsten Ausdruck in dem Verhältnis eines Kindes zum Vater. Diese neue Gemeinschaft mit Gott, mitsamt der Gemeinschaft der Gläubigen untereinander, hat Christus das Reich Gottes genannt, dessen Vollendung in der Zukunft stattfindet. Der durch Christum Erlöste ist sich der Teilnahme an diesem Reich gleichwohl schon in diesem Leben bewußt. Als die innerlich erlebte Erlösung soll sich diese Teilnahme nun auch im Verkehr mit der Welt und mit dem Nächsten als solche bewähren. Dadurch soll sie auch dem Leben in der Welt einen höheren Wert geben. Auch gewinnen von diesem Standpunkte aus alle Begebenheiten des Lebens, gute oder böse Tage, Glück oder Unglück, eine andere Wertschätzung. Am Maßstab des ewigen Zieles gemessen, werden diese Dinge zu göttlichen Erziehungsmitteln für ein ewiges Leben. Der Menschheit eine Erlösung in diesem Sinne zu bringen, welche nicht etwa nur gedacht, oder geträumt, sondern wirklich erlebt wird, dazu bedurfte es

einer besonderen Offenbarung Gottes, wie sie Christus allein gebracht hat. Darum ist er für alle Zeiten und für alle Menschen der einzig wahre Erlöser und das Christentum die wahre Erlösungsreligion.

Kehren wir nun zum Buddhismus zurück. Hier ruht das Erlösungsbedürfnis nicht auf der Erkenntnis der Sünde und dem daraus hervorgehenden Schuldgefühl einem lebendigen Gott gegenüber. Sondern es ruht auf einem aus der Erfahrung abstrahierten und durch metaphysische Spekulationen begründeten Pessimismus, welcher in der ganzen Welt nur Leiden sieht. Wem das irdische Leben nichts anderes als Leiden ist, der vermag auch nur in einer völligen Aufhebung dieses Lebens ein Aufheben des Leidens zu erblicken. Das ist die Lehre des buddhistischen Erlösungsbegriffes. Gab es für das Denken keinen persönlichen Gott mehr, der, über den Menschen stehend, in deren Geschick eingreifen konnte, dann war man bei einem trostlosen Atheismus angekommen. Dann blieb für das Erlösungsbedürfnis keine andere Möglichkeit übrig, um dasselbe zu befriedigen, als durch fortwährendes Suchen und Streben mit eigner Kraft und eignen Mitteln die Erlösung zu finden. Je mehr sich nun der indische Geist dieser krankhaften Weltanschauung zuneigte, um so mehr machte sich ein solches Streben und Suchen nach dem Wege der Erlösung geltend. Als einen solchen Pfadsucher auf dem Gebiete der Religion haben wir uns auch den Stifter des Budhismus zu denken. Was er zuerst wie die andern mit brahmanischer Weisheit und nachher mit mönchischer Askese und Selbstpeinigung vergeblich versucht hatte, glaubte er schließlich auf dem Wege geistiger Erhebung, oder besser geistiger Versenkung in das Nichts gefunden zu haben. In Buddhas Lehre hat der indische Geist das zum Ausdruck gebracht, was vielen in ihrem religiösen Empfinden schon längst als Ziel vor Augen gestanden hatte. So kam es, daß er bald über eine kleine Zahl von Anhängern verfügte. Diese machten es sich zur Lebensaufgabe, die Lehre ihres Meisters nach Kräften auszubreiten. Die Folge war, daß sich um ihn eine größer werdende Gemeinde sammelte, welche sich mit der Zeit über ganz Asien verbreitete. So ist Buddha, nachdem er nach langem Suchen die Erlösung für sich selbst glaubte gefunden zu haben, zum Stifter einer neuen Religion geworden.

Worin besteht nun die Erlösung, welche die Religion Buddhas ihren Anhängern vermitteln soll? Die Antwort ist für einen Christen höchst befremdend, und zwar darum, weil sie nicht bloß ein einzelner gibt, sondern weil ein ganzes Volk darin seinen Lebenszweck zu erreichen meint. Die Antwort ist diese: „Aufhebung des Lebens, Aufhebung der Individualität, Rückkehr ins Nirwana.“ Das ist die Quintessenz der buddhistischen Erlösung nach ihren Begriffen. Von einer höheren Auffassung des Lebens ist da keine Spur. Ebenso wenig von einem Verständnis für die sittlichen Aufgaben des einzelnen, wie der Gesamtheit in der Welt. Weil das Leben selber eine Last ist, voll Schmerz, voll Bitterheit und Strafe, so ist, nach buddhistischer Auffassung, das Aufhören desselben ein erstrebenswertes Gut. Und dieser

krankhafte Pessimismus bildet die eigentliche Grundlage, auf welche sich die buddhistische Erlösungslehre aufbaut. Das zeigt sich am aller deutlichsten in der Art und Weise, wie die Buddhisten sich die Umkehr ihres Meisters zu erklären suchten. Vier Erscheinungen sollen ihn aus seinem Leben des Genusses in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit aufgeschreckt haben. Zuerst war es der Anblick eines gebrechlichen, vom Alter niedergebeugten Greises. Sodann erblickte er einen mit eiternden Geschwüren bedeckten Kranken, dem sich als drittes ein verwesender Leichnam zugesellte. Und endlich als Wegweiser, um diesem Elend zu entfliehen, sah er die Gestalt eines weltflüchtigen Bettelmönches. Nach diesen Visionen erschien ihm jetzt das Leben als das höchste Uebel, welchem jeder Vernünftige zu entfliehen suchen müsse. Solch gewaltsame Bekehrungen, durch ähnliche Erfahrungen veranlaßt, sind freilich auch zu allen Zeiten im Christentum vorgekommen. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Uebel, mit dem Tode an der Spitze, im Grunde die gewaltigsten Bußpredigten sind. Aber hier ist es wesentlich etwas anderes, hier fehlt gerade das Moment, das dem Christen vor allem anderen das Leben zu einem Uebel macht, nämlich die Sünde und das Bewußtsein der Schuld, samt der daraus resultierenden Furcht vor der göttlichen Strafe. Dies fehlt der buddhistischen Erlösung als Grundlage. Davon ist in ihrer Lehre und der Erfahrung der buddhistisch Erlösten mit keinem Wort die Rede. Denn es fehlt vor allem ein bestimmter, klarer Gottesbegriff, wie er dem Christentum eigen ist. Dem Buddhisten bleibt unter solcher Voraussetzung in der Tat nichts anderes übrig, als das Leben überhaupt für ein Uebel zu erklären und in der Aufhebung desselben die Erlösung zu erblicken. Darum beginnt die buddhistische Erlösungslehre mit dem Satze vom Leiden als der ersten der vier Grundwahrheiten. „Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, vom Lieben getrennt sein ist Leiden, Tod ist Leiden." Somit ist das Dasein für das Einzelwesen seiner ganzen Natur nach nichts als Leiden. Erlösung ist dann auch nur da zu hoffen, wo dasselbe aufgehoben wird.

Für unser christliches Religionsgefühl ist die buddhistische Erlösungslehre nichts anderes als völlige Vernichtung. Weil es Selbsterlösung sein soll, muß es Selbstvernichtung sein, was der Buddhist in seiner Religion erstrebt. Eine solche in der Selbstvernichtung gipfelnde Lebensauffassung, ist die notwendige Konsequenz eines aus dem krankhaften Pessimismus sich ergebenden Atheismus. Gerade hier möchte man fragen, ob denn der Buddhismus mit solchen Voraussetzungen überhaupt als Religion gelten könne? Wir lasen irgendwo folgendes Urteil: „Streng genommen ist es unrichtig, den Buddhismus eine Religion zu nennen. Denn eine Religion ohne Gott ist ein Unding, ein Baum ohne Wurzel, ohne Stamm und ohne Aeste. Der Gott des Buddhismus ist das Nichts. Er heißt nichts und ist nichts." Ob ein höheres Wesen ist oder nicht ist, das liegt der buddhistischen Lehre fern. Sie beschränkt sich auf die eine praktische Frage, nämlich die: wie ist die Erlösung des Menschen vom Leiden möglich? Die zweite der vier

buddhistischen Heilswahrheiten, welche von der Ursache des Leidens redet, gibt nicht nur das Trachten nach Befriedigung der Leidenschaften und dergleichen als solche an, sondern jedes individuelle Streben überhaupt, gleichviel auf was es sich richten mag. Es wird als verfehlt betrachtet. Daraus ist ersichtlich, daß dem Buddhismus trotz seiner moralischen Weltordnung eine göttliche Offenbarung fehlt, welche die Bedeutung des individuellen Lebens und den Wert der Persönlichkeit zum Bewußtsein bringt. So ist der Buddhismus in der Tat in den Banden der Naturreligion hängen geblieben, trotz seiner tiefen Spekulation. Denn nur eine bestimmte klare Erkenntnis von Gott als einer sittlichen Persönlichkeit, vermag den Menschen aus dem Banne der Natur zum Erfassen sittlicher Ziele zu erheben. Und nur ein solcher Glaube vermag dem Streben nach demselben auch die rechte Kraft zu geben.

Wollen wir verstehen, wie der Buddhist sich die zu erstrebende Erlösung denkt, bez. wie er sie zu verwirklichen sucht, so ist dafür charakteristisch, was von Buddha selbst darüber gesagt wird. Er selbst hat vermeintlich das Ziel erreicht und die Erlösung, welche er erstrebte, wirklich gefunden. Und dies war der zweite Punkt in seinem Leben, der ihn zum wahren Buddha machte. Die Berichte über dieses Ereignis sind freilich wieder merkwürdig ausstaffiert. Abgesehen von jenen legendarischen Ausschmückungen und Lobeserhebungen, wird die Grundlage im wesentlichen nichts anderes gewesen sein, als was einzelne Mystiker auch im Christentum erlebt haben: Ein ekstatisches Untertauchen des Selbstbewußtseins und ein Sicheinsfühlen mit Gott. In einem solchen Momente mystischen Schauens war es, da sich Buddha alles enthüllte, wo er, seiner selbst vergessend, wunschlos, neidlos, sich eins fühlte mit der Ewigkeit.*) Da empfand er selige Ruhe. Da kam der Friede der Erlösung über ihn und er war am Ziele angelangt. Von jenem Augenblick an fühlte er sich „erleuchtet," erlöst. Da war er ein echter Buddha geworden.

Hier haben wir nun wieder den schroffsten Gegensatz zu konstatieren bei unserm Vergleich des Buddhismus mit dem Christentum. Bei letzterem wird die Erlösung bei völlig klarem Bewußtsein als ein inneres Erlebnis empfunden; je einfacher und nüchterner, um so besser. Die christliche Erlösung stellt den Gläubigen erst recht auf seine Füße und macht ihn zu einer selbständigen Persönlichkeit mit festem zielbewußtem Willen. Allerdings hat es christliche Mystiker gegeben, die in geistiger Verzückung die irdischen Schranken, welche sie von Gott und der andern Welt trennten, glaubten durchbrechen zu können. Das sind aber Ausnahmen und teilweise auch Extreme. Denn dem eigentlichen Wesen des Christentums sind diese Steigerungen des Gefühls- und Geisteslebens nicht eigen. Sie können wohl einzelnen, besonders dazu

*) Man vergleiche das Buch von R. W. Trine: „In Harmonie mit dem Unendlichen." D. R.

veranlagten Naturen seelisches Bedürfnis sein. Aber es ist noch niemanden eingefallen, dies zur allgemeinen Regel zu machen. Vielmehr hat die Erfahrung bewiesen, wie diese Art leicht auf Abwege führt und sehr verhängnisvoll werden kann. Dem Buddhismus hingegen gilt diese Art mystischer Entzückung als ein Zustand geistigen Hellsehens und als eigentlicher Zweck der Religion. Darauf zielt das religiöse Leben mit allen seinen Regeln und Vorschriften hin. Dabei werden gewisse Stufen und Grade unterschieden, die zu durchlaufen sind. Aber die höchste Stufe zu erreichen, wie dies bei Buddha der Fall gewesen, sei nicht einem jeden möglich. Um aber das Niederhalten des Willens zum Leben zu üben, hat Buddha selbst eine Menge von Regeln und Geboten gegeben, welche, sofern sie Sittengesetze sind, mit christlichen Grundsätzen übereinstimmen. Sie sind aber von einem andern Prinzip geleitet und verfolgen einen andern Zweck. Die Erlösung im buddhistischen Sinne ist eine Kunst, welche geübt werden muß und eine Fertigkeit, welche gelernt werden kann. Und worin besteht diese Kunst? Ein moderner Buddhist gibt uns die Erklärung. Er sagt, diese Erlösung sei eine Art Selbsthypnotisierung, durch welche die Individualität, der eigene Wille ausgelöscht wird, damit der menschliche Geist des Ewigen unmittelbar inne werden kann. Durch völliges Konzentrieren des Geistes auf einen Punkt, sucht man sich selbst zu vergessen. Es gilt die eigenen Gedanken und Begierden aufzuheben und unschädlich zu machen, weil sie den Menschen wie mit einem Netz umgeben, daß er der Erlösung nicht teilhaftig werden kann. Darum handelt auch die dritte der vier buddhistischen Heilswahrheiten von der Aufhebung des Leidens, die erreicht wird durch die völlige Vernichtung des Willens zum Leben, des Trachtens nach Dasein und Genuß. Es heißt da in einem Spruche: „Man muß es überwinden, sich davon loslösen und ihm weiter keine Stelle gewähren.“ „Wer so ohne Trachten unter Trachtenden weilt, dessen Seele ist voll Frieden, der genießt die Wahrheit schauend ganz und gar.“ Als eine spiritualistisch verflüchtigte Naturreligion zeigt sich hier der Buddhismus, weil ihm die Persönlichkeit als solche nichts bedeutet. Gerade dadurch ist Buddha, weil er das spezifisch Menschliche, das volle klare Bewußtsein abstreifte, der Erlösung teilhaftig geworden. Naturgemäß muß er dasselbe nun von allen verlangen, welche sich von ihm den Weg der Erlösung zeigen lassen. Auch muß sich ein jeder dieselbe selbst erwerben und selbst verschaffen. Was Buddha in jener Nacht in mystischer Verzückung als Erlösung wirklich erlebt hat, das war nur für den Augenblick festzuhalten. Es war noch nicht die eigentliche Erlösung selbst, sondern erst ein Anfang derselben. Wer diesen Anfang aber erreicht hatte, der durfte hoffen, daß er in weiteren Wiedergeburten dem Ziele immer näher und näher komme. Endlich werde es ihm durch beständiges Unterdrücken des Willens zum Leben gelingen, auch den unbewußten Willen zu ertöten. (!) Und endlich im letzten Streben, werde er ins große All zurücksinken, wo ewige Ruhe und ewige Seligkeit seiner harren! Der Buddhist kennt also schon in

diesem Leben eine Vorstufe der Erlösung. Sie erfüllt ihn mit hoher Freude und innerem Frieden. Darum geht er ihr mit Freudigkeit und Zuversicht entgegen, als ginge es zum Siege. Derjenige hat den dauernden Besitz der Erlösung erreicht, in welchem jeder Lebenstrieb vernichtet ist. Solcher wird auch weder in dieser noch in jener Welt zum Leben zurückkehren, sondern ist für immer in das Nirwana eingegangen. Und das ist das Schönste und Beste, was man nach buddhistischer Lehre von einem Menschen sagen kann: Er ist ins Nirwana eingegangen! (Schluß folgt.)

Das "Federal Council."

Von Pastor A. E. Meyer. (Chicago, den 19. Januar 1913.)

(Vorbemerkung: Der nachfolgende Artikel will kein protokollarischer Bericht sein, da ja ausführliche Berichte über das "Federal Council" bereits im „Messenger of Peace" und im „Friedensboten" erschienen sind. Er gibt eher persönliche Eindrücke wieder, für die natürlich niemand als der Unterzeichnete die Verantwortung trägt.)

Vom 4. bis 9. Dezember 1912 tagte in Chicago die zweite vierjährliche Versammlung des "Federal Council of the Churches of Christ in America." Wie bekannt, ist diese Organisation eine Vereinigung, oder, wenn man so will, ein Bund von gegenwärtig dreißig verschiedenen protestantischen Kirchenkörperschaften in den Vereinigten Staaten auf der Grundlage der „wesentlichen Einheit der christlichen Kirchen Amerikas in Jesu Christo, dem göttlichen Herrn und Heiland" zum Zweck der Erfüllung gemeinsamer Aufgaben der christlichen Kirchen dieses Landes. Auch das ist ja bekannt, daß in dieser Föderation die numerisch stärksten und einflußreichsten Denominationen Amerikas vertreten sind, wie die Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, Kongregationalisten und Episkopalen, neben kleineren Denominationen, wie unsere Deutsche Evangelische Synode, der Lutherischen Generalsynode, nebenbei der einzigen lutherischen Synode, die sich angeschlossen hat, der Reformierten Kirche und vielen anderen, zusammen fünfzehn bis achtzehn Millionen protestantischer Christen zählend, die durch 319 Delegaten repräsentiert waren, einer mehr als auf dem Konzil zu Nicäa, wie der neuerwählte Präsident, Shailer Mathews, humorvoll bemerkte. Als definitive Organisation besteht diese Körperschaft erst seit dem ersten „Konzil" in Philadelphia im Jahre 1908, wo eine im Jahre 1905 in New York in ihren Grundzügen vorbereitete und von den beteiligten Denominationen in der Zwischenzeit gutgeheißene Konstitution angenommen und durch Ernennung der verschiedenen Komiteen der notwendige Arbeitsapparat geschaffen wurde.

Von zehn dieser Komiteen, darunter zwei stehende Kommissionen, lagen der Konferenz ausführliche gedruckte Berichte vor, die einen Einblick tun ließen in die sehr rege, extensive und segensreiche Tätigkeit derselben in den vergangenen vier Jahren. Es sind das Exekutivkomitee

mit einem ständigen Sekretär, dessen Bureau die Zentrale der Exekutive während des Quadrienniums war, ferner die Komiteen für Auswärtige Mission, für Einheimische Mission, für Pflege des Familienlebens, für Sonntagsheiligung, für Temperenz, für Literatur und Erziehung, für Förderung des Religionsunterrichtes an Wochentagen, für Kirche und soziale Arbeit, für Friedensbestrebungen und Schiedsgerichte und für Evangelisation. An diese höchst instruktiven Berichte knüpften, ähnlich wie bei unseren Konferenzen, die Verhandlungen des Konzils an. Anträge, die sich nicht darauf bezogen, wurden dem Geschäftskomitee übergeben, das darüber entschied, ob sie zur Debatte vor die Versammlung gebracht werden sollten oder nicht.

Hochbedeutsame Arbeit wurde im vergangenen Quadriennium auch durch die Staats-, Distrikts- und städtischen Föderationen getan, bei denen eigentlich das Schwergewicht der Arbeit ruht, denn ein "Federal Council" ohne Zweigorganisationen ist wie eine Armee von Offizieren ohne Soldaten. In nicht weniger als einundzwanzig Staaten wurden staatliche Föderationen ins Leben gerufen, ferner in neunundneunzig Städten und fünfunddreißig Counties, resp. Distrikten entsprechende Föderationen organisiert, die zum Teil, wie die von New York City, intensive und erfolgreiche Arbeit getan haben. Das ist freilich nur ein Anfang, aber doch ein guter Anfang, der die Arbeit des "Federal Council" nicht nur mehr und mehr bekannt, sondern auch wirksam machen wird, denn daß gewisse Aufgaben, wie die der gegenseitigen Verständigung der verschiedenen Denominationen z. B. bei Gemeindegründungen, mehr oder weniger durch lokale Föderationen gelöst werden müssen, liegt auf der Hand. Daß diese Zweigföderationen keine offizielle Vertretung im "Federal Council" haben, mag als ein Fehler erscheinen, kann aber gegenwärtig nicht geändert werden, da nur die verschiedenen Kirchengemeinschaften, nicht aber Einzelorganisationen Konstituenten des Konzils sind.

Daß das "Federal Council" noch jung und in seinen Zwecken und Zielen auch dem kirchlichen Publikum noch recht unbekannt, geschweige denn populär, ist, ging aus der verhältnismäßig schwachen Teilnahme von Auswärtigen nicht nur an den Sitzungen, die für jeden offen waren, (wir waren erstaunt, daß nicht wenigstens mehr Pastoren diese Sitzungen besuchten) sondern auch der Massenversammlungen hervor, obgleich für letztere Redner von nationalem Ruf und zum Teil außerordentlichen Fähigkeiten gewählt worden waren. Dafür muß freilich auch zum großen Teil die Tagespresse Chicagos verantwortlich gehalten werden, die im allgemeinen so kümmerliche und kurze Berichte gab, daß das offizielle Dankesvotum an sie von der Versammlung mit lauter Heiterkeit begrüßt wurde. Diese verhältnismäßige Gleichgültigkeit des lokalen kirchlichen Publikums einer so hochbedeutsamen Sache gegenüber, wie sie das "Federal Council" vertritt, war bedauerlich, sie wird aber hier und anderwärts in dem Maße schwinden, als Zwecke und Ziele der Körperschaft mehr und mehr bekannt werden.

Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß das angestrebte und in Anfängen schon verwirklichte Ziel der brüderlichen Cooperation der christlichen Kirchen Amerikas im Dienste Christi und der Welt, im ausgesprochenen Bewußtsein der wesentlichen Einheit ihres Glaubens, nicht nur im Geist und Sinn Jesu Christi ist, sondern auch von größtem Segen für unser Land und Volk werden muß. Darum hat auch — das ist trotz anfänglich kritischer Stimmung des Berichterstatters seine Ueberzeugung geworden — unsere Synode durchaus richtig gehandelt, als sie sich dem "Federal Council" anschloß, ja sie kann und darf nach ihrem hohen Unionsprinzip, dem durch die Arbeit des "Federal Council" im großen amerikanischen Kirchentum Wege gebahnt werden, nicht anders, als immer tätigeren und liebevolleren Anteil an den Bestrebungen des Konzils zu nehmen.

Das schließt ja natürlich nicht aus, daß hinsichtlich dieser oder jener Beschlüsse, Auffassungen oder Arbeitsmethoden des "Federal Council" abweichende Ansichten sich geltend machen, resp. Kritik geübt werden könnte und dürfte, doch muß im Auge behalten werden, daß wirkliche Einheit auch auf anderem als kirchlichem Gebiete nie ohne Selbstverleugnung erzielt wird.

Diese Selbstverleugnung im Geiste gegenseitigen Entgegenkommens war bei den Sitzungen des Konzils geradezu bewundernswert und in den meisten Fällen gewiß zum Segen, nur in einem Falle doch vielen bedenklich, weil zum mindesten zu allerlei Mißdeutungen Anlaß gebend. In einer Resolution des Exekutivkomitees hieß es, daß die Hoffnung ausgesprochen werde, daß die zweite Versammlung des "Federal Council" noch deutlicher als bisher die Tatsache der wesentlichen Einheit der christlichen und protestantischen Kirchen Amerikas zum Ausdruck bringen werde. Gegen den Zusatz „protestantisch" wurde opponiert, zum Teil, weil das Wort „christlich" genug sage, zum Teil — dieses Argument brachte Bischof Talbot von der Episkopalkirche — weil das Wort „protestantisch" ein trennendes, nicht-vereinigendes ("divisive, not uniting") sei. Das war ein kritischer Moment, denn der Vorsitzende des Exekutivkomitees, Dr. Roberts von der Welsh Presbyterian Kirche sprach vielen aus der Seele, als er erklärte: „Ich für meinen Teil schäme mich nicht, mich einen Protestanten zu nennen." Die Klippe, um so gefährlicher für friedlichen Fortgang der Fahrt, als sie im Anfang derselben auftauchte, wurde unter gewandter Steuerung umsegelt — ob glücklich oder unglücklich, darüber wird das Urteil verschieden lauten — indem die Passage an das Exekutivkomitee zurückverwiesen wurde, das sie in indifferenterer, nach Ansicht mancher verbesserter, nach Ansicht anderer verwässerter Form zur Annahme brachte. Jedenfalls war gleich im Anfang der Beweis äußerst entgegenkommender Gesinnung um der Eintracht willen geliefert. Die eben erwähnte

Diskussion hatte für uns Evangelische noch insofern besonderes Interesse, als bei einer derartigen, jeden Anstoß Rom gegenüber zu vermeiden suchenden Stellung des Konzils ein von unserer Delegation vorbereiteter Antrag von vornherein gefährdet schien, nämlich der Antrag, daß das 400jährige Jubiläum der Reformation 1917 in den mit dem "Federal Council" in Verbindung stehenden Kirchen gefeiert und dementsprechende Vorbereitung getroffen werden sollte. Dieser Antrag wurde, wie üblich, dem Geschäftskomitee übergeben und von diesem dem neuen Exekutivkomitee überwiesen, ohne die Absicht, ihn wieder vor die Versammlung gelangen zu lassen. Ein energischer Vorstoß unserer Delegation brachte ihn jedoch in der letzten Sitzung wieder vor, und zwar unter dem Beifall der Versammlung, und folgender Antrag des oben genannten Dr. Roberts wurde einstimmig angenommen: „Das "Federal Council" sympathisiert herzlich mit der evangelischen Christenheit Deutschlands anläßlich des bevorstehenden 400jährigen Jubiläums der Reformation und beschließt, dasselbe ebenfalls zu feiern, die Vorbereitungen dazu dem neuerwählten Exekutivkomitee überlassend." Das war ein Entgegenkommen nach einer anderen Seite als am ersten Tage. Uebrigens hat die kurze Diskussion dieser Angelegenheit den Berichterstatter noch fester davon überzeugt als er es vorher schon war, daß nichts verkehrter wäre als ein Verstecken des deutsch-evangelischen Charakters unserer Synode innerhalb dieser meist angelsächsischen Körperschaft, denn gerade der Hinweis darauf, daß unsere Kirche das verbindende Glied sei zwischen der großen Körperschaft des "Federal Council" und unserer noch größeren Mutterkirche, der Unierten Kirche Deutschlands, von welcher unsere Väter schon vor siebenzig Jahren das Prinzip kirchlicher Union nach Amerika mitgebracht und gepredigt hätten, das jetzt in so schönen Anfängen in dem Wirken des "Federal Council" erblühe, hatte offenbar durchschlagende Kraft. Wir sorgten denn auch dafür, daß unser fälschlich als "Evangelical Synod of North America" in den Listen des Konzils geführter Name in den richtigen, dessen wir noch immer uns nicht schämen: *"German* Evangelical Synod of North Amreica" umgeändert wurde.

An manches, das mit dem eben erwähnten anglo-amerikanischen, resp. calvinistisch-reformiert beeinflußten Charakter der meisten das "Federal Council" bildenden Kirchen zusammenhängt, mußte sich der deutsch-evangelisch Normierte erst gewöhnen, soweit er es nicht ablehnte. Während er sich im großen und ganzen heimisch fühlen, ja zu Zeiten begeistert den Segen einer wundervollen Gemeinschaft der Heiligen spüren konnte, kamen doch auch Augenblicke, wo sich unwillkürlich ein energisches ablehnendes: „Nein, da kann ich nicht mitgehen" aufdrängte, nicht im unbrüderlichen oder gar richtenden Sinn, denn jene Brüder stehen mit uns in derselben Schlachtreihe als treue, zum Teil herrliche Kämpen desselben hochgelobten Herrn und Meisters, dessen Fahne wir folgen; aber doch deutlich einen Unterschied feststellend. Und wie könnte es anders sein, da es für den Deutsch-Evangelischen im

"Federal Council" nicht nur gilt, wie für seine anglo-amerikanischen Brüder, Lehrunterschiede zu überbrücken, sondern Unterschiede in der Christentumsauffassung, die tiefer begründet sind. Ist doch die deutsch-evangelische Christentumsauffassung einmal aus dem deutschen Volksgemüt oder Charakter herausgewachsen, der mit seinen Vorzügen und Schwächen jedenfalls anders ist, als der anglo-amerikanische, der wiederum seinerseits dem amerikanischen Kirchenwesen seinen Stempel im Guten und weniger Guten aufgeprägt hat. Und doch sollte es in Christo und um Christi willen möglich sein, und ist möglich, diese doppelte Brücke zu schlagen, und wir werden davon Segen haben und gewinnen, und auch auf der anderen Seite wird man lernen, zur schwachen Minorität Brücken hinüberzuschlagen, wenn wir nur dem Guten unserer in manchen Stücken für die anglo-amerikanische Kirche zur Ergänzung so heilsamen und notwendigen Eigenart treu bleiben.

Fremd mutete es uns an, daß eine solche kirchliche Körperschaft wie das "Federal Council" neben der Proklamierung der höchsten Ideale des persönlichen Christentums, wie sie in herzerhebender Weise zum Ausdruck kam anläßlich des Berichtes über Evangelisationsarbeit, besonders unter einer wirklich geistgesalbten Ansprache des Methodistenbischofs Macdowell, sich stets sehr deutlich und klar dessen bewußt blieb, daß sie auch p o l i t i s ch eine Macht repräsentiere, die sowohl den Kongreß, als Legislaturen, oder kommunale Verwaltungskörper und wohl gar das Auswärtige Amt zu beeinflussen Recht und Pflicht habe. So wurde ein Beschluß gefaßt, um Anerkennung Chinas als Republik seitens der Vereinigten Staaten-Regierung nachzusuchen, und ein Antrag auf Beeinflussung derselben zu Gunsten der christlichen Verbündeten in den Balkanstaaten wurde nur deshalb abgelehnt, resp. sehr modifiziert, weil er riskant erschien angesichts der verwickelten politischen Lage auf dem Balkan, nicht aber etwa deshalb, weil eine kirchliche Körperschaft mit zunächst rein politischen Angelegenheiten sich nicht zu befassen habe.

Weniger fremdartig, und im allgemeinen durchaus sympathisch, wenigstens für den, der in Deutschland in christlich-sozialer Arbeit gestanden hat, aber doch überraschend in der Art und Weise ihrer Auffassung und der Energie ihrer Betonung berührte die Hervorhebung der sozialen Pflicht der Kirche. — Das "Social Service Committee" unter imponierend fachmännischer Leitung war zweifellos eines der rührigsten und energischsten im vergangenen Quadriennium. — Da konnte man, besonders bei den "Social Service Conferences," die vor Beginn der eigentlichen Sitzungen des "Federal Council" stattfanden, Aussagen vernehmen, die so klangen, als läge das Heil in einer nach christlichen Prinzipien vollzogenen Neuordnung, resp. Reform der sozialen Verhältnisse. Schon die pointierte Gegenüberstellung von „evangelischem" und „sozialem" Christentum konnte verwunderlich berühren, besonders aber, wenn ersteres etwa unter den Gesichtspunkt der hergebrachten, letzteres unter den Gesichtspunkt einer moderneren, für unsere

Zeit wirkungsvolleren Christentumsauffassung, die auf einer „neuen religiösen Erfahrung" beruhe, gestellt wurde. So hob Professor Rauschenbusch in seiner übrigens geistesmächtigen Rede in der Massenversammlung am Sonntagnachmittag hervor, daß eine neue Art religiöser Erfahrung, vermittelt durch das Ideal sozialen Dienstes, stark in unserer Zeit sich geltend zu machen beginne. Täglich erhalte er Briefe, die bezeugten, daß Männer auf genanntem Wege religiöse Erfahrungen machten, die alle Charakteristika der religiösen Erfahrung an sich trügen, die uns in vergangenen Jahren auf anderem Wege zu Gott geführt hätten, und diese Erscheinung, in Verbindung mit anderen in ähnlichen Linien sich bewegenden, ließ ihn den Kulminationspunkt seiner Rede finden in der im Vollbewußtsein des Gewichts dieser Worte gemachten Erklärung: "The kingdom of God is at hand." Auf der anderen Seite muß hervorgehoben werden, daß mehrere Redner, unter anderem auch der Vorsitzende des "Social Service Committee" der Presbyterischen Kirche, Rev. Chas. Stelzle, ein über die Grenzen unseres Landes bekannter Führer auf christlich-sozialem Gebiet klar hervorhob [wie übrigens auch Rauschenbusch in seinem Buch: „Christianity and the Social Crisis"], daß die Kirche nur dann ihre Zwecke voll erreichen könne, wenn mit der sozialen Arbeit Hand in Hand ginge evangelistische Arbeit, eine Ansicht, die von dem "Federal Council" als solchem voll aufrecht gehalten wurde. Ein herrlich kräftiges Zeugnis zu Gunsten der Predigt des alten Evangeliums war übrigens auch eine Rede des Gouverneurs Marshall, (Presbyterianer) erwählten Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, der, wie Vizepräsident Fairbanks, ein Delegat war, eine Rede, in der er energisch Front machte gegen eine Richtung in der modernen Kirche, die in allerlei Reformbestrebungen das „einige Notwendige" vergesse. Wir können es uns nicht versagen, einige Zitate aus dieser echt evangelischen Rede zu bringen. „Wird die Kirche nicht mehr und mehr eine ethische Gesellschaft, ist sie nicht vielfach mehr interessiert am bürgerlichen Leben ("civil life") als an der Erbsünde? Reformen, die die Kirche anstrebt, sind wohl gut genug an ihrem Platz, aber sie erreichen nicht die Wurzel des Uebels. Christus war nicht ein „Reformer," sondern ein „Regenerator." Die Wurzel des Uebels wird nur erreicht durch die schlichte Predigt vom Kreuze. Ein Pastor, der mehr Inspiration vom Untergang der Titanic bekommt als vom Kreuze auf Golgatha, baut das Reich Christi nicht." Unter solchen kräftigen evangelischen Fanfaren fühlten wir uns wohl, denn das war uns von Jugend auf vertraute Musik.

Hingegen gehörten zu den Anschauungen des "Federal Council", die anders sind als die in unserer Kirche herrschenden, die hinsichtlich der Temperenzsache. Sie sind wesentlich dieselben, wie wir sie in den meisten anglo-amerikanischen Einzelkirchen finden. Die Wogen der Begeisterung bei Besprechung des Berichtes des Temperenzkomitees gingen hoch. Die Sache ist unseren anglo-amerikanischen Brüdern Herzenssache und verdient als solche unseren Respekt. Wenn jedoch Aussagen

wie die folgende mit starkem Beifall aufgenommen wurden: "The Church which does not make war on the liquor traffic is not true to Jesus Christ," so konnten wir nicht recht mit, denn wir dachten an Marshalls Rede und blieben an der anderen Frage hängen: Hat Christus selbst gegen den Getränkehandel seiner Zeit Krieg geführt? Hinsichtlich der Sonntagschularbeit auf diesem Gebiet wurde im gedruckten Bericht als Ziel hingestellt: Erziehung jeden Sonntagschülers zu völliger Enthaltsamkeit und zur Zerstörung des Getränkehandels. Ein Antrag auf offizielle Anerkennung der Anti-Saloon League wird zwar abgelehnt, aber nur, weil zur Zeit (wohl wegen zu erwartender Opposition anderer Temperenzorganisationen) nicht opportun. Das angeführte Zitat einer nicht genannten deutschen Autorität: "Germany must overthrow beer, or beer will overthrow Germany", muß helfen, das Temperenzprogramm zu stärken, ebenso wie solche irrige Angaben in dem gedruckten Bericht: „Kaiser Wilhelm ist völliger Abstinenzler geworden und hat das Bier für immer aus der deutschen Armee verbannt." ("ordered.")

Auch hinsichtlich der evangelistischen Arbeit werden zum Teil Ansichten vertreten, die sich mit den Arbeitsmethoden unserer und der meisten deutschen Kirchen nicht decken. Darauf weist in einer feinen Ansprache Dr. Delk von der lutherischen Generalsynode, indem er in leiser Ironie namens seiner Kirche um Geduld bittet, wenn sie für die emotionelle Methode der Evangelisation nicht das rechte Verständnis habe und mehr der erzieherischen Methode bei Jungen und Alten vertraue. (Starker Beifall links bei den Delegaten und Besuchern der Deutschen Evangelischen Synode.) Darauf erwidert ein Redner in brüderlicher Weise, daß es auf die Methode ja nicht ankomme, wenn nur das Ziel der Herzensbekehrung nicht aus den Augen gelassen werde. So wird zwischen sich gegenüberstehenden Ansichten immer wieder eine Brücke geschlagen, das ist köstlich, ja klärlich ein Gottessegen auf der Versammlung, der Großes für die Zukunft verspricht. Man sucht sich zu verstehen, auch wo es Selbstüberwindung kostet, um in der Einheit des Geistes und der Arbeit Christo besser dienen zu können.

Nur noch ein Wort hinsichtlich einer Angelegenheit, die viele Synodale lebhaft interessiert hat: Das "Federal Council" bekannte sich 1908 zur Notwendigkeit religiösen Jugendunterrichtes an Wochentagen und befürwortete Gewährung der dafür nötigen Zeit vonseiten der öffentlichen Schulen. Der dieser Angelegenheit gewidmete vorzügliche Bericht des Dr. Wenner von der lutherischen Generalsynode konnte leider nicht von Erfolgen nach dieser Seite berichten, beklagte vielmehr die Gleichgültigkeit der Kirchen in dieser Angelegenheit und betonte die Notwendigkeit, erst diese zur Erkenntnis der großen Mängel auf diesem Gebiete zu bringen, ehe man auf Verwirklichung des schönen Planes hoffen könne.

So wird ja wohl auch mancher Beschluß des letztjährigen Konzils nicht seine direkte Verwirklichung finden, sondern einstweilen Saat auf

Hoffnung bleiben. Aber eben doch Saat auf Hoffnung, und Hoffnung, die sich auf Christum gründet, läßt nicht zu Schanden werden. Einstweilen freuen wir uns der großen Errungenschaft, daß Herz und Herz, wenn auch nicht immer Kopf und Kopf, vereint zusammen, Glieder so vieler verschiedener Kirchen in entschlossener Organisation beieinander waren und wieder zusammenkommen werden zu gemeinsamer Arbeit für den gemeinsamen Herrn. Der führt den Vorsitz, und, wenn's ihm gefällt, dann mag viel menschliches Planen und Beschließen scheinen wie lauter „Nein," am letzten Ende wird's doch, göttlich amendiert, ein starkes, freudenreiches „Ja."

Noch einmal zur Katechismusrevision.

Referat, gehalten von Pastor H. Kamphausen, Zanesville, Ohio, auf der Tuscarawas-Pastoralkonferenz (Ohio) am 4. Februar 1913.

In der Januar-Nummer des „Theol. Magazins" erschienen zwei Artikel über die Katechismusrevision, der eine von Pastor Piepenbrock-Texas, welcher die Vorlage des Komitees im Ganzen empfahl, im Einzelnen jedoch Ausstellungen machte und auch sonst Zusätze vorschlug, der andere von Pastor F. A. Umbeck-Missouri, einem alten Veteranen, der die ganze Revision verwarf. Der Aufsatz von Umbeck war 31 Jahre alt, aber der Verfasser steht noch heute auf dem Standpunkt, den er damals eingenommen: er ist also ein „Standpatter".

Die Tatsache aber, daß schon damals es nötig war, gegen eine Revision zu schreiben, zeigt, wie alt das Bedürfnis nach Vereinfachung des Katechismus ist. Wieder und wieder ist dasselbe laut geworden, und schließlich ist es vor die Generalsynode gekommen. Dieselbe hat ein Komitee damit beauftragt, eine Revision vorzunehmen. Die Vorlage desselben ist seit letzten Herbst in unsern Händen. Pastoralkonferenzen haben darüber beraten; es ist auch darüber geschrieben worden. Der Unterzeichnete war Referent über die Sache bei der Tuscarawas, O., Pastoralkonferenz am 3. und 4. Februar. Es fehlte an Zeit, die Punkte einzeln durchzuberaten, weshalb die Pastoralkonferenz als solche zu des Verfassers Vorschlägen auch nicht Stellung nehmen konnte; doch baten ihn die Brüder, die Arbeit dem Redakteur des „Theol. Magazins" zur Verfügung zu stellen. Verfasser würde es für sehr beklagenswert halten, wenn die Arbeit des Komitees einfach zurückgewiesen würde. Wir halten dafür, daß sich das Komitee seiner Aufgabe im Ganzen mit Erfolg unterzogen, doch im Einzelnen haben wir manche Einwendungen zu machen. Wir wollen dieselben hier darlegen und dabei auch die Ausstellungen und Vorschläge Pastor Piepenbrocks berücksichtigen.

Pastor Piepenbrock wünscht, in dem revidierten Katechismus vorangedruckt zu sehen: 1. den Wortlaut der zehn Gebote; 2. die drei Artikel mit Luthers Erklärungen; 3. das Vaterunser; 4. die Frage: Was ist die Taufe? mit der Antwort unsers Katechismus. 5. Was ist das heilige Abendmahl?, mit der Antwort unsers Katechismus. Auf die

Weise, meint er, würde unser Katechismus den strengen Lutheranern annehmbarer.

Dazu wäre zu sagen, daß wir schon jetzt diese Hauptstücke haben, und auf jeder Seite des Katechismus oben gedruckt steht: 1. Hauptstück, 2. Hauptstück u. s. w. Auch der strengste Lutheraner sollte es deshalb glauben. Ferner möchte ein Reformierter, der unsern Katechismus dann prüfte, glauben, es sei einfach eine verwässerte oder modernisierte Ausgabe des lutherischen Katechismus; und auf Reformierte ist ebenso viel Rücksicht zu nehmen als auf Lutheraner. Endlich aber ginge es doch auch nicht an, erst einfach die zehn Gebote zu drucken ohne Auslegung, dann das Glaubensbekenntnis mit Auslegung, dann wieder das Unser Vater ohne Auslegung, und endlich vom vierten und fünften Hauptstück nur Auslegung und keinen Bibeltext. Aus diesen Gründen können wir den vorgeschlagenen Vordruck nicht empfehlen. Etwas anderes wäre es, einfach die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Unser Vater, die Einsetzungsworte der Taufe und des heiligen Abendmahles vorzudrucken. Das wäre eine gleichmäßige Behandlung, und dann würden die Kinder, die diese Stücke allein und besonders lernen wollten, sie dort gleich zusammen finden. (Und das wäre sicher empfehlenswert. D. R.)

Erstes Hauptstück.

Zu 7. Spr. 5, Mose 10, 12 will Komitee gestrichen haben. Er könnte bleiben, denn er ist sehr passend, leicht zu verstehen und enthält beinahe alle Hauptausdrücke der Auslegung der Frage.

Frage 10 will Piepenbrock in zwei Teile haben: Was verbietet Gott? Was gebietet Gott? weil die andern Fragen so geteilt sind. Es ist aber, weil die Frage so kurz ist, kaum nötig.

Zu 12. Die Schlußworte „nicht böswillig und auch nicht leichtfertig" können stehen bleiben, da sie die beiden Arten des verwerflichen Schwörens angeben, das falsche und das gedankenlose.

Sapphira ist in der Vorlage mit einem „p" geschrieben, das ist wohl ein Druckfehler.

Frage 16 will das Komitee gestrichen haben; Piepenbrock schlägt vor, sie zu behalten. Sie ist aber vollends unnütz, da in Frage 15 alles das schon positiv gesagt ist, was nachher negativ behandelt, resp. verboten wird; z. B. in Frage 15 heißt es: Der Sabbat wird g e heiligt durch Ruhe von irdischer Arbeit; warum nun noch in Frage 16 sagen: Er wird e n t heiligt durch irdische Arbeit u. s. w.?

Zu 18. Von Sprüchen fällt weg: Spr. Sal. 23, 22; Spr. Sal. 13, 1 u n d 1. Theſſ. 5, 12—13. Dieser letzte sollte auch wegfallen. Er ist nicht sehr passend und im englischen Katechismus schon gestrichen.

20 und 21 will P. vereinigt haben, doch da die erste von Leibes-, die zweite von Seelenschädigung handelt, so bleiben sie wohl besser getrennt, sonst würde die eine Frage zu viel belastet.

Zu 20. Sprüche Sal. 23, 21—30 sollte bleiben. Er gibt eine

Quelle an, auf die viel „Verbitterung und Verkürzung" des Lebens zurückgeht: die Unmäßigkeit.

Zu 25. Gott gebietet: in der Vorlage fehlt das Schluß „t".

1. Kor. 6, 9—10 sollte nicht gekürzt werden. In der vom Komitee vorgeschlagenen Form paßt er nicht zum 8. Gebot; die „Diebe, Geizige, Trunkenbolde (Verschwendung, Müßiggang) Räuber" werden erst im zweiten Teile des Spruches genannt.

Zu 31. Komitee schlägt vor zu streichen: „und selbige ihm wahren." Das geht nicht gut an, da wir dem Nächsten nicht nur zu seiner Ehre „verhelfen" sollen, wenn sie ihm unrechter Weise genommen, sondern auch ihm dieselbe wahren gegen Angriffe, ehe sie ihm geraubt ist.

Zu 33. „Gott verbietet im 10. Gebot alle böse Lust und Begierde nach Besitz und Genuß." Dies ist die Fassung, die wir vorschlagen. Sie ist einfacher als: „sei dieselbe gerichtet auf."

Zu 34. Gott gebietet .... Lust und Freude haben an ihm und allem, was er schickt. Das ist für die Kinder verständlicheer als: an seiner heiligen Fügung.

Zu 38. Sollte heißen: Nein, „keiner hat das Gesetz je gehalten." Es ist das lobenswerte Bestreben des Komitees gewesen, überall in ganzen Sätzen zu antworten, so sollte es auch hier geschehen.

Zu 39. Sollte heißen: Ja, „wir können selig werden durch die Gnade Gottes," ein ganzer Satz, wie zu 38.

Zweites Hauptstück.

Zu 43. Der Spruch Jer. 23, 23—24 sollte unbedingt bleiben. Er ist so treffend, so klar und nachdrücklich, daß er gewiß von vielen, die ihn bisher immer haben lernen lassen, schmerzlich vermißt würde. Es ist wahr, daß in Ps. 139, 7—10 wesentlich derselbe Gedanke ausgesprochen wird; aber auch sonst werden mehrere Sprüche angeführt, die im Gedanken ziemlich übereinstimmen. Zum Beispiel unter 57, Hiob 10, 12 und Ps. 121, 3—4, welche beide die göttliche Bewahrung der Seinen ausdrücken.

Zu 46. Nach „ordnet alles" sollte stehen: „zu seiner Ehre." Im jetzigen Katechismus steht: Zu seiner Verherrlichung. Ehre ist einfacher, und es sollte nicht fehlen.

Zu 49. Spruch Ps. 145, 17 sollte bleiben. Er folgt zwar nach Psalm 103, 6, der auch von Gerechtigkeit redet, aber im ersten Spruch ist die Rede von Gottes eigener Gerechtigkeit, im zweiten dagegen heißt es: er schaffet Gerechtigkeit denen, die Unrecht leiden.

Zu 52. Piepenbrock schlägt vor, 52 in zwei Fragen zu teilen: „Was heißt: Gott ist gnädig? Er liebt den Sünder." „Was heißt: Er ist barmherzig? Er liebt den Elenden." Dann bezöge sich die Gnade bloß auf geistiges Elend, Sünde; die Barmherzigkeit auf leibliches. Dem ist nicht so. In dem allerersten Spruch unter der Frage, Psalm 103, 8—10, heißt es: „Gott ist barmherzig und gnädig," und dann wird nur geredet von seiner Willigkeit, Sünden zu vergeben, also

die Barmherzigkeit bezeichnet auch sein Erbarmen gegen die Sünder, wie ja auch ganz natürlich ist. Demnach ist die Teilung nicht rätlich, obwohl die Frage, so wie sie dasteht, etwas lang und schwerfällig ist.

Wir schlagen vor, den ersten Satz: „Gott — herab“ zu streichen und zu sagen: „Gott vergibt uns“ u. s. w.

2. Thess. 3, 3 sollte auch gestrichen werden; die Treue Gottes ist schon in Klageliedern 3, 22—23 gerühmt worden, und es bleibt der Frage so wie so noch ein ganzer Reichtum von Sprüchen.

Zu 61. Nein, „nicht alle Engel sind in ihrem anerschaffenen Zustand geblieben,“ ganzer Satz, siehe zu 38 und 39.

Zu 64. Es bleibe, wie es war; siehe auch Piepenbrock, besonders auch der Frageteil.

Zu 68. Piepenbrock sagt, die Reihenfolge müßte sein: der geistliche, leibliche und ewige Tod, weil der Tod in dieser Weise entstanden sei. Das mag richtig sein. Doch denken wir bei Tod erst an den leiblichen; außerdem bietet die alte Reihenfolge auch eine natürliche und effektvolle Steigerung.

Nach Frage 68 schlägt Piepenbrock folgende neue vor: Was ist der geistliche, leibliche, ewige Tod? Der geistliche Tod ist die Trennung des Menschen von Gott durch die Sünde; der leibliche ist die Trennung der Seele vom Leibe; der ewige Tod ist die Trennung Gottes von dem unbußfertigen Menschen auf ewig. Dies ist gut und annehmbar; dann müßte die Reihenfolge auch in Frage 68 die von P. aufgestellte sein. (3. Umgekehrt: Die Trennung des unbußfertigen Menschen von Gott auf ewig. D. Red.)

Zu 70. Spruch Ps. 89, 4—5 sollte bleiben und Jer. 33, 15—16 gestrichen werden. Beide Sprüche handeln davon, daß der Messias aus Davids Hause kommen soll, aber der erste ist kürzer, verständlicher, einfacher und verdient daher Berücksichtigung.

Zu 76 will P. einfügen: Durch sein prophetisches Amt. Er will die drei Aemter stark betont haben. Das ist nicht nötig. Außerdem ist hier zu sagen, daß das Wundertun nicht zu seinem prophetischen Amt gehört. Die weitaus meisten Propheten taten keine Wunder.

Zu 77. Sprüche: 1. Joh. 2, 2. Das 1. vor Joh. ist in der Vorlage ausgelassen worden.

Zu 77 will P. hinzugefügt haben: ....vollbrachte „durch sein hohepriesterliches Amt.“ Hier und an andern Stellen werden die drei Aemter Christi jedesmal gewissenhaft von dem Bruder angemerkt. Es ist nicht abzusehen, was den Kindern oder überhaupt irgend jemand damit gedient sein könnte, daß gesagt wird: Dies tat er als Prophet, dies als Hohepriester u. s. w. Worauf es ankommt, ist zu wissen: Dies tut der ungeteilte Christus kraft der Macht und Liebe, die in ihm ist, und diese Macht und Liebe hat er noch heute.

Zu 78. Vor „Mittelpunkt“ sollte beide Male der Artikel „Der“ stehen, besonders auch, da der Genetiv „der christlichen Wahrheit“ von „Mittelpunkt“ abhängig ist.

Zu 82. In der vom Komitee vorgeschlagenen Fassung sollte es jedenfalls heißen: Dadurch *sind* unser Glaube und unsere Hoffnung. . . . .Es sind zwei Subjekte, daher das Zeitwort im Plural. Doch scheint uns der Ausdruck: „Dadurch sind der Glaube . . . . gerichtet worden" nicht genug zu sagen. Wir schlagen folgende Fassung vor: „Christus . . . in den Himmel. „Das *lehrt uns*, unsern Glauben und unsere Hoffnung nach dem Himmel und der Ewigkeit zu richten und von *dort die Vollendung* des *Werkes Christi zu erwarten*." Dieser Wortlaut drückt klar aus, daß der gen Himmel gerichtete Glaube von dort etwas ganz Bestimmtes erwartet.

Zu 83. Hinter „Christo" sollte stehen: *dem Menschensohn*, also: „Christo, dem Menschensohn, ist von dem Vater" . . . Alsdann kommt klar, aber kurz, zum Ausdruck, was im jetzigen Katechismus gesagt wird, daß ihm, als dem verklärten Menschensohn, alle Gewalt gegeben ist.

Zu 85 sollte heißen: Erniedrigung und Erhöhung sind kurz zusammengefaßt . . . . ganzer Satz, siehe zu 38 und 39.

Zu 88. Piepenbrock will das „mit dem Vater und Sohne ewiger Gott" beibehalten haben. Wir halten es nicht für nötig, da es schon genügend angedeutet ist in: „Die dritte Person in der heiligen Dreieinigkeit."

Zu 89. Piepenbrock beantragt dringend, daß die Frage stehen bleibe. Nach unserer Meinung hat das Komitee wohlgetan, sie zu streichen.

Wir sagten schon bei den bezüglichen Fragen des zweiten Artikels, daß die Zerlegung der Wirksamkeit Christi in Aemter für den Schüler von sehr zweifelhaftem Werte sei. Beim Heiligen Geist ist es völlig überflüssig. Was von dem Strafen, Tröften u. s. w. zu sagen ist, ergibt sich aufs natürlichste bei den Sprüchen.

Zu 90. Nach nämlich sollte es heißen: „Das Wort Gottes", nicht „Gottes Wort". Die gewöhnliche und vollere Form ist in diesem formellen Zusammenhang dem sächsischen Genitiv vorzuziehen, siehe auch alten Katechismus, Frage 90.

Zu 91. Statt der Fassung des Komitees schlagen wir folgende vor: Auf *welche Weise* führt uns der Heilige Geist zu Christo? „Er beruft und erleuchtet uns, führt uns zur Buße und Glauben, zur Rechtfertigung und Heiligung. Dieser Weg wird auch Heilsordnung genannt."

Die Fragestellung des Komitees und des alten Katechismus: „In welcher Ordnung" . . . . ist gewählt, weil die Antwort sein sollte: In der *Heilsordnung*. Sie ist also von vornherein zugespitzt auf ein dogmatisches Schema. Die von uns vorgeschlagene Frage: *Auf welche Weise* dagegen ist natürlicher und nähert sich mehr dem, was einer erwartet, der eben in Frage 88 vom Heiligen Geist gehört hat, daß er uns hilft zu Christo zu kommen. Frage 90 kommt allerdings etwas störend dazwischen, doch sehen wir nicht recht, wo sonst

man dieselbe unterbringen soll. Die Bemerkung am Ende über die Heilsordnung kann dort logisch gerechtfertigt werden als ein Mittel, die Kinder mit diesem technischen Ausdruck bekannt zu machen. In der Fassung des Komitees aber und des alten Katechismus kommt der Ausdruck unvermittelt, zu früh und künstlich.

Piepenbrock schlägt statt der von dem Komitee angenommenen Form vor: „Der Heilige Geist führt uns zu Christo durch die Heilsordnung, welche aus folgenden vier Stücken besteht: Berufung, Erleuchtung, Heiligung und Erhaltung im Glauben. Diese Fassung zieht er vor, weil sie sich anschließt an Luthers Auslegung zum dritten Artikel. Dieselbe folgt aber erst am Ende des dritten Artikels auf Seite 52 des Katechismus, hier sind wir aber erst auf Seite 41. Ferner nicht jeder hat eine so große Vorliebe für den lutherischen Katechismus, wie der Bruder von Texas. Sodann gibt die Fassung unsers Katechismus eine handlichere Einteilung, um von Buße, Glauben und Rechtfertigung zu reden, als die von P. vorgeschlagene, und auch von der Heiligung des ganzen Lebens als einem besonderen Stück. Daher ist die Fassung des Komitees vorzuziehen, doch in der oben von uns modifizierten Form. Es erledigt sich damit auch, was P. zu 93 und 95 sagt.

Zu 92. Hinter: „im besondern" sollte es heißen: eingeladen, ins Reich Gottes einzugehen, statt: ins Reich Gottes eingeladen. Die von uns vorgeschlagene Form ist im alten Katechismus zu finden, sie hebt hervor, daß vom Menschen eine Handlung erwartet wird, daß er nämlich eingehe, der Einladung Folge leiste. In der Fassung des Komitees wird das ganz verwischt.

Zu 94. Jer. 3, 12—13 sollte ganz gestrichen werden, ebenso Jak. 4, 8—9. Die darin ausgesprochenen Gedanken der Buße, Sündener- und -bekenntnis sind reichlich in den andern Sprüchen enthalten.

Zu 95. Hinter „des breiten Weges" sollte man „der Sünde" einfügen, und nach „dem schmalen Wege": „des Lebens" oder „des Gehorsams". Das macht die Ausdrücke klarer.

Zu 101. Die „Vorlage" läßt Frage 101 ziemlich unverändert. Wir sind der Meinung, daß sie entschieden vereinfacht werden sollte und schlagen folgende Fassung vor: „Die Heiligung ist das Gnadenwerk des Heiligen Geistes im Menschen, wodurch er mehr und mehr von der Sünde befreit wird und in einem Gott wohlgefälligen oder: neuen Leben zu wandeln lernt.

Zu 104. Das „und vollendet" der 104. Frage sollte gestrichen werden. „Die Kirche wird eine heilige genannt, weil die Glieder in ihr geheiligt werden sollen;" damit gehen sie ihrer Vollendung entgegen, aber es braucht nicht gesagt zu werden.

Zu 105. Der Schluß der in der Vorlage gegebenen Frage sollte heißen: sich ausbreiten und alle Völker in sich aufnehmen soll. Beides sollte als Aufgabe und Ziel dargestellt werden, nicht das eine als einfache Tatsache und das andere als zu erstrebendes Ziel.

Zu 106. Hinter: „Herrn Jesu" sollte stehen: „Der Kirche so

feierlich und ernstlich" befohlen ist. Ohne diesen oder einen ähnlichen Zusatz lautet der Relativsatz etwas matt.

Zu 106 (107). Statt „bekennen" würden wir sagen: Warum nennen wir unsere Kirche die evangelische? Denn es handelt sich hier um den Namen, wie auch aus der Antwort ersichtlich wird. „Wir nennen uns eine evangelische Kirche, weil wir das Evangelium Jesu über jeden Menschen namen und über alle Menschenlehre setzen." Das „über jeden Menschen namen" zeigt, es handelt sich um das Nennen, nicht um das „sich Bekennen zu" oder „Halten zu" einer Kirche. Es steht der Name im Gegensatz zu „Lutherisch" u. s. w.

Zu 109, 110, 111 schlagen wir vor zu sagen: Ich glaube an die Vergebung der Sünden, an die Auferstehung des Leibes, an ein ewiges Leben. So steht es auch im Glaubensbekenntnis. Das „ich glaube an" oder "credo in" regiert alle folgenden Hauptwörter, das „an" oder „in" (lateinisch) gehört zu allen. Zwar sagt man, man könne nur an Gott glauben, nicht an die andern Dinge. Diese könnte man nur glauben. Aber der Sprachgebrauch steht seit Jahrhunderten so fest, und es würde befremdend klingen, nur zu sagen: Ich glaube eine u. s. w.

Zu 111 nach „werden" würden wir setzen: „nach der Auferstehung". Das schließt dies an das vorhergehende (Auferstehung des Leibes) an und nimmt die Bemerkung aus dem alten Katechismus darüber kurz auf.

Drittes Hauptstück.

Zu 113. .... Das Gespräch des Herzens mit Gott zu Preis .... zu Bitte .... sollte heißen in Preis und Lob, in Bitte und Dank. Ein Gespräch des Herzens zu Bitte wäre inkorrekt, aber in Bitte kann es geschehen oder geführt werden.

Zu 117. Hinter „Dasselbe" schlagen wir vor: „auf Erden". Das gibt einen volleren und bestimmteren Gedanken, als bloß „daß dasselbe vollendet werde."

Zu 118. Das lutherische „daß er auch bei uns und allenthalben geschehe" sollte entschieden bleiben. Es legt den Ton auf das Geschehen des Willen Gottes bei dem Betenden. Diese persönliche Anwendung ist bei allen Bitten die erste, dann erst erhebt sich der Gedanke zu dem größeren Kreis aller andern Menschen. „Ein jeder lerne seine Lektion," dann erst bemühe er sich um die Pflichten anderer. 1. Joh. 2, 17 würden wir lieber beibehalten, den nächsten Spruch ausstreichen.

Zu 121. Statt Mißglauben setze das moderne und verständlichere Mißtrauen. Vielleicht sucht man unter Mißglauben etwas anderes, etwa „falschen Glauben"; dann sollte dies Wort gebraucht werden. Mißglauben ist von zu vager Bedeutung. Lukas 22, 31ff. möchten wir nicht missen. Um der persönlichen Verbindung mit Petrus und seiner Verleugnung willen ist es zu wertvoll.

Viertes Hauptstück.

Zu 129. Vers 13 aus Markus 10, 13—16 würden wir raten beizubehalten. Es gibt die Situation an und hilft daher ganz bedeutend zu dem Verständnis des Wortes Jesu.

Zu 133. Hinter „Leib und Blut" sollte eingefügt werden: „Zur geistlichen Speise." Das erscheint notwendig, sonst haben wir einfach die lutherische Abendmahlslehre, daß in, mit und unter dem Brot.... der Leib und das Blut Christi genossen wird. Dies Genießen wird daher oft auf lutherischer Seite ein „mündliches" genannt. Viele Tausende unserer Synodalglieder würden da nicht mitgehen können. Dagegen würden sie einwilligen, daß Leib und Blut geistlich genossen wird. Die aber mehr wollen, würden doch den geistlichen Genuß auch zugeben.

Zu 136. Der letzte Spruch Matth. 5, 23—24 sollte jedenfalls stehen bleiben. Er erinnert an die Pflicht der Versöhnung mit Menschen vor dem Abendmahl. Es wäre ein tatsächlicher Verlust, ihn aufzugeben.

Zu 137. Wir schlagen folgende Fassung vor: Wie bereiten wir uns zu solch würdigem Genusse vor?

Wir rüsten uns dazu, außer durch persönliche Zubereitung, durch die gemeinsame Beichthandlung, welche folgende Stücke enthält: 1. Ermahnung zur Buße, Glauben, neuem Leben. 2. Sündenbekenntnis. 3. Verkündigung der Vergebung der Sünden allen wahrhaft Gläubigen. Wir sind der Meinung, daß diese Fassung folgende Vorzüge vor derjenigen des Komitees hat: 1. wird erinnert an die persönliche Vorbereitung, die der gemeinsamen Handlung vorausgehen soll; 2. werden unter 1. die wichtigen Stücke der Beichtrede angeführt. Es ist zu wenig, davon zu sagen: Sie werden zur Selbstprüfung ermahnt. 3. ist der 3. Punkt kürzer als in der Vorlage. Es ist nicht nötig, das Wort an die Unbußfertigen besonders zu erwähnen und im Katechismus zu drucken.

Lamm und Löwe.

Die Offenbarung Johannis hat im 5. Kapitel eine gar wundervolle, paradoxe Zusammenstellung zweier Namen, die sie als Prädikate offenbar auf Jesus Christus angewandt wissen will. Als Johannes, der heilige Seher, weinte, weil niemand im Himmel und auf Erden würdig erfunden wurde, das Buch der Weissagung aufzutun und seine Siegel zu brechen, da wird ihm Vers 5 zum Trost das Wort zugerufen: Weine nicht! Siehe es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlecht Juda, die Wurzel Davids, aufzutun das Buch und zu brechen seine Siegel. Das Wort: „Löwe vom Geschlecht Juda" weist zurück in alte Weissagungen: 1. Mose 49, 9; 4. Mose 23, 24; 24, 9. Der Geist der Weissagung stellt also hier die Verbindung her zwischen dem, was von Alters her in Gottes Heils- und Erlösungsplan verborgen war, wenn auch unerkannt und unverstanden von den Menschen, auch von den besten und edelsten. Denn auch ihnen war das Geheimnis der Erlösung ein Rätsel, das erst durch die Erfüllung sich ihnen allmählich aufschloß.

Der verheißene L ö w e sollte Gottes Kriege führen wider eine gottfeindliche Welt. Er mußte als ein Starker, Gewaltiger und Gewappneter in das „Haus" eintreten, das ein anderer Starker, Gewappneter als sein Haus beanspruchte (Matth. 12, 27—29; Luk. 4, 5—7 — Anspruch Satans auf die Welt! Jes. 49, 24—26). Dieser andere „Starke", der seinen Raub gefangen hält, heißt selbst auch einmal „ein brüllender Löwe" (1. Petri 5, 8), der stets noch mehr Raub zu verschlingen sucht. Sonst heißt er ja wohl „der Drache, die alte Schlange oder Satan, der die ganze Welt verführt." Offb. 12, 9.

Daß ein starker Löwe, ein A r i e l (Löwe Gottes, man vergleiche dazu Jes. 29, 1. 2) dazu gehört, um den brüllenden Löwen, den Feind Gottes und der Menschen, zu besiegen und ihm seinen Hausrat zu rauben (Jes. 49, 24—26), ist nicht schwer verständlich. Die göttliche Paradoxie zeigt sich erst in der aller menschlichen Vernunft Hohn sprechenden Art, wie dieser „Löwe Gottes" aufgetreten und den andern Löwen besiegt hat. Der Gotteslöwe ist nämlich als L a m m aufgetreten, hat als Lamm sich schlachten und e r w ü r g e n lassen von den Heerscharen des Feindes und hat gerade dadurch, durch sein geduldiges, heiliges Todesleiden, den alten Feind, den Satan, überwunden. Das geht nicht bloß gegen die Logik der klugen Menschen, es ging auch gegen die Logik des Teufels, daß Christus gerade durch sein vom Gotteshaß ihm angetanes Todesleiden der alten Schlange den Kopf zertreten hat. (Hebr. 2, 14.) Und nun sehe man in Offb. 5, 6, daß dort gleich hinter dem fünften Vers, wo Christus der Löwe genannt wird, im sechsten Vers er uns vorgeführt wird als das Lamm, das erwürget ist. Und dieses Lamm ist identisch mit dem Löwen, denn Vers 7 zeigt uns, daß das Lamm das versiegelte Buch bekommt und es nach einander entsiegelt. Christus heißt und ist also L a m m und L ö w e zugleich. Als L a m m trat er auf, als Lamm wandelte er unter den Menschen, als Lamm ließ er sich allen Tort antun, geduldig, ohne Widerreden ging er als das Lamm Gottes den furchtbaren Leidens- und Todesweg. Jes. 53; Joh. 1, 29 u. 36; 1. Petri 1, 18 u. 19. Diese Tatsache ist klar und unwidersprechlich, daß Christus in Lammesart durch die feindliche Welt hindurch ging. Die göttliche Paradoxie, an der alle Welt bis heute noch sich ärgert und stößt, ist nun aber die, daß sich in dieser Lammesnatur der L ö w e G o t t e s zeigte, der gerade durch die Lammesart die Macht, List und Bosheit des argen Feindes entwaffnet hat und so gründlich besiegte, daß dagegen kein Aufkommen mehr möglich ist. Das galt und gilt bis auf diesen Tag der klugen Welt als Torheit und Unsinn, zu glauben, daß der gekreuzigte Jesus der Heiland der Welt sei. Man lese 1. Kor. 1, 18—25. An diesem gekreuzigten Mann wird alle Weisheit der Welt zu schanden! In diese göttliche Logik kann sich kein kluger Weltweiser und Professor finden. Luther, der wahrhaft von Gott gelehrte und erleuchtete Mann, hat tiefe Blicke in den paradoxen, widerspruchsvollen Erlösungsplan Gottes getan und in markigen Worten zum Ausdruck gebracht, was er sagen wollte. Man lese Luthers Lied:

„Nun freut euch, liebe Christengemein." (A. B. 39; N. B. 75.) Da beschreibt er den tiefen Sündenjammer, und die schreckliche Gefangenschaft der Menschheit in des Teufels Rachen, und die große Not und Hilflosigkeit des gefallenen Geschlechts. Dann kommt er auf das erbarmungsreiche Herz Gottes zu reden, das ihn trieb, das größte Opfer, seinen Sohn, in diese Sünderwelt zu schicken, mit der Bestimmung, zu leiden und zu sterben. Und im sechsten Vers kommt er auf den Sohn zu sprechen:

„Der Sohn dem Vater g'horsam ward,
Er kam zu mir auf Erden,
Von einer Jungfrau rein und zart,
Er sollt mein Bruder werden.
Gar heimlich führt er sein Gewalt,
Er ging in meiner armen G'stalt,
Den Teufel wollt er fangen."

Ueber diesen Vers hat vor etlichen Jahren sich der hochgelehrte Herr Dr. R. in seiner Christl. W." lustig gemacht, daß sich Luther den Feind als einen solchen „dummen Teufel" vorgestellt hat, der auf solche Weise gefangen worden sei. Allein, wir glauben, daß die gelehrten Herren Professoren, die sich über die biblisch-reformatorische Lehre von der Erlösung durch Christi Blut so leichtfertig hinwegsetzen oder gar lustig machen, um kein Haar gescheiter sind, als der „dumme Teufel", der durch das Lamm Gottes auf einem Weg besiegt wurde, der einfach über alles Denken und Verstehen hinausgeht. Nicht umsonst sagt Paulus: „Die göttliche Torheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind." (1. Kor. 1, 25.) Ja, wir glauben allen Ernstes, daß unsere gelehrten Herren, die all ihre Weisheit und Menschenwitz aufbieten, um das törichte Evangelium von Jesus, dem Gekreuzigten, aus der Welt zu schaffen, selbst s. v. v. dieselbe Rolle spielen, wie jener Feind, der Christum ausrotten wollte und — damit nur sich selbst stürzte und sein eigen Reich zerstörte. Hätten die Herren eine Ahnung von der göttlichen Paradoxie, daß es „der Weisheit Gottes gefiel, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben" (1. Kor. 1, 21), so würden sie nicht so viel Menschenwitz und Weisheit aufbieten, um dem Christenvolk das einzige Heilmittel ihrer Seelen zu verekeln und zu rauben.

Als vor zwölf bis dreizehn Jahren Dr. A. Harnack sein „Wesen des Christentums" herausgab, in dem er das ganze biblische Christentum entleerte, um es der klugen Welt mundgerecht zu machen, da erschienen von gegnerischer Seite eine ganze Anzahl Gegenschriften, so z. B. von Dr. W. Walther in Rostock und von Dr. H. Cremer in Greifswald, der vor etlichen Jahren entschlafen ist.

Von letzterem ist bekannt, wie stark er den Hauptnachdruck darauf legte, daß das Christentum Sündenvergebung sei. Diese Eigentümlichkeit tritt ganz besonders stark in der von ihm wider Harnack

geschriebenen Schrift: „Das Wesen des Christentums“*) hervor. Wem vielleicht der Ruhm Harnacks als Gelehrter es angetan hat, und seine bestechenden Phrasen, daß wir doch Christus als den Herrn zu ehren hätten, auch wenn er nicht Gottes Sohn, nicht Erlöser, nicht der auferstandene König und Herr des Weltalls sei —, wer von ihm nicht recht loskommen kann, der verschaffe sich Herm. Cremers obengenanntes Buch. Da ist es besonders das achte Kapitel, die Person Christi, in welchem uns die oben beschriebene Lammesart Christi herrlich dargestellt wird, wie er eben durch seine freiwillige Selbsterniedrigung bis zum Tod am Kreuz den Sieg errungen hat über alle Macht der Finsternis. Er führt aber auch aus, daß man diesen göttlichen Erlösungsplan nur dann fassen kann, wenn man Sünde Sünde sein läßt und erkennt, daß nur Gnade uns retten kann, aber so, daß zugleich der Wahrheit ihr Recht wird und Sünde Sünde heißt und bleibt. Die göttliche Paradoxie durch Christi Tod am Kreuz Sünde, Welt und Satan zu überwinden, wird in diesem Buch herrlich beschrieben, und es wird gezeigt, daß nur so der gefallenen Welt geholfen werden konnte. — Doch wir wollen es dem Leser überlassen, sich selbst noch seine Gedanken zu machen über diese Paradoxie, die in den Worten Lamm und Löwe sich uns darbietet.

Wir wollen dafür noch darauf aufmerksam machen, daß auch alle echten, wahren Jünger Jesu diese paradoxen Eigenschaften in sich vereinigen müssen, wenn sie wirklich das Leben Christi in sich haben. Mit andern Worten: Auch ein Christ muß ein Lammesherz und Löwenmut zugleich haben.

Das hat im Grunde schon Christus gleich seinen ersten Jüngern zugemutet! Man lese Matth. 10, 16: Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe! Was sie von den Wölfen zu erwarten haben, sagt er in den nachfolgenden Versen.

Und das ist ja nicht das einzige Mal, daß er ihnen davon sagte. Auch Joh. 15, 18 ff., 16, 1 ff. redet er von Haß und Verfolgung. Und dieser Gott und Jesum hassenden Welt schickt er seine Jünger als wehrlose Schafe zu mit dem Auftrag, die verhaßte Botschaft von dem Gekreuzigten hinaus zu tragen in die Welt. Gehört da nicht ein Löwenherz und Löwenmut dazu, in dieser Christus hassenden Welt sich offen und frei als einen Jünger Jesu zu bekennen? Und wahrlich, die Jünger Jesu ließen es an dem Löwenmut nicht fehlen: Sie traten kühn einer Christus hassenden Welt entgegen und bekannten auch im Angesicht des Todes: Es ist in keinem Andern Heil!

Zinzendorf singt mit Recht:

Und wenn die Zeugen Jesu sehn,
Worauf sie's Leben wagen,
So wollen sie nicht widerstehn:
Sie lassen sich erschlagen!

---

*) Bei Bertelsmann in Gütersloh 1901 erschienen. Preis: Geh. 3 M., Geb. 3.60 M. (234 S.)

Lamm und Löwe!

Und der Erfolg? „Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod. Offenb. 12, 11. Es wiederholte sich das Schauspiel von dem „dummen Teufel", der glaubt, er könne durch Ströme Bluts den Namen Christi ausrotten, und siehe da: Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Und wiederum kann Zinzendorf singen:

Gelobet sei die Tapferkeit
Der Streiter unsers Fürsten!
Verlacht sei die Verwegenheit,
Nach ihrem Blut zu dürsten!
Wie gut und sicher dient sich's nicht
Dem ewigen Monarchen;
Im Feuer ist er Zuversicht,
Für's Wasser baut er Archen!

Wir wollen in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam machen, daß Hilty in seinem „Glück" es mehrfach betont, daß das Christentum einen heroischen Charakter erfordert, der auch vor dem Leiden nicht zurückschreckt. Der natürliche Mensch scheut und fürchtet sich vor Demütigung, vor Verachtung bei der Welt und vor allem Leiden, namentlich anscheinend unverschuldetem Leiden. Da nun muß sich der Heroismus der Jünger Jesu zeigen, daß sie die Schmach der Welt tragen können, die sie als bildungsfeindliche Dummköpfe verschreit und an den Pranger stellt, wenn sie offen sich um das Kreuzpanier Christi sammeln. Ferner in jeder Art von Leiden gilt es in geduldigem Ertragen Gott zu verherrlichen. Das ist's, was Hilty betont im zweiten Band im ersten Aufsatz: Schuld und Sorge. Heroismus erfordert es auch, wenn man dem eitlen, hohlen Genußleben und der Ehre dieser Welt entsagen soll. Im zweiten Band, unter „Tröstet mein Volk," führt er das aus. Im dritten Band, in einem Aufsatz, der eine französische Ueberschrift trägt, die auf Deutsch heißt: „Wer leiden kann, kann's wagen," zeigt er, welch ein Wagemut dazu gehört, sich ganz auf Gottes Seite zu stellen und seine selige Gottesnähe zu erfahren. Er sagt da: „Ein Mensch, der nicht gelitten hat und zu leiden versteht, kommt nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinaus, lernt Gott nie völlig kennen und verliert nie die Furcht vor dem Leiden, die das größte Hindernis des Guten in der Welt ist."

Ja das weichliche, verzärtelte Christentum, das die Schmach Christi nicht tragen und nicht leiden will um seines Namens willen, das ist mit daran schuld, daß die Welt so frech und siegesgewiß einherschreitet in unsern Tagen und meint, mit ihrem Menschenwitz das törichte Evangelium Christi ausrotten zu können. Da ist's not mit dem Dichter zu singen und zu beten:

Löwen laßt euch wiederfinden,
Wie im ersten Christentum,

Die nichts konnte überwinden! —
Seht nur an ihr Märtyrtum,
Wie in Lieb sie glühten,
Wie sie Feuer sprühten,
Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt.

Aber Löwenmut und =Stärke war bei Jesus Christus gepaart mit Lammesart und =natur! Diese Lammesart zeigte sich nicht nur in seinem Todesleiden, sondern schon in seinem ganzen Erdenlauf, in der Erniedrigung, die er in freier Wahl auf sich genommen und getragen hat. Nehmet auf euch mein Joch. Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. Das war bei ihm eine Wahrheit, die sich durch alles hindurch bewährte. Mit welcher Sanftmut und Demut nahm er sich der armen Sünder an und ließ den Hohn und Verachtung der stolzen Heiligen ruhig über sich ergehen! „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ „Wie ist dieser Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle.“

Wir sehen hier, wie sich auch bei den echten Jüngern Jesu der Löwenmut in der Lammesart zeigt und zeigen muß. Sie dürfen nicht zimperlich und zärtlich sein, wenn sie es mit einem gefallenen, sündigen Geschlecht zu tun haben. Diese löwenhaft=mutige Lammesart besaß der sel. Pastor v. Bodelschwingh in hohem Maße. Darum konnte er auch so vielen verlorenen Menschen zum Segen werden.

Die Lammesart zeigt also sich in selbstlos dienender, demütiger Liebe, die sich nicht fürchtet und erschrickt, wenn sie das eigene Leben, Bequemlichkeit und gute Tage daran geben soll im Dienst für Brüder und Schwestern, die unserer bedürfen. Solche Löwen=Lämmer müssen sich in Christi Dienst stellen — im Dienst der Mission, bei den Aussätzigen und überall, wo es gilt, „das Leben zu wagen“ im Dienst des Herrn und der Brüder. Gott gebe uns viele solche Löwen=Lämmer, dann wird die Welt bald genug erzittern vor der Macht des Kreuzes Christi, und das Spotten wird ihr vergehen.

Jesus und die Sünderin.*)

(18. Sonntag nach Trinitatis.)

(Bitte den Text zu lesen im Neuen Testament.)
(Luk. 7, 36—50.)

Vor nicht viel über hundert Jahren hat ein französischer Revolutionär die Worte gesprochen: Es wird nicht eher Ruhe auf Erden, als

*) Nachfolgende Predigt ist eine Probe aus einem Predigtbuch, das den Titel führt: „Leben aus Gott.“ Neuer Jahrgang (68) Predigten von Dr. Christ. Geyer in Nürnberg und Dr. Frd. Rittelmeyer in Nürnberg. Das Buch kostet brosch. 6 M., Geb. 7.50 M. ———

Die beiden genannten Pfarrer sind ja als „Modernisten“ verschrien worden. Das Buch selbst liegt uns nicht vor. Wir geben aber diese Probepredigt, die als advertisement erschienen ist, und stellen es unsern Lesern anheim zu urteilen, was sie von dieser Predigt zu halten haben.

bis der letzte König mit dem letzten Priester aufgehängt ist. Und ziemlich gleichzeitig hat ein deutscher Dichter gesagt: Es wird nicht Fried auf Erden, bis Christi Liebe siegt. Wer wird recht behalten? Wir wissen jedenfalls, auf wessen Seite wir uns zu schlagen haben. Uns heißt der große Weltkampf jedenfalls nicht: Freiheit gegen Abhängigkeit! oder wie man vielleicht genauer sagen könnte: Willkür gegen Ordnung! sondern: Liebe gegen Sünde! oder noch besser: Jesus gegen alle Not! Wir haben das Gefühl, daß es nur e i n e n Namen gibt, in dem alle Not der Welt einmal überwunden werden kann, und daß dieser Name Jesus heißt und nicht anders. Und wir haben nicht nur das Gefühl, sondern wir haben die frohe Gewißheit, denn wir haben es selbst an uns erfahren: Mag die Welt Wege gehen, welche sie will, ihre Erlösung aus aller Not kann nur im Jesusgeist liegen und durch den Jesusgeist geschehen, und diejenigen haben wahrhaft für die Erlösung der Welt gelebt, gestritten und gelitten, die im Jesusgeist der Welt gegenübergetreten sind! Das ist uns völlig klar, gibt uns Kraft und gibt uns Freude.

Aber freilich, eins kann uns tief beschämen und traurig machen, wie weit wir noch zurück sind in diesem Kampf. Wie wenig haben die Menschen noch gelernt, im Jesusgeist zu denken und zu handeln, auch die guten Christen, trotz aller Predigten, trotz zweitausend Jahren Christentums! Mir ist das wieder überwältigend zum Bewußtsein gekommen, als ich versuchte, die Geschichte, die wir vorhin gehört haben, in unsere Gegenwart zu übertragen. Da ist ein armes Mädchen, wer weiß wodurch, durch schlechte Erziehung, durch bittere Not oder auch durch niederträchtige Verführung, vielleicht auch durch eigenen Leichtsinn auf die Bahn des Lasters geraten. Denken wir uns, sie würde heute in eine Gesellschaft von wohlanständigen, christlich gesinnten Leuten so einbrechen, wie es hier erzählt wird — ich möchte die Christen sehen, wie sie sich dabei benähmen! Die Frauen wären in tödlicher Verlegenheit über diesen peinlichen Zwischenfall; die eine oder andere würde vielleicht empört ihre Kleider zusammennehmen und stolz davonrauschen; denn da kann doch eine anständige Frau unmöglich bleiben. Die Männer würden teils ihr amüsiertes Lächeln über diese ungewöhnliche und interessante Szene kaum verbergen, teils würde man von ihnen aufgeregte Rufe hören: „Eine solche Unverschämtheit!“ „Diese zudringliche Person!“ Der Hausherr würde wütend nach den Dienstboten läuten und ihnen schwere Vorwürfe machen, warum sie eine solche Person überhaupt hereingelassen haben, würde nach der Polizei telephonieren und wegen Hausfriedensbruchs Anklage erstatten und Hilfe verlangen. Die Besten und Freundlichsten in der Gesellschaft aber würden dem armen Mädchen klar zu machen suchen, daß dies durchaus nicht geht, daß sie eine große Taktlosigkeit begangen hat, daß sie eine sehr wenig geeignete Gelegenheit gewählt hat, um den Meister zu sprechen, daß sie es ganz anders hätte anfangen müssen, und dergleichen mehr. Der Pharisäer Simon, der das Mädchen doch wenigstens duldet und J e s u s

die Entscheidung überläßt, gewinnt entschieden, wenn wir daran denken, wie es dem armen Mädchen in einer sogenannten „christlichen" Gesellschaft ergangen wäre.

Aber nun Jesus! Je mehr man ihn betrachtet, um so großartiger erscheint sein Verhalten. Das Erstaunlichste ist wieder diese merkwürdige und wie spielend natürliche Verbindung der verschiedensten Eigenschaften: diese unantastbare Hoheit in der doch gewiß höchst heiklen Situation, und daneben diese ruhig und sicher erstrahlende Güte; diese völlige Freiheit gegenüber den Vorurteilen der sogenannten guten Gesellschaft, diese Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der er gegen alles handelt, was ihnen gewohnt ist und bei ihnen für recht und fromm gilt, und doch wieder diese Zartheit in der Behandlung aller Menschen, auch des Pharisäers, den er nicht unmittelbar, sondern indirekt durch ein Gleichnis belehrt; diese königliche Gewißheit und Herrlichkeit, mit der er einfach im Namen Gottes unter den Menschen handelt und redet, und doch wieder diese vollkommene dienende Liebesgesinnung, der es nur darum zu tun ist, jedem mit möglichster Schonung aller seiner Eigenheiten das rechte Wort zu sagen für seine Seele. Aber man muß das alles fühlen, die ganze Wunderbarkeit einer solchen Jesusstunde im Herzen erleben. Schade, schade um die Menschen, die für dies alles keine Empfindung haben!

Die Art aber, wie Jesus diese Sünderin behandelt, ist ein wahres Meisterstück der Seelsorge. Wir müssen uns zuerst das Verhalten des Mädchens ganz lebendig vorstellen. Reden konnte sie nicht und wollte sie nicht. Aber ihr übervolles Herz drängt sie zu Jesus. So ist ihr der Gedanke der Salbung gekommen. Dank und stumme Bitte, Bekenntnis und Gelöbnis, Selbstdemütigung und grenzenloses Zutrauen, Reue und ahnende Freude neuen Lebens, alles sollte darin liegen. Vielleicht gedachte sie zuerst sein Haupt zu salben. Aber überwältigt von seiner reinen Persönlichkeit sinkt sie nieder und salbt die Füße. Da fallen ein paar große, schwere Tränentropfen auf die Füße nieder. Erschrocken und erregt nimmt sie, da sie nichts anders hat, ihr Haar zum Trocknen. Aber da ist auch schon die mühsam bewahrte Fassung zu Ende. Sie bricht zusammen und weint, weint wie ein Kind und küßt dabei die Füße Jesu, aufgelöst in Verzweiflung und hingebungsvolle Verehrung.

Ob Jesus diese ungewöhnliche Huldigung als überschwänglich empfunden hat? Ob er daran gedacht hat, wie ihm solches mißdacht und mißdeutet werden kann? Wir erfahren das nicht einmal. Er hat viel zu viel Achtung vor dem Großen, was hier in einer Menschenseele vorgeht, als daß er Nebendinge wichtig genommen hätte. Er läßt das Mädchen ruhig gewähren, denn das ist die größte Wohltat, die er ihr zunächst erzeigen kann. Wie oft, wenn z. B. Kinder in ihrer ersten Begeisterung für etwas Neues und Großes sich ein wenig ungestüm und ungebärdig benehmen, werden die Eltern ungeduldig und lassen sich zu kleinlichem Tadel hinreißen, statt das Wunder einer solchen Stunde im Herzen des Kindes zu ehren. Sie gießen auf das hell auflodernde Feuer

der Begeisterung das zischende Wasser des Scheltens und Nörgelns, statt dies Feuer klug zu hüten und zu pflegen. Jesus war ganz anders. Und wie klug und fein führt er das Mädchen zur Besinnung und erlöst sie von ihrer eigenen Hilflosigkeit! Zuerst redet er gar nicht mit ihr. Schon dies ist unausdenklich zart. Er gibt ihr Zeit, sich zu beruhigen, in der seltsamen Lage, in die ihre Gefühle sie gebracht haben, sich zurechtzufinden. Erst am Schluß, wo sie ruhig zuhören kann, redet er mit ihr ein paar freundliche Worte. Aber zunächst redet er mit den andern, und redet doch mit i h r, denn er redet über sie. Er scheut sich nicht, der ganzen wohlgeborenen Gesellschaft dies verachtete Mädchen zum Vorbild hinzustellen. Dadurch bringt er alles ins Rechte. Die hochmütige Tafelrunde empfängt eine recht kräftige Belehrung und findet sich plötzlich dem Mädchen menschlich so nahegerückt, daß alle Abstandsgefühle aufhören. Das Mädchen selbst aber lernt sich erst recht verstehen. Statt sich schämen zu müssen, wenn die erste Aufregung vorüber ist, über den wunderlichen Auftritt, den sie da veranstaltet hat, hört sie aus Jesu eigenem Munde, was das Richtige an ihrem Gefühl gewesen ist, gewinnt ganz unmerklich ein neues Selbstgefühl, ja eine ganz neue Lebensanschauung. Hätte Jesus sie direkt belehrt, so hätten sich aller Augen auf sie gerichtet und sie wäre verwirrt worden. Hätte er sie direkt belobt, so hätte die Szene leicht peinlich und beschämend werden können. Gerade daß sie still zuhören und sich dabei beruhigen und sich im tiefsten Sinn unter den Worten Jesu selbst finden darf, ist das unbeschreiblich Schöne und Zarte an der Art Jesu mit ihr umzugehen. Wenn dies nicht ein Meisterstück der Seelsorge ist, dann weiß ich nicht was ich dafür halten soll.

In einem berühmten Kunstwerk findet sich ein herrliches Gespräch zwischen Michelangelo, dem größten Künstler seiner Zeit, und Vittoria Colonna, der bedeutendsten Frau jener Zeit. Michelangelo sagt, daß die großen Künstler immer auch große Bekehrer gewesen seien, die durch ihre Kunstwerke die Menschen hinführten zu allem Guten und Wahren, daß aber umgekehrt auch die großen Bekehrer immer große Künstler gewesen seien, indem sie lebendige Vorbilder, herrliche Meisterbilder des Lebens vor ihre Mitmenschen hinstellten. In wie hohem Maße das von Jesus gilt, brauche ich nicht auszuführen. Und was liegt oft schon in einem einzigen Gespräch Jesu für eine feinste Kunst der Seelenbehandlung, an der wir unaufhörlich lernen können! So viel ist sicher: Wäre ein katholischer Priester an Jesu Stelle gewesen, er hätte Bedenken getragen zu absolvieren, bevor nicht ihm, dem Priester, alles offenbart und für jede Sünde eine Strafe hingenommen ist. Wäre damals ein methodistischer Bußprediger an Jesu Stelle gewesen, er hätte gar verlangt, das Mädchen solle nun auf die Bußbank, Gott die Ehre geben und alles berichten, was sie in ihrem Leben angerichtet hat. Jesus verlangt beides nicht, so wenig er es bei Zachäus und andern verlangt hat, — und spricht damit sein Urteil klar aus sowohl über die Bekehrungspraxis vieler Evangelischer als über die Beichtpraxis der Katholiken.

Jesus wußte viel zu tief: wer wirklich Reue hat, der möchte am liebsten von seiner Sünde gar nichts mehr hören, der bedarf eher einer Ermunterung als einer Beschämung, dem muß man etwas Neues geben, wofür er leben kann. Wie man ein Kind oft mühelos von seinem Weinen zu heilen vermag, wenn man ihm im rechten Augenblick etwas in die Hand gibt, womit es sich beschäftigen kann — es ist dann selbst froh, daß es von seinem Weinen erlöst wird —, so liegt die feinste Kunst der Bekehrung darin, daß man zu rechter Zeit vom Alten weg das Herz ganz auf das Neue lenkt, das da werden soll.

Und doch ist mir dies alles noch nicht das Wichtigste und Bedeutsamste an unserer Erzählung. Vielmehr glaube ich, daß Jesus hier, wo er sein Verhalten vor den Pharisäern rechtfertigt, das Allertiefste gesagt hat, was zum Verständnis einer der schwersten Fragen gesagt worden ist, die je die Menschen bewegt haben. Wie verträgt sich das Böse in der Welt mit der Weltregierung Gottes? Warum vernichtet Gott die Sünde nicht, die so namenloses Unheil über die Menschen gebracht hat, wenn er doch nach seiner Liebe es sollte und nach seiner Allmacht es könnte? Wie konnte Gott die Sünde mit allen ihren entsetzlichen Begleiterscheinungen und Folgeerscheinungen zulassen?

Wir können nicht verlangen, daß uns Gott für alle Tiefen seiner verborgenen Weisheit ein Senkblei gibt, mit dem wir sie ausmessen können, aber wir dürfen erwarten, daß er über jeden Abgrund uns eine Brücke baut, auf der wir gehen können. Und diese Brücke über den Abgrund eines großen Welträtsels schlägt uns heute Jesus mit den Worten: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. Was soll das heißen? Etwa dies, daß ihr deshalb ihre Sünden vergeben worden sind, weil sie Jesus viel Liebe bewiesen hat? So rechnet und wägt man bei Gott nicht. Gerade umgekehrt: Sie hat viel Liebe, denn ihr sind viele Sünden vergeben. Jesus spricht sich nur so aus, daß die Tischgenossen den Weg vom Sichtbaren zum Unsichtbaren finden: ihr sind viele Sünden vergeben, wie du daraus schließen darfst, daß sie viel Liebe beweist. Also nichts anderes als eben ihre Sünde hat sie dahin gebracht, daß sie eine so große und überwältigende Liebe haben konnte. Gott hat seine Welt so eingerichtet, daß die Sünde in dem, der sie wirklich bereut, sich verwandelt, sich umsetzt in lauter Fähigkeit, Gottes Herrlichkeit zu schauen und sich ihrer zu freuen. Darf er da nicht die Sünde zulassen? Der verlorene Sohn, der zurückkehrt, liebt seinen Vater viel bewußter und tiefer als der Daheimgebliebene: ist dann die Zeit in der Fremde eine verlorene Zeit gewesen? Es gibt eine Alchymie erhabener Seelen, hat einmal Amiel gesagt; sie verstehen es, Böses überall in Gutes zu verwandeln. Diese Alchymie versteht Gott in seinem Weltall aus dem Grunde, und vielleicht wird er einmal alles, alles in Gutes verwandeln.

Wir wollen es auf uns persönlich anwenden. Vielleicht finden sich in unserer Vergangenheit Sünden, daß wir ganz, ganz klein werden, wenn wir nur daran denken: So etwas habe ich einmal getan! Viel=

leicht finden sich noch jetzt in unserm Leben Sünden, von denen wir trotz vieler Mühe nur unsäglich langsam und schwer loskommen. Diese Sünde hat, wenn ihr mich recht verstehen wollt, für uns einen unschätzbaren Wert. Nichts kann uns innerlich so völlig von aller Selbstliebe heilen, von unserm ganzen alten Selbst so gründlich loslösen, so ernst zu Gott führen und so sicher mit ihm verbinden als das Gefühl: Es ist nichts mit mir, gar nichts! Ich bin ohnmächtig und hilfsbedürftig und weiter bin ich nichts! Lieben, mit allen Kräften und Gedanken seiner Seele Gott lieben wird nur der, der es bis in jeden Winkel seiner Seele hinein erlebt hat: Ich bin auf seine Gnade angewiesen ganz und gar! Ich kann mich auf mich selbst in gar keiner Weise verlassen, mich meiner selbst in gar keiner Weise rühmen! Wenn Gottes Gnade nicht alles gut machen will und kann, i ch von mir aus bin am Ende! Unsere Sünde ist im letzten Grunde nur dazu da, uns hineinzutreiben in die Liebe zu Gott. Du k a n n st deine Sünde gar nicht wahrhaft lieben, das kannst du nicht, denn du trägst ein gottgeborenes Ich in dir, das sich ihrer im tiefsten Innern schämt. Aber vielleicht hast du trotzdem keine Kraft, dich von der Sünde loszureißen, ja nicht einmal recht die Lust dazu. Das ist ein schauderhafter Zustand. Aber wenn du gar nichts anderes vermöchtest, eines vermagst du immer: täusche dich nur wenigstens um keinen Preis über dich selbst! Wenn du nur wahrhaftig bleibst, so wird und muß dir die Sünde immer mehr zum Ekel werden, ja du selbst wirst und mußt dir mehr und mehr zum Ekel werden, und daraus wird eine gewaltige Sehnsucht hervorbrechen, eine übermächtige Sehnsucht nach Gott und neuem Leben! Wie das Sprichwort sagt, daß alle Wege nach Rom führen, so führen im inneren Leben alle Wege zu Gott, auch der Weg durch die Sünde hindurch, wenn wir nur unverblendet und aufrichtig uns niemals über die wahre Stimme unserer Seele täuschen! Gott kann, wie man gesagt hat, die Türe zur Sünde hin ruhig offen stehen lassen, er kann in vollkommener gütiger Sicherheit und Ruhe still warten, bis wir zurückkommen. Er weiß, daß er der unbedingten allüberlegenen Anziehungskraft des Guten und Göttlichen ruhig vertrauen darf. So gewiß wir gottgeborene Seelen sind, so gewiß können wir uns niemals wahrhaft wohl fühlen ohne ihn und müssen früher oder später zu ihm zurückkehren.

Unser Luther hat einmal ein Wort gesprochen, das ihm von seinen Gegnern schwer verdacht worden ist. Er hat gesagt: Sündige fest, aber glaube noch viel fester! Das Wort klingt gottlos zum Gruseln und ist doch eines der frömmsten, die Luther gesprochen. Wer ihn kennt, der weiß: so ist es nicht gemeint, als ob ein Christ das Recht hätte, fröhlich zu sündigen, so viel er nur will, wenn er nur dabei den rechten Glauben hat, sondern das Wort ist aus der Tiefe eines ungeheuren Ernstes heraus gesprochen: Laß dich durch die Sünde niemals und unter keinen Umständen von Gott abbringen! Kannst du sie vorläufig nicht überwinden, so nimm sie hin als ein Geschick, das dir zunächst auferlegt ist, aber sorge dafür, daß der Glaubenskern in dir mächtiger und mächtiger

wird, sorge dafür, daß in dir ein Allerinnerstes gepflegt und gestärkt wird, das von der Sünde nichts mehr wissen will, bis dies Innerste stark genug ist, der Sünde völlig Herr zu werden! So hat z. B. unser Dichter Fritz Reuter, der zeitlebens unter dem Laster der Trunksucht gelitten haben soll, das er sich in bitterer und unverdienter Gefangenschaft angewöhnt hatte, sich selbst eine ergreifende Grabschrift verfaßt, die leider doch nicht auf seinem Grabe steht:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein;
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt ich im Dunkeln und fand mich nicht aus:
Bei dir, Herr, ist Klarheit und Licht ist dein Haus!

Ganz herzbewegend spüren wir da etwas davon, wenn es auch nur zart angedeutet wird, wie ein Mensch unter der Bürde seiner Sünde seufzend sich gänzlich und ausschließlich nur darauf gründet, daß Gott Licht und Klarheit ist und nichts anderes. Hätte er Gott inniger und völliger lieben gelernt, wenn ihm der Weg durch die Sünde erspart geblieben wäre?

Ich weiß, ihr werdet nicht sagen: Also wollen wir sündigen, damit wir später einmal Gottes Liebe recht reich und tief erfahren! So kann und wird keiner reden, der den Jammer und das Elend der Sünde erlebt hat, den können wir ohnedies nicht abhalten, sich der Sünde hinzugeben. Aber etwas anderes werdet ihr vielleicht sagen: Spricht nicht die Erfahrung dagegen, daß die Menschen sich aus der Sünde heraus zurückfinden zu Gott? Sterben nicht viele dahin in ihren Sünden? Lernen nicht viele Gott und seinen Willen nur immer mehr hassen, statt ihn zu lieben? Ich will da wieder etwas Persönliches erzählen, in der Hoffnung, euch damit am ersten einen Dienst zu tun. Als ich seinerzeit zuerst den großen Feind des Christentums, den Philosophen Nietzsche, kennen lernte, da bin ich, wie viele andere, zuerst erschrocken über den wilden Haß gegen das Christentum und über die empörende Ungerechtigkeit, die er dabei an den Tag legte. Aber allmählich lernte ich den Mann besser kennen, sah die vielen edlen Anlagen in ihm, sah das hohe, mächtige Streben, das in ihm flammte, sah andererseits die unglücklichen Verhältnisse, unter denen er lebte, die bittere Vereinsamung, die qualvolle Krankheit und anderes mehr. Und ich sah, daß er Jesus niemals wirklich geschaut hatte in seiner Herrlichkeit, und fing an, den Mann zu bedauern, trotz aller seiner glänzenden Geistesgaben. Soll ich nun annehmen, sagte ich mir eines Tages, daß Gott einen solchen Menschen für immer verdammt hat? Trotz des vielen Edlen, was doch noch in ihm lebte? Trotz der Mitschuld, die Menschen und Verhältnisse an seiner Verbitterung tragen? Trotz der langsam nagenden geistigen Krankheit, die so vieles erklärt? Trotz der großen Unkenntnis Jesu, in der er zeitlebens geblieben ist? Wie wäre es, wenn ein solcher Mensch in einer andern Welt einmal Gott erschaut in seiner Liebesmajestät, wie er ihm allezeit so nahe gewesen ist, Jesus erschaut in seiner reinen Gottesgröße? Wäre es nicht möglich, daß es ihm wie eine

Binde von den Augen fällt? Wäre es nicht möglich, daß er sich durch mancherlei innere Demütigungen hindurch, vermöge des Edlen, was in ihm ist, Gott doch noch willig und völlig zu eigen schenkt? Und wäre es nicht möglich, daß er dann, gerade weil er die Abgründe der Gottesferne so ganz anders kennt als wir, Gott auch viel tiefer und mächtiger liebt als wir, ihm viel leidenschaftlicher dient als wir? Könnte sich nicht auch in einer andern Welt noch, mehr als wir ahnen, das Wort erfüllen, daß viele Letzte Erste sein werden und viele Erste Letzte? Wollten wir dann die Rolle des scheelsüchtigen Bruders spielen, wenn das Gleichnis vom verlorenen Sohn sich vielleicht weit über dies Leben hinaus erfüllt? Ich weiß dies alles nicht, aber für möglich muß ich es halten. Und wer es auch nur für möglich hält, der kommt in eine ganz andere Stimmung zum Sünder; nicht nur daß er ihn bedauert, nicht nur daß er ihm verzeiht, sondern er gewinnt eine Art scheuer Ehrfurcht vor dem, was da in dem Sünder werden will. Wird sich nicht vielleicht diese Sünde einmal verwandeln, umsetzen in eine Gottesliebe, die nur um so inniger ist und vor der ich dann beschämt dastehe? —

Von Michelangelo wird erzählt, daß er einmal in Florenz auf einem Hof einen großen Marmorblock entdeckte, an dem jedermann vorübergegangen war, weil Staub und Schmutz ihn bedeckte von oben bis unten. Der große Meister stand sinnend davor. Dann sagte er: In diesem Stein ist ein Engel verborgen, den ich herausholen muß! So ähnlich, denke ich, muß Jesus vor den Menschen gestanden sein. So ähnlich sollten seine Jünger den Menschen gegenübertreten: In dir ist ein Engel verborgen, den ich herausholen muß! Mögen wir die Sünde verabscheuen, mögen wir unter der Sünde persönlich schmerzlich leiden, unsere Pflicht ist klar und groß: Wir müssen versuchen, Gott zu helfen, daß alle Sünde der Menschen verwandelt wird in Kraft, Gott zu lieben und Gott zu dienen!

Die wahre Kirche.

Von Bischof Ryle. Aus "Our Hope" frei übersetzt, von J. Ramser.

Zur wahren Kirche möchte ich gehören, zur Kirche, außerhalb welcher es kein Heil gibt. Wo ist diese Kirche, welcher Art ist sie? So fragst du. Darauf soll dir Antwort werden.

Die *eine* wahre Kirche besteht aus allen denen, die glauben an den Herrn Jesum. Sie besteht aus allen, die Gott auserwählt hat — aus allen Bekehrten, beiderlei Geschlechts — aus allen wahren Christen. Bei wem wir nun immer wahrnehmen die Erwählung Gottes, des Vaters, die Besprengung mit dem Blute des Sohnes und die Heiligung des Geistes, da ist Mitgliedschaft der wahren Kirche Christi.

Es ist eine Kirche, deren Glieder alle dieselben Merkmale haben. Sie sind alle aus dem Geiste geboren. Sie haben alle eine bußfertige Gesinnung gegen Gott, Glauben an unsern Herrn Jesum Christum, und Heiligung im Leben und Wandel. Alle hassen sie die Sünde und

alle lieben sie Christum. Sie mögen Gott auf verschiedene Weise und nach verschiedenen Formen verehren, mit gegebenen Worten, oder mit freiem Gebet, knieend oder stehend; alle aber von Herzen. Alle stehen unter eines Geistes Leitung und bauen auf den einen Grund; alle schöpfen ihre Frömmigkeit aus demselben Buch, das ist die Bibel. Sie sind alle verbunden mit dem einen, großen Zentrum — das ist Jesus Christus; und aller Herzen stimmen zusammen in Halleluja und Amen.

Es ist eine Kirche, die nicht abhängig ist von den Trägern des Predigtamtes, so hoch sie diejenigen schätzt, die ihren Gliedern das Evangelium verkündigen. Das Leben ihrer Glieder hängt nicht ab von der Mitgliedschaft einer Gemeinde, noch von Taufe und Abendmahl — so wichtig dieselben sind, wenn erhältlich. Sondern sie hat nur ein großes Haupt, einen Hirten, einen Oberbischof — nämlich Jesus Christus. Er allein nimmt durch seinen Geist Glieder auf in diese Kirche, obwohl die Prediger sie zu ihrer Türe führen können. Bis er die Türe öffnet, erschließt kein Mensch dieselbe, weder Bischof noch Presbyter, weder Kirchenversammlung noch irgend eine Synode. Laßt jemand seinen Sinn ändern und glauben an das Evangelium, und im selben Moment wird er ein Glied dieser Kirche. Gleich dem reuigen Schächer mag ihm die Gelegenheit zur Taufe fehlen; aber er hat erhalten, was mehr noch wert ist als die Wassertaufe — die Taufe des Heiligen Geistes. Er mag nicht Gelegenheit haben, Brot und Wein des Abendmahls zu empfangen, aber er genießt Christi Leib und Blut jeden Tag im Glauben; und kein Geistlicher auf Erden vermags ihm zu wehren. Man mag ihn von Amts wegen exkommunizieren und ausschließen von den Ordnungen der Kirche; aber alle Kirchenbeamten der Welt können ihn nicht ausschließen aus dieser Kirche.

Es ist eine Kirche, deren Existenz nicht abhängt von Formen, Zeremonien, Kathedralen, Kirchen, Kapellen, von Kanzeln, Taufsteinen, Gewändern, Orgeln, Vermächtnissen, Geld, Königen, Regierungen, Amtspersonen, oder von irgend einem Tun oder einer Gunst menschlicherseits. Oft schon hat sie bestanden, wenn alle diese Dinge ihr entrissen wurden. Oft wurde sie vertrieben in die Wüste, in Höhlen und Löcher der Erde, gerade von solchen, die ihr hätten sollen Freundschaft erweisen. Ihre Existenz hängt einzig ab von der Gegenwart Christi und seines Geistes. Solange er mit ihr ist, bleibt sie unsterblich.

Das ist die Kirche, welcher die Heilige Schrift Ehren und Vorrechte schon für die Gegenwart und zukünftige Herrlichkeit ganz besonders verheißt. Das ist der Leib Christi, die Herde Christi, Gottes Haus, Gottes Fundament und der Tempel des Heiligen Geistes. Das ist die Kirche der Erstgeborenen, deren Namen im Himmel angeschrieben ist. Das ist das königliche Priestertum, das auserwählte Geschlecht, das Volk des Eigentums, das erkaufte Besitztum, die Wohnung Gottes, das Licht der Welt, das Salz und der Weizen der Erde. Das ist die „Heilige, Allgemeine Kirche“ des apostolischen Bekenntnisses, die „Eine, Allgemeine, Apostolische Kirche“ von Nicäa; die Kirche, welcher der Herr

Jesus verheißt, daß auch der Höllen Pforten sie nicht überwältigen sollen, und zu welcher er sagt: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende."

Es ist die einzige Kirche wahrer Einheit. Ihre Glieder stimmen miteinander überein in allen religiösen Hauptwahrheiten, denn sie sind alle von einem Geiste gelehrt. Sie sind eines Sinnes über Gott, über Christus und den Heiligen Geist; über die Sünde und ihre eigenen Herzen, über Glauben, Buße und die Notwendigkeit persönlicher Heiligung; über den Wert der Bibel und die Notwendigkeit des Gebets; über Auferstehung und künftiges Gericht. Frage drei oder vier von ihnen, aus den verschiedensten Gegenden der Erde, sich gegenseitig unbekannt, prüfe jeden besonders, und sie werden alle in diesen Hauptwahrheiten übereinstimmen.

Diese ist die einzige Kirche wahrer Heiligung. Ihre Glieder sind alle heilig. Heilig nicht nur dem Bekenntnis und dem Namen nach, nicht nur nach Werken der Wohltätigkeit, sondern heilig in Handel und Wandel, in Wirklichkeit, Leben und Wahrheit. Sie sind alle mehr oder weniger ähnlich dem Bilde Christi. Kein Unheiliger gehört zu dieser Kirche.

Diese ist die einzige, wirklich allgemeine Kirche. Sie ist nicht die Kirche bloß einer Nation, oder eines Volkes, seine Glieder finden sich in aller Welt, wo das Evangelium angenommen und geglaubt wird. Sie ist nicht eingeschlossen von Landesgrenzen, nicht eingeengt von bestimmten Formen oder irdischen Machthabern. In ihr gibt es keinen Unterschied zwischen Jude und Grieche, schwarz und weiß, zwischen irgend einer kirchlichen Benennung, sondern der Glaube an Christum ist ihr alles. Ihre Glieder kommen von Nord und Süd, von Ost und West, von allen Sprachen und Zungen — aber alle sind sie e i n e s in Christo.

Diese ist die einzige, wirklich apostolische Kirche. Gegründet auf dem Grunde der Apostel, hält sie die Lehren, die sie verkündigt. Apostolischer Glaube und apostolische Praxis sind die zwei Hauptziele im Leben ihrer Glieder. Wer vorgibt ein Nachfolger der Apostel zu sein, trotzdem diese Merkmale ihm fehlen, der gilt ihnen als tönendes Erz und klingende Schelle.

Diese ist die einzige Kirche, welche Gewißheit hat, auszuharren bis ans Ende. Niemand kann sie ändern, stürzen oder zerstören. Man mag ihre Glieder verfolgen, unterdrücken, einkerkern, schlagen, enthaupten, verbrennen; aber die wahre Kirche ist noch nie erloschen, sie ersteht wieder aus ihrer Trübsal, sie lebt fort trotz Feuer und Wasser. Wenn unterdrückt in einem Lande, wächst sie empor in einem andern. Ein Herodes, ein Nero, eine blutige Maria haben umsonst versucht, sie zu unterdrücken, Tausende mordeten sie hin, traten vom Schauplatz ab, und gingen an ihren Ort. Die wahre Kirche überlebt sie und ihresgleichen und sieht sie ins Grab sinken. Sie ist ein Ambos, auf dem in dieser Welt schon mancher Hammer zerbrach und auf welchem noch mancher

zerbrechen wird; sie ist ein Busch, der schon oft brannte, ohne verzehrt zu werden.

Die einzige Kirche ist sie, bei der kein Glied zugrunde gehen kann. Einmal eingeschrieben in diesem Kirchenbuch, sind Sünder geborgen in Ewigkeit, niemals werden sie weggeworfen. Die Annahme des Vaters, die beständige Fürbitte des Sohnes, und die tägliche Erneuerungs- und Heiligungskraft des Heiligen Geistes umgibt und beschützt sie gleich einem eingefriedigten Garten. Kein Bein soll diesem geheimnisvollen Leibe Christi zerbrochen, nicht ein einziges Lamm aus der Herde Christi soll je seiner Hand entrissen werden. (Joh. 10, 28.)

Diese ist die Kirche, welche Christi Werk auf Erden vollbringt. Eine kleine Herde, klein an Zahl verglichen mit den Kindern dieser Welt: einer oder zwei hier, zwei oder drei dort — einige in dieser Gemeinde, ein paar in jener. Aber sie sind's, welche die Welt bewegen; sie sind's welche die Geschicke der Königreiche beeinflussen durch ihr Gebet. Sie sind die eifrigen Verbreiter der Erkenntnis wahrer und unverfälschter Frömmigkeit, das Lebensblut eines Landes, Schild und Schutz, Bestand und Stütze jeder Nation, der sie angehören.

Diese ist die Kirche, welche am Ende herrlich erscheinen wird. Wenn alle Erdenherrlichkeit wird verschwunden sein, dann soll diese Kirche dargestellt werden, fleckenlos vor Gottes, des Vaters Thron. Thronen, Fürstentümer und Gewalten dieser Erde werden verschwinden, Aemter, Würden und Geistesgaben werden vergehen, aber die Kirche der Erstgeborenen wird strahlen am Ende wie der Sterne Glanz, und dargestellt werden mit Freuden vor des Vaters Thron, am Tage der Erscheinung Christi. Wenn die Schatzkammern des Herrn gefüllt werden, und die Offenbarung der Kinder Gottes erfolgt, da wird man nicht fragen nach Namen noch Kirchenverfassung; eine Kirche allein wird gelten, und das ist die Kirche der von Gott Erwählten.

Das ist die wahre Kirche, welcher man angehören muß, um selig zu werden. Bis du zu dieser gehörst, bist du verloren. Du magst die Form, den Schein, die Hülle und die Schale der Frömmigkeit haben, aber das Wesen und das Leben fehlt. Ja, du magst zahllose, äußere Vorzüge besitzen, magst dich großen Lichtes und großer Erkenntnis erfreuen — doch wenn du nicht zum Leibe Christi gehörst, so können all dein Licht, deine Erkenntnis und deine Vorzüge deine Seele nicht erretten. O welch eine Unwissenheit gerade in diesem Stück! Man bildet sich ein, Glied und Kommunikant dieser oder jener Kirche zu sein, und gewisse Formen mitzumachen, sei alles was die Seele bedürfe. Welch ein Selbstbetrug, welch großer Irrtum. Nicht alle waren von Israel, die nach Israel genannt wurden. Und nicht alle sind Glieder des Leibes Christi, die sich Christen nennen. Hüte dich, du magst ein eifriges Glied irgend einer kirchlichen Benennung sein — und doch nicht zur wahren Kirche gehören. Und wenn nicht, so wäre dir zuletzt besser, du wärest nie geboren.

Gedankensplitter.

Von Pastor Chr. Mohr, em.

Vorbemerkung: Warum ich meine Artikel so nenne? Sie machen keinen Anspruch auf allseitige Behandlung eines Gegenstandes; es soll nur eine Seite desselben, der nach meiner Meinung nicht genug zu seinem Rechte kam, hervorgehoben werden, und möchte nur veranlassen, daß derselbe von berufener Seite behandelt werde.

Der verehrte Redakteur des „Th. Magazins" hat im Vorwort der Neujahrsnummer 1912 erwähnt, es solle ein Sprechsaal sein, worin jeder seine Meinung aussprechen soll — natürlich mit Beschränkung — sonst wagte ich mich gar nicht hervor bei meinen bald 75 Jahren. Dieselben lehren aber auch, daß man manche Lebenserfahrung gemacht, allerlei von höherer Perspektive aus betrachtet und mir stets der Vers vorschwebt: „Ein Ausblick in die Ferne — Der lichten Ewigkeit, — Macht, daß man Vorsicht lerne — In dem Gebrauch der Zeit." Und des Heilandes Wort: „Wirket, so lange es Tag ist!" Möchte auch gerne den letzten Rest meines, von ihm verliehenen Pfundes nicht unbenützt lassen. So geht mir auch fortwährend der Artikel vom vorigen Jahr: „Wer übt Seelsorge an den Seelsorgern?" im Kopf herum und „spritzt ein Splitter heraus." Splitter aber fahren oft in die Haut, dieserartige sogar leicht ins Herz und verwunden. Doch ist dafür, Gott Lob, ein Arzt da; wir kennen ihn alle!

Im „Friedensboten" vom 10. März (Okuli) 1912, auf der Seite über Aeußere Mission, hebt der große Missionsmann unserer Tage, John Mott, den ich einen gewaltigen Ritter auf diesem Gebiet nennen möchte, der ein gutes, scharfes Schwert für diese heilige Sache des Reiches Gottes führt, besonders die Notwendigkeit hervor, daß sowohl der einzelne Christ, als auch die Gemeinschaften, im rechten Geist und Sinn, also ernstliche, brünstige Fürbitte dafür tun sollten, und daß das am wirksamsten zur Erfüllung des Missionsauftrags Jesu beitrage.

Ich weise nur auf den dortigen Artikel hin. Wem es um die Ausbreitung des Reiches Gottes und dessen möglichst baldige Vollendung zu tun ist, dem ist es nicht nur Redensart: „Herr Jesu, komme bald!" sondern ernstliches Sehnen, daß Gott und Christus verherrlicht werde von allen Sprachen und Völkern, der lese das dort von „Mott" aus der Edinburger Missionskonferenz und Warneck zitierte nochmals mit Nachdenken. Es ist der Mühe wert.

Ich möchte dazu folgendes bemerken: Wenn es wahr, was Luther sagt: „Gut gebetet, ist halb studiert!" so zeigt die heutige Erfahrung, daß wohl die Mission in den Kreis theologischen Wissens auf den Universitäten hereingezogen wurde, was sich darin offenbart, daß extra Professoren für Missionswissenschaft angestellt werden, und kein Pfarrer wohl auf diesem Gebiet unwissend bleiben darf. Denn selbst die Regierungen, die Gebiete in der Heiden- und Muhammedanerwelt haben,

müssen mit diesem Faktor rechnen. Es ist auch erfreulich, daß selbst weltliche Kreise sich um Missionen kümmern, freilich mehr um kultureller und kommerzieller Gründe willen. Nun, so müssen sie indirekt dem Reiche Gottes dienen, wie Paulus auch sagt: „Alles ist euer."

Aber da läuft man Gefahr, daß man sich mit Missions-, und damit innigst verknüpft, Völker- und Länderkunde einseitig beschäftigt. Freilich, was man nicht kennt, kann man auch nicht lieben. Aber fehlt es nicht sehr daran, daß man mit der Glaubenshand des Gebets ins Herz Gottes hineingreift und ihn gleichsam nötigt, seine Engelscharen auszusenden, um seinen schwachen menschlichen Arbeitern und Kämpfern auf Erden gegen die Mächte der Finsternis, die zauberischen, teuflischen Lügenkräfte Satans beizustehen? Man denke an das Gebet Daniels, dem dann der Erzengel Michael die Erhörung kund tut. (Auch an Jakob, Josua, an die Offenb.)

Wie wenig wird speziell gebetet! Meist in Bausch und Bogen, so ins allgemeine. Aber wird nicht, wer nur nach der Scheibe schießt, meist daneben und nur zufällig überhaupt in sie treffen; ist's nicht nötig, aufs Zentrum zielen? Man wird noch oft genug kaum die Scheibe treffen. Man bleibt mit dem Gebet zu viel auf der Peripherie; man arbeitet in der Mission viel durch Komiteen, Beschlüsse, Organisationen, Statuten und dergleichen. Alles das ist auch nötig. Aber es heißt: „Bete und arbeite!" Erst Maria, dann Martha! Erst in Geist, Wahrheit und Liebesleben in Gott und die Lebensgemeinschaft mit Christo eingesenkt! Und daraus dann gewirkt.

Missionare von draußen teilen oft mit, wie die Wirkungen und Kräfte der betenden Gemeinde in der Heimat, die sich gerade in den Anfangswochen des Jahres mit der Missionsbitte zum Herrn nahen, so augenscheinlich und kräftig sich kund tun. Gewiß! Es kann da manches Gemachte mit unterlaufen. So will mir unwillkürlich die ganze halbe Stunde, jeden Vormittag, zwischen die Beratungsstunden hinein, auf der Missionskonferenz in Edinburg, die jeder mit stillem Gebet für sich hinbringen sollte, etwas „gemacht" erscheinen. Gewiß sehr gut gemeint. Aber ob jedes der Tausende sich energisch zu so langem Gebet für diese einzige Sache emporschwang. Ich bin der erste, der sich freuen würde, wenn es so war.

Aber meine Jahrzehnte lange Erfahrung auf den Distrikts- und Pastoralkonferenzen, Pfarrkränzchen und in vielen Pfarrhäusern bei Besuchen über Nacht, war diese, daß im allgemeinen nur für's nächste, kirchliche-, gemeindliche-, häusliche und Herzensbedürfnisse, aber nur selten speziell für die Mission, für Näherstehende, eigene, besonders einzelne — auch wohl namentlich dem Herrn gesegnete Missionszweige und gar Personen gebetet wurde.

Unsere verschiedenen synodalen Behörden, Seminararbeiter, Waisen- und Diakonissenhäuser und ähnliche, bitten um Unterstützung durch Gebet. Man gibt eher, nimmt sich vor zu geben u. s. w. Sehr nötig und gut! Sonst kommt Jakobus hinter einen mit: „Du sprichst:

Nähre, sättige dich! Und du gibst ihm nicht u. s. w." Das ist ein billiges Opfer, Wort, aber nicht Tat.

Hand aufs Herz! Das Beten verbleibt. Wie viele unserer Tausende von Lesern des „Friedensboten", die jüngst gebeten wurden, unsere nach Indien hinausziehenden Missionsarbeiter und Arbeiterinnen mit in ihren Gebeten zu begleiten, oder die unter einer Operation liegende Frl. Gr. damit zu erquicken (oder den l. Herrn Sp., der so viele Opfer für unsere Mission gebracht in seiner Krankheit) mögen es getan haben?

Aber, sagst du: Wer kann seine Liebe und Teilnahme nach so vielen Seiten hin „zersplittern"? In der Nähe liegen so viele Aufgaben für mich, die mich ganz einnehmen. Ach ja! Eigene und so viele andere Not tritt uns täglich entgegen; meine Aufgaben erdrücken mich! Freilich gehört ein „Universal-Liebesherz" dazu. Und sicherlich haben gewisse Christen vor andern die Pflicht, gleichsam die innere Berufung erhalten, täglich Fürbitte auf dem Altar des Herzens zu opfern. Doch je lebendiger du erkennst, daß dir Barmherzigkeit widerfahren und dein Gott allzeit dein gedenkt und sein Auge über dir offen hat, wirst du dich in solchem Werk üben. Auch hier heißt es: „Uebung macht den Meister." Denken wir an einen Paulus, Luther und andere. O wie häufen sich bei uns die Unterlassungssünden! Herr, vergib! Und laß uns deiner steten priesterlichen Fürsprache beim Vater nicht ermangeln!

Manche beruhigen sich damit, daß ja im heiligen Vaterunser der Heiland uns alles vorgesprochen, was es nur je für Gegenstände zum Beten für uns gibt. Viele Worte sollen wir ja nicht machen wie die Heiden. Aber meint er es so, daß man sich damit zufrieden geben soll, nur eben diese Worte zu gebrauchen? Nein, es soll gleichsam der verschiedenartige Stoff sein. den wir im Gebet „verarbeiten" sollen. Haben je Apostel „in Praxi" es als eine Art Formel, dem Buchstaben nach gebraucht? Oder lesen wir davon in der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte? Und hat nicht Luther schon gesagt: Das Vaterunser ist der größte Märtyrer, wird so viel mißbraucht. Und hat sich je ein lebendiger Christ damit begnügen können? Zeigt nicht auch unser „Universal-Kirchengebet", gewöhnlich nach Schluß der Predigt gebraucht, etwas anderes? Und wird es einem nicht je länger, je lieber und teurer, wenn man nur sein ganzes Herz da hinein legt? Man denke auch an Blumhard, Dorothea Trudel, A. H. Franke, G. Müller u. s. w. Auch an jenes alte Mütterchen, auf dessen Tisch neben dem Siechbette der sie besuchende Pastor stets eine Namenliste fand. Sie darüber befragend, antwortete sie: Für diese habe ich mich verpflichtet, zu beten. Was sagt Paulus? Ich höre nicht auf für euch zu beten und tue es mit Freuden.

Doch was brauche ich den Brüdern im Amt längere Vorlesung zu halten? Haltet mir diese Worte zu gute und erlaubt mir zum Schluß, zu erzählen, wie ich neuerdings hierin tue, denn man kann und muß immer noch lernen, solange man lebt. Wenn ich in unsern kirchlichen Blättern lese, wie die und jene uns um Fürbitte angehen, halte ich

einen Augenblick inne und tue es sofort, ehe ich weiter lese; damit ist dann nicht aus- (sondern ein-) geschlossen, es auch öfter, bei manchen täglich auf kürzere oder längere Zeit zu tun, damit es nach dem Spruch geht: „Gib dem, der dich bittet." Den Umständen nach wird es auch bei der Hausandacht getan, um andere ins Interesse hineinzuziehen, sonst im stillen Kämmerlein in der Stille der Nacht oder morgens.

Doch ich breche ab, denn ich habe die werten Leser schon mehr wie allgenug belästigt. Verzeiht! Der Geist der Liebe, Weisheit und Wahrheit ergieße sich in recht viele Herzen. Das ist mein Gebet für meine Brüder, besonders die, welche unser Herr und Meister begnadigt, noch in voller Arbeit an seiner teuer erlösten Gemeinde arbeiten zu dürfen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Kalenderreform.

Welche Bedeutung der Kalender im öffentlichen, kirchlichen, bürgerlichen und praktischen Leben hat, machen wir uns selten klar. Daß seit der Einführung des Christentums der Kalender ein ganz bestimmtes christliches Gepräge hat, ist zu ersehen an der Rolle, welche die christlichen Festtage, besonders das Osterfest, in den kalendarischen Bestimmungen spielen. Die uralte Regel, daß das Osterfest stets an dem ersten Sonntag nach dem Vollmond im Frühjahr zu feiern ist, hat eine ganz gewaltige Bedeutung für die Gestaltung des ganzen Kalenderjahres. Eine feststehende Regel ist ja, daß neun Sonntage vor Ostern ihre kirchlich bestimmten Namen haben: Septuagesimae etc.... Vor diesen her gehen die Sonntage nach Epiphanias; vor diesen das sogenannte Epiphanienfest, das für 6. Januar fest steht. Vor diesem kann stehen: Sonntag nach Neujahr, vor dem liegt Neujahr. Hinter Ostern folgen wieder sechs Sonntage mit altkirchlichen lateinischen Namen; dazwischen fällt Himmelfahrt, dann kommt Pfingsten, sieben Wochen nach Ostern, Trinitatisfest; dann die schwankende Zahl der Sonntage nach Trinitatis; dann die vier Adventsonntage, Weihnachten und Sonntag nach Weihnachten. Schon die bloße Aufzählung dieser Sonn- und Festtage zeigt uns, wie sehr der heutige Kalender ein eminent kirchliches und christliches Gepräge trägt in seiner jetzigen Gestalt. Und welchen großen Einfluß hat der Kalender auf das kirchliche wie bürgerliche Leben! Die Kirche richtet ihre evangelische Verkündigung, die Wahl ihrer Texte, nach den im Kalender verzeichneten Kirchenzeiten. Unsere Konferenzen bestimmen sich nach den Sonntagen nach Ostern bis Trinitatis!

Die Schule, die Konfirmation, richtet sich nach dem Kalender. In Deutschland ist das noch mehr der Fall als hier. Dort fällt der Schluß des Schuljahrs auf die Osterzeit. Die konfirmierte Jugend verläßt nach Ostern die Schule und tritt in ein Lehr- oder Dienstverhältnis ein. Lehrerwechsel erfolgen mit Eröffnung des neuen Schuljahrs, nach Ostern. Die kleinen schulpflichtigen Kinder treten nach Ostern in die Schule ein. Auch die Gerichte, die Handelswelt, Herrschaften und Dienstboten, die Markt- und

Meßtage und vieles andere im öffentlichen, bürgerlichen, geschäftlichen Leben ist und bleibt abhängig von dem Osterdatum des Kalenders.

Welche verhängnisvolle Rolle spielt nun da die oben angeführte alte Festsetzung, wornach das Osterfest törichterweise vom Frühjahrsvollmond abhängig gemacht wird! Wir brauchen das des weiteren nicht ausführen, sondern wollen nur erinnern, daß diese Regel eine Schwankung des Osterdatums von 35 Tagen zuläßt. Denn so viel kann die Zeit vor oder nach Ostern verkürzt werden, je nachdem das Osterfest auf das früheste oder späteste Datum fällt.

Die ganze heutige Kulturwelt fühlt auch das Unsinnige der heutigen, obwohl uralten Kalenderregeln, und trachtet ernstlich darnach eine gründliche, vernunftmäßige Reform einzuführen. Wie schwer fällt das aber! Ist ja doch der heutige Kalender international, obgleich der russische um 13 Tage verschieden ist von unserm. Wie schwer mag es halten, eine allgemeine, internationale Verständigung für eine der ganzen Welt annehmbare Kalenderreform herbeizuführen. Der Kalender hat aber nicht nur das unbequeme des stetig hin- und herwandernden Osterfestes. Sondern er trägt auch noch die Merkmale seines Ursprungs aus dem altrömischen Heidentum. Wir wollen auf diesen altrömischen Kalenderanfang uns nicht zu viel einlassen, sondern wollen bemerken, daß das wohlbekannte, auch in unseren Kreisen vielverbreitete Familienblatt: „Die Abendschule" von Louis Lange, St. Louis, Mo., im Heft No. 12 vom 9. Januar 1913, eine Abhandlung enthält: „Wie der Kalender entstanden ist." Die ist sehr lesenswert und gibt viele einzelne Data, die man sonst nicht leicht irgendwo so kurz und gut beisammen findet. Da wird uns berichtet, daß früher es bei den heidnischen Römern Sache der Priester war, für die richtige Zeitrechnung jedes Jahres Sorge zu tragen. An jedem ersten Tage des neuen Monats ließ der Oberpriester das Volk zur Kurie zusammenberufen und da gab nach dem Opfer der Unterpriester den Beginn des neuen Monats, die Zahl seiner Tage, seine Fest- und Gerichtstage etc. bekannt. Nach diesem Ausrufen, calare, hießen die ersten Monatstage „Ausruftage" = Calendae. Bald aber schwand die Sitte des Ausrufens und die betreffenden Bekanntmachungen wurden auf Marmortafeln öffentlich angeschlagen. Das war also die schriftliche Urform des „Kalenders" bei den Römern. Die Monate waren aber noch nicht in Wochen, sondern nur in drei Abschnitte, die Kalenden, Nonen und Idus eingeteilt. Das Geld wurde in Rom nicht auf Jahre, sondern auf Monate ausgeliehen. Die Zinsen mit Kapital waren auf die Kalenden fällig. Die Griechen hatten in der Zeitrechnung keine „Kalenden". Kaiser Augustus pflegte darum humoristisch von schlechten Zahlern zu sagen: „Sie zahlen an den griechischen Kalenden," d. h. niemals! Eine bis heute sprichwörtliche Redensart: „Verschoben ad Calendas Graecas!"

Bis zu Julius Cäsar herrschte jedoch eine heillose Verwirrung in der Zeiteinteilung, zum Teil willkürlich durch die römischen Priester eingeführt. Anno confusionis, im Jahr 46 v. Chr., war der Wirrwarr am tollsten geworden und das veranlaßte Julius Cäsar zu einer gründlichen Kalenderreform. Im Jahr 45 v. Chr. wurde der sogenannte julianische Kalender eingeführt, der der Zeitrechnung im wesentlichen die Gestalt gab, die unser Kalender noch heute hat. Cäsar ersetzte das bisherige Mondjahr durch ein Sonnenjahr von 365 Tagen und 6 Stunden. Die 6 Stunden hatte man bisher nicht beachtet und das machte in 4 Jahren einen Tag aus. Darum schal-

tete Cäsar alle 4 Jahre einen Schalttag ein. Früher hatten die Römer das Jahr mit März begonnen, da war also September richtig, was sein Name besagte, der siebente Monat, Oktober der achte etc. . . . Nun wurden aber vor März die Monate Februar und Januar vorangestellt und der Jahresanfang fiel auf den ersten Januar. Damit wurden die Monatsnamen September etc. . . widersinnig und bedeutungslos. Sie sind aber trotz dem 1900 Jahre unverändert stehen geblieben!

Ja, ja: Es erben sich Gesetz und Recht, wie eine ew'ge Krankheit fort. . . . Vernunft wird Unsinn — und bleibts, so lange keine Reform erfolgt!

Die Wochen-Einteilung in 52 siebentägige Wochen folgte erst im sechsten christlichen Jahrhundert. Diese julianische Kalenderrechnung war nun Jahrhunderte lang im Gebrauch. Da bemerkte man im 16. Jahrhundert (im Reformationszeitalter), daß der Neujahrstag um 10 Tage später eintreffe, als er nach dem Sonnenlaufe eintreffen sollte. Indem man alle 4 Jahre einen Schalttag einfügte, hatte man jährlich etwas über 11 Minuten zu viel eingeschoben und das machte damals einen Unterschied von 10 Tagen. Da trat Pabst Gregor XIII., der damalige "pontifex maximus," mit einer neuen Kalenderreform hervor. Der neue g r e g o r i a n i s c h e Kalender trat, laut Reichstagsbeschluß, mit dem Jahr 1582 in Kraft. In diesem Jahr schrieb man nach dem 4. Oktober sofort den 15. Oktober, ließ also die 10 Tage ausfallen. Um eine Wiederholung überschüssiger Tage zu vermeiden, wurde bestimmt, daß die Zentennialjahre nur alle 400 Jahre sollen Schaltjahre sein, wenn die vordersten Zahlen mit 4 teilbar sind.

Mit Ausnahmen der Russen und Griechen, die den julianischen Kalender bis jetzt beibehalten, hat sich, wenn auch mit viel zähem Widerstand gegen das päpstliche Dekret der g r e g o r i a n i s c h e K a l e n d e r durchgesetzt und bis heute erhalten, auch bei den protestantischen Nationen. Warum auch nicht? Das war ja einfach eine Forderung der Vernunft und keine Glaubensregel, die mit der Religion etwas zu tun hat. — Wir sehen, die Festsetzung des Kalenders war in alten Zeiten Sache der Oberpriester, bis zum Pabst Gregor XIII. und dieses alte Gepräge trägt unser Kalender bis heute noch. Das dürfte es wohl rechtfertigen, daß wir auch in unseren Spalten uns mit der Frage der K a l e n d e r r e f o r m beschäftigen.

Diese ist heutzutage wieder recht brennend geworden und wird hin- und herdiskutiert im öffentlichen Leben. Auch kirchliche Körperschaften beschäftigen sich mit dieser Frage. Zwar die astronomischen Beachtungen und Zeitbestimmungen, die dem Kalenderwesen zugrund liegen, sind und bleiben unwandelbar, denn sie sind gegründet auf den großen Chronometer des Herrn und Schöpfers der Welt, 1. Mose 1, 14—18. Den kann auch das atheistisch-rebellische Geschlecht unserer Tage nicht um ein haarbreit verändern. Wohl aber dürfte eine Kalenderreform, das aus dem Altertum mitgeschleppte Unsinnige und Unbequeme aus dem Kalender ausmerzen und den Festsetzungen des Kalenders eine solche einheitliche Festigkeit und Stabilität verleihen, daß ein Kalender für 1914 ebensogut in irgend einem X beliebigen Jahr der folgenden Jahrhunderte und -tausende noch ebenso richtig wäre, wie jetzt!

Das allerwichtigste und nötigste ist die Aufhebung der oben erwähnten Osterregel, und Festsetzung eines Osterdatums, unabhängig vom Frühjahrsvollmond, der mit dem Osterfest so wenig etwas zu tun hat, als Vater Adam mit unserm amerikanischen Münzwesen. Eine ganze Menge Vorschläge sind in dieser Beziehung schon zur Verhandlung vorgelegt. Die

Haupttendenz geht dahin, das Osterfest etwa auf den 2. Sonntag im April festzulegen. Da man namentlich in Europa noch vielfach mit den sogenannten Quartaltagen rechnet, so ist der Anfang von April zu viel mit Unruhe aller Art, Umzug, Wechsel der Dienststelle etc. ... verknüpft. Darum soll eben der 2. Sonntag gewählt werden, um weit genug vom 1. Quartaltag hinweg zu kommen.

Es ist aber klar, so lange die bisherige Monats- und Tageseinteilung im Kalender bestehen bleibt, ist kein festes Monatsdatum für Ostern festzulegen; es behält also Ostern noch immer etwas Schwankendes und mit ihm alle übrigen Tage und Sonntage im Jahr.

Nun liegen, um diesem Uebelstand abzuhelfen, eine ganze Anzahl Reformvorschläge für den Kalender vor. Der „Deutsche Lutheraner" gibt in No. 3 und 4 dieses Jahres eine gute Uebersicht der dahingehenden Bestrebungen. Wir können auf diese Darlegungen nicht genauer eingehen, sondern wollen nur sagen, daß bis jetzt zehn verschiedene Entwürfe vorliegen, die z. T. einander ähnlich sind.

Das Wichtigste bei der Kalenderreform wäre die einfache, leichte Verständlichkeit, die auch das Festhalten der Daten im Gedächtnis erleichtert. Der Wochentag, an dem sich etwas ereignet hat, prägt sich am leichtesten ein, knüpft sich oft an ein ganz zufälliges Merkmal, etwa eine Fastenspeise oder dergl. Könnten nicht die Wochentage im ganzen Jahr, in jedem Monat des Jahres festgelegt werden auf ein bestimmtes Monatsdatum? Würde das erreicht, so wäre nicht nur der hundertjährige, sondern der 1000jährige Kalender festgelegt!

Das ließe nach verschiedenen vorliegenden Entwürfen sich erreichen. Dem Kalender bliebe die Gestalt von je 12 Monaten (einer hat 13*); von je 4 Quartalen, jedes Quartal zu 3 Monaten, 8 Monate davon haben je 4 Wochen = 28 Tage. Vier Monate haben 5 Wochen = 35 Tage. Die 5. Woche müßte entweder dem 1. oder dem letzten Monat im Quartal angehängt werden.

Das ergäbe für jedes Quartal 91 Tage; für's Jahr also 4x91 = 364 Tage. Da fehlt also jedem Jahr ein Tag. Jeder Monat müßte mit Sonntag beginnen und mit Samstag schließen. So würde jeder Wochentag für's ganze Jahr und für alle Zeiten festgelegt. Was aber soll's mit dem fehlenden 365. Tag und mit dem Schalttag alle 4 Jahre? Dem ist leicht abzuhelfen. Zu den 364 Tagen des Jahres kommt jedes Jahr ein „Ergänzungstag," der müßte ohne Wochentagsnamen bleiben, also aus der Woche herausfallen und würde als Silvester jedes Jahr an das Ende des Jahres angefügt, das ließe leicht sich verständlich machen und einprägen. Eine ähnliche Maßregel müßte für den „Schalttag" alle 4 Jahre getroffen werden. Fällt auch er aus der Zählung der Wochen- und der Monatstage heraus, so haben wir mit diesen einfachen Bestimmungen den ewigen Kalender." Der Schalttag würde am besten mitten im

*) Der zehnte Entwurf hat dreizehn Monate für's Jahr von je 28 Tagen, und außerdem auch den Schalttag und den Ergänzungstag, die beide aus den Monats- und Wochentagen herausfallen. Auch bei diesem Entwurf würde die erwünschte Stabilität der Wochentage erreicht, jeder Monat beginnend mit Sonntag, schließend mit Samstag. Wir fürchten jedoch, daß der Aberglaube die Zahl 13 ablehnt und lieber das Unbequeme sich gefallen läßt, vier Monate mit je 35 Tagen zu haben. — Wir werden wenig dazu zu sagen haben!

Jahr nach dem 6. Monat eingeführt. Damit bekäme also der Kalender folgende Gestalt:

Jedes Neujahr fällt auf Sonntag. Jeder erste Monatstag ist ein Sonntag. 4 Monate haben je 35 Tage, d. h. 5 Wochen; 8 Monate haben je 28 Tage, d. h. 4 Wochen. Jeder Wochentag im Monat ist unveränderlich das ganze Jahr hindurch. Ostern fällt dann ganz von selbst immer auf den 8. April und darnach richten sich die anderen von Ostern abhängigen Tage, Termine und Gebräuche, die im kirchlichen und bürgerlichen Leben sich ans Osterfest geknüpft haben. Welche Wohltat würde eine solche Reform fürs ganze öffentliche Leben herbeiführen!

Und wird einmal reformiert, warum dann nicht auch die sinnlosen Monatsnamen abändern? Und schließlich: Die Wochentagsnamen? Sind sie nicht altheidnische Götternamen? Doch daran dürfte wohl am wenigsten gerüttelt werden bei einem Geschlecht, das teilweise sich zurückkehrt ins alte Heidentum. Auch haben diese Namen im Volk ihre alte Bedeutung eingebüßt und gehen nur noch als abgegriffene Münzen im Kurs, ohne daß man nach der alten Bedeutung des Namens fragt.

Das ist keine religiöse, keine theologische Frage, die wir hier verhandelt haben; aber doch eine Frage, die tief ins kirchliche und praktische Leben eingreift. Wir hoffen darum, nicht allzu scharf kritisiert zu werden dafür, daß wir diese Frage auf's Tapet brachten.

Ein gewesener Sozialist über den Sozialismus.

In Buffalo hielt kürzlich David Goldstein, der vordem ein hervorragender Sozialist war, einen Vortrag, in dem er den widerchristlichen Geist des Sozialismus kennzeichnete. Er sagte: „Niemand kann zugleich ein Christ und ein Sozialist sein. Trotz aller heuchlerischen Verhüllungen zum Zweck, Kirchenglieder in ihre Reihen zu locken, können die Sozialisten doch die Tatsache nicht ganz verbergen, daß ihre Lehren sich in diametralem Gegensatz zu der Religion befinden. Der Sozialismus hat zum Ziel, alle bestehenden Einrichtungen, sowohl bürgerliche als kirchliche, vom Erdboden zu vertilgen. Die Taktiken der Sozialisten sind nicht schwer zu verstehen, wenn man weiß, was das eigentliche Glaubensbekenntnis des Sozialisten ist. Die Religion, heißt es, ist nur ein kapitalistischer Knüppel, womit das Volk niedergehalten wird. Was bedeutet dies? Es bedeutet, daß wenn der Sozialismus zur Machtentfaltung käme, er alle religiösen Einrichtungen, namentlich auch die Heilighaltung der Eheordnung, zerstören würde. Freie Liebe, eine der Kardinallehren des Sozialismus, würde eingeführt werden. Aber hier tritt die Schalkheit und Zweizüngigkeit der Sozialisten ans Tageslicht. Trotz der Lehre, daß die Religion und die Ehe abgetan werden müssen; trotz der Tatsache, daß die maßgebenden Werke sozialistischer Literatur diese Lehre bekennen; trotzdem in ihren Versammlungen die Glieder der Partei dieser Lehre lauten Beifall spenden, halten sie doch ihre wahren Ansichten über Religion und über Ehe vorsichtig zurück, wenn sie eine politische Platform aufstellen, oder wenn sie vor Leuten reden, die sie erst gewinnen wollen. Oeffentlich in ihren Versammlungen haben sie die Handlungsweise gutgeheißen, einen Teil ihrer Lehren zu verschweigen; denn sie wissen, wenn sie alles klar darlegten, würde nie ein Christ sich mit dem Sozialismus bemengen." (Haus und Herd.)

So das ist eine offene, klare und verständliche Sprache und wiegt mehr als wenn gutmütige aber verblendete Optimisten uns versichern, der Sozia-

lismus bringe das Reich Gottes auf Erden!. Es ist Torheit und Verblendung zu meinen, durch beständige Agitation der Massen und Aufreizung gegen die Besitzenden oder die Regierung und die Staatsgesetze, könne eine Gesundung der sozialen Zustände herbeigeführt werden. Der ganze heutige „Kampf ums Dasein" ist das „Resultat" der materialistischen Weltströmung, die die Menschheit durchseucht hat von oben bis unten. Dieser Materialismus treibt den Egoismus in dem natürlichen Menschen auf die Spitze. Dieser kann als individueller, als sozialer und nationaler Egoismus auftreten, das Resultat ist stets das Gleiche: Kampf aller gegen Alle!

Dieser Egoismus ist im Sozialismus keineswegs überwunden. Dieser stellt vielmehr nur eine Massenvereinigung der sog. Proletarier dar, die sich gegenseitig das Genußleben der Reichen garantiert, wenn sie einmal das Heft in die Hände bekommt. Da bleibt's bei der alten Regel:

„Hier herrscht der Streit und nur der Stärkste siegt." Diese Stärksten werden eine zeitlang gewalttätig herrschen, wie Nietzsche das in Aussicht stellt: „Eine Hölle für die Armen und Schwachen, kein Himmel für die Starken, die auch in beständiger Furcht vor der Abnahme ihrer Kräfte leben müssen, in welchem Falle sie sofort, nach Art der Wölfe, von ihren Zunächststehenden beseitigt werden." „Ob der Stärkste ein einzelner Tyrann, wie die römischen Kaiser und Napoleon I., ist, oder eine Gesellschaft von Tyrannen, wie sie der Sozialismus notwendig an die Spitze stellen wird, ist sehr gleichgültig; übrigens endet jede Kollektiv-Gewaltherrschaft notwendig in Einzelherrschaft." (Hilty, Glück, I. 239.)

Der menschlichen Gesellschaft kann nur dadurch geholfen werden, daß der Einzelne die Gesundheit des Geisteslebens erlangt, was aber nur auf dem Boden des Evangeliums möglich ist: Matth. 16, 24—26, und Parall.

Hier fügen wir nun ein, was eigentlich unter „Ausland" stehen sollte. Ein deutsches Wechselblatt berichtete über den „Friedenskongreß", den die Unfriedensleute, die Sozialisten in Basel gehalten haben. Das Blatt sagt da u. A.:

Wenn nun die vereinigten Sozialisten in Basel sich energisch für den Frieden in das Zeug legten, so hat der Wunsch nach dem Frieden unsern Beifall, aber daß der Friede *unter allen Umständen* und auch mit *den verwerflichsten Mitteln* aufrecht erhalten werden soll, wie die Sozialisten das wünschten, dem können wir nicht beistimmen. Die Führer der Sozialdemokratie haben es in Basel ausgesprochen, daß sie den Frieden unter allen Umständen *erzwingen* würden, wenn es not täte, auch mit dem *internationalen Generalstreik*. Das ist natürlich gar nichts, als ein Ausfluß ihrer Gottlosigkeit. Das heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben. Wir halten jeden Krieg natürlich für etwas Entsetzliches; wir glauben aber aufgrund der Schrift, daß in *einer Welt der Sünde der Kampf auf keinem Gebiete, auch nicht auf dem Völkergebiete*, aufgehoben werden kann, so lange die Sünde herrscht. Unser Heiland weist sogar für die letzte Zeit uns darauf hin, daß wir viel von Kriegen und Kriegsgeschrei hören würden, und warnt uns vor denen, die da immer schreien: „Friede, Friede." Der Krieg ist in der sündigen Welt ein *Uebel*, aber oft ein *notwendiges*. Der *Krieg* ist ein *Gottesgericht*, durch welches aber, wenn die Völker sich beugen, Gott auch viel Segen schafft. Daß Menschen den Frieden *erzwingen* wollen, das ist Wahn. Wenn Gott die Welt für gerichtsreif und kriegsreif

hält, wird auch kein Sozialdemokrat den Krieg hindern können, wie das die letzten Jahre und die allerletzten Ereignisse deutlich gezeigt haben. Die Sozialisten sind uns als Gegner des lebendigen Glaubens überhaupt schlechte Friedensapostel, und gerade sie mit ihrem ewigen Aufhetzen der Völker, sind viel eher selber eine ständige Kriegsgefahr, als eine Friedensgarantie. Sie säen Haß und Wind, da kann die Ernte nur Sturm und Krieg sein. Uns ist es gar nichts als ein Zeichen für ihren Ursprung aus dem Abgrund der Lüge, daß gerade sie, die ständig alles durcheinander hetzen, sich die Maske der Friedensapostel überhängen. Wir glauben es ganz gewiß, daß, wenn wir seit dem Jahre 1871 bis heute eine sozialistische Regierung oder gar eine sozialistische Republik in Deutschland gehabt hätten, daß wir dann nicht bloß einen, sondern mehrere Kriege gehabt hätten und zwar nach innen und nach außen; während wir unter unseren jetzigen Regierungen im Frieden leben durften. Tief bedauerlich erscheint es uns von unserm deutschen und christlichen Standpunkt aus, wie wohl wir in Schweizer Verhältnisse uns nicht einzumischen haben, daß man dem internationalen Sozialistenkongreß das evangelische Münster zur Verfügung gestellt hat. Unter dem Klang der Glocken und unter Orgelklang ist der sozialistische Festzug, begrüßt von der Basler Regierung in das evangelische Münster eingezogen, und auf seiner Kanzel haben jüdische Sozialisten ihre Brandreden gehalten. Das ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, wenn die evangelische Knochenerweichung schon so weit geht, daß man die Geister des Abgrunds, welche dem Antichrist den Weg bereiten, auf die Kanzel Christi stellt. Ist es nicht ein Menetekel für die Basler Kirchenregierung, wenn zum Abschied der Sozialistenführer Bebel höhnisch ausrief: Er freue sich, daß er als Gottesleugner der Basler Kirchenregierung danken dürfe, daß sie das Münster den Sozialisten gegeben. Respeckt vor Bebel, er hat sich vor der ganzen Basler Regierung als Atheist bekannt. Da hätten sich sollen Vertreter einer evangelischen Kirche nach unserer Ueberzeugung auch als Gläubige bekennen und sagen: wir haben mit euch nichts zu tun und unsere Kirchen sind nicht für eure Zwecke. Das reimt sich ganz gut zusammen mit einer betenden Nächstenliebe, welche wir auch den Sozialisten entgegenbringen. Aber bekennende und scheidende Kraft muß der Glaube auch haben und die Liebe in Christo, sonst ist sie ein Zerrbild wahrer Liebe Christi. Wir glauben, solche Knochenerweichung bei Regierungen und Kirchenregierungen, wie wir sie in Basel sahen, verursachen eher eine erhöhte Spannung, als eine Entspannung der Verhältnisse. Aber solche Erscheinungen zeigen uns, wie, je mehr sich die Dinge der Endzeit entwickeln, alles von dem Geist des Antichrists angefressen und von seiner lügnerischen Maske getäuscht wird. Wenn wir sehen, wie evangelische Kirchenregierungen den Geistern des Abgrunds die Kirche geben, dann lernen wir schon das Wort des Herrn verstehen: „Wenn es möglich wäre, würden auch noch die Auserwählten verführt.“ Es ist ein bedenklicher Schritt weiter zur Verwirrung der Geister in unsern Völkern, denn wie viele werden nun sagen: Es ist doch ganz gewiß nicht so schlimm mit der Sozialdemokratie, sie war ja in Basel in der Kirche und hat für den Frieden ein mächtiges Wort eingelegt. Da tritt der Teufel als Engel des Lichts auf und die, die innerlich nicht in der Wahrheit stehen, sondern in der Lüge, werden verführt. Möge die Gemeine Gottes in diesen Zeiten, wo ganze Kirchen so weit von der Wahrheit weichen, wie wir es hier sehen, umso fester stehen.

Das Ehescheidungselend dieses Landes.

Das Richterkollegium von Kansas City setzte seinerzeit einen Vertrauensmann ein und beauftragte ihn, den Gründen der anhängig gemachten Ehescheidungsklagen in jedem einzelnen Falle sorgfältig nachzugehen und über das Ergebnis zu berichten. Die Ehescheidungsmisere hatte damals in der Stadt geradezu skandalöse Formen angenommen. Die Richter glaubten an die vorgebrachten Gründe nicht, daher der Auftrag, den sie ihrem Vertrauensmann gaben. Sein Bericht liegt jetzt vor, und wenn er auch für jene, die für die sittlichen Schäden unserer Zeit ein offenes Auge haben, keinerlei Ueberraschungen enthält, jedenfalls bildet er einen wertvollen Beitrag zur Ehescheidungsfrage. Der Berichterstatter ist nämlich der Ansicht, daß der tiefere und eigentliche Grund weitaus der meisten Ehescheidungen die Weigerung der Frau sei, sich den Mutterpflichten zu unterziehen. Diese Weigerung führe zu den ersten Verstimmungen. Die meisten Männer wollten gern Kinder haben, und wenn sie den Versuch, die Weigerung der Frau zu überwinden, endgiltig aufgeben müßten, sei der Bruch gewöhnlich unvermeidlich. Das ist wie gesagt für den Kenner unserer Verhältnisse nicht gerade etwas Neues, aber es ist gut, daß es hier einmal von kompetenter Seite gesagt wird. Denn es ist nicht blos die Ehescheidungsmisere, die im letzten Grunde auf die Abneigung der Frau gegen die Erfüllung der Mutterpflicht zurückgeführt werden muß, alle Ausschreitungen der modernen Frauenbewegung gehen auf die gleiche Ursache zurück. Deshalb müssen diese Ausschreitungen viel ernster beurteilt werden als es gewöhnlich geschieht, denn die treibende Kraft ist die sittliche Dekadenz, die immer weiter und immer bedenklicher um sich greift. Wankt aber die Sittlichkeit der Frau, dann wankt alles: Familie, Staat und Gesellschaft, und der allgemeine Zusammenbruch wird unabwendbar.

Sicher liegt auch der Frauenemanzipation, dem ekeln Treiben für Frauenstimmrecht, dem Prohibitionsfanatismus der Frauen sehr viel von dieser geheimen giftigen Wurzel zu Grund: Sie wollen der Familie entfliehen und sich in die Oeffentlichkeit flüchten und da sich als Verfechter der Tugend und Menschenwürde aufspielen, die sie im stillen häuslichen Kreis mit Füßen treten.

Eine gemeine Beschimpfung bloßgelegt.

Das ziemlich bekannte Blatt "The Menace", dessen Kampfesmethode gegen die Römlinge wir nicht durchaus billigen können, bringt in der Nr. vom 1. Frbr., d. J., an hervorragender Stelle eine so gemeine Beschimpfung evangelisch-protestantischer Frauen, die wohl allgemein bekannt werden sollte.

Im „Pittsburg Observer", einem röm. kathl. Blatt erschien im Fragekasten die Frage, wie man mit solchen Frauen umgehen solle, die obwohl im röm. kathl. Glauben erzogen, doch protestantische Männer heiraten, die kathl. Kirche verlassen und sich an eine protestantische Kirche anschließen, die Kinder protestantisch erziehen. Der Fragekasten wird geführt von „Rev." James L. Quinn. Dieser röm. Priester hatte die Unverschämtheit, vorstehende Frage mit der gemeinsten Beschimpfung zu beantworten. Wir ziehen es vor, seine Schimpfrede in dem herrlichen Englisch zu bieten, in dem sie uns vorliegt:

"It is not an easy matter to know how to deal best with such a person. A woman 'who was brought up in the Catholic faith and trained in a parochial school, but who married a Protestant, left the Church,

joined a Protestant church and is raising her family Protestant' is undoubtedly in bad faith and leading a most sinful life. THE HARLOT OR DRUNKEN WOMAN IS A MODEL OF VIRTUE COMPARED TO HER, yet it would be very humiliating to associate with these in order to win them back to God. So it is a humiliation for a truly Catholic woman to associate with the other; but, if such association can win her to God and save her soul, it is a duty. If there is no hope for this, then there is no reason for association. On the other hand there is no reason to be unkind. You must feel your way; act from a motive of zeal for God's honor and her salvation; let her see that you sympathize with her, but never give her reason to suppose for a moment that you approve her conduct or underestimate the seriousness of her fault."

Und diese Sorte von Priestern suchen das Postamt in Washington zu bewegen, das Blatt "The Menace" aus moralischen Gründen zu unterdrücken, weil es den römischen Greueln und Freveln im Lande nachspürt und sie zur öffentlichen Kenntnis zu bringen sucht. Das Blatt hatte Ende Januar eine Ausgabe von ½ Million.

Roms Zauberei.

Wenige unserer Leser machen sich wohl eine Vorstellung davon, welche zauberhaft bestrickende Macht die Stadt Rom mit ihren Kirchen, Kapellen Altären, Kreuzen, hohen Kirchenfesten und Kirchenfürsten, Pomp und Pracht und altertümliche Traditionen auf romantisch gestimmte fromme Seelen ausübt. Besonders Leute, die mehr der unklaren frommen Stimmung und frommen Gefühlen, als der klar bewußten, auf feste Erkenntnis der Wahrheit gegründete Frömmigkeit ergeben sind, fallen leicht der Zaubermacht der römischen Kirche als Opfer anheim. Nicht umsonst hat die Offenbarung in Kap. 17, Babylon die Große — worunter wir jetzt das päpstliche Rom verstehen — als Hure und Zauberin und Mutter aller Greuel dargestellt, wo mit Leibern und Seelen der Menschen Handel getrieben wird. Dieser bestrickenden Zauberei können nur stark intellektuelle, zur Kritik geneigte Geister sich entziehen. Göthe, der für alles Schöne, Helle und Herrliche so sehr empfängliche Mann, ist nur durch seinen kritischen Geist davor bewahrt worden, der Zauberei Roms anheim zu fallen. Ja, gerade der Anblick der römischen Heuchelei, der Greuel, die unter frommer Maske da verübt werden, hat ihn für lange Zeit zu einem Verächter der Religion des Kreuzes gemacht. Diesem Geiste sind sicher seine zwei Epigramme entsprungen:

Jeglichen Schwärmer schlägt mir an's Kreuz in dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogene der Schelm.

. . . .

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Mut, wie Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz.

Auch das andere gehört hierher, womit er die römische Priesterschaft verspottet:

Wie sie klingeln die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappere, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfnis!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Wer eine anschauliche Beschreibung der Zaubermacht Roms auf stimmungsvolle, unklare Seelen bekommen will, den verweisen wir auf das im Jan. Heft, 1912, S. 75, unter Literatur angezeigte Buch: Der Jesuit, in welchem uns in ergreifender Erzählung dargestellt wird, wie der Seelenfang und die Erbschleicherei von den Geheimagenten Roms noch bis auf den heutigen Tag betrieben wird. Denn einem in dem Buch gegebenen Datum zu folge, spielte die Geschichte im 20. Jahrhundert, im verflossenen Jahrzehnt sich ab. Sie ziehen es alles mit ihrem Hamen und fangens mit ihrem Netze und sammeln es mit ihrem Garn; deß freuen sie sich und sind fröhlich. Darum opfern sie ihrem Netz und räuchern ihrem Garn, weil durch dieselben ihr Teil so fett und ihre Speise so völlig geworden ist. Sollen sie derhalben ihr Netz immerdar auswerfen und nicht aufhören, Völker zu erwürgen?" Hab. 1, 15—17. Jawohl, Völker erwürgen sie, die Hörigen des Papstes, das weiß jeder, der die Geschichte kennt seit den Zeiten der Reformation, des dreißigjährigen Krieges, der Gegenreformation; jeder, der das soziale, politische, sittliche und religiöse Elend der Völker kennt und genauer studiert, die unter Roms brutaler Herrschaft seufzen. Darum ist auch der Unglaube in diesen Ländern viel radikaler und giftiger als anderswo.

Ausland.

Der Allgem. Positive Verband und der Evangelische Volksbund.

Wir haben schon über diese beiden Verbände früher berichtet. (März 1913, Seite 135 ff.) Aus den uns zu Gebot stehenden Quellen konnten wir aber nicht recht klug werden, was für ein Unterschied zwischen diesen beiden ist. Wir wandten uns an den Herausgeber des bad. Gemeinschaftsblattes: „Das Reich Gottes" um eine gütige Erklärung des Unterschieds. Dieser hatte die Güte, uns folgendes zu antworten:

Was den „Allgem. Positiven Verband" und den „Evang. Volksbund" angeht, so sind das allerdings zwei verschiedene Größen. Der „Allgem. Pos. Verb." ist ein Zusammenschluß zu spezifisch kirchlichen Zwecken. In unseren Landeskirchen haben sich überall „positive kirchliche Vereinigungen" gebildet, als Sammelbecken der auf positiv-biblischem Boden stehenden Glieder unserer Kirchen. Sie suchen in den kirchlichen Angelegenheiten, — bei kirchlichen Wahlen, in den Synoden bis zur Generalsynode, und in den brennenden kirchlichen Fragen — das positiv-biblische Christentum zur Geltung zu bringen. Diese positiv-kirchlichen Vereinigungen haben sich nun zur Vermehrung ihres Gewichts und Einflusses wieder über's ganze Reich zusammengeschlossen zum „Allgemeinen positiven Verband". Auch andere Vereinigungen auf positivem Boden haben sich angeschlossen. Es war bis jetzt eine, große, sehr eindrucksvolle Kundgebung in Berlin.

Der „Evangelische Volksbund" steht auf gleichem Boden wie der A. P. V., und sind wohl führende Männer in beiden zugleich. Er will das gläubige Christentum in der Oeffentlichkeit des Volkslebens zur Geltung bringen. Er will, sozusagen, das bibl. Evangelium zu einer Macht im Volksleben machen. Er berührt sich hier mit dem „Evangelischen Bund" und hat in letzter Zeit mit diesem auch in Fehde gestanden, ja ihm manche Glieder entrissen. Der „Ev. Bund" nimmt eben Leute aller Richtungen auf und hat sich in den letzten Jahren stark nach links geneigt. Da will nun der „Ev. Volksbund" die innerlich gleichgesinnten Kreise zusammenziehen.

Alle diese Vereinigungen erstreben zweifellos Gutes. Aber es sind der Bünde und Konferenzen und Tage und Tagungen nachgerade so viel, daß man erschrickt." So meint unser Gewährsmann, dem wir auch hier nochmals danken für die gewährte Auskunft.

Wir fügen dem das Neuere noch bei. Die Vertreterversammlung des A. P. V. tagte am 7. und 8. Jan. d. J. unter zahlreicher Beteiligung zum dritten Male in Eisenach. Der Vorsitzende, Pfr. Bernbeck-Okarben konnte im Jahresberichte mitteilen, daß im Laufe des Jahres 1912 die Mitgliederzahl von 61,000 auf 92,000 gestiegen sei, die Zahl der angeschlossenen Organisationen von 11 auf 30. Als besonders bedeutsam darf der Beitritt des deutschen Teiles der Allg. Ev. Luth. Konferenz, ferner des Jugendbundes für entschiedenes Christentum, endlich des Deutschen Evangel. Volksbundes gelten. Weitere Beitritte stehen in Aussicht.

Es waren auch Glieder und Freunde des „Evangelischen Bundes" zugegen und es kam zu Aussprachen. — Offen gaben die anwesenden Mitglieder des Ev. Bundes dessen Mißstände zu, verhehlten nicht den dringenden Wunsch, daß die Bundesleitung endlich ihre jede Mahnung zur Selbsteinkehr abweisende Haltung aufgebe und die Mißstände abzustellen suche. Die Positiven sollten nicht austreten, sondern an seiner Besserung mithelfen. Es stehe nichts im Wege, zugleich Mitglied des Ev. Bundes und des Deutschen Ev. Volksbundes zu sein.

Und nun, da wir einmal an der Klarstellung des Verhältnisses der verschiedenen, teils befreundeten, teils oppositionellen Bündnisse sind, wollen wir hier noch etwas beifügen, das den Charakter des Ev. Bundes deutlich zu machen vermag.

Prof. D. Joh. Kunze in Greifswald, hat im Verlag der Reform. eine kleine Schrift (zu haben für 10 Pf.) erscheinen lassen: Der Evangelische Bund der Gegenwart. Ein Mahnwort an die Rechte. Ueber diese, für Massenverbreitung bestimmte Schrift, schreibt der Herausgeber der Reformation in Heft No. 4. d. J. wie folgt:

„Der Evangelische Bund war von vornherein und jederzeit eine wesentlich mittelparteiliche Organisation, und zwar aus einer Zeit, wo die politische und die kirchliche Mittelpartei schon ihre besten Tage hinter sich hatten. Und nun ist nur das Doppelte eingetreten: einerseits ist der mittelparteiliche Charakter des Evangelischen Bundes immer unverhüllter hervorgetreten, anderseits spiegelt sich die Entwicklung nach links, die die Mittelpartei, die politische wie die kirchliche, in der genannten Zeit, besonders aber in den letzten Jahren, genommen hat, naturgemäß im gegenwärtigen Evangelischen Bunde wieder. Ich will versuchen, zur Ergänzung meiner früheren Aufsätze das zuerst für das politische und sodann für das kirchliche Gebiet nachzuweisen." Mit diesen Worten hat D. Kunze selbst die Aufgabe bezeichnet, die er sich in der vorliegenden Broschüre gestellt hat. In dem ersten Teile weist er dementsprechend schlagend nach, wie die Tätigkeit des Evangelischen Bundes auf politischem Gebiet nur dem Liberalismus zugute gekommen ist. Er nennt den Evangelischen Bund „das letzte Asyl des Blockgedankens" und spricht die Ueberzeugung aus, daß „eine entschlossene und geschlossene Abwanderung der Konservativen aus dem Evangelischen Bunde diesem zu einer Art Gesundung ... verhelfen" würde. Darum hält er es für das Beste, „daß alle entschiedenen und politisch klar sehenden Konservativen ... aus ihm aus-

treten sollten". — Im zweiten Teile bespricht er die Bedeutung des sogenannten Bekenntnisparagraphen: „War aber von Anfang an dieser Bekenntnisparagraph nicht der Ausdruck einer starken, vollen Gemeinüberzeugung, sondern ein taktischer Kompromiß, um die Rechte und die Linke unter Führung der Mittelpartei zusammenzuhalten, so ist seine Unzulänglichkeit immer deutlicher offenbar geworden", wie auch Lic. Everling selbst erklärt hat: „Der Bund ist keine kirchliche (NB. Das natürlich nicht, aber überhaupt: keine. D. Kunze) Bekenntnisgemeinschaft, sondern eine protestantische Gesinnungsgemeinschaft." „Wir werden daher die Hoffnung auf eine Kursveränderung des Evangelischen Bundes nach rechts hin endgültig aufgeben müssen." „Der Evangelische Bund lähmt und hemmt unsere Kraft im Kampfe wider den innerkirchlichen, alles zersetzenden, alles auflösenden Liberalismus." „Dann bleibt nur eines übrig: wir von der kirchlichen Rechten müssen uns und unsere Mitarbeit vom Evangelischen Bunde ganz zurückziehen." — Im letzten Teile seiner Abhandlung weist D. Kunze nach, wie wenig der Evangelische Bund im Kampf gegen Rom tatsächlich erreicht hat und auch in Zukunft eben um seiner liberalen Tendenzen willen erreichen wird, und wie wenig sich die römische Kirche vor dem Evangelischen Bunde fürchtet, so daß sie ihn vielmehr geradezu höhnisch herausfordert. — Die Arbeit D. Kunzes wird in den gegenwärtigen politischen und kirchlichen Kämpfen viel zur Klärung und Gesundung des öffentlichen Lebens beitragen können. Sie sei deshalb allen Lesern der „Reformation" aufs wärmste empfohlen. D. H.

Die gegnerische Stellung gegen den Sozialismus als Partei

braucht und soll nicht uns blind machen gegen die Ungerechtigkeiten des heutigen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Die evangelische Kirche hat sicher die heilige Pflicht, mitzuwirken, daß dieses System der ungerechten Ausbeutung und Unterdrückung der Schwachen ausgerottet wird so viel als tunlich. Das fand seinen Ausdruck in einer Synodalpredigt, von der wir folgenden Auszug im „Geisteskampf der Gegenwart" fanden.

Kirche und Bodenreform. Die evangelische Kirche hat den mehr oder weniger erkennbaren Grundsatz Quieta non movere: Was nicht brennt, davon laß ich klug die Finger. Ja, wenn die wirtschaftliche Not wirklich noch nicht brennte! Aber andere Aerzte, einschließlich des Papstes in seinem Rundschreiben vom 17. Mai 1891 „Ueber die Arbeiterfrage" haben die Krankheit längst anerkannt und kurieren, so gut sie es verstehen, den kranken Volkskörper. Nur die evangelische Kirche gibt nicht die Tatsache einer, wenn nicht eingegriffen wird, zum Wahnsinn die Befallenen noch treibenden Krankheit zu. Der warmherzige Zollmann, ein angesehener Pfarrer in Halle, ein Greis, schrieb mir kürzlich wie aus dem Herzen: „Entweder wird die evangelische Kirche aus ihrem klugen Schlaf aufwachen und die Hände regen, oder sie geht an dieser Ruhe zugrunde" ... Das Edelste, das Religiöse an der Grundrente aber ist, daß sie uns das Dasein eines gütigen, väterlichen Schöpfers offenbart. Wie er die Milch in der Mutterbrust dem kommenden Kindlein vorbereitet, daß sie dem Mündlein des Angekommenen

sich alsbald darbietet, so bereitet er ihm für sein ferneres Leben die Grundrente in väterlicher Vorsorge. Charlottenburg hat kürzlich angegeben, daß jedes ankommende Köpflein seine Grundrente um 2000 bis 2500 Mark steigert. Da sind, wie die Bibel sagt, Kinder Gnadengaben, wenn die Grundrente dem Kind nicht geraubt wird, wie eben. Jetzt aber sind Kinder, weil ihnen die Grundrente geraubt wird, und je ärmer die Eltern sind, um so mehr, wie Maurenbrecher auf dem Berliner Weltkongreß für freies Christentum gesagt hat, ein Unglück... Lehrer Weiskopf erzählt, wie er seine 60 Schüler in Fürth aufschreiben ließ, wieviel in einem Bett allein schliefen. Es meldeten sich 14, davon waren aber 9 in einem Waisenhaus. Er knüpft daran die erschütternde Frage: Muß erst ein deutsches Kind Waise sein, um die Wohltat eines eigenen Bettes zu genießen? Lehrer Schatter in Chemnitz fragte seine Schüler, um ihnen den Begriff königlicher Herrlichkeit klarzumachen: „Was haben der König und die Königin wohl Schöneres wie ihr?" Es meldete sich ein Junge mit der ergreifenden Antwort: „Bei Königs hat jedes ein Bett."

Nicht wahr, meine Freunde, angesichts solcher Zustände will einem kein hurrapatriotisches Wort mehr aus der Kehle. Das große Deutschland hat ja nicht Raum für seine Kinder.

Unter dem Würgengel Privatgrundrente erstirbt die Vaterlandsliebe und der Glaube. Weil man glaubt, so, wie es ist, sei es Naturgesetz, können die Menschen an keinen gerechten Gott mehr glauben. Die Aufgabe der Kirche aber ist, nun Gottes Ehre zu retten durch Aufzeigen des wahren Sachverhalts und der Gerechtigkeit Gottes, der aus Jesaias spricht: Jes. 41, 17. Sie muß zeigen, daß der Menschen Ungerechtigkeit: „Die Sünde der Menschen Verderben ist." (Pfarrer Dannenberger in einer Synodalpredigt „Kirche und Bodenreform." Berlin 1912. Soziale Zeitfragen. Herausg. von Adolph Damaschke.)

Alkohol und Kulturaufgaben. Auf dem dieser Tage in Weimar abgehaltenen Deutschen Anthropologentag führte Geheimrat Prof. Dr. von Luschan-Berlin in seiner Eröffnungsrede u. a. folgendes aus: „Zu einem ganz neuen Zweige der Anthropologie hat sich die angewandte, die soziale Anthropologie ausgewachsen. Sie beschäftigt sich mit den inneren Ursachen der Volkskrankheiten und Epidemien. Von großer Wichtigkeit ist sie für die Untersuchungen über den angeblichen Rückgang der Kulturvölker, insbesondere auch in den Fragen der Wehrkraft. Wenn behauptet wird, daß wir internationale Abmachungen zur Einschränkung der Rüstungen brauchen, da wir die Lasten für Heer und Marine, jetzt auch schließlich für die Luftflotte, nicht mehr ertragen können, so muß vom Standpunkt der Anthropologie entgegengehalten werden, daß wir Jahr für Jahr in Deutschland für Alkohol mehr als für Rüstungen ausgeben und siebenmal mehr für Alkohol als für Unterrichtszwecke." — Kommentar überflüssig! (Aus gleicher Quelle.)

Mutig-mannhafte Erklärungen.

Hamburg. Trotz aller Proteste von positiver Seite ist Pastor Heyborn am 11. April durch den Hauptpastor D. Stage feierlich in sein Amt eingeführt. Der Vorstand des „Kirchlichen Vereins" hat zu dem Tage eine Erklärung erlassen, zu deren Veröffentlichung von politischen Zeitungen nur die „Hamb. Nachrichten" bereit gewesen sind. Es heißt in dieser

Erklärung u. a.: „Es haben bereits die Kapellengemeinden, die zur Landeskirche gehören, dem Kirchenrate unterstehen, aber finanziell selbstständig sind, den Anfang mit der Neuordnung gemacht. Die Kirchenvorstände der drei Kapellen haben am 14. April folgende Erklärung erlassen: „Durch die Tatsache der Einführung des Herrn Pastors Heydorn in das Pfarramt zu St. Katharinen, eines Mannes, der in seinen hundert Thesen nicht nur die besonderen Lehren der evangelisch-lutherischen Kirche verwirft, sondern sogar die Existenz eines persönlichen Gottes in Abrede stellt, haben Kirchenrat und Patronat sich in Widerspruch zu § 2 (Die evangelisch-lutherische Kirche im hamburgischen Staate ist ein Glied der gesamten evangelisch-lutherischen Kirche) unserer Kirchenverfassung gesetzt. Damit ist den Gemeinden unserer Stadt ihr wohlverbrieftes Recht, in der Kirche Hamburgs Gottes Wort nach Luthers Lehre zu hören und die Sakramente im Sinne der lutherischen Kirche verwaltet zu sehen, zurzeit aufs äußerste gefährdet. Dieses Recht kann aber nicht ohne Aenderung der Kirchenverfassung auf gesetzlichem Wege beseitigt werden. Wir unterzeichneten Vorsteher und Pastoren an den hiesigen Kapellengemeinden erklären daher, daß wir solche Geistliche, die in offenkundigem Widerspruch zu den Grundlagen unserer Kirche in ein hiesiges Pfarramt gekommen sind, als Pastoren der hamburgischen Landeskirche nicht anerkennen können. Wir mitunterzeichneten Pastoren haben daher, von unserem Gewissen gedrungen, uns entschlossen, das bisherige Solidaritätsverhältnis der Geistlichen für unsere Person zu lösen, und darum insonderheit auch für den Vollzug unserer Amtshandlungen hinfort keine Uebertragungen mehr zu erbitten (wozu sie nach der bisherigen Ordnung verpflichtet waren), vielmehr allen denen, die Amtshandlungen von uns begehren, ohne Rücksicht auf ihre parochiale Zugehörigkeit zu dienen. Und wir hoffen, daß die uns gleichgesinnten Pastoren und Gemeinden sich diesem unseren Tatprotest anschließen werden. Unsere Kapellen wollen unentwegt fortfahren, die evangelisch-lutherische Kirche im hamburgischen Staate durch die lautere Predigt des Evangeliums und durch die einsetzungsgemäße Verwaltung der Sakramente unter des Herrn Beistand mit gutem Gewissen zu bauen." Daraufhin hat der Kirchenrat die sämtlichen Kirchenvorstände der evangelisch-lutherischen Kirche im hamburgischen Staate ersucht, Amtshandlungen, die, ohne die vorgeschriebene Form zu wahren, von den Geistlichen der Stiftskirche, Kreuzkirche und St. Anscharkapelle etwa vollzogen werden sollten, in die Kirchenbücher nicht eintragen zu lassen."

Traub. Die Allgem. Evang.-Luth. Konferenz hat am 16. Oktober „angesichts der kirchlichen Wirren der Gegenwart" erklärt: „1. Die Kirchenregierungen unserer evangelischen Landeskirchen stehen gegenwärtig vor überaus schweren Aufgaben. Aber sie erfüllen nur ihre Pflicht, wenn sie für Aufrechterhaltung des kirchlichen Bekenntnißstandes mit den ihnen zu Gebote stehenden Mittel eintreten. 2. Bei der in Gang befindlichen Scheidung der Geister verletzen die Träger des geistlichen Amtes in verhängnisvoller, den Fortbestand der Landeskirchen gefährdender Weise ihre der organisierten Kirche gegenüber ausdrücklich übernommene Amtspflicht, wenn sie schrankenlose Freiheit der Lehrverkündigung für ihr amtliches Handeln in Anspruch nehmen. 3. Wir bitten alle treuen Glieder der evangelischen Landeskirchen, an dem teuer erworbenen Gut des kirchlichen Bekenntnisses wie an der Gemeinschaft der Kirche unbeirrt festzuhalten." — Der Allgem.

Posit. Verband hat folgende Erklärung abgegeben: „1. Wir beklagen aufs tiefste die unheilvollen Versuche, das kirchliche Bekenntnis aus dem öffentlichen Leben der Kirche auszuschalten und zur Privatsache der Geistlichen und der Einzelgemeinden herabzudrücken, da es keinem Zweifel unterliegt, daß durch solche Ausschaltung unsere Landeskirchen gesprengt würden. 2. Wir erheben Protest gegen die religiöse Vergewaltigung der christlichen Gemeinde, wonach ihr nicht mehr gepredigt werden soll, was allein ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen kann und worauf sie als christliche Gemeinde Anspruch hat, nämlich Gottes lauteres Wort, sondern das, was den einzelnen Predigern beliebt und oft genug kaum noch christlich, wohl gar antichristlich ist. Es ist ebenso unbiblisch als unevangelisch, wenn die Geistlichen sich zu Herren des Glaubens der Gemeinde machen wollen, statt ihr zu dienen. 3. Wir danken jeder kirchlichen Regierung, die mit fester Hand der Willkür und Zuchtlosigkeit an heiliger Stätte wehrt und die christliche Gemeinde in ihrem Rechte schützt; und bitten alle Christgläubigen, sich mit uns in der Fürbitte für die Leiter der Kirche zu vereinigen, daß Gott sie zu solchem guten Regiment stärken wolle, unerschrocken ihr hohes Amt zu vollführen und so an ihrem Teil mitzuhelfen, den schweren Schaden der Kirche wieder zu heilen."

Vom Anglikanismus.

Der Anglikanismus geht einer Krisis entgegen. Während die vom irischen Ultramontanismus hart bedrängte Church of Ireland, die anglikanische Kirche Irlands, durch und durch protestantisch ist, und in Australien Anglikaner und „Presbyterianer" (Reformierte) eine auf gegenseitiger Anerkennung der Gleichberechtigung von bischöflicher und presbyterianischer Verfassung beruhende Union abgeschlossen haben, geht die Church of England anscheinend daran, den Katholizismus in ihrer Mitte zu legalisieren.

Obwohl der zuständige Gerichtshof wiederholt entschieden hat, daß die in dem gegenwärtigen book of common prayer enthaltene "ornaments rubric" den Geistlichen nicht berechtige, beim Kommunionsgottesdienste andere Gewänder zu tragen, als das in den übrigen Gottesdiensten übliche surplice (weißer, weitärmliger Talar, vgl. Offenb. Joh. 4, 4), wird doch in einigen tausend Kirchen Englands (1901 waren es 2,158) von „katholischen" „Priestern" das „heilige Opfer" unter Verwendung der katholischen Meßgewänder „dargebracht." Weihrauch und Elevation und Adoration der Elemente fehlen natürlich nicht.

Die Bischöfe sehen diesem Treiben untätig zu oder versuchen gar, eine „Revision" der erwähnten Entscheidungen herbeizuführen, um eine katholisierende Interpretation der gegenwärtigen Kirchenordnung zu ermöglichen.

Eine Gefahr ist allerdings geschwunden: Kaum jemand denkt an eine Unterwerfung unter Rom. Primat des Papstes, Kelchentziehung, Zwangszölibat und lateinische Kirchensprache lehnt man entschieden ab. Man will anglo-katholisch sein.

Naturgemäß fühlt sich der Anglo-Katholik von den orientalischen nationalkatholischen Kirchen angezogen. So nahmen denn neulich an der Einweihung der englischen Kathedrale in Kartum zwei koptische und ein griechischer Bischof teil, und ebenso wurden vier Engländer in Rußland als rechtgläubige Bischöfe gefeiert.

Die Ursachen für das Erstarken der „hochkirchlichen“ Partei sind meines Erachtens einmal die puritanische Engherzigkeit der die Bibel als „unfehlbares Gesetz“ behandelnden „niederkirchlichen“ Gegenpartei und der Dissenters, anderseits die durchaus mangelhafte Vorbildung der englischen Theologen.

Die von der deutschen historisch-kritischen und religionsgeschichtlichen Methode gegenwärtig gestellten Probleme finden in England wenig Verständnis. Die zurzeit sich breitmachende „neue Theologie“ entspricht etwa der spekulativ-kritischen Theologie, die in Deutschland um die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gelehrt wurde.

Zwei Möglichkeiten birgt, soviel ich sehe, die gegenwärtige Krisis in sich: Entweder gelingt es den Anglo-Katholiken, ihren Katholizismus offiziell zu machen, dann würden die „Evangelikalen“ sich separieren müssen, — oder aber, und das ist nicht ausgeschlossen, der Fortschritt der radikalen Kritik zwingt „hochkirchlich“ und „niederkirchlich“, sich auf dem Boden einer „modern-positiven“ Theologie zu einigen.

Vorstehenden Absatz fanden wir seinerzeit in „Reformation.“ Wir erlauben uns zu bemerken, daß wie die deutschen Kirchenkämpfe hier zum Teil sich wiederholen, so spiegeln sich auch die englischen Kirchenströmungen hier im englisch-amerikanischen Kirchenwesen wieder. Am 20. Mai d. J. soll in Spokane eine große Versammlung der Episkopalen gehalten werden, die mit der Aenderung des Kirchennamens sich befassen soll. Wenn der Wille mancher zum Gesetz wird, so soll der Name „Protestantische Episkopalkirche“ fallen und dafür angenommen werden: “Anglo-Catholic Church of America.”

Christentum und Krieg.

Die „Féderation des Eglises protestantes de France“ wendet sich mit einem Aufruf an die Christenheit in dem es, laut „Protestantenblatt“, Nr. 3, u. a. heißt: „Wir erachten den systematischen Gebrauch der Gewalt als eine ruchlose Verneinung der göttlichen Absichten und als das sicherste Mittel, die Aufrichtung der Herrschaft des Rechtes zwischen den endlich versöhnten und einander achtenden Völkern zu verhindern. Unser Herz krampft sich zusammen bei dem Gedanken an die Katastrophe eines europäischen Krieges, an die entfesselten Grausamkeiten, die zerstörten Leben, das gehäufte Verderben, an den hoffnungslosen Groll, die unvermeidlichen Konflikte, die wieder für die Zukunft sich daraus ergäben, an den Rückgang unserer europäischen Kultur, deren Weltmission in Frage gestellt würde, an die barbarische und heidnische Verachtung des Gekreuzigten, der sein Leben für die Menschen gelassen hat. Dem Heiland zu Füßen liegend, der seine Arme ausbreitet gegen die unglückliche, verirrte, nach Gerechtigkeit und Liebe hungernde Menschheit, fühlen wir mit unwiderstehlicher Gewalt, daß alle Verneinung des Rechtes, jedes Wachrufen des Haßes, jedes Schüren des Mißtrauens zwischen den Völkern, jede Anwendung von Gewalt und Unterdrückung, jeder Angriff auf die Brüderlichkeit der Menschen eine Beleidigung des Heilands ist, eine neue Kreuzigung desselben. Ueberzeugt, daß Christus heute auffordert, in seinem Namen zu sprechen inmitten der Interessenkämpfe und der überreizten Leidenschaften, nicht die einzelnen Christen auffordert, sondern seine Kirche selbst, laden wir achtungsvoll unsere Brüder der ganzen Christenheit ein, mit uns die Fürsten und die Führer der Völker, die Diplomaten

und alle, die für die Ereignisse der nächsten Zeit die Verantwortung tragen, anzuflehn, allen bösen Groll zu vergessen und die mörderischen Vorurteile fallen zu lassen, die Sorge für die Gerechtigkeit allen eigensüchtigen Berechnungen voranzustellen, sich wirklich der Unterdrückung der gefährlichen Irrtümer zu befleißigen und der vernünftigen und billigen Lösung der Schwierigkeiten, bei ihren Beratungen den ewigen Willen des himmlischen Vaters zur Richtschnur zu nehmen und durch Achtung vor dem Recht eine Aera des aufrichtigen Friedens, der wachsenden Brüderlichkeit vorzubereiten, in welcher wir dem heiligen Ziele der Geschichte näherkommen." Chr. d. Chr. W.

Die Religion der verbündeten Balkanvölker.

Es wird manchem Leser von Interesse sein, nach all den Schlachtenberichten etwas zu vernehmen über die religiösen Zustände der Bulgaren, Serben, Montenegriner und Griechen. Alle diese Völker gehören zur orientalischen Kirche, deren ökumenischer Patriarch seine Residenz in Konstantinopel hat. Dieser oberste kirchliche Würdenträger hat jedoch im 19. Jahrhundert sehr viel an Macht und Ansehen eingebüßt. Da sich mehrere Gebiete von der europäischen Türkei ablösten, bildeten sich in ihnen nationale Kirchen unter eigenem Oberhaupte. Zuerst bildete sich 1833 in dem neugegründeten Königreich Griechenland „die Kirche von Hellas", die von einer „heiligen Synode" regiert wird, deren Haupt der Metropolit von Athen ist; der Patriarch in Konstantinopel mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und den Metropoliten anerkennen, tat es aber erst 1859.

Bulgarien, das eine orthodox-bulgarische Nationalkirche hat, besitzt seit 1872 sein eigenes kirchliches Oberhaupt in dem bulgarischen Exarchen, der jedoch bis heute noch nicht vom Patriarchen anerkannt worden ist. Die Ausbildung des niederen Klerus ist noch eine sehr mangelhafte; ihr Einfluß ist jedoch bedeutend, da sie zur Türkenzeit hauptsächlich die Vertreter des nationalen Empfindens waren. Es gibt etwa 1400 protestantische Bulgaren im Lande, hauptsächlich durch die Arbeit der Methodistenkirche gewonnen.

Serbien hat ebenfalls eine selbständige Staatskirche. Artikel 3 der Verfassung von 1901 lautet: „Die Staatsreligion ist die orientalisch-orthodoxe. Die orthodoxe Kirche des Königreichs hat dieselben Dogmen wie die orientalisch-ökumenische; aber sie ist unabhängig und selbständig." In Bezug auf Andersgläubige heißt es: „Die Gewissensfreiheit ist unbeschränkt. Alle anerkannten Religionsgesellschaften stehen unter gesetzlichem Schutz, insofern ihre religiöse Uebungen die öffentliche Ordnung und Sittlichkeit nicht gefährden." Dann heißt es aber: „Jedes Vorgehen gegen die Staatsreligion (also das Proselytenmachen) ist verboten." Die serbische Staatskirche steht unter dem Metropoliten, der zugleich Bischof von Belgrad ist. Römische Katholiken gibt es etwa 20,000 im Lande; Protestanten nur etwa 300, meist Ausländer.

Montenegro, dessen Bewohner zum serbischen Volke gehören, ist in kirchlicher Beziehung ähnlich gestellt wie Serbien. Es hat auch eine selbständige orientalisch-orthodoxe Staatskirche, deren Haupt der Metropolit in Centinje ist; das Ländchen ist in 90 Parochien eingeteilt, hat auch 13 Klöster. Außer den etwa 250,000 zählenden Angehörigen der Staatskirche sind etwa 7000 römische Katholiken vorhanden; Protestanten sind keine da. Im Jahre 1878 gewann Montenegro ein von Mohammedanern bewohntes Gebiet; der grö-

ßere Teil derselben ist jedoch ausgewandert; nur etwa 3000 sind zurückgeblieben.

Alle die oben genannten Teile der orientalisch-orthodoxen Kirche tragen die Charakteristik des griechischen Katholizismus; sie erkennen zwar den Papst in Rom nicht an, sind aber im Traditionalismus versteinert. Der Gottesdienst besteht aus einer Reihenfolge von sinnlichen Andachtsübungen. „Die Bilderverehrung hat die Theologie in Erstarrung versetzt. In Lehre und Kultus ist die Tradition an die Stelle des lebendigen Verständnisses getreten. Die Kirche bezeichnen sie mit Vorliebe als „orthodox". Sie bringt damit ihr Bewußtsein um ein vergangenes Leben zum Ausdruck, an dessen toten Erbstücken sie ihr Dasein fristet. Zur Orthodoxie gehört die Anerkennung der Lehren oder besser Lehrformeln, welche das Altertum produzierte, weiterhin die Verehrung der heiligen Bilder und die Beteiligung an den mystisch-liturgischen Handlungen der Kirche" (Müller, Symbolik 200). Die neugriechische „Kirche von Hellas" ist allerdings in neuerer Zeit vielfach angeregt worden durch Berührung mit der deutschen Theologie. Hier besteht aber trotzdem noch immer das Verbot der Bibelverbreitung, was bei den anderen Balkanvölkern nicht der Fall ist. Es sind in den letzten Jahren sowohl in Serbien wie in Bulgarien viele Bibeln verbreitet worden. — (D. Presbyterianer.)

Römische Geisteskne chtung.

Ein trauriges Beispiel von Geisteskne chtung in Spanien, dem Lande der Inquisition, schildert Pastor Fliedner in Madrid im „Reichsboten". Aus der Hafenstadt Ferrol brachten am 3. August v. J. fast alle Madrider Zeitungen folgendes Telegramm: „Im Arsenal fand eine Messe statt, an der die Marinesoldaten teilnahmen. Als der Priester die Monstranz erhob, fielen sämtliche Soldaten und Matrosen auf die Kniee nieder mit Ausnahme des Paul Fernandez Garcia aus Santa Eugenia de Ribeira, zwanzig Jahre alt. Ein Korporal trat herzu und befahl ihm, niederzuknieen, aber Fernandez weigerte sich. Auch einem Sergeanten verweigerte er den Gehorsam, und als der Leutnant persönlich in ihn drang, antwortete er in respektvoller Weise, aber mit voller Bestimmtheit: 'Ich bin ein evangelischer Christ, und mein Gewissen untersagt mir, eine Verehrung darzubringen, die gegen meine innerste Ueberzeugung geht.' Nach beendigter Messe wurde der Kommandant hiervon in Kenntnis gesetzt und Paul Fernandez ins Gefängnis abgeführt. Vor einem Monat, beim Eintritt zum Militär, hatte er die Erklärung abgegeben, daß er evangelisch sei, und war noch am Abend vorher um Dispens von der Messe eingekommen." — In allen antiklerikalen Zeitungen war man einig in der Entrüstung über eine solche Vergewaltigung des spanischen Protestanten, zumal den mohammedanischen Kolonialsoldaten aus internationalen Gründen freie Religionsübung gestattet wird. Dagegen betonten die klerikalen Blätter in heuchlerischem Ton, die römisch-katholische Religion sei eben die des Staats und der Soldat sei ein unpersönliches Instrument desselben; so käme auch der Gesetzesparagraph der Verfassung, welcher lautet: „Niemand soll auf spanischem Gebiet seiner Glaubensüberzeugung wegen belästigt werden" auf den Soldaten nicht in Anwendung. Nicht der Protestant, sondern der Soldat sei zu Recht bestraft. Tatsächlich wäre die Religionsduldung in Spanien vollständige Religionsfreiheit. Eine äußerliche Religionsübung könne das Gewissen nicht bedrücken. Es genüge, mit einem geistigen

Vorbehalt sich aus der Affäre zu ziehen etc. Am 10. August ist dann eine Kommission von evangelischen Spaniern vom Ministerpräsidenten empfangen worden und hat ihm eine eindrucksvolle Adresse überreicht, welche mit den Worten schließt: „Wir bitten E. E. nicht, daß E. E. zwischen unseren Lehren und denen der römischen Katholiken urteile, wir bitten nur, daß die bürgerliche Gewalt den spanischen Protestanten dieselben Rechte gewähre, die den spanischen römischen Katholiken gewährt werden." Der Ministerpräsident hat versprochen, sich der Angelegenheit annehmen zu wollen. Was das Ergebnis sein wird, läßt sich nicht voraussagen. „Die Evangelische Kirche," sagt Fliedner, „muß eben der Witwe gleichen, die unaufhörlich den ungerechten Richter um Recht und Gerechtigkeit anflehen muß, aber steter Tropfen höhlt doch schließlich den Stein."

Seit obiges gesetzt und gedruckt wurde in einem Wechselblatt, ist bekanntlich der Ministerpräsident meuchlerisch ermordet worden. An seine Stelle berief der König den Grafen Alvaro de Romanones als Premier. Er hat ein liberales Regierungsprogramm im Sinn, will mit der Religionsfreiheit Ernst machen, und eine der ersten Handlungen des neuen Ministeriums war, obigen Soldaten frei zu lassen. Es sollen Regeln erlassen werden, die einer Wiederholung solcher Vorfälle vorbeugen sollen.

Ein Kulturdokument ersten Ranges.

Im „Neuen Jahrhundert" veröffentlicht Professor Schnitzer einen Auszug aus einer Denkschrift des im Jahre 1909 verstorbenen Kardinals Mathieu, Erzbischofs von Toulouse, an Pius den 10., die von P. Harispe in der „Nouvelle Revue" vom 15. Dezember 1911 bekannt gegeben wurde. Diese Bittschrift des Kardinals an den Papst stellt in der Tat „ein Kulturdokument allerersten Ranges" dar. Der Kardinal hat natürlich die trostlose Lage des französischen Klerus im Auge, wenn er dem Papste empfiehlt, die Priester zur Ausübung akademischer Berufe als Aerzte, Tierärzte, Anwälte zu ermächtigen, damit sie nicht Hungers sterben müßten. Er weist nach, daß sich diese Berufe außerordentlich gut mit der Stellung eines Seelsorgers vertragen. Gerade in seiner Eigenschaft als Arzt, Tierarzt oder Anwalt würde der Priester vielen näher kommen, die jetzt von der Kirche überhaupt nichts mehr wissen wollen, und so würde er eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit unter der ungläubigen Bevölkerung entfalten können. dazu gehört dann freilich, daß der katholische Priester vom Zwangszölibat befreit wird. Auch diese Konsequenz zieht der Kardinal, und er singt ein hohes Lied von der Ehe, wie man es aus einem solchen Munde am wenigsten erwartet hätte: Es sei hohe Zeit, „das hehre Gesetz der Ehe wieder zur Ehre zu bringen und der Welt zu zeigen, daß die Ehe etwas so Heiliges, so Erhabenes, so Vornehmes ist, daß sie dem Priestertum gleichsteht und ihm nicht widerstrebt. In dieser Zeit der Selbstsucht und der Entvölkerung wie der übermäßigen Ehescheidung ist der Priester der Hort und Retter der Familie, seine Frau seine Gehilfin im Apostolat. Die Frau ergänzt den Mann und heiligt ihn. Der Zölibat ist, vergessen wir es nicht, eine heidnische Einrichtung. Das heidnische Rom war es, das die vestalischen Jungfrauen eingeführt hat, der Despotismus des römischen Reiches hat einer ganzen Klasse von Bürgern die Ehelosigkeit aufgebürdet. Ein Mann ohne Familie ist ein Mann ohne Wurzeln, mit dem man leicht fertig wird und den nichts ans Leben fesselt, ein geistiger Eunuch.

Man sollte nicht sagen können, das Papsttum habe, um die Gewissen leichter beherrschen zu können, diese geknechtete Klasse von Bürgern wieder eingeführt, die ihre Menschenrechte verloren haben, indem es aus den Leviten Eunuchen des Heiligtums machte. Kennt doch der heilige Vater selbst die Mißstände nur allzuwohl, die sich im Welt- wie Ordensklerus aus dem Zölibatsgesetz entwickelt haben. Er braucht ja nur die Kirchengeschichte aufzuschlagen, das vatikanische Archiv zu befragen, sein eigenes Gewissen als Priester zu Rate zu ziehen. Man sollte nicht sagen können, daß in der Kirche Gottes alle Verbrechen wider das göttliche Gesetz Verzeihung finden, während nur ein einziges, und zwar menschliches Gesetz keine Nachsicht kennt; daß alle widernatürlichen Versündigungen geduldet werden und daß nur der so ganz natürliche, ja göttliche Stand der Ehe weder Nachlaß noch Absolution erhält. Vom Konkubinat, vom Ehebruch, von der Sodomie, kurz von allen Vergehungen wider die Natur und wider Gott kann der Priester absolviert werden, nur nicht von der Eheschließung, jener Handlung, die den göttlichen und menschlichen Gesetzen am vollkommensten entspricht. Diesem unerträglichen Zustand sollte der Papst endlich ein Ende machen."

So der Kardinal Mathieu, der offenbar ein ehrlicher Mann war. Die klerikale Presse aber schreit Zetermordio über ihn, nachdem der Versuch, die ganze Sache als reine Erfindung hinzustellen, mißlungen ist. Und wenn er noch lebte, würde ihm sicher der Prozeß gemacht.

In Rußland, in Saratow,

wurde ganz zufällig die Existenz der entsetzlichen Sekte der „Erdroßler" entdeckt. Diese Sekte bildet eine verstümmelte Art der bekannten „Begunh", die ihre Mitglieder lebendig begraben. In der Sekte der „Erdroßler" darf jedes Mitglied, das seine Seele zu retten wünscht, nicht länger als sechzig Jahre leben. Aus diesem Grunde werden die Mitglieder dieses Alters unter Gebet, das die Mitglieder der Sekte sprechen, und unter Gesang von Psalmen und dem Verlesen alter heiliger Bücher erdrosselt oder erstickt. Gewöhnlich werden dem Opfer mehrere Kissen auf das Gesicht geworfen, auf das sich die Gläubigen setzen. Die Polizei entdeckte in Saratow das Verschwinden mehrerer alter Leute, darunter den Hausbesitzer Kabankin. Nach längerem Suchen fand die Polizei in dem Gebetshaus der „Erdroßler" unterirdische Gänge, in denen die Sektierer ihre Opfer begruben. Die Sekte besteht seit fünfzehn Jahren. Der Sohn und die Gattin des Erdrosselten wurden verhaftet. Die Zahl der erdrosselten Sektierer kann nicht ermittelt werden.

Literatur.

Der Waldpfarrer am Shohari, kulturhistorische Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben im achtzehnten Jahrhundert. Nach Tagebüchern erzählt von Dr. Friedrich Mayer. Elegant gebunden, 192 Seiten, mit vier Bildern. Verlag von C. Hirsch, Constanz. Zu beziehen durchs Eden Publishing House. Preis 80 Cts.

Das Büchlein ist schon im „Friedensboten" empfehlend angezeigt worden, aber es ist es wert, auch für den Leserkreis des „Magazins" besprochen zu werden. Es eignet sich sehr zum Vorlesen im Familienkreise, ist aber auch

eine viel heilsame Anregung darbietende Lektüre für die heutigen Pastoren. Es bietet, wie der Titel ankündigt, nicht eine chronologisch zusammenhängende Lebensgeschichte dar, sondern einzelne Bilder aus dem Leben eines in Unscheinbarkeit wirkenden, aber geistig bedeutenden Mannes, die zugleich die Naturumgebungen, die gesellschaftlichen und geschichtlichen Zustände seiner Zeit abspiegeln. Die Fiktion, deren der Verfasser sich bedient, ist die, daß ihm ein Tagebuch seines Helden vorgelegen habe, aus dem er nur als Abschreiber eine Auswahl der bedeutendsten Momente getroffen habe. Die Fiktion ist mit schriftstellerischer Kunst durchgeführt, der Verfasser hat es verstanden, sich so ins Denken und Fühlen seines Helden hinein zu versetzen, daß der Leser den Eindruck erhält, wirkliche Tagebuchaufzeichnungen vor sich zu haben. Das war ihm natürlich nur möglich, bei genauer Kenntnis des der Darstellung zu Grunde liegenden geschichtlichen Materials. Der Held der Erzählung, wie überhaupt die meisten in derselben auftretenden Personen, sind geschichtliche Charaktere.

Jacob Resig ist Pfarrer in Württemberg gewesen; er hat als junger Mann vom Herzoge von W. eine einträgliche Pfarrstelle erhalten, weil derselbe darauf gerechnet hatte, in dem jungen Mann einen geschmeidigen Staatsdiener zu finden, der zu dem Wüstlingsleben des Throninhabers gute Miene machen werde. Resig hat sich unterstanden, dem Herzoge ein Opfer seiner Wollust zu entreißen. Als eine unschuldige Jungfrau, noch halb Kind, von demselben die schmachdrohende Weisung erhält, ihm „im goldenen Hirsch" zu begegnen, verhilft Resig ihr und ihrem Vater zur Flucht nach Amerika. Der Vater, um sein Vermögen bestohlen, stirbt auf dem Schiffe. Das Mädchen, mittellos in New York landend, wird dem Gebrauche gemäß verauktioniert, um durch siebenjährigen Dienst das Schiffsgeld abzuverdienen; sie hat aber Glück, wird von einem reichen Holländer gekauft, in dessen Familie sie es sehr gut hat. Resig hat ihr nicht anders gegenüber gestanden, denn als väterlicher Beschützer, aber ihm selbst unbewußt hat sich ihr Bild in seine Erinnerung eingesenkt, obwohl ihm unter den ersten Eindrücken der neuen Umgebung dasselbe vollständig verdrängt wird. Er begibt sich zu den deutschen Ansiedlern im Mohawk und Schoharie Tale und bezieht das primitive Blockhäuschen, das Pfarrhaus genannt wird, kann sich aber die ersten zwei Jahre noch nicht entschließen, zu predigen; innere Unruhe, die noch nicht aufgegebene Hoffnung, in den Dienst der vaterländischen Kirche wieder zurückgerufen zu werden, hält ihn zurück. Er besucht Land und Leute, treibt Naturstudien, setzt seine Schulstudien fort,, und obwohl seine ganze Situation den Leuten seiner Umgebung nicht recht verständlich und für ihn selbst unbefriedigend ist, dient diese Anfangszeit doch dazu, zwischen ihm und seiner zukünftigen Gemeinde ein Band gegenseitiger Achtung und Zuneigung zu knüpfen. Er selbst lernt unter der rauhen, ja oft rohen Außenseite seiner Umgebung den gesunden Kern erkennen und hochschätzen, und anderseits hat man ihn als geradsinnigen, weisen und wohlwollenden Mann kennen gelernt, und bringt ihm Vertrauen entgegen. Wie er darum von draußen den abschließenden Bescheid erhält, daß er von der höfischgehorsamen Kirchenbehörde für immer seines Amtes entsetzt und außer Landes verwiesen sei, da beugt er sich unter die göttliche Fügung und beschließt, von nun ab sein ganzes Leben nicht eigenen Interessen, sondern ganz dem Dienste Gottes an dem ihm zugewiesenen Volke zu weihen, und er hat das Gelübde ehrlich und mit Erfolg gehalten. Noch entsagungsvoller wird sein Leben, da er auch auf Familienglück verzichten muß. Da das Bedürfnis, einen eigenen Hausstand zu gründen, an

ihn herantritt, taucht das Bild jenes Mädchens in ihm auf, das er einst gerettet hat. Er erfährt ihren Aufenthaltsort und sucht sie in Albany auf; wohl kann er kein eingehendes Gespräch mit ihr halten, gewinnt aber den Eindruck, daß sie es sei, die ihn glücklich machen könne, und erfährt, daß sie nach zwei Jahren, wenn ihre Dienstzeit aus sei, nach dem Schohari zu kommen gedenke, wo ihre einzigen Verwandten wohnen. Das erfüllt ihn für die nächste Zeit mit beglückenden Hoffnungen, aber am Ende erfährt er, daß sie, die von seiner Liebe nichts gewußt, einen reichen Amerikaner geheiratet hat. So weiß er, daß er einsam zu pilgern hat, und angenommene Kinder, die er aus dem Elende gerettet hat, bilden seine einzige Familie. Die Geschichte dieses entsagungsvollen und tatenreichen Einzellebens wird nun zugleich die Geschichte des wackeren Volksstammes, unter dem er zu wirken gehabt. Die Engländer haben den um unerträglicher Verhältnisse willen aus Deutschland Flüchtigen eine Heimat in der Wildnis angewiesen in der Hoffnung, daß dieselben sich mit den Indianern durch Zwischenheiraten vermischen und, was man so nennt, einen Pufferstaat gegen das Andringen der Franzosen von Canada her bilden würden. Solchen Erwartungen hat der Deutsche nicht entsprochen, er will sein Volkstum nicht aufgeben, er will seine eigene Heimat haben, er liebt wohl Jagd und Fischfang, aber er will nicht davon leben; er will Ackerbau treiben und vorwärts strebende Zivilisation gründen. Deshalb hat das anfänglich wohl auf beiden Seiten beabsichtigte friedliche Verhältnis zwischen Deutschen und Indianern nicht bestehen können, und der naturgemäße Gegensatz zwischen vorstrebender Zivilisation und stagnierender Unkultur ist zur Feindschaft gesteigert, die in blutigen Kämpfen zum Ausbruch gekommen ist, wenn von außen kommende Einflüsse die Wut der Wilden aufgestachelt haben. Das erste Mal, als die Franzosen in ihrem Kriege gegen England die Banden der Indianer zum Heere organisierten, haben die deutschen Kolonisten den Stoß ausgehalten, und nicht nur ihre eigene neue Heimat verteidigt, sondern den ganzen Staat für die Engländer mit ihrem Blute gerettet, während das in der Nähe stehende englische Heer sie schnöde im Stich gelassen hat. Das zweite Mal als im Befreiungskriege die Tories die Hilfe der Indianer in Anspruch nahmen, um der Sache der Freiheit den Todesstoß zu geben, haben unsere Deutschen es bewährt, daß sie keine Foreigners auf Amerikas Boden geblieben, sondern echte Patrioten gewesen sind. Echter amerikanischer Partriotismus kann auch mit Bewahrung deutscher Art zusammenbestehn. E. O.

Protokoll und Auszüge der Reden, Referate und Predigten der fünften Konvention des Jugendbundes der Evangelischen Synode von Nord-Amerika, gehalten in St. Louis, Mo., vom 7. bis 11. August 1912. Dieses sehr umfassende Protokoll gibt auf 143 Seiten Auskunft über die genannte Konvention des Jugendbundes. Es ist ja wohl ohne Zweifel allen hiesigen Lesern unsers Blattes zugegangen und bedarf keiner Besprechung.

Wir wollen nur darauf hinweisen, daß für den Preis von 15 Cents das Protokoll zu haben ist bei Pastor Aug. Rücker, 1000 E. Ohio Str., N. S. Pittsburgh, Pa. Es sollte bei der Jugend unserer Kirche reichlichste Verbreitung finden.

Im Verlag der Evangelischen Waisenheimat, Hoyleton, Jll., erschien: Lebensbilder aus der Inneren Mission. Pastor Louis Ragué. Erinnerungen aus seinem Leben und Wirken. Zugleich ein Lebensbild aus der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika. Herausgegeben im Auftrag des Evangelischen Waisenvereins im Süd-Jllinois-Distrikt. 138 Seiten mit einer Anzahl prächtiger Bilder, gut in Leinwand gebunden. Preis, inklusive Porto: 55 Cents..

Wir haben vorstehend den ganzen Titel des Buches gegeben. Und doch sollte das Buch noch einen Nebentitel haben, der sozusagen die formelle Anlage des Buches kurz und gut charakterisieren würde. Der müßte heißen: „Anekdotenschatz" des sel. Past. L. v. Ragué! Das ist nicht etwa in verächtlichem, herabwürdigendem Sinn zu verstehen. O nein! Hinter diesem leichten, heiteren Erzählerton ist ein solch ergreifender Ernst der treuesten, hingebenden, aufopferungsvollen Liebe verborgen, daß der Leser sich tief beschämt und gebeugt fühlt, wenn er liest, wie dieser treue Knecht des Herrn und seine Familie sich verzehrt haben im Dienst Christi und im Dienste der auf irren Pfaden wandelnden Brüder und Schwestern. Wir betonen mit großem Nachdruck das Wort: Und seine Familie! Manche Pfarrfrau will noch nicht einmal Amtsbrüder ihres Mannes als Gäste beherbergen. Diese Familie hat oft wochenlang oder länger verkommene Subjekte, die mancher christliche Bruder nicht über die Schwelle kommen läßt, bei sich beherbergt, herabgekommene Adelige, bankerotte Leute, die hier eine neue Existenz suchten: Mit erbarmender Jesus-Liebe und göttlicher Geduld wurden sie aufgenommen und unterstützt von dem geringen Einkommen des Pastors! — Das wird nicht prahlend im Buch erzählt, sondern der nachdenkende Leser muß selbst zwischen den Zeilen lesen, welche Opfer die Familie brachte im Dienst Christi. Was wir anderwärts unter dem Titel Lamm und Löwe gesagt haben, davon haben wir im Lebensbild des teuren Bruders ein kleines Beispiel. Sechsundzwanzig Gemeinden hat der liebe Entschlafene gesammelt unter unausgesetzter Arbeit und viel Entbehrung. Einundvierzig Jünglinge hat er für die Lehranstalten gewonnen in der langen Reihe seiner Amtsjahre. Im Alter von 72 Jahren ist der müde Greis vor drei Jahren zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen.

Möchte doch das Buch nicht nur in jedem Pfarrhause, sondern in jeder Christenfamilie eine Stätte finden. Das war „ein Tagwerk für den Heiland," das uns zur Nacheiferung reizen soll und kann.

Von dem **Lutheran Book Concern** in Columbus, O., kam uns zu: **Freemasonry. An Interpretation. By Martin L. Wagner,** Pastor in Dayton, O. 563 Seiten, in feinem Leinwandeinband. Preis: $1.50.

Das Buch wird und muß gewaltiges Aufsehen erregen. Es sucht den Beweis zu erbringen, daß die Freimaurerei eine in den Schleier tiefsten Geheimnisses gehüllte Wiederbelebung der altheidnischen Naturkulte sei, die erst durch das Christentum unmöglich gemacht wurden. Verfasser sucht zunächst im ersten Teil zu beweisen, daß die Freimaurerei wirklich eine Religion sei und sein wolle. Seine Aussprüche werden belegt mit Zitaten aus anerkannten maurerischen Schriften. Dann kommt er im zweiten Teil auf die Mysterien des Maurertums zu sprechen. Nach Buck, einem Freimaurer, ist noch nicht einer unter 10,000 Freimaurern, der den eigentlichen Schlüssel der Geheimnisse kennt. (Seite 140.) Und warum? Weil die Mau-

rerei mit alten Symbolen arbeitet, die auch dem Freimaurer verdeckt bleiben, bis er die Wissenschaft der Symbole im Allgemeinen und der maurerischen im Besonderen studiert hat. Die Riten und Symbole haben wenig Wert, wenn der Schlüssel zum Verständnis derselben verloren ist. „Wir müssen die Vergangenheit studieren. Wir müssen bei dem Sarkophag des gemordeten und wieder hergestellten Osiris stehen; die Höhlen in Phrygien betreten, Gemeinschaft mit den Cabiriern pflegen — den mystischen Zirkel von Sidon bearbeiten."

Da nun die meisten Freimaurer sich die Mühe nicht nehmen wollen oder nicht können, die altheidnischen Mysterien-Kulte zu studieren, so bleiben die Worte, Gebräuche, Symbole und Abzeichen für sie alle unverständliche Geheimnisse. „Sie sehen das Kleid, aber nicht, was das Kleid verbirgt." Man darf daher nicht die Worte der Freimaurer nehmen nach ihrem offenen, natürlichen Sinn. Der exegetische Sinn besagt etwas ganz anderes, als der esoterische. Auch der eingeweihte Freimaurer weiß nicht mehr von den „Geheimnissen" als der „Profane", wenn er nicht die Geheimnisse der altheidnischen Naturreligionen der Aegypter, der Sidonier (Baal und Astarte), der Phrygier, der Griechen ((Phalluskult) und Römer kennt und ihre Symbole zu deuten weiß. Nun, was der „Eingeweihte" dort ausstudieren kann, das kann doch wohl auch der „Profane". Alle jene heidnischen Kulte feierten das Verhältnis des Himmels zur Erde. Jener war als das männliche, diese als das weibliche Prinzip gedacht: z. B. Osiris und Isis, deren Sohn Horus. Die altheidnischen Mythen dieser Götter und ihres Verhältnisses zu einander wurden in den Mysterien unter unzüchtigen Symbolen und Gebräuchen gefeiert und dargestellt. Der alte Phalluskult jener Heiden bietet den Schlüssel, um die geheimen Kammern der Freimaurerei aufzuschließen und ihre Symbole, Abzeichen, Gebräuche und Worte zu deuten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die überwiegend größte Zahl der Freimaurer sich mit größter Scham abwenden würden von diesem schändlichen Betrug, den man sich ihnen gegenüber erlaubte, indem ihnen von den reinen moralischen und religiösen Ideen des Ordens allerlei vorgeschwindelt wurde, während unter dem Schleier tiefen Geheimnisses die Symbole und Abzeichen unnennbare geschlechtliche Dinge und deren Naturverhältnis zu einander abbilden sollen.

Als „Phalluskult" bezeichnet Verfasser den Orden und sucht es durch das ganze Buch zu beweisen. Und es dürfte auch dem geriebensten Freimaurer schwer werden, diese Anklage als grundlos zu erweisen. So stellt sich der Orden dar wenigstens auf Seiten der Wissenden, die, wie sie behaupten, die Geheimnisse wirklich kennen — als ein bewußter und gewollter Abfall vom Christentum und Rückfall in das schamloseste Heidentum der alten vorchristlichen Völker und der Hindus, die noch heute den Lingakultus pflegen. Diesen religiösen Grundideen entspricht denn auch, wie Verfasser nachweist, die Moral. — Wir müssen es dem Verfasser überlassen, auf Grund seiner Studien seine Anklagen wider den Orden zu verteidigen. Das Buch sollte von unsern Synodalen allgemein angeschafft und studiert werden, um sich selbst ein Urteil zu bilden, ob Verfasser seine Thesen bewiesen oder doch glaubhaft gemacht hat, und demgemäß dann auch in der wichtigen Frage des Logenparagraphen zu stimmen.

Ehe wir jedoch abschließen, erfordert es die Gerechtigkeit, daß wir an diesem Ort wieder erinnern an eine im Juliheft 1911, Seite 319, angezeigte

Schrift: „Was treiben die Freimaurer?" Wir haben diese Schrift nochmals hervorgesucht und gelesen. Nach ihr zu urteilen, dürfen allerdings nicht alle Freimaurer über einen Kamm geschoren werden. Die deutschen und die schwedischen Orden halten teilweise doch beharrlich am christlichen Bekenntnis fest, und es ist da nicht viel zu merken von altheidnischem Naturalismus. Freilich gegenüber der großen Masse der anderen, die das christlich-religiöse Bekenntnis ganz ablehnen, sind sie nur eine verschwindend kleine Zahl. Spuren jener phallistischen Tendenzen kann man übrigens auch in dieser Schrift finden, wenn man erst den Schlüssel zum Ganzen hat, so besonders in dem Lehrlied Seite 110 f. Der pantheistische Gottesbegriff und die Verehrung des Gottes Pan mit den ihm geweihten Symbolen, Emblemen und Attributen mag wohl besonders in den englischen und amerikanischen (vielleicht auch französischen) Systemen viel stärker hervortreten als bei den deutschen und schwedischen.

Der deutsche Kulturträger.

Mit Neujahr dieses Jahres erschien mit obigem Titel eine neue deutsche Zeitschrift im Verlag der Kulturträger Publishing Co., Fredericksburg, Tex., Grand Haven, Mich. Herausgeber und Schriftleiter für Amerika: Friedr. R. Minuth, z. Z. Grand Haven, Mich. Für Deutschland: Geh. Rat, Dr. Konr. Küster, Berlin, S. W.

Der deutsche Kulturträger erscheint in Monatsheften mit Umschlag, Gr. Quarto, 42—44 Seiten oder mehr. Preis jährlich $2.00. Das Blatt will die Interessen des Deutschtums, besonders in diesem Lande, wahrnehmen. Es will die Deutschen unter sich mehr verbinden, als bisher der Fall war. Es will dem Deutschtum zum Bewußtsein bringen, welche Kulturwerte die ganze Welt dem deutschen Volke zu verdanken hat. Angesicht der deutschenhassenden Presse Englands, Frankreichs und Amerikas, die durch beständige Lügen und Geschichtsfälschung die Bedeutung der Deutschen und des Deutschtums herabzudrücken sucht, will dieses Blatt seinen Lesern die Wahrheit aufdecken und darauf hinwirken, ein kräftiges Nationalbewußtsein zu wecken.

Für die Einigung der Deutschen in Amerika ist besonders der „Deutsch-Amerikanische Nationalbund" und dessen begabter Präsident, Dr. K. J. Hexamer, tätig. In der ersten Nummer des „Deutschen Kulturträgers" wird gerade über den „D. Am. Nat. B." und dessen Präsident ausführliche Nachricht gegeben unter der Aufschrift: „Deutsche Kulturpioniere in Amerika." Dr. Hexamer und Dr. Jul. Göbel werden uns in ihrem Leben und Wirken und ihrer Bedeutung über das Deutschtum Amerikas geschildert. Im Februarheft kommt unter derselben Ueberschrift ein Nachruf für † Ernst Hexamer, den Vater des erstgenannten Dr. Hexamer.

Unser sehnlicher Wunsch ist, daß das Blatt möchte in jedem Haus gebildeter Deutscher dieses Landes eine Stätte finden und ein Bindemittel werden, um weite Kreise von Deutschen, die sich bis jetzt fern und fremd gegenüberstehen, unter einander nicht nur bekannt zu machen, sondern zu bewegen, alle Differenzen unter einander beiseite zu legen und Hand in Hand zusammen zu arbeiten, daß das Deutschtum in unserm Volk diejenige Anerkennung finde, die ihm von Rechtswegen gebührt auf Grund seiner hohen Bedeutung im Kulturleben der Völker. Man bestelle Probehefte in Grand Haven, Mich.

Vom Basler Missionsverlag kamen uns folgende Schriftchen zu: Sheldon Jackson, Alaska's Wohltäter. Von F. Büttner. 55 Seiten. Preis 20 Pfg.

Der Titel deckt eigentlich nicht den ganzen Inhalt dieses hochinteressanten Missionstraktats. Das ist eine Schrift, die wir gerne in den Händen eines jeden Arbeiters der Inneren Mission sehen möchten. Sie schließt sich würdig an die andere Schrift an, die uns das Leben des entschlafenen Pastors v. Ragué beschreibt. Beide bieten uns das Vorbild apostolischen Eifers und Selbsthingabe in den Dienst des Herrn. Nur daß freilich Jackson's Tätigkeit sich auf einen viel größeren Umkreis ausdehnte. Im Staat Mississippi begann seine Laufbahn als Missionsarbeiter, ging dann nach Minnesota, Jowa, Nebraska, Süd-Dakota, Colorado, Utah, Montana, Wyoming, Idaho und erst zuletzt auch nach Alaska über. Nominell stand er im Dienst der Presbyterianer und hat durch seine reichgesegnete Wirksamkeit den Grund gelegt zu der weiten Verbreitung der Presbyterianer-Kirche in den genannten Gebieten. Es ist etwas Herrliches, den gesegneten Lebenslauf eines solchen im Dienste des Herrn und der Brüder verzehrten Lebens zu verfolgen. In Utah war er bei den fanatischen Mormonen oft in Lebensgefahr. Er fand aber immer Brüder, die gleich ihm mutig ihr Leben einsetzten im Dienste Christi. In Alaska hat er sehr viel dazu beigetragen, die Gleichgiltigkeit der Regierung gegen die Entwicklung des Landes zu beheben. Er wurde dort zuletzt Regierungskommissär für das Schulwesen. Und er war es, der mit unglaublicher Beharrlichkeit es dahin brachte, daß die Renntierzucht dort eingeführt wurde und damit der ganzen Bevölkerung die größte Wohltat widerfuhr, da die Renntiere als Zugtiere und Schlachttiere zu brauchen sind und leicht sich selbst ernähren können.

Sein strapazenreiches Leben, voll von Lebensgefahren und Mühen aller Art, brachte dieser reichgesegnete Diener Christi auf beinahe 75 Jahre. Er ist erst vor vier Jahren zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen. Die Welt pflegt ein großes Geschrei zu machen von dem Heldentum der Polarreisenden, namentlich wenn sie das Unglück übereilt, im Frost umzukommen. Für die Helden, die im Dienste Jesu Christi ganze Jahrzehnte in größter Selbstverleugnung, Treue und aufopferungsvoller Hingabe für die zu rettenden Menschenseelen ihr Leben verzehren, hat die Welt keine Augen noch Sinn. Und doch, wie ganz anders sind die Früchte eines solchen Lebens zu bewerten, als das kostspielige und im ganzen so nutzlose Suchen nach dem Nord- oder Südpol!

„Dem Ueberwinder die Krone." Nach dem Englischen von Miß Marsten übersetzt von W. Müller. 55 Seiten. Preis: 25 Pfg. Das ist ein sehr ergreifendes Lebensbild aus der indischen Mission. Läßt Blicke tun in die heißen Seelenkämpfe, die es kostet, auch wenn einer von Kind auf in christlichen Schulen zur Erkenntnis der Wahrheit kam, nun auch der inneren Stimme des Gewissens zu folgen und allem abzusagen, was dem offenen Bekenntnis zu Jesus Christus hinderlich im Wege steht. Hier ist ein kleiner, zehnjähriger Knabe, der standhaft bis zum Tod seine feurige Liebe zu Jesu bekannte, das Werkzeug geworden, daß auch seine Mutter und sein Großvater, ein angesehener Rechtsgelehrter, offen sich für Christum bekannten. Das ist Heldentum anderer Art, als das die Welt zu preisen pflegt!

Der dritte Traktat heißt: „An der Grenze von Asante." Missionsbilder aus alter und neuer Zeit von Paul Steiner. 24 Seiten.

Preis: 10 Pfg. — Sämtliche drei Schriften können entweder von unserm Verlag oder vom Basler Agenten: Rev. C. W. Locher, Baltimore, Md., bezogen werden. Diese dritte Schrift beginnt mit dem Leidensweg der s. Z. von den Asantern gefangenen Missionsgeschwister Ramseyer und Kühne, die von den rohen Asanteern viele Hunderte von Meilen weit wie Vieh durch heiße Sandwüsten dahin getrieben wurden. Sie hatten da die Stadt Abetisi in Okwaw, einer tributären Grenzprovinz von Asante, zu passieren. Diese Stadt wurde dann, als Ramseyer nach beinahe fünfjähriger Gefangenschaft frei wurde, zu einer Missionsstation der Basler Mission erkoren. Und die herrliche Entwicklung dieser Mission in Okwaw bis in die neueste Zeit herein (1910) ist es, was des Weiteren uns in dem Traktat vorgeführt wird. Für Frauenvereine zum Vorlesen, oder für Missionsstunden dürften diese drei Traktate sehr zu empfehlen sein. Auch hier ist Heldentum im Dienst Christi, das nicht dem eitlen Weltruhm nachjagt!

Im gleichen Verlage erscheint als Monatsheft: „Evangelisches Missionsmagazin.“ Herausgegeben von Friedr. Würz. Preis in Amerika $1.25 jährlich. Es bringt gediegene Aufsätze über die Missionsarbeit in der ganzen Welt umher.

Februar-Heft 1913: Zentralafrikanische Missionsaufgaben. Einige Gegenwartsfragen der Mission in China. Zwei bedrängte deutsche Missionen. Die Balkankrisis und die Mission. Der Verschwörungsprozeß gegen koreanische Christen. Rundschau.

In gleichem Verlag erscheint seit Januar d. J. in neuer Form der altbekannte „Evangelische Heidenbote.“ Statt wie bisher ein gefaltetes Blatt, das man aufschneiden oder umlegen mußte, erscheint er hinfort in bequemer Form als Heft in Groß-Quarto mit grünem Umschlag, der vorne auf der ersten Seite den vollen Inhalt des Blattes angibt. Es wird sicherlich seinen Lesern in dieser Form sehr willkommen sein. Preis in Amerika 40 Cents jährlich. Wie alle Basler Schriften zu bestellen durch Rev. C. W. Locher, 1300 E. Fayette Str., Baltimore, Md.

„Die Theologie der Gegenwart“, herausgegeben von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. Dr. G. Grützmacher, Heidelberg, Prof. Lic. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Rühl in Göttingen, Prof. D. Sellin in Rostock, Prof. D. Dunkmann in Greifswald. — Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Inh. Werner Scholl. — Die Zeitschrift erscheint in Vierteljahrsheften. Preis pro Jahr M. 3.50 (für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ M. 2.80).

In dieser Zeitschrift haben sich namhafte Professoren der positiven Theologie zusammengetan und besprechen in zusammenhängender Weise und selbständigen Artikeln das Wichtigste aus der theologischen Literatur der Gegenwart; bald kurz, bald eingehender werden die Werke der fünf Teile der wissenschaftlichen Theologie nach ihrem Inhalt und theologischen Wert skizziert.

Die Besprechung, welche die beiden Fächer der praktischen und der systematischen Theologie in dem ersten Heft gefunden haben, ist vortrefflich. Sowohl Dunkmann wie Grützmacher geben ihre Beurteilungen der neueren Erscheinungen auf den einschlägigen Gebieten von hoher Warte aus. Wir können nur empfehlen, von dieser Beurteilung Kenntnis zu nehmen. Jedesmal, wenn man ein solches Heft gelesen hat, empfindet man angenehm, mancherlei

Neues gelernt und vor allen Dingen feste Maßstäbe gefunden zu haben. Wir schätzen es bei Grützmacher besonders, daß er sein Augenmerk auf die außerkirchlichen und außertheologischen Bewegungen richtet.

Wieder ist es Sellin, der die Neuerscheinungen auf alttest. Gebieten bespricht und gemäß seiner kritischen und theologischen Grundstellung z. B. Möllers und Oestreichers Bedenken gegen die Pentateuchkritik doch nur zum Teil anerkennt, dagegen Kittels Geschichte des Volkes Israels aufs höchste wertet, so auch Königs Geschichte der alttest. Religion hohe Anerkennung zollt, während Kautzschs Bibl. Theologie doch auch nach ihm dem Schicksal eines opus posthumum verfällt, aber auch die religionsgeschichtlichen Untersuchungen, wie sie etwa Baudissin für ein spezielles Gebiet, v. Orelli für das Gesamtgebiet und Lehmanns Textbuch für die Quellenkunde geben, in den Kreis seiner Betrachtung zieht und sie eingehend würdigt. Beachtenswert ist die Ankündigung eines neuen exegetischen Gesamtwerkes zum A. T., das unter seiner Leitung in nächster Zeit zu erscheinen beginnt.

In der Darstellung der Historischen Theologie teilen sich wieder Professor G. Grützmacher, Heidelberg, und Prof. Lic. Jordan, Erlangen, und zwar so, daß jener über die Literatur zur alten und mittelalterlichen Kirchengeschichte, dieser über die zur Gesamt- und zur neueren Kirchengeschichte referiert. Beiden in gleicher Weise eigentümlich ist die sehr angenehme Art der Darstellung, die zunächst auf gute Orientierung über den Inhalt Gewicht legt, aber in den meisten Fällen eine selbständige Beurteilung beifügt, hier und da (z. B. bei Harnacks D. G.) auch neue Fingerzeige für die weitere Arbeit gibt.

Die wichtigste auf dem Gebiet des N. T. im letzten Jahre erschienene Literatur wird von Prof. Kühl sorgfältig und eingehend, mit größter Objektivität besprochen. Es ist erstaunlich, was hier wissenschaftlich gearbeitet wird, sei es nun auf text-kritischem oder biblisch-theologischem Gebiet. Es ist der Vorzug des Kühlschen umfangreichen Referats, daß es klar und sachlich die Probleme herausstellt, um deren Lösung die Wissenschaft sich müht und in eine gründliche kritische Würdigung hineinführt.

Wir kennen keine Zeitschrift, die so vortrefflich geeignet wäre, alle Theologen, Pastoren und Lehrer über die theologische Literatur unserer Zeit zu orientieren und zur wissenschaftlichen Weiterarbeit anzuregen. Die Namen der Theologen, die an der Th. d. G. mitarbeiten, bürgen dafür, daß hier nur Gediegenes geboten wird. Allen, welche mit den Arbeiten der Theologie in lebendigem Zusammenhang bleiben wollen, sei diese Zeitschrift, die sich zudem durch äußerste Wohlfeilheit auszeichnet, aufs wärmste empfohlen.

„Der Geisteskampf der Gegenwart." Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Güterloh.)

Eine große Gemeinde dankbarer Leser hat sich der „Geisteskampf" erworben. Durch seine klare, entschiedene Stellungnahme zu den Weltanschauungsfragen und durch seine offene, ehrliche Auseinandersetzung mit den abweichenden Anschauungen ist es allen Fragenden und Suchenden im Geisteskampf der Gegenwart ein trefflicher Wegweiser. — Aus dem Januarheft seien

folgende Arbeiten hervorgehoben: Lohnt es sich noch zu beten? — Eine scharfe Waffe gegen den Monismus. — Arbeiterpsychologie. — Ein beachtenswertes Urteil über unsere Landeskirche.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 M. (Verlag von C. Bertelmann in Gütersloh.)

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 M. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Beide Blätter, reich illustriert und anregend geschrieben, das weitverzweigte Gesamtgebiet der Mission behandelnd, verdienen einen Platz in jedem Christenhaus. Das Januar-Heft der Evang. Missionen bringt interessante Aufsätze über „Sun-jat-sen", den Führer der chinesischen Revolution, und über „Adoniram Judson", ein Missionsmann Nordamerikas von hervorragender Bedeutung. Ferner berichtet sehr anziehend und anschaulich der Herausgeber über seine „Amerikanische Reiseeindrücke." — „Saat und Ernte" schildert u. a. ein Erlebnis aus Indien: „Wie ein Missionar einen Tiger in die Flucht schlug."

„Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Februar-Heftes: Ein offenes Wort zu unserer kolonialen Arbeit. Von F. Hutter. — Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. (Fortsetzung.) — Den Geschmack verderben. Von Fritz Baecker. — Das artige Kind. Von Fritz Nonnemann. — Gedankenlesen? Von A. M. Frey. — Die Schwierigkeit der Theologie in der Gegenwart. Von W. Nithack-Stahn. — Da müßte ich ja Tinte gesoffen haben. Von Fritz Müller (Zürich). — Das ritterlich-aristokratische China. Von Dr. Frhr. von Mackay. — Heuchler unter den Tieren. Von Fr. Hornig. — Ist eine Lex Parsival — möglich? — Kaiser Wilhelm II. über seine Gymnasialzeit. — Heilkunst und Philosophie. Von Prof. Dr. A. Messer. — Türmers Tagebuch: Um deine Sache geht's! Der alte ehrliche Dreibund. Der Schrei nach „Männern". Ueber den Umgang mit Engländern. Rote Irrlichter. Gold für Eisen. — Magister Elegantiae. Zu Christoph Martin Wielands hundertstem Todestage. Von Dr. Karl Storck. — Lebende und Lebendige (Berliner Theater-Rundschau). Von Hermann Kienzl. — Hauptmanns „Atlantis". Von K. St. — Das Jubiläum des Königlich Preußischen Generalintendanten. Von K. St. — Zum Neubau des Königlichen Opernhauses in Berlin. Von Dr. Karl Storck. — Graf Georg von Rosen. (Zu seinem 70. Geburtstag.) Von Mathilde v. Leinburg. — Randglossen zu Texten des Tages. — Unser Opernspielplan. Von Dr. Karl Storck. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Georg von Rosen). — Notenbeilage.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 15. Band. St. Louis, Mo. Juli 1913.

Der christliche Glaube ein Wissen.

Ist unser Wissen im Grunde ein Glauben, so ist der christliche Glaube ein **Wissen**. Ich glaube nicht bloß, daß Gebet mir Trost und Frieden bringt und auch Erhörung, wenn es mit Gottes Liebe zu mir übereinstimmt. Ich weiß es ebenso sicher und erfahrungsmäßig, als daß Brot mich nährt und Wasser meinen Durst löscht. Ich glaube nicht nur, daß der Ungläubige auch im Reichtum und Genuß unglücklich und friedlos ist. Ich sehe es ihm an, ich höre es ihm ab. Nicht umsonst haben wir das Bekenntnis Rothschilds und das des armen, unglücklichen zweihundertfachen Millionärs Vanderbilt gelesen. Ebensowenig brauche ich zu glauben, daß die Sünde der Leute Verderben ist, daß Hochmut vor dem Fall kommt, daß unrecht Gut nicht gedeiht, daß Haß und Neid gesundheitsschädlich, Liebe und Wohlwollen gesund, daß an Gottes Segen alles gelegen, kurz, daß die ganze biblische Weltordnung wahr ist. Das sind geschichtliche Tatsachen, die nach ebenso ewigen Gottesgesetzen wie die des Lichts und der Wärme geschehen. Glaube, Liebe, Hoffnung sind ebenso nachweisbare Kräfte als Anziehungskraft oder Elektrizität und haben ihre Gesetze und ihre Wirkungen; das zeigen die Märtyrer. Soll ein Nichts etwas bewirken?

Daß, wie selbst ein Schopenhauer erkennt, „die große Schuld der Welt die Ursache des großen Leides der Welt" ist, daß der Mensch erst Friede findet, wenn er Vergebung dieser Schuld gefunden hat, daß Bekehrung aus einem alten Menschen einen neuen schafft, den Hochmütigen demütig, den Geizhals freigebig, den Trinker nüchtern, den Dieb ehrlich, den Lügner wahrhaftig macht, daß wahres Christentum allein dem Menschen die Freude der Ewigkeit gibt: das ist nicht ein Glauben, das ist ein **Wissen**, das ist anthropologische, physiologische und psychologische Wissenschaft. Daraus leite ich die Wahrheit der christlichen Weltauffassung mit noch sichererer Logik ab, als die Astronomie aus den verschiedenen Gestalten der Himmelskörper ihre Entstehung aus dem Weltnebel und die der Planeten aus der Sonne schließt.

Sollen wir noch von der Macht dieses wahren Wissens durch den Glauben reden? Die ganze Weltgeschichte beweist sie. Wo etwas Gro-

ßes und Erhabenes, Schönes und Wahres geschah, wurde es im Glauben an einen, wenn auch oft nicht klar erkannten Gott, an ewige und unbedingte Grundsätze des Rechts, an eine jenseitige Vergeltung und an ein ewiges Leben vollbracht. Dieser Glaube hat Städte und Staaten gegründet und ihnen gerechte Gesetze gegeben und ebenso die Künste der Form, der Farbe, des Tones, des Wortes, und Drama und Epos erzeugt. Kein Meisterstück irgend einer Art, das, wie eine platte jetzige Aufklärung, sich nur auf der Erde bewegt! Stets reichen seine Wurzeln in die Unterwelt und seine Krone in die Oberwelt. (F. Bettex.)

Die soziale Frage auf der Kanzel.

Referat von Past. T. Kugler, vorgelesen auf der Konferenz des Süd-Illinois-Distrikts zu Millstadt, Ill., 1913, und auf Wunsch derselben eingesandt.

Vom ehrw. Präsidium unseres Distrikts ist Ihrem Referenten der Auftrag geworden, über die soziale Frage auf der Kanzel zu referieren. Inwieweit derselbe seiner Aufgabe gerecht geworden ist, wird das hiermit gebotene Resultat seiner Vorstudien und Arbeiten dartun, das als ein Versuch zu betrachten ist, zur Behandlung unserer Frage an gegebenem Orte anzuleiten, und zwar in folgenden drei Abschnitten:

1. Die soziale Frage in verschärfter Betonung.
2. Anleitung zur Stellungnahme durch biblische Vorbilder.
3. Behandlungsweise unserer Frage vonseiten des Pastors.

1. Es hat seinen bedeutsamen Grund, daß in diesem Jahre bereits mehrere Referate auf unseren Distriktskonferenzen die soziale Frage behandeln. Dieselbe ist ja allerdings an und für sich so alt wie die Menschheit, denn sozial bedeutet gesellig oder gesellschaftlich. Als Adam eine Gesellin hatte, gab es im Prinzip schon soziale Fragen; auch das trotzige Kainswort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ — ist eine solche, aber in verneinendem Sinn.

Seit jedoch der Menschheitsfamilie ganze Völker entsprossen, wurden die sozialen Verhältnisse komplizierter und somit auch deren Fragen schwieriger zu lösen; denn nicht länger genügte ein bloßes rechts oder links Ziehen, wie es noch ein Abraham dem Lot zu schiedlich-friedlicher Lösung vorschlagen konnte. Wie schon angedeutet, verstehen wir unter sozialen Fragen solche, die die Ordnung des gemeinschaftlichen Lebens der Menschen betreffen. Und so viel hat die Geschichte uns bereits klar gezeigt, daß es von eminenter Tragweite für ganze Völker, wie den einzelnen war, ob dies Zusammenleben in gottgewollten oder aber gottwidrigen Bahnen verlief, welch Letzteres von so schweren Uebeln begleitet war, daß es dem nationalen Verderben zuführte. Daher sind wir uns auch der heiligen Pflicht bewußt, alle gesellschaftlichen Beziehungen in das Licht des Wahrheitswortes zu stellen, nach dem Wort: „Prüfet alles und das Gute behaltet.“ Die sozialen Fragen schließen das Ver-

halten der einzelnen Stände zu einander ein, das auch heute wieder scharfer Kritik unterliegt, obschon dasselbe bei der allgemeinen menschlichen Sündigkeit naturgemäß schon längst so im Argen war, daß auch soziale Revolutionen das gesellschaftliche Gleichgewicht nicht dauernd herzustellen vermochten. Die Erinnerung Pauli an jenes Gleichnis vom Leib und seinen Gliedern, mit ihrem innigen Verbundensein in Freud und Leid, und die direkte Mahnung, auf das Einzelglied zum Wohle aller zu achten, ist stets zeitgemäß geblieben, als Illustration des Grundsatzes: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!"

In unseren Tagen nun ist die soziale Frage in ein neues Stadium eingetreten und hat eine besondere Schärfe angenommen, seit der Sozialismus auf der Weltbühne erschienen ist, mit keinem geringeren Anerbieten, als dem, imstande zu sein, die klaffenden Schäden der modernen Gesellschaft zu heilen, wenn man ihm die Heldenrolle anvertraue und volle Aktionsfreiheit gewähre. Die starke Bewegung, die er zunächst namentlich in Arbeiterkreisen hervorrief, ist nun bereits etwa sechzig Jahre alt und hat Epoche gemacht; wie ja ihre Anhänger z. B. in Deutschland die jetzt stärkste politische Partei bilden.

Seitdem aber diese Strömung, namentlich in den letzten Jahren, auch in unserem Lande rapide zunimmt und immer weitere Kreise in Mitleidenschaft zieht; ja bereits Feder und Pinsel, Katheder und Presse, ja selbst Kanzeln begeistert für sie werben, — wie wir das ja hierzulande bei allen größeren Neuerungen von nationalem Interesse längst gewohnt sind und gar nicht anders erwarten, — seitdem finden wir auch schier alle Volkskreise, vom Arbeiter bis zum Präsidenten hinauf, eifriger als je mit „politischer Oekonomie" beschäftigt; ähnlich, wie es seinerzeit einem Bryan (W. J.) fast gelungen wäre, die ganze Nation zu Finanzpolitikern zu machen. Dadurch haben nun auch alle gesellschaftlichen Verhältnisse, wie schon das Wort „sozialistisch" selbst, für uns eine grellere Färbung angenommen, und die soziale Frage eben an dieser neuzugespitzten Betonung ist es, von die auch unser Thema uns stellt.

Denn da der Sozialismus die rechte Lösung aller sozialen Fragen auf rein politisch-ökonomischem Wege auf seine Fahne geschrieben hat, auch diejenige der schwersten Probleme praktischen Christentums, wie möglichste Einschränkung, wenn nicht Beseitigung von Armut, Krankheit, Laster und Verbrechen, so fordert dieser Umstand durchaus das volle Interesse aller christlichen Gemeinden und ihrer Geistlichen heraus. Die Bewegung selbst ist schon bei uns von so großer Tragweite und derart alle Gebiete durchdringend geworden, daß nur derjenige derselben gerecht werden kann, der persönlich Stellung zu dieser modernen sozialen Frage genommen hat. Max Nordau z. B., dem man schwerlich Sympathie mit dem Sozialismus zuschreiben kann, behauptete schon seinerzeit, daß derselbe in dreißig Jahren bereits mehr Verbesserungen hervorgerufen habe, als alle Weisheit von Staatsmännern und Philosophen in tausenden von Jahren.

Doch wenn der Plan der Sozialisten sich nur auf rein wirt-

schaftliche Verbesserungen bezöge, wäre unsere Aufgabe eine gar leichte: wir dürften ihn ganz ruhig von der Kanzel weisen, als nicht dahin gehörend, und könnten uns auf etliche billige und bequeme Negationen beschränken; mit einem Wort, uns die Arbeit leicht machen. Er zeigt aber noch ein anderes Gesicht. Er fordert für sich auch das Monopol auf moralische Verbesserungen, womit er die Wirksamkeit des religiösen Einflusses auf die Sitten verleugnet. Eingedenk der Mahnung: „Prüfet die Geister!" — sind wir daher gezwungen, uns mit den ethischen Ansprüchen des Sozialismus auseinanderzusetzen, ehe wir die soziale Frage etwa auf die Kanzel und vor die Gemeinde bringen. Jener hat sich also erboten, die moralischen Defekte der Menschheit, an denen die Kirche mit ihren Gnadenmitteln seit bald Jahrhausenden arbeitet, durch bloße Administrations-Maßregeln zu eliminieren; darüber muß sich der Giestliche vor allem klar werden und dazu hat er Stellung zu nehmen. Denn das sozialistische Anerbieten bezeugt die schon bekannte Tatsache, daß diejenigen, die es machen, überhaupt die Existensberechtigung der Kirche leugnen, wie sie ja auch die notwendige Fortdauer des Unterschiedes von arm und reich regieren. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, so gern auch manche Verteidiger des Sozialismus diesem gern ein christlich Gewand umtun möchten, daß, soweit seine Anhänger sich nicht ausdrücklich als christlich erklären, wir es hier mit einer dem Christentum entgegengesetzten und dasselbe unterminierenden, weil rein materialistischen Weltanschauung zu tun haben. Nach dieser sollen alle sozialen Gebrechen, durch menschliches Tun allein, zu beseitigen und zu heilen sein, während Christen sich wohl bewußt sind, daß sie ohne des Meisters Beistand keine dauernde Besserung erzielen können.

Während wir also z. B. dem rein volkswirtschaftlichen Programm unserer beiden Arbeiterparteien, als Christen und Bürger fast unbedingt zustimmen können, weil dasselbe durchaus berechtigte und erstrebenswerte Forderungen involviert, werden wir doch stets der uns durch des Herrn Wort und Vorbild gezogenen Grenzlinien eingedenk bleiben.

Diesen unseren ersten, einleitenden Abschnitt abschließend, wollen wir uns daran erinnern, daß bereits manche der berechtigten Forderungen auch der Sozialisten anerkannt und teilweise auch schon Gesetzeskraft erlangt haben, während manche andere der Unterstützung auch weiter christlicher Kreise gewiß sind. Hier ist auch der Ort, wo jenes gleichsam kürzere Substitut für das sozialistische Programm Erwähnung verdient, wie es unter dem Namen des Social Service Program vom Chicago Federal Council empfohlen wird, welchem die tatkräftige Unterstützung unserer Snode gebührt. Dasselbe fordert gleiche Rechte und volle Gerechtigkeit für alle Menschen jeden Standes. Abschaffung der Kinderarbeit, Einschränkung der Frauenarbeit und möglichste Beseitigung der Armut. Ferner besonderen Schutz der Arbeiter an gefährlichen Maschinen, Feier eines Tages von je sieben und auskömmlichen Lohn in allen Industriezweigen. Schließlich noch eine Neubetonung der Anwendung christlicher Grundsätze bezüglich des Erwerbs und Gebrauchs von Eigentum.

Ehe wir nun der eigentlichen Beantwortung der in unserem Thema involvierten Frage zueilen, wollen wir auf dem Boden der Schrift uns zuvor informieren für das rechte Verhalten eines Geistlichen und Predigers der sozialen Frage gegenüber.

2. Denn trotz der von uns bisher in dieser Hinsicht eingelegten ernstlichen Verwahrung, erklärt doch z. B. die „Encyclopedia Britannica“ (nach W. F. Ries) die Ethik des Sozialismus für identisch mit derjenigen des Christentums, und zudem berufen sich bekanntlich sozialistische Schriftsteller ausdrücklich auf den Herrn Jesum, als den eigentlichen Begründer ihrer Forderungen, ja erklären ihn direkt für den ersten Sozialisten. Da er selbst aber sich des öftern auf die alttestamentlichen Propheten bezieht, wollen wir zunächst deren soziales Wirken im Streiflicht uns vergegenwärtigen; mit der Absicht, etwaige Direktiven für unser Verhalten daraus zu gewinnen.

a. Bei den Propheten Israels müssen wir vor allem dessen eingedenk bleiben, daß ihre Wirksamkeit darum eine hervorragend sozialistische war, weil sie von Gott als Wächter über das ganze Haus Israel bestellt waren. Ihr Volk war Gottes Volk und stellte als solches in staatlicher Hinsicht eine mehr oder weniger reine Theokratie dar. Und eben darin stehen wir Prediger unserer Zeit auf einem andersartigen Boden. Die Propheten waren Volksmänner mit einer Volksmission, und wenn sie in nationalen und auch Angelegenheiten ausländischer Politik wirkten, geschah das stets in göttlichem, speziellem Auftrag. Immer heißt es bei ihnen: So spricht der Herr, oder kurzweg: Wort des Herrn u. s. w. Doch von ungleich höherer Bedeutung war ihr Einwirken auf die rechte Gesinnung des Volkes. Dabei standen sie innerhalb desselben aufseiten der ärmeren Klassen, aber nur solange diese Gottes Willen sich fügten; denn sonst hieß es ganz entschieden: Israel, daß du verdirbst, ist deine eigene Schuld. Wohl gipfeln ihre Strafdrohungen ob der Volkssünden zumeist in direkten Anklagen der Ungerechtigkeiten der Führer und Reichen und ihrer Unterdrückung der Armen, immer aber haben sie das Wohl des ganzen Volkes im Auge und darum Heilung der Gemeinschäden. Denn nur, wenn Israel, als ganzes Volk sich von Herzen zum Herrn bekehrt, kann ihm Gnade, Errettung und Heil zuteil werden.

So waren also die Propheten nicht nur die nationalen Leiter des ganzen Volkes, welche die Geschichte Israels nach göttlicher Direktive gestalteten, sondern vor allem auch seine geistigen und moralischen Führer, die sich mit dem Volke eins wußten, und mit ihm darum lebten und stritten und litten, um es sittlich zuheben. Daher ergriffen sie die gottgewollte Initiative in allen Volksangelegenheiten. Wie Professor Kautzsch mit Recht sagt, war es seit Amos Alpha und Omega prophetischer Predigt, auf Recht und Gerechtigkeit zu bestehen und vor Unterdrückung der Armen und Hilflosen zu warnen. Weil aber eine annähernd gleiche Verteilung von Land die notwendige Basis aller wirklich sozialen Gleichstellung ist, fand eine solche schon zu Josuas Zeiten durch

das Los statt; und zwar derart, daß nach Gottes Bestimmung dieser Landbesitz keiner Familie dauernd verloren gehen sollte.

Die soziale Predigt aber der Propheten selbst gibt zusammenfassend etwa das Wort Jesaia wieder, Kap. 58, 6 b—8: „Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast, laß ledig, welche du drängest, reiß weg allerlei Last. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus; so du einen nackend siehst, so kleide ihn und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch." Wir sehen also, den Propheten war Herzenssache die Beseitigung vor allem derjenigen Uebelstände, die trotz aller Gesetze und zum Teil sogar mit ausdrücklicher obrigkeitlicher Bewilligung und Bestimmung bis heute noch fortbestehen.

b. Unser Heiland aber, von dem alle Propheten zeugen, war gewiß kein bloßer sozialer Reformer. Sein Lehren erzeugte zwar eine soziale Revolution, doch nicht äußerer, sondern innerer Art: die Herzen wurden ergriffen und brannten unter seinen Worten. Als Idealmensch und Anfänger einer neuen Menschheit, die sich ihrer Gotteskindschaft bewußt ist, stand er auf ungleich höherer, erhabenerer Stufe, als irgend ein politischer oder sozialer Klassenführer sie erklimmen kann. Wie schon sein Herold, so fordert auch er vor allem aufrichtige Sinnesänderung, die dem Glauben Raum macht. Denn seinen Worten gilt es wahrlich glauben, z. B. wenn er sagt: „Ich und der Vater sind eins. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." — Von seinen Jüngern erwartet er unbedingte Bruder- und Nächstenliebe, sowie Feindesliebe. Eine solche Liebe, die nicht nur befähigt, allen irdischen Besitz, sondern auch das Leben für ihn und die Brüder zu lassen.

Er, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, preist die Armen und Verfolgten, sofern sie geistlich arm sind, selig; aber auch die Barmherzigen. Und wie schon die Propheten, nimmt auch er, wenn man so sagen darf, Partei für die Armen, denen das Evangelium gepredigt wird, und gegen die Reichen, die nicht reich sind in Gott und doch meinen vollauf zu haben. Alle aber warnt er eindringlich: Hütet euch vor dem Geiz, niemand lebt davon, daß er viele Güter hat; schwerlich wird ein Reicher ins Reich Gottes eingehen! Ferner mahnt er uns, alle Güter als Haushalter zu verwalten, die Gott Verantwortung schulden. Er selbst verzichtet auf allen irdischen Besitz und wird der Armen, Enterbten und Ausgestoßenen, der Zöllner und Sünder Freund und Geselle. Dabei aber hat er nichts Ungeschicktes gehandelt und niemand kann ihn einer Sünde zeihen: unter unreinen und aussätzigen Menschen bleibt er selbst rein und heilig. Denn er wird darum den Aermsten gleich, um sie ewig-reich zu machen; er erniedrigt sich nur dazu, um alle zu erheben und die verlorenen Söhne und Töchter mit sich, dem heiligen Bruder und Mittler, ins Vaterhaus zu ziehen, und selbst noch den Schächer bringt er ins Paradies.

Weil ihn der Not des Volkes jammert, stärkt er das Gottvertrauen und den Sinn für Genügsamkeit und Sparsamkeit: „Der himmlische Vater weiß, was ihr bedürfet!" und wieder: „Sammelt die übrigen

Brocken!" und: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht!" Das sind erhabene Worte, die alle anleiten wollen, Gottes Willen als einen väterlichen Liebeswillen recht zu verstehen. Wie lenkt er ferner den Sinn auf die unsichtbaren, wahrhaft, weil bleibend, realen Dinge; und zeigt in den irdischen Vorgängen Gleichnisse und Abbilder unvergänglicher Wahrheiten.

Und wie dem Vater, so ist er auch der menschlichen Obrigkeit untertan. Er will die bestehende Ordnung nicht ändern, sondern fügt sich auch dieser bis zum Tode am Kreuz. Im Gegensatz zu den Sozialisten, fordert er eine Erneuerung von innen heraus, eine geistgewirkte Neugeburt. Denn aus dem natürlichen Herzen gehen jene argen Gedanken hervor, die in bösen Taten und Lastern sich gestalten; weil, was vom Fleisch geboren ist, Fleisch ist, und nur die Wiedergeburt allein auch eine äußere Neu- und Bessergestaltung bewirken kann. Diese Lehre Christi stellt der Sozialismus auf den Kopf, indem er den Menschen fast ganz zum mechanischen Produkt seiner Umgebung stempeln will.

Christi Reich dagegen ist nicht von dieser Welt und seine rechten Diener kämpfen nicht mit Waffen fleischlicher Ritterschaft. Unter seinen wahren Bürgern gelten schon heute keine Standesunterschiede, alle haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Das Ziel, zu dem er uns führen will, ist das Himmelreich, wo alle Schäden geheilt und eine wahrhaft völlige Harmonie, weil, wie zwischen Gott und Menschen, so auch unter diesen selbst, für immer hergestellt ist. Niemand aber kommt zum Vater, außer durch ihn; also auch nur in seiner Nachfolge, in selbstvergebender Bruderliebe, durch die allein der Egoismus überwunden wird, gelangt die Menschheit zu bleibender, wahrer Glückseligkeit im Vaterhaus.

In geradezu einzigartiger Weise hat uns der Heiland gelehrt, wie wir wahrhaft sozial wirken können und uns zugleich den mächtigsten Ansporn dazu durch seine königlich-brüderliche Versicherung gegeben, in welcher er sich wohl auf jenes bereits angeführte Wort des Jesaias zurückbezieht, wenn er sagt: „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan. Denn ich war hungrig, durstig, nackend, gefangen u. s. w., und ihr habt euch meiner erbarmt." — In diesem Wort sind wohl alle sozialen Uebel mit gemeint und deren Heilung gelehrt; nicht durch politische Mittel oder Neugestaltungen, sondern durch die göttliche Großmacht alles überwindender, glaubensstarker, barmherziger Liebe in Tat und Wahrheit, als dem einzigen Bande der Vollkommenheit.

So bietet uns Christi Vorbild und Lehre in der Tat die allein rechte, weil erfolgreiche und bleibende Anweisung zur Lösung der sozialen Fragen auch unserer Zeit. Denn Gottes Reich erfordert, wie er uns zeigt, wahre brüderliche Genossenschaft und besteht in einer Gemeinschaft, wo Gerechtigkeit, Gleichheit und Liebe regiert. Nur in Christi Königreich finden wir die wahre, ideale menschliche Gesellschaft, eine Gemeinschaft, die auf Liebe, Dienen und Gleichstellung beruht, da einer

den andern höher achtet als sich selbst, ja, wo die Größe nach Maßgabe der geleisteten Dienste, also nach fleißiger Demut bemessen wird. Denn alles, was in Liebe die Menschen vereint, dient dem Himmel, und nur die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Das alles aber fordert ja der Meister nicht aus eigener Kraft seiner Jünger, sondern verheißt, bei ihnen zu sein alle Tage, bis an der Welt Ende.

Wir sehen mithin, daß der Heiland kein Sozialreformer in heutigem Sinne war. Obwohl er ein Herz für alle und ein Auge auch für alle Schäden hatte, machte sein soziales Wirken doch namentlich vor alle dem Halt, was in das politisch-ökonomische Gebiet hinüberspielt. Er sprach kein einziges Wort gegen die allgemein herrschende Sklaverei und beschied nach eigenem Vorbilde auch Gottes Volk zum Gehorsam gegen die dasselbe knechtende römisch-heidnische Obrigkeit, durch seinen Entscheid: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist!" Und derselbe Mund, welcher sprach: „Wehe euch Reichen," und: „Selig seid ihr Armen!" sagte auch: „Arme habt ihr allezeit bei euch!" — Allerdings nicht, wie etliche auszulegen scheinen: Arme sollt ihr stets unter euch haben! Denn, mit welcherlei Maß wir messen, wird man uns wieder messen. Der durch Christum gewiesene Weg zu aller Verbesserung und Erneuerung nimmt also, wie wir gesehen, vom Herzen allein seinen rechten, erfolgreichen Ausgang, und in diesem Sinne gilt sein Wort: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch!"

c. Doch, in welchem Umfang wurden nun etwa die durch den Meister verliehenen, immerhin mächtigen, sozialen Impulse inmitten der Urgemeinde verwirklicht?

Dafür haben wir nur einen Fingerzeig im Bericht der Apostelgeschichte, wo wir am Schluß des zweiten Kapitels hören, daß die Gemeinde zu Jerusalem alle Dinge als gemeinsames Gut betrachtete. Die überströmende Bruderliebe war Grund und Quell dieser Gütergemeinschaft, die durch Verkauf von Land und Habe vonseiten der Bemittelten zustande kam und auch offenbar in der Erwartung, daß des Herrn Tag nahe, ja der Herr bereits im Wiederkommen begriffen sei. Denn hier haben wir ja die einzige Stelle, wo von kommunistischer Gemeinschaft in der apostolischen Zeit die Rede ist. Und auch in Jerusalem wird dieser Zustand schwerlich von langer Dauer gewesen sein, und früheren Verhältnissen wieder Raum gemacht haben, je mehr des Herrn Wiederkunft in weitere Ferne rückte. Doch jenem Kommunismus der Christen zu Jerusalem wohnte schon eine starke sozial umgestaltende Kraft inne, eben um der Herzensquelle willen. Nach Rauschenbusch (Christentum und soziale Krisis) war das Einkommen völlig der Abhilfe aller Not der Brüder geweiht. Als Institute gegenseitiger Hilfe und brüderlicher Kooperation wurden die christlichen Gemeinden (also auch anderwärts!) der Stadtbevölkerung unentbehrlich und durch die feindliche Obrigkeit unbesiegbar: „Sehet, wie haben sie einander so lieb!" bekannten die Heiden von ihnen.

Aber auch hier tritt uns ein prinzipieller Gegensatz zu den soziali-

stischen Lehren entgegen, indem der von den Sozialisten geforderte Kommunismus von Staatswegen, also doch mehr oder weniger zwangsweise eingeführt werden soll, während bei den apostolischen Christen hierbei nur das Prinzip freiwilliger, selbstentäußernder Bruderliebe geltend war. Bezeichnend ist, wenn ein Karl Kautsky, in seiner Geschichte des Sozialismus, annimmt, daß die praktische Hilfe auf die damaligen Armen eine stärkere Anziehungskraft ausübte, als die Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter. — Der liebe Mann vergißt ganz, daß schon damals, und in erhöhtem Maße bald darauf, das Christwerden einen todesmutigen Glauben und eine geradezu apokalyptische Hoffnung erforderte, um die Kandidaten zu befähigen, dem stets den Christen drohenden Märtyrertod zu trotzen. Wer nur irdische Vorteile sucht, beweist keinen solchen Heldenmut. Des weiteren aber meint derselbe Verfasser doch: Wie die heutige Sozialdemokratie, wurde das primitive Christentum zu einer unwiderstehlichen Macht, weil es der Masse der Bevölkerung unentbehrlich war. Und selbst in der geschwächten Form der nachkonstantinischen Kirche vollbrachte es Großes, indem es der Ausbreitung des Proletariats entgegenarbeitete. Denn obwohl es die Armut nicht abschaffte, war es doch die wirksamste Organisation zur Beseitigung des Elends innerhalb seiner Grenzen, das der allgemeinen Armut entwuchs. Und das war vielleicht der stärkste Hebel seines Erfolgs.

3. Behandlung unserer Frage vonseiten des Predigers.

Durch den bisherigen Gang unserer Arbeit sind wir bereits einigermaßen dazu angeleitet, nun auf den Kern derselben einzugehen, also auf die Frage, die unser Thema involviert, nämlich: wie soll der Geistliche sich der sozialen Frage gegenüber, und zumal auf der Kanzel verhalten?

a. Wir antworten: er wird seine Stellungnahme der untrüglichen Richtschnur, die Gottes Wort zeigt, anzupassen haben. Nach dem Vorbilde der Propheten wird er als ein Mann des Volkes im besten Sinn des Wortes sich zu bewähren haben, indem er Heil und Wohlfahrt des ganzen Volkes zu fördern sich bestrebt; also nicht zum Parteigänger wird, sondern für unbedingte soziale Gerechtigkeit eintritt, die in Gottesfurcht allein ihre rechte Wurzel hat. Er wird mahnen: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst; denn mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen.“ Als Christi Jünger wird er betonen, daß das wahre Heil aller nur in der durch Christum uns erworbenen und durch den Geist uns beglaubigten Gotteskindschaft beruht; in der auch alles Glück für uns für Zeit und Ewigkeit beruht. Allen Glückslehren ohne Gott und Christum gegenüber, müsse das Wort gelten: „Prüfet die Geister“; an der Person Jesu aber scheiden sich die Geister. Zumal dem Sozialismus gegenüber muß jeder Geistliche sich bewußt bleiben, daß er es mit einer feindlichen Weltanschauung zu tun hat: dem Christentum mit seiner christlich-geistigen, steht hier eine heidnisch-materialistische

Strömung entgegen, deren Anhänger auf rein mechanischem Wege alle sozialen Unterschiede der Menschen ausgleichen und dadurch Glück und Wohlergehen aller erzielen wollen, während ein Christ alles Heil vom menschlichen Verhalten zu Gottes Wort und Willen ableitet.

Diesen klaffenden Zwiespalt muß jeder Pastor sich erst selbst völlig klar machen, um eine feste persönliche Stellung der sozialen Frage gegenüber einnehmen zu können. Dabei wird er stets zwischen der Strömung und den von ihr Getriebenen zu unterscheiden haben, um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Um in dieser Sache nicht wie der Blinde von der Farbe zu sprechen, wird er zunächst durch die besten Werke über den Sozialismus sich genau informieren und auch durch gelegentliche Gespräche mit Arbeitern sich praktisch über den jeweiligen Gang der Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten suchen. Denn wenn er selbst die Melodie nicht kennt, wie soll dann die Posaune einen deutlichen Ton geben, und wer wird sich zum Streit rüsten? Die neue Arbeiterbewegung ist ja bereits in unsere Mitte getreten durch die der Kirche gliedlich noch angehörenden Arbeiter, die wohl zumeist mehr oder weniger schon unter dem Einfluß der neuen Richtung stehen. Die soziale Frage ist bei uns von zu großer Tragweite für die ganze Kirche und auch das Wirken des einzelnen Seelsorgers geworden, als daß er sie noch länger abweisen könnte. Von seinem Verhalten mag es mit abhängen, ob ganze Kreise der Bevölkerung der Kirche erhalten bleiben oder ihr entzogen werden. Denn längst steht die Arbeiterklasse nicht mehr allein da im Kampf gegen wirklich vorhandenes Unrecht und immer wiederkehrende Notlagen, zumal in Arbeiterkreisen. Tatsächlich ist in weiten Schichten unlerer Nation die Reaktion gegen jederlei Ungerechtigkeit in steter Zunahme begriffen und immer wieder hören wir von sozialen Reformbewegungen aller Art. Das heldenmütige Beispiel eines Stöcker wäre aber für uns verloren, wenn wir bei alledem unser Pfund im Schweißtuche vergrüben, und nicht auch nach seinem Vorgehen versuchten, die christlich-sozial gesinnten Arbeiter der Kirche, und durch sie uns einen Einfluß auf die übrigen zu erhalten. Denn wenn heute alle Luft laute ruft: sozial! und gar manche darunter nur die Mode mitmachen mögen, ähnlich jenen Leutlein zu Ephesus, als man die Diana hochleben ließ, so sind es doch bei uns ganz andere, ja zwingende Beweggründe und vitale Interessen, die uns zum Mitrufen nötigen: Ja, sozial, aber christlich-sozial soll die Losung sein!

Zwar geht ja uns als Kirche und Prediger im letzten Grunde nur die ethische Seite der sozialen Frage näher an, aber doch nicht derart, als ob man diese von der ökonomischen wie durch eine chinesische Mauer trennen könnte. Vielmehr werden fluktuierende Beziehungen auch hier bestehen bleiben, und hier ist der Ort und die Sache, wo die schiedlich Getrennten: Staat und Kirche, sich friedlich die Hände bieten müssen. Denn wie wir selbst noch im Leibe wallen und Leib und Seele nicht ohne unheilbaren Schaden zerteilen können, so können wir auch rein seelische Bedürfnisse und ethische Anforderungen von denen materieller Art

nicht haarscharf abtrennen: noch immer bleibt zu wünschen, daß ein gesunder Geist in gesundem Leibe wohne. Josiah Strong sagt mit Recht: „Soll eine ideale Welt entstehen, so muß die ganze Gesellschaft und nicht nur das Individuum gerettet und auch der Leib ebenso wie die Seele vervollkommt werden. Das kann aber nur geschehen durch das Gesetz des Himmelreichs, wie es Jesus bestimmte, nämlich: durch einen Dienst, inspiriert durch Liebe und bewertet durch Opfer!

Solange aber, so fahren wir fort, nicht die Liebe regiert, sondern soziale Klassen und Spaltungen bestehen, muß vor allem der Geistliche eine durchaus unparteiische Haltung nach oben und unten bewähren. Er muß klar die Sünde der Gottentfremdung als Wurzel von Not und Tod hinstellen und Gottes Anklage neu erheben: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hier und da Brunnen, die löcherícht sind und kein Wasser geben!" Als einziges Mittel aber, die starrende Kluft der Selbstsucht zu überbrücken, darf er ja jene erste Liebe predigen, die in der apostolischen Gemeinde sich so mächtig erzeigte, daß keiner von seinen Gütern sagte, daß sie sein wären. Und auch bei seiner sozialen Predigt wird der Geistliche das Wort gebrauchen können: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!" Er wird Zeit und Gelegenheit wahrnehmen und auskaufen, indem er unerschrocken und unparteiisch die Schäden aller Klassen aufdeckt und vor allem dem Zeitgeist, Materialismus, keine Zugeständnisse macht, sondern die Selbstsucht und Lieblosigkeit der Wohlhabenden ebenso wie den Neid und Unfrieden der ärmeren Stände bis auf die Wurzel aufdeckt und straft. Als Heilmittel wird er vor allem jene Gottseligkeit preisen, die zu allen Dingen nütze ist, und auf den großen Gewinn der Genügsamkeit hinweisen und für alle die wichtige Gerechtigkeit zur Uebung empfehlen, die allein ein ganzes Volk erhöhen kann, während die Sünde der Leute Verderben bleibt. Auf Grund von Gottes Wort wird ein Pastor weiter nachweisen, wie vor Gott alle Menschen gleich gelten und in Christo Brüder sein sollen, die sich, als solche, Liebe schulden. Er wird anhalten müssen mit Lehren und Mahnen: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen!" Solchen aber, die Vollkommenes erreichen wollen, wird er jene Liebe rühmen, die alles trägt, glaubt, hofft und duldet, und weil sie nimmer aufhört, uns mit der Ewigkeit verknüpft.

Ferner wird er aus dem Neuen Testament die verschiedenen sozialen Beziehungen und Verhältnisse in christlichem Sinn und Geist zu beleuchten haben, also das Verhalten der Ehegatten, der Familienglieder, Eltern und Kinder, Herren und Knechte, wie es nach Gottes Willen, zu unserm Glück und Segen beschaffen sein soll. Alle insgesamt aber wird der Prediger ernstlich daran mahnen, daß wir kurze Erdengäste auch nur zeitweilige Haushalter und nicht Besitzer auf Erden sind, weil alles, was wir verwalten, nur anvertrautes Gut ist, für das wir Gott und dem Nächsten Rechenschaft schulden, mit dem wir uns aber bleibende Freunde machen sollen, indem wir Barmherzigkeit üben und

Freude und Glück verbreiten. Ja, manchem Reichen mag heute noch die Mahnung des Herrn an den reichen Jüngling gelten müssen, damit er in Wahrheit Christo nachfolge und dem Schoßgötzen Mammon nicht länger fröhne.

Noch als Polizeikommissär sagte einst Roosevelt: „Ich möchte die jungen Männer dies lehren: wer kein Vermögen hat, schuldet seine erste Pflicht seiner Familie, wer aber Mittel besitzt, schuldet sie dem Staat. Es ist unedel, Geld immer höher aufzuhäufen." Ich möchte allen die Lehre der Arbeit predigen, und den Reichen die Lehre unbezahlter Arbeit!

Im Gegensatz zu der Ansicht der Sozialisten, die ein glückliches Leben hier auf Erden ohne Gott und den Heiland, schon dadurch herzustellen wähnen, daß alle Menschen möglichst gleichwohlhabend situiert würden, wäre ernstlich zu betonen., daß Reichtum oder Wohlhabenheit und Wohlleben durchaus nicht glücklich machen, sondern sehr oft unzufrieden und undankbar; daß zwar nicht alle Reichen gottlos und alle Armen fromm seien, daß aber die Zufriedenheit überhaupt eine seltene Blume sei, die nur im kindlichen Herzen sprossen kann. Daß sodann äußere, bessere Verhältnisse unmöglich eine Erneuerung und Besserung des menschlichen Herzens und Sinnes zustande bringen, sondern nur durch göttliches Geisteswirken letzteres erzielt würde, wodurch dann auch äußerlich alles neu sich gestalte. Ja, solange die Selbstsucht nicht durch selbstverleugnende Liebe überwunden ist, unmöglich ein glückliches Gemeinschaftsleben auf die Dauer denkbar sei, weil eben von innen, aus dem Herzen — und nicht etwa nur infolge unerquicklicher, ärmlicher, äußerer Umgebung — die bösen Gedanken kommen, die sich in Uebeltaten und Lastern ausgestalten; wie eben die zunehmende Scheelsucht in den sogenannten höheren Kreisen ein noch schreckenerregenderes Laster sei, als das unerlaubte, aber notgetriebene Nehmen vonseiten des Armen.

Dem gegenüber hätte der Geistliche auf jenen Herzensfrieden hinzuweisen, den die Welt nicht geben oder rauben kann und der ein unzerstörbares Glück in sich schließt, das vom Herrn seinen Gläubigen verliehen werde, die sich Schätze sammeln im Himmel. Denn nicht irdischer Besitz, nur himmlische Gesinnung macht eine Menschenseele froh und glücklich. Aufgabe der Kirche ist darum auch nicht Weltbeglückung, sondern das Hinweisen und Hinführen aller zu Christo Jesu, außer welchem kein Heil, Glück oder Frieden zu finden ist: Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben: niemand kommt zum Vater, denn durch ihn!

Und nicht die Ungleichheit des Besitzes scheidet eigentlich die Menschen von einander und ist Quelle aller sozialen Uebel, wie die Sozialisten fälschlich behaupten, sondern was dahinter sich versteckt, nämlich der gebrochene Bund mit Gott in Christo und das zerrissene Bruderband und Kains Gesinnung: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?!"

Dem allen gegenüber muß des Christen Ehrenwort, vom Geistlichen als Parole ausgegeben werden: „Ihr seid das Salz der Erde und

das Licht der Welt!" Das Licht unter dem Scheffel erlischt oder gibt schließlich einen bösen Brand; das Licht aber auf dem Leuchter scheint allen, die im Hause sind.

So muß vor allem auch der Pastor selbst, um Paulo nach, allen alles zu sein, allen in gleicher Weise voranleuchten. Er muß über dem Hader der Parteien und Klassen stehen, um seine verantwortliche Stellung recht zu bewahren. Flackert das Licht unruhig hin und her, so ist seine Leuchtkraft stark geschädigt, steht es gar in starkem Luftzug, so ist sie gefährdet und in Frage gestellt, fällt aber das Licht in eine niedere Strömung des feindlichen Elements, also des Wassers, so ist sie erloschen.

Der Prediger aber soll seines geheiligten Standes eingedenk bleiben und seiner heiligen Aufgabe nicht vergessen. Schon kraft seiner Stellung wird er dann mehr als ein anderer imstande sein, eine vermittelnde Rolle einzunehmen und in Klassenstreitigkeiten ausgleichend, friedestiftend und versöhnend walten können. Namentlich, solange er Hirte einer gemischten Herde ist, darf er nie derart seinen Standort der Unparteilichkeit vergessen oder verlassen, daß er ein ausgesprochener Parteigänger wird. Er schädigt seinen besten Einfluß, wenn man ihm nachsagen kann, daß er parteiisch sei, weil er, ähnlich wie Prediger englischer Zunge gegebenen Falles öffentlich im Lendenschurz der Freimaurer paradieren, so in der Uniform sozialer Parteilichkeit einherstolziert. Da hat er des Wortes vergessen: „Wer ein Amt hat, warte seines Amtes"; ein Kriegsmann flicht sich nicht in fremde Händel! Wir haben nicht mit Fleisch und Blut, also auch nicht im großen Klassenkampf mitzustreiten, sondern im größten Geisteskampf des Glaubens gegen die Geister der Finsternis die Menschenmassen zu führen durch Nacht zum Licht. Im Namen unseres großen Feldherrn und Herzogs unserer Seligkeit, Jesu Christi, sollen wir Panier aufwerfen auch gegen jeden Zeitgeist, der uns das Ziel unseres Glaubens ins Diesseits verrücken will. Da gilt es allen Ernstes: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich." Ein David wird noch immer im Hirtengewande und im Namen des Herrn mehr ausrichten gegen den Goliath unserer Zeit, den Materialismus, als wenn er versuchte, in Sauls Waffenrüstung zu ambulieren. Das Notwendigwerden einer Ambulanz wäre in letzterem Fall nur zu leicht das traurige Resultat, — außer etwa, daß David sich ganz und gar in einen Saul verwandelte, dann aber wäre aus einem Paulus auch ebenso leicht wieder ein verfolgender Saulus geworden.

Allerdings sollte ein Geistlicher vor allem der Majorität seiner Gemeindeglieder darin Rechnung tragen, daß er sich herabhielte zu den Geringen. Wenn er aber dabei soweit ginge, daß er sich gänzlich auf das Niveau materialistischen Parteigetriebes stellte und gar sozialistische und phantastische Irrlehre für das rechte Evangelium ausgäbe, so würde er eben ein anderes Evangelium predigen und er sähe sich bald außer Stande, das Volk zu einer höheren Lebensauffassung und zu einer erhabeneren Stellung den vergänglichen Dingen gegenüber empor-

zuziehen, als zu derjenigen, die sich mit der vierten Bitte des Vaterunsers begnügt, und das Ziel aller Dinge erreicht zu haben glaubt, wenn nur die alte heidnische Sorgenfrage befriedigende Antwort gefunden hat: „Was werden wir essen und trinken und womit uns kleiden?"

Zumal ein Prediger muß stets bedenken, daß soviel er dem materialistischen Sozialismus im Bausch und Bogen Vorschub leistet, er ebensoweit zugleich auch die mit demselben zunächst noch vorwiegend verbundene antireligiöse Bewegung befördert. Damit aber würde er ja gerade das Gegenteil von dem erstreben, was all seinem Eifer obliegt, nämlich der ganzen Arbeiterbewegung, soweit sein Einfluß reicht und sofern sie nicht ohnehin noch in christlichen Bahnen verläuft, eine christliche Schwenkung verleihen zu helfen, etwa nach Art und Vorgang der christlich-sozialen Arbeiterpartei Deutschlands.

b. Doch wie soll etwa ein Geistlicher den von der sozialistischen Strömung getriebenen oder doch beeinflußten Arbeitern direkt gegenüber sich verhalten?

Er sollte auch mit ihnen freundschaftliche Fühlung möglichst aufrecht erhalten. Im persönlichen Verkehr mit ihnen hätte er dieselben zwar auch offen darauf aufmerksam zu machen, daß seine volle Sympathie dem Sozialismus nicht zuteil werden könne, sofern dieser eine widergöttliche Richtung verfolge und soweit er zugleich eine unkirchliche Tendenz habe. Durch sein ganzes Verhalten aber sollte er gerechte Unparteilichkeit obwalten lassen und zugleich darauf hindeuten und es auch selbst beweisen, daß die Kirche ein offenes Herz und eine willige Helferhand gerade dem Arbeiterstande gegenüber besitzt, aus dessen Gliedern ein Luther und viele Volksmänner und vielleicht die meisten Geistlichen hervorgegangen sind. Er wird ferner die Wahrheitsmomente, die auch in der sozialistischen Strömung enthalten sind, durchaus nicht ignorieren; nur auf das kolossale Ziel des Sozialismus hinweisen müssen, das durch Menschenwitz und Menschenkraft wohl unerreichbar bleibe. Soweit es jedoch auch hier leibliches Wohlergehen und zeitgemäße Fortschritte sozialer Art anbetrifft, darf er getrost allen erreichbaren und berechtigten Forderungen beistimmen. Dabei hätte er namentlich auf das neue Social Service Program des Chicago Federal Council aufmerksam zu machen und auf die gesetzliche Annahme und Durchführung desselben freudig und eifrig im Gemeindekreise hinzuwirken. Ueberhaupt sollte ein Pastor bei jeder Ungerechtigkeit oder Härte, die den Arbeiter bedrücken, ein brüderlich-liebevolles Mitgefühl erzeigen und seine auch ausgesprochene Sympathie dem Entmutigten, weil etwa Arbeitslosen, entgegenbringen und ihm solchen Trost und Mut zuzusprechen und einzuflößen wissen, wie sie diese Welt nicht geben kann. Wo ihm aber irgend ein Treiben der Unterdrücker deutlich entgegentritt, wird er ein solches ohne Ansehen der Person zu rügen haben und auf Abhilfe trachten, doch immer derart, daß er sich von der Welt unbefleckt erhält und nicht gar selbst in irgend eine Unart ihres unordentlichen und gottvergessenen Treibens hineingerät, sondern sich den Schild strikter Unparteilichkeit blank erhält.

So wird ein Geistlicher wohl auch auf die leiblichen, vor allem aber doch auf die seelischen Bedürfnisse des Volkes auch im Umgang mit demselben einzugehen haben und deren enges Wechselverhältnis im Auge behalten müssen, doch wird er als über allen anderen Fragen das Erwachen der Hauptfrage zu wecken haben: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?"

Wollten aber wir Pastoren unser Amt der Predigt auch für so unnötig und unwirksam erachten, wie das leider schon viele Kreise der Arbeiterwelt tun, aus denen heraus der Sekretär einer großen Verbindung dem Referenten unter anderem schrieb: „Der Worte sind genug gewechselt, wir wollen endlich Taten sehn!" — ich sage, wenn wir Prediger demnach also uns nur noch darauf beschränken wollten, etwa nach dem Beispiel der Almosenpfleger der Apostelzeit, nur noch zu Tische zu dienen, wer würde dann wohl die Tische für die Bedürftigen decken, wenn wir nicht anhielten mit Bitten und Verwarnen und Mahnen?! Fürwahr, wir hätten dann den Hungrigen nur noch Steine statt Brot, und Schlangen statt Fisch zu bieten! Ja, und wenn noch der Mensch vom Brot allein leben könnte und nicht vielmehr Gottes Wort und Willen und Gnade und Fürsorge dazu brauchte! Zudem besteht Gottes Reich, das wir bauen sollen, nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. Wir werden also getrost in der Predigt des Evangeliums fortfahren dürfen: kommt doch der Glaube, der in der Liebe tätig ist und alle wahre Gerechtigkeit vor Gott und Menschen, eben aus der Predigt, diese aber aus dem Wort Gottes!

Ja, wenn die Ueberzeugung eines Dr. H. M. (in den Sozialistischen Monatsheften) sich unter den „Genossen" bald allgemein Bahn bräche, ließe sich vielleicht die ganze Strömung noch in christliches Fahrwasser leiten und damit Großes für alle Teile erreichen. Der Betreffende sagt unter anderem: „Die Religion ist unbestreitbar einer der Motoren der fortschrittlichen sozialistischen Entwicklung. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß religiöse Kräfte beim Aufbau sozialistischer Wirtschaftsorganisationen sich dauernd überhaupt nicht entbehren lassen, und daß ohne sie jede sozialistische Bewegung verflachen muß!"

c. Damit kommen wir zum Schluß, und fragen: wie wird also der Geistliche die soziale Frage auf der Kanzel zu behandeln haben?

Wir antworten zusammenfassend: er wird auch da die sozialen Fragen in christlichem Sinn und Geist, wie bisher schon, behandeln und sich als einen Diener Christi und Haushalter Gottes zu beweisen haben. Wo Text und Anlaß vorliegen, wird er auch der vorhandenen Schäden der ganzen Gesellschaft gedenken und gegebenen Falles den Sozialismus selbst berühren. Dabei ist dessen Diesseitigkeitstendenz zu betonen und den irrtümlichen Ansichten desselben die ewige Wahrheit christlicher Lehre entgegenzuhalten und allen vorhandenen Uebeln gegenüber die rechte Arznei aus Gottes Schatzkammer zu empfehlen. Der Prediger wird der sozialistischen Richtung gegenüber ganz besonders auf Sinnes-

änderung und Glauben zu bringen und gottselige Genügsamkeit der herrschenden Genußsucht und selbstsüchtigen Habsucht entgegenzustellen haben. Vor allem wird er auch die selbstverleugnende Bruderliebe in Christi Nachfolge anpreisen als allein allen Klassenhader überwindend und wahre Genossenschaft in Freude und Leid begründend. Diese Liebe allein ist selbstlos und mitteilsam und kommt dem Worte nach: „Gebet, so wird euch gegeben!" Weil aber alle gute und vollkommene Gabe erbeten sein muß, ist das Gebet zu betonen, als der Schlüssel, dem Gottes Schatzkammer sich auftut, und das Sammeln himmlischer Schätze als sicherer und heilsamer, dem Trachten nach vergänglichem Gewinn oder Genuß entgegenzustellen: „Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und dabei seine Seele verlieren muß!" Dem leidensscheuen und kreuzesflüchtigen Geschlecht unserer Zeit wird der Geistliche überhaupt an und durch Christi Kreuz die Wahrheit tief einzuprägen haben: Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein; denn ohne Kreuz keine Krone! Gerade in Leidenszeiten und Tagen der Arbeits- und Verdienstlosigkeit gilt es christliche Geduld beweisen und darin Christum vor den Menschen zu bekennen, sich durch niemand die Krone rauben lassen, die er uns erworben, und nicht durch Verlassen der christlichen Versammlungen, was meist zum Unglauben führt, Christum zu verleugnen.

Indem der Prediger auf Grund der Schrift auch näher auf Arbeits- und Arbeiterverhältnisse eingeht und diese unparteiisch in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, wird er das Interesse seiner Zuhörer überhaupt und auch dasjenige seiner Arbeiter eher wach erhalten, als wenn er etwa all das ängstlich verschweigt, was manchem nicht genehm sein könnte. Der weltseligen sozialistischen Strömung wäre als wirksamer Damm bei alledem das Wecken des christlichen Geistes wahrzunehmen, und dem überhandnehmenden Vereinsleben unserer Zeit sind als überwindende und heilsame Gegenströmung die wahren, gottgesetzten Gemeinschaftsverhältnisse auch auf der Kanzel hervorzuheben, als wichtigste ethische Faktoren. Dem Klasseninteresse der Massen gegenüber ist zu betonen die Notwendigkeit solidarischen Strebens der ganzen Menschheit nach jenem wahrhaft idealen und bleibenden Kommunismus, auf den schon das heilige Abendmahl hinzielt. Im Gegensatz zu dem internationalen und interprofessionellen, nur irdischen Zwecken dienenden Genossentum ist hinzuweisen auf das ungleich höhere interkonfessionelle christliche Brudertum, auf das die jetzt immer neu sich bildenden Bruderschaften innerhalb der verschiedenen Kirchen letztendlich hinweisen und das allen Christen gemeinsame Glaubensbekenntnis. Der beklagten Rechtlosigkeit der verbitterten Enterbten wäre als doppelt erstrebenswert, das allen Miterben Christi in gleicher Weise gesicherte Kindesrecht im Vaterhause anzupreisen. Dem allen Klassen gemeinsamen Egoismus ist ferner die heldenmütige Selbsthingabe der einzelnen Christen durch nachahmenswerte Vorbilder und Beispiele aus dem täglichen Leben klar vor Augen zu malen. Dem Streben nach auch politi-

scher Gleichstellung der Frau, wäre die Mahnung beizufügen, darob nicht ihr höchstes, heiliges Vorrecht zu versäumen, Miterbin der Seligkeit zu sein.

Den Gruppeninteressen der verschiedenen Stände gegenüber sollte aber vor allem der grundlegende aller ethischen Faktoren, die häusliche Gruppe, die Familie, mit mehr Nachdruck als je in ihrer fundamentalen Bedeutung für Nation und Menschheit nachgewiesen werden. Die rechte Pflege christlichen Familienlebens hat der Geistliche als eine weit größere Notwendigkeit klar zu machen, als diejenige des zerfahrenen und die Familie auflösenden Vereinslebens. Das Zusammenleben der Familie ist vor allem die rechte Lebensschule eines christlichen, charakterbildenden und allein aufrichtigen, weil selbstlosen Altruismus. In der familienhaften Urgemeinschaft wurzelt ja die gliedlich-organische Zusammengehörigkeit der gesamten Menschheitsfamilie. Die Hausgemeinde ist Grundbedingung aller übrigen, daher von ihrem Zustande auch das Ergehen der Völker abhängig. So wären also, auf Grund der Schrift, die vielseitigen Beziehungen der Familie zu schildern, um dem Arbeiter, wie allen Zuhörern, eine Oase in der Wüste des Lebens zu weisen, wo die Früchte der Gottesfurcht: Zufriedenheit, Nüchternheit, Sparsamkeit, wahren Glückes und reiner Freude gedeihen, wenn man am Quell der Wüste, aus Gottes Brünnlein Wassers die Fülle schöpft. Durch ein geordnetes Familienleben wird auch wirksam dem überhandnehmenden Geiste der Unzufriedenheit gewehrt, der unter manchen Arbeitern namentlich, erst künstlich gezüchtet wird.

Endlich hat der Prediger mit allem Nachdruck dem im letzten Grunde doch nur egoistischen und materialistischen Zukunftsstaat allgemeinen Wohlbehagens der Sozialisten, klar und deutlich die christlich-ethische eschatologische Hoffnung entgegenzustellen auf das idealste Ziel, das es geben kann: das Reich der Vollendung und Verklärung. Dasselbe wird aber nicht durch eine ökonomische Umkrempelung oder Umgestaltung äußerer Art in die Erscheinung treten, sondern durch Christi Wiederkunft wird aus seiner streitenden und leidenden Gemeinde eine triumphierende werden. Die Knechtsgestalt seiner Kreuzträger wird zur gekrönten Kindesgestalt gewandelt. Und dann erst werden auch die sozialistischen diesseitigen Glückseligkeitserwartungen sich überherrlich erfüllen. Denn in Christi ewigem Friedensreich wird tatsächlich kein Krieg mehr sein, und weil die Sünde von dort verbannt ist, auch weder Krankheit noch Verbrechen, Laster oder Tod. Dort allein werden alle Gotteskinder auch selge Freiheit finden in des ewgen Vaters Haus. Weder Armut, noch Mann oder Weib wird da zu finden sein, sondern unter Engeln und Engelgleichen wird wahre, brüderliche Gemeinschaft stattfinden. Auch alle Strikes und sozialen Revolutionen haben dann ein Ende gefunden, weil die Arbeitswoche dieser Zeit vergangen und der große Sabbat erschienen ist, wo man von keiner Arbeit weiß.

Wenn die letzte Stunde der Weltuhr geschlagen, wird jeder treue

Arbeiter im Weinberg den gleichen, seligen Lohn erhalten. Dort werden alle Genossen Leben und volles Genüge finden, weil die wahre Harmonie und Eintracht hergestellt ist. Da wird kein Heimatloser sein: alle haben gleiches Anrecht auf die vielen Wohnungen im Vaterhause, die hier als Friedenskinder gerecht und liebevoll gehandelt und gleiche Pflichten gegen Gott und Menschen erfüllten. Und gewiß werden dort alle Tische besetzt sein, wo keiner leer ausgehen oder ein Enterbter heißen darf.

Dann wird endlich das hehre Ziel erreicht sein, das schon die Propheten erstrebten: Ein wahrhaft soziales Gemeinwesen auf theokratischer Grundlage, weil ein einiger Vater all seiner Kinder und ein einiger Bruder sie alle beseligt in einem Geiste.

Wir sagen abschließend: Die Kirche hat schon längere Zeit keine rechte Gnade mehr bei den Sozialisten gefunden, für diese ist eben der ganze heutige Staat zu einem bankerotten Kaufhaus und die Kirche zum Ninive geworden, dem der Untergang droht. Nolens volens wird da der Sozialismus zum modernen Jonas, der Buße predigt. Möge darum dem neuen Propheten derselbe Erfolg beschieden sein, wie seinem Vorgänger. Ja, möge er sich, anders als sein Vorgänger, auch gleich mitfreuen, wenn Staat und Kirche ihren Sinn ändern, und auch er sich, vereint mit ihnen, vor dem Herrn der Herren beugen. Gewiß liegt etwas Wahres in der Anklage Rauschenbuschs (Soziale Krisis): „Wir hätten keine Sozialsten, wenn sich Kirche und Staat stets der heiligen Verpflichtung auch gegen die Arbeiter bewußt geblieben wären.“ Auch wollen wir es der neuen Richtung danken, daß sie uns nachdrücklich an unsere Pflicht der Bruderliebe und heiliger Gerechtigkeit erinnert. Doch an das Heilmittel der Sozialisten können wir nicht glauben, nur Herzenserneuerung kann von besseren Zuständen begleitet sein. Und schließlich, an der Person Christi scheiden sich die Geister: weder seine Gemeinde noch sein Kreuz findet Anerkennung bei den Sozialisten. Wir aber bleiben dabei: „Such, wer da will Nothelfer viel, Die uns doch nichts erworben; Er ist der Mann, der helfen kann, Bei dem nie was verdorben!“

Und er ist noch bei uns auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Noch sind seine Jünger nicht alle zum dummen Salz geworden, das die Leute auf den Gassen zertreten dürften. Praktische Handlanger- und Werbedienste für Christi Reich werden noch heute verrichtet, ja reichgesegnete, wahrhaft soziale Wirksamkeit ist selbst einzelnen ermöglicht. Jenes aufopfernde, der menschlichen Gesellschaft als Brüdern helfende Werk, wie es z. B. seit Jahren Frl. Katie Bårnård in Oklahoma im Zweige der Gefängnisreorganisation verrichtet, ist wahrlich nachahmenswert. Dort erhält nun jeder Gefangene solche Arbeit, die er verrichten kann. Dieselbe wird ihm voll bezahlt, damit er seine eigenen Unkosten und den Unterhalt etwaiger Angehöriger damit bestreiten könne. „Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen,“ spricht der Herr.

Wenn aber einzelnen so Großes möglich ist, wie viel mehr erst dann, wenn wir alle vereint, als Gesellen und Handlanger unseres einigen Meisters wirken, solange unser Tag dauert, — wie Gewaltiges ließe sich bei solcher Kooperation erzielen und welch wunderbare soziale Reorganisation müßte zustande kommen, so daß auch die Wüste grünen und blühen und fruchtbar würde!

Es sind goldene Worte, mit denen wir schließen wollen, die der Herausgeber des „Circle“ und „Succeß“ Magazine (in seiner letztjährigen Mainummer) schreibt und die wohl geeignet sind, zur praktischen Lösung der sozialen Fragen mächtig anzuspornen. Er sagt unter anderem: „Um wahren Erfolg zu erzielen und am besten imstande zu sein, meinen Weggenossen ihre Bürden zu erleichtern, sei dies mein Versprechen: Daß ich selbst ein Mann sein will, möglichst stark nach Leib und Geist, damit der Schwächere in mir einen Helfer finde und ich selbst befähigt sei, ein wenig von des Bruders Bürde meiner eigenen beizufügen. Etwaiges übriges Geld und Gut will ich als ein Haushalter zum Besten des Nächsten verwalten und mein Leben zu einer Quelle der Freude machen für meinen Nächsten. Ja, endlich will ich auf allen Lebensgebieten danach streben, das Beste zu erreichen, um desto mehr auf den Opferaltar der Bruderliebe zu legen!“

* * *

Thesen.*)

1. a) Da der Sozialismus auch unter unserer Bevölkerung immer weitere Kreise zieht, haben auch Kirche und Geistliche zu ihm Stellung zu nehmen.

   b) Jeder Pastor sollte durch Studium soziologischer, wie speziell sozialistischer Bücher und Schriften sich über das Wesen dieser neuzeitlichen Strömung gründlich informieren und auch durch Gespräche mit den davon beeinflußten Arbeitern sich über den jeweiligen Stand dieser fortschreitenden Bewegung orientieren.

2. a) Den meisten der von der sozialistischen Arbeiterpartei erstrebten Verbesserungen darf jeder Prediger und Christ von Herzen baldige gesetzliche Einführung wünschen, sofern eben die Beseitigung wirklich vorhandener Uebelstände dadurch bezweckt wird.

   b) Das vom Chicago Federal Council proponierte Social Service Program beantragt der Süd-Illinois-Distrikt bei der Generalsynode zur Annahme.

   [Die auf evolutionistisch-materialistischer Basis beruhende sozialistische Weltanschauung, nach welcher mit rein mechanisch-ökonomischen Mitteln, und auf dem Wege möglichster materieller Gleichstellung aller, eine bessere und glückliche Menschheit in kommunistischer Genossenschaft erzielt werde, muß, als der christlichen Ansicht prinzipiell widersprechend, von jedem Geistlichen entschie-

*) Obige Thesen wurden im Zusammenhang vorgelesen, konnten aber, da noch andere Referate vorlagen, nicht einzeln besprochen und angenommen werden.

den zurückgewiesen werden. Denn Schrift und Erfahrung lehren, daß nur der umgekehrte, vom erneuerten Herzen ausgehende Weg, zum Ziele wahrer und bleibender Gemeinschaft und beseligender Bruderschaft führt.]

c) Um fernerem Abfall der Arbeiter von der Kirche zu wehren und ihren Einfluß auf die soziale Bewegung aufrecht zu erhalten, sollten sämtliche Prediger vereint versuchen, nach Stöckers Vorbild, alle christlich-sozial Gesonnenen zu einer Farbe bekennenden Gruppe zu vereinen.

3. a) Auf der Kanzel wird, wo Text und Anlaß sich bieten, auf den unchristlichen Geist, der sich in der sozialen Bewegung geltend macht, ernstlich hinzuweisen und vor Austritt aus der Gemeinde als nur zu oft eine Verleugnung Christi selbst involvierend, zu warnen sein.

b) Die herzliche Anteilnahme der Kirche am Wohle des ganzen Volkes und zumal ihrer Arbeiter ist zu betonen, und ein unparteiisches Eingehen des Predigers auf die sozialen Verhältnisse wird das Interesse aller Hörer rege erhalten.

c) Die alle Schichten dominierende Selbstsucht ist als die Mutter der Lieblosigkeit, des Stolzes, Neides und Hasses und der überhandnehmenden Genußsucht und Verschwendung zu rügen, und mit heiligem Ernst wird Gerechtigkeit zunächst als Pflicht aller gegen alle zu fordern sein. Durch strikte Unparteilichkeit in seinen Ausführungen wird sich der Redner dabei Achtung und Vertrauen aller rechtlich Gesinnten bewahren.

d) Ferner sind die Vorzüge wahrhaft christlicher brüderlicher Gemeinschaft für Zeit und Ewigkeit, dem doch im Grunde nur egoistischen Zwecken dienenden, rein diesseitigen Genossentum entgegenzustellen.

e) Den irrtümlichen Erwartungen der Sozialisten gegenüber sind die ewigen Wahrheiten göttlichen Wortes und die dem Glauben gewisse Erfüllung der christlichen Hoffnung zu betonen. Sodann ist auf das Beweisen selbstloser Bruderliebe in Christi Nachfolge zu bringen, als dem wirksamsten Mittel, die Klassenkluft zu überbrücken und dem einzigen Bande der Vollkommenheit.

f) An Stelle der sozialistischen Lehre, durch Besserung seiner äußeren Lage, den Menschen selbst zu veredeln, wird zu zeigen sein, daß jede bleibende Besserung durchaus im Herzen anfangen muß und daß, wie wir ohne Christum nichts Heilsames tun können, so auch jede gute Gabe erbeten sein muß.

g) Gegenüber endlich der problematischen Erwartung eines allgemeinen Glückszustandes auf Erden, ist auf die gegenteiligen Aussagen der Schrift hinzuweisen und auf das herrliche Ziel christlicher Hoffnung, daß nämlich in Christi Himmelreich alle sozialen Unterschiede ausgeglichen sind und ewiger Friede für alle herrscht, die den großen Sabbat mitfeiern dürfen, da man von keiner Arbeit weiß.

Christentum und Buddhismus.

Von Pastor M. Weber.

(Schluß.)

Nach dem Bisherigen kann kein Zweifel obwalten, daß das Nirwana das Nichts bedeutet. Der Buddhismus läuft damit in einen starren Nihilismus aus. Im Grunde ist er also keine Religion, sondern eine mit großem Pathos vorgetragene, phantastisch herausgeputzte Selbstvernichtungstheorie, d. h. von dieser Seite aus betrachtet. Der Höhepunkt, den nach buddhistischer Lehre man erreichen kann, ist mit Recht „die Bewußtlosigkeit einer Selbsthypnose" genannt worden. Was ist das Nirwana? Die späteren Buddhisten haben allerdings daraus eine Art Paradies gemacht, ja sogar eine ganze Reihe von Himmeln ersonnen. Nach der ursprünglichen Meinung des Meisters Buddha selber, ist das Nirwana das leere Nichts. Denn wenn die Seele sich ausgeweht hat, dann ist sie wirklich erlöst, denn sie hat aufgehört zu existieren. Und doch ist es wieder zweifelhaft, ob das Nirwana einfach das Nichts ist. Wären da wirklich eine solche Menge von Geboten und Regeln nötig, um es zu erreichen? Und lohnt es sich überhaupt darnach zu streben? Und wie ist es möglich, daß eine solche auf das Nichts hinaus kommende Lehre zur Religion werden und dem religiösen Bedürfnis so vieler Gläubigen hätte genügen können? Der Buddhismus in seiner ursprünglichen Gestalt ist freilich niemals Volksreligion geworden. Der Anhang, den er gefunden hat, bleibt ein Rätsel. Wir dürfen aber annehmen, daß er die Möglichkeit offen gelassen hatte, dem Begriffe des Nirwana einen positiven Inhalt zu geben. Und dies scheint auch in der Tat der Fall gewesen zu sein. Zwar die Lehre gibt uns nach keiner Seite hin Aufschluß. Sie vermeidet es absichtlich über das Nirwana etwas Bestimmtes zu sagen. Dieses absichtliche Schweigen wird auf Buddha selbst zurückgeführt. Was er sich darunter gedacht haben mag, oder ob er in weiser Selbstbeschränkung darüber geschwiegen hat — wir wissen es nicht. Immerhin wird uns der Gedanke nahe gelegt, daß das Nirwana gleichwohl ein positives Gut sei, bei welchem menschliche Laute und Begriffe nicht hinreichen, um seinen Inhalt in bestimmte Worte zu fassen. Vom christlichen Standpunkte aus müssen wir aber das Nirwana als etwas ganz Unfaßbares abweisen. Die christliche Erlösung enthält durch göttliche Offenbarung die Gewißheit vom Fortleben in einer anderen Welt als dieser Welt der Sichtbarkeit. Die göttliche Offenbarung, die der buddhistischen Erlösungslehre gänzlich fehlt, läßt uns die Erlösung nicht bloß als ein jenseitiges, sondern zunächst und vor allem als ein diesseitiges Gut empfinden. Und wir haben sie notwendig, um unser irdisches Leben eben nach seiner ewigen Bestimmung zu richten. Daß unsere Vorstellungen von dem letzteren im einzelnen nicht über die Grenzen dieser Welt hinausreichen, liegt in der Natur der Sache. Aber diese Erkenntnis hat durch die Offenbarung den Charakter des Willkürlichen abgestreift und

bietet uns eine bestimmte, klare Hoffnung, welche einen wesentlichen Bestandteil der christlichen Freudigkeit ausmacht. Schon in der begrifflichen Fassung als Vollendung des Reiches Gottes erweist sich das Endziel der Erlösung deutlich als ein positives Gut für uns Christen. Der Name allein sagt es schon zur Genüge, daß dieses Ziel einem lebendigen Gottesglauben seine Entstehung verdankt und daß seine Verwirklichung im höchsten Grade von dem Willen und der Mitwirkung Gottes abhängt. Freilich dem Buddhismus, welcher von einem Gott in unserm Sinne nichts wissen will, bleibt da nichts anderes übrig, als das Endziel seiner Erlösung in der oben erwähnten negativen Weise zum Ausdruck zu bringen, als Nirwana. Dabei geht aber der wahre Buddhist diesem negativen Ziel mit derselben Freudigkeit entgegen, wie der Christ dem positiven Ziel des Reiches Gottes. Dieses negative Ziel sucht er mit denselben Ausdrücken zu kennzeichnen, wie die Christen das ihre. Es heißt z. B. nach einem ihrer Aussprüche: „Der Mensch, der an Buddhas Lehre hält, wende sich zum Lande des Friedens, wo die Vergänglichkeit Ruhe findet, zur Seligkeit.“ Da ist die völlige Ruhe für sie gleichbedeutend mit Seligkeit.

Am Schlusse unseres ersten Teiles angelangt, wollen wir noch zur Erklärung bemerken, daß die Entkräftung und Erschlaffung des indischen Volksgeistes sich auch auf ihre Religion übertragen hat. Auch in dem Begriff des Nirwana finden wir jene Apathie und Geistesträgheit vor, welche das charakteristische Merkmal besonders der Inder geworden ist. Mehr oder weniger spiegelt jede Religion, sofern sie dem Menschen ihre Ausgestaltung verdankt, nicht nur die Eigentümlichkeiten des Menschen wieder, sondern auch das Land, den Boden, welchem sie entstammt. Am schwersten aber fällt bei der Religion der Umstand in die Wagschale, wenn keine Offenbarung dem religiösen Bedürfnis wegleitend und unterstützend zu Hilfe kommt, sondern der Menschengeist mit eigenen Mitteln die irdischen Schranken durchbrechen und sich sein ewiges Ziel selbst bestimmen will. Und das ist es, nämlich das in beiden Religionen tief empfundene Bedürfnis nach Erlösung, was doch aus diesem angedeuteten Grunde beiden eine so verschiedenartige Beantwortung ergeben hat.

Haben wir in dem Bisherigen den schroffen Gegensatz in der Fassung des Erlösungsbegriffes bei beiden Religionen kennen gelernt, auch hinsichtlich der Art und Weise, wie der einzelne, der ihm in Aussicht stehenden Erlösung teilhaftig werden kann, so wollen wir nun auch den zweiten Hauptgegensatz näher in Erwägung ziehen.

II. Den Gegensatz in der sich daraus ergebenden Sittlichkeit.

Wenn die Fassung des Erlösungsbegriffes im Buddhismus, wie wir gesehen haben, diametral dem des Christentums gegenübersteht, so liegt es auf der Hand, daß wir notwendigerweise eine der christlichen entgegengesetzte Sittlichkeit erwarten müssen, die kennen zu lernen, für

uns von Interesse ist. Und an den Früchten werden wir sie prüfen und erkennen.

Im ersten Augenblick müssen wir uns aber wundern, daß bei beiden Religionen hinsichtlich der Sittlichkeit wieder ein gleicher Grundbegriff im Zentrum steht, der in gewisser Beziehung beide als gleichartig erscheinen läßt. Dieser Grundbegriff ist die Liebe. Wie das Christentum nach allen Seiten hin am besten mit dem Worte Liebe charakterisiert wird, so beansprucht auch der Buddhismus die Religion der wahren Liebe zu sein. Mitleid und Liebe ist bei ihm, wie bei dem Christentum, Ausgangs- und Zielpunkt aller Verkündigung. Ja der Buddhismus scheint es in dieser Hinsicht noch dem Christentum zuvorzutun, sofern er niemals zu blutigen Verfolgungen und Kriegen Anlaß gegeben. Und sein Wohlwollen dehnt er auf alle Menschen ohne Unterschied aus, sogar auf die Tiere und Pflanzen und auf die ganze Natur. Er hütet sich sorgfältig, nicht einmal dem kleinsten Tiere, geschweige einem Menschen etwas zuleide zu tun. Es wird sogar von verschiedenen Seiten her behauptet, daß sich in der buddhistischen Sittenlehre eine größere Selbstlosigkeit offenbare als in der christlichen. Hier müssen wir aber beachten, daß es bei der Beurteilung von sittlichen Handlungen zunächst auf die Absicht ankommt, welche ihnen zu Grunde liegt oder auf den Zweck, welchen sie dabei verfolgen. Diesen Zweck und dieses Ziel dürfen wir bei der buddhistischen Sittlichkeit im Unterschied von der christlichen, nicht aus dem Auge lassen. Die dritte der vier Heilswahrheiten, welche als der Weg der Aufhebung des Leidens, d. h. zur Erlösung, die völlige Vernichtung des Willens zum Leben bezeichnet, stellt damit die Forderung der größten Selbstlosigkeit an die Spitze der Sittenlehre. Dies geschieht aber durchaus nicht in dem christlichen Sinne, in welchem sich der eine dem Wohl des anderen oder dem Wohl der Gesamtheit unterordnet, sondern damit er zeige, wie weit er es schon in der Selbstertötung seiner Bedürfnisse gebracht habe. In ihren Handlungen kann wohl die Selbstlosigkeit der rechten Liebe äußerlich gleich kommen und gleichwohl von ihr weit entfernt sein, wie die kalte Reflexion von der unmittelbaren Empfindung. Nach dem Ziele hin gemessen ist die buddhistische Moral eine negative, denn sie verfolgt nicht sittliche, d. h. der Gemeinschaft zugute kommende Zwecke, sondern ist nur eine besondere Art von Egoismus, welcher auf Grund einer spekulativen Weltanschauung seinen Vorteil in einer völligen Aufhebung, anstatt in einer rücksichtslosen Geltendmachung der Individualität erblickt. Höchst bedeutsam ist es aber, daß die viel gerühmten Tugenden des Buddhismus, die Liebe und das Mitleid, gerade da keine Stelle finden und auch nicht mit einem Worte erwähnt werden, wo man sie am allerersten erwartet. Während die christliche Sittenlehre gerade in dem Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe gipfelt und darin ihren vernehmlichsten Ausdruck gefunden hat, somit die Gedanken des einzelnen von sich weg auf Gott oder auf die Mitmenschen gerichtet werden, so zeigt die buddhistische Sittenlehre das Bestreben, den einzelnen immer auf sich selbst zu kon-

zentrieren. Die vierte oder letzte der sogenannten Heilswahrheiten, welche dem Buddhisten die Richtlinien seines sittlichen Verhaltens geben will, ist nichts anderes als eine trockene Aufzählung von Tugenden, die den einzelnen in seinem Bestreben unterstützen sollen. Es ist da die Rede von einem achtteiligen Pfad, der da heißt: „rechter Glaube, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes sich Versenken." Im Gegensatz zu den andern heidnischen Religionen fällt uns hier der Ernst auf, mit welchem diese sittlichen Forderungen geltend gemacht werden, und dann wieder die Vollständigkeit, welche man dabei zu erreichen sucht. In den erwähnten Geboten fällt aber das Hauptgewicht weniger auf die Pflichten, welche die Menschen gegen einander ausüben sollen, sondern mehr auf diejenigen, welche dem einzelnen zugute kommen, d. h. die Arbeit an sich selbst fördern sollen. In der Erkenntnis des menschlichen Wesens und der ihm anhaftenden Sündhaftigkeit, verbunden mit einem heiligen Ernste, dieselbe zu überwinden, berührt sich nach dieser Seite hin der Buddhismus eng mit dem Christentum. Der Mensch soll sich, sein eigenes Ich von allem Unreinen läutern, wie ein Goldschmied das Gold läutert.

Es ist eine dringende Mahnung, nicht etwa den Schein des sittlichen Tuns für das Wesen desselben zu nehmen und so sich an äußerlicher Gerechtigkeit genügen zu lassen. Denn es ist da der Wille, die innere Absicht erst, welche dem Wort oder der Tat den rechten Wert gibt. Für sich selbst ist nichts Verdienstliches, sondern alles hängt an der inneren Gesinnung. Darum ist die Selbstprüfung die Grundlage der rechten Sittlichkeit. Und Beherrschung der Sinne und äußerste Wachsamkeit über sich selbst das einzige Mittel, sich vor dem Unrecht zu bewahren. Solche Wachsamkeit über sich selbst wird auch dem Christen in der gleichen Weise zur Pflicht gemacht. Sie ist nur anderer Art. Bei dem Buddhisten ist dieselbe mehr ein geistliches Exercitium. Er muß jede Bewegung seines Körpers mit klarem Bewußtsein begleiten, wenn er steht oder geht, ob er sich niedersetzt oder aufsteht, auch wenn er atmet. Das Denken soll immer und überall die Oberhand behalten, auch über die unbewußten Lebenstriebe. Auf diese Weise soll auch hier der Zweck, der allem sittlichen Handeln nach buddhistischer Moral in letzter Instanz zu Grunde liegt, das sich Versenken, erreicht werden. Aus allem erkennen wir aber, daß diese ganze Moral nur einen negativen Wert haben kann. Sie muß den Einzelnen schließlich gegen alle Beschäftigung, gegen alles, was nach dieser Richtung hin nicht zur Erlösung führt, abstumpfen. Sie macht auch gleichgültig gegen alle sittliche Gemeinschaft. Und das Idealbild dieser ganzen Sittlichkeit kann kein anderes sein als der weltflüchtige Bettelmönch. Allerdings will die buddhistische Ethik der Untätigkeit keineswegs das Wort reden, noch die Trägheit begünstigen, dieweil es gilt durch ununterbrochene Tugend und Gedankenübung immerfort tätig zu sein. Soll doch der sterbende Buddha seinen Begleitern die Mahnung zugerufen haben: „Strebet ohne Unterlaß." Es

klingt dies alles so christlich und ist doch nicht christlich, denn es fehlt der christliche Geist, die Seele des Christentums. Und die Art und Weise des Christentums ist doch die, daß die Arbeit an sich selbst gerade in der Ausübung eines äußeren Berufes zur Geltung kommen soll. Aber nach buddhistischer Moral ist dies durchaus nicht der Fall. Darum ist es für den, welcher der Erlösung teilhaftig werden will, notwendig, sich aus allen äußeren Verhältnissen, auch denjenigen der Familie los zu lösen, um auf diese Weise ganz seiner Erlösung leben zu können. Allerdings haben wir hier wieder einen Punkt, wo gewisse Bestrebungen innerhalb des Christentums, freilich als eine Entartung desselben, sich mit dem Buddhismus auch nach ihrer äußeren Erscheinung berühren, man möchte sagen, decken. Und in der Tat hat das buddhistische Mönchtum mit dem christlichen, besonders dem morgenländischen große Aehnlichkeit. Aber gerade durch das, was das christliche Mönchtum mit dem buddhistischen Gemeinsames hat, durch seine Abkehr von der Welt, durch seine Verkennung der sittlichen Aufgaben, erscheint es als eine Verirrung, ja als etwas Widerchristliches! Denn durch eine derartige Weltflucht kann das Reich Gottes und seines Christus nicht ausgebreitet werden. Auch wird die durch Christum gebrachte sittliche Erlösung mehr oder weniger zu einer natürlichen herabgedrückt. Eine sittliche Arbeit an sich selbst ist nicht möglich, ohne daß sie auch nach außen hin, im Verkehr mit den Mitmenschen, zur Geltung kommt.

Und die Ueberwindung der Selbstsucht muß nicht nur dem Handeln, sondern auch der Gesinnung eine andere Richtung geben, als sie dem natürlichen Menschen eigen ist. Weil nun aber sittliche Arbeit an sich selbst nicht möglich ist, ohne daß sie auch nach außen hin, im Verkehr mit dem Nächsten, zum Ausdruck kommt, so hat auch der Buddhismus nach dieser Seite hin seine entsprechende Stellung genommen. Dahin zielen seine Vorschriften und Forderungen des Wohlwollens und der Wohltätigkeit gegen Mensch und Tier. Rühmend wird die Liebe und das Mitleid des Buddhismus von vielen hervorgehoben. Wir befänden uns aber im großen Irrtum, wenn wir das buddhistische Wohlwollen mit dem identifizieren wollten, was wir die christliche Liebe nennen. Es wird zwar der rechte Buddhist auch die linke Wange dem Schlage darbieten, wenn er auf die rechte geschlagen wird. Aber er wird es nicht etwa tun, um den Zornentbrannten zur Einsicht seines Unrechtes zu bringen, sondern damit man daran erkenne, wie ihn das, was andere in Aufregung und Wut versetzt und selbst wieder zur Gewalttat verleitet, ganz unberührt läßt, weil er nach nichts verlangt, und sich auch deswegen dem Schmerze nicht entzieht. Wohl lehrt der Buddhismus, wie das Christentum, daß man vor allem die Selbstsucht überwinden müsse, aber nicht etwa darum, weil sie es ist, welche andern Schaden zufügt und Schmerz bereitet, sondern weil sie die Hauptursache aller unserer Irrtümer, Torheiten und bösen Taten ist. Nicht Liebe, sondern Selbsterhaltung, resp. die Furcht vor der Strafe ist also im Grunde das treibende Motiv dieser Ethik. Das vielgerühmte Wohl-

wollen des Buddhisten ist nur ein Mittel, die beabsichtigte Selbstlosigkeit zu fördern oder zum Ausdruck zu bringen. Es ist sozusagen nur der liebenswürdige Ausdruck einer souveränen Selbstgenügsamkeit. Es heißt sogar mit Nachdruck, daß der Weise keinen Haß und keine Liebe, keine Abneigung und keine Zuneigung kennt. Das eine wie das andere würde beweisen, daß sein Ich noch nicht völlig losgelöst und noch den äußeren Einflüssen zugänglich ist. So stellt sich der Buddhist selbst auf eine Stufe des Indifferentismus, auf welcher ihn kein Leid kränken kann, wo er alles über sich ergehen läßt, mag es Gutes oder Böses, Recht oder Unrecht sein, ohne davon innerlich berührt zu werden. Wenn von ihm gefordert wird, nicht etwa den Feind zu lieben, sondern nur ihn nicht zu hassen, so ist die Absicht die, daß die Feindschaft zur Ruhe komme. Was die Buddhisten als Mitleid und Liebe ausgeben wollen, kann nimmer dem gleichkommen, was wir mit diesen Begriffen verbinden. Sondern es ist, weil aus der Reflexion und nicht aus der Unmittelbarkeit des Herzens stammend, etwas Unwahres und Erkünsteltes. Es fehlt die rechte wohltuende Wärme. Auch scheinen dem Mitleid und der Liebe, dem Wohlwollen und Wohltun gewisse Schranken gesetzt zu sein. Dies ist daran zu erkennen, daß Buddha gewisse Anschauungen seines Volkes nicht zu durchbrechen vermochte. Gerade diejenigen, welche der Liebe am allermeisten und allereheften bedürftig gewesen wären, nämlich die mit unheilbaren Krankheiten Behafteten und die Sklaven, im Anfang sogar auch die Frauen, hat er von der Zugehörigkeit zu seiner Gemeinde ausgeschlossen und damit auch von den Segnungen seiner Religion. Mitleid mit den Menschen und ihren Leiden ist im Buddhismus vorhanden, führt aber nach der Gesamtanschauung nicht zu Taten helfender und rettender Liebe. Eine soziale Reform, eine Aenderung bestehender Umstände kommt vollends für Buddha und seine Jünger nicht in Betracht, da das Heil in der Flucht aus der Welt liegt. Arbeit in der Welt und an der Welt hat für die Anhänger Buddhas keinen Sinn. Für die eigentlichen Aufgaben des Lebens und der Geschichte hat demnach der Buddhismus kein Verständnis, noch leistet er dafür etwas. Der Buddhismus ist in einer großen Einseitigkeit befangen. Diese bringt viele Mängel mit sich. Wie einseitig muß uns die buddhistische Liebe erscheinen. Wohl kannte Buddha die sich selbst hingebende Liebe auch. Aber weil er sah, daß sie dem Menschen nur Leiden verursache, und weil er den Leiden nicht eine einzige gute Seite abgewinnen konnte, so hatte er auch keinen Sinn und kein Verständnis dafür. Er rechnete sie einfach zu den Dingen, welchen man aus dem Wege gehen müsse. „Aus Liebe wird Leid geboren; wer vom Lieben erlöst ist, für den gibt es kein Leid!" So die buddhistische Moral.

Aber was lehrte und was tat Christus im Gegensatz zu diesem buddhistischen Stifter und seiner Moral? Er lehrte, daß die Liebe vor allem sich im Leiden bewähre und darinnen als wahre Liebe sich vollende. So hat er auch freiwillig gerade das Leiden auf sich genommen und gerade das Leiden um anderer willen als das Beste für alle Zeiten

geadelt, was ein Mensch für den anderen tun kann. Es kann keinen größeren Unterschied geben in der Auffassung des Lebens und in der Auffassung der Pflichten, welche dem Menschen seinem Nächsten gegenüber zukommen. Und das ist der große Unterschied zwischen buddhistischer und christlicher Sittenlehre und sittlichem Verhalten, wie solche konsequent aus den Erlösungsbegriffen beider hervorgehen.

Noch deutlicher wird uns aber der Unterschied zwischen Christentum und Buddhismus, wenn wir die Stifter beider Religionen, Christus und Buddha, in ihrer Lebensführung einander gegenüberstellen. Buddha soll 29 Jahre alt gewesen sein, als er die Heimatlosigkeit erwählte, und soll sieben Jahre gewandert sein, bis die Erleuchtung über ihn kam. Es ist anzunehmen, daß er verschiedene Lehrer, die damals einen Ruf hatten, befragt hat. Auch das ist wahrscheinlich, daß er zunächst versuchte, durch Kasteiungen die empfängliche Stimmung für den tieferen Einblick in das Wesen der Dinge in sich hervorzubringen, daß er aber davon als einem Irrwege abkam. Jedenfalls hat er in seiner späteren Lehre von solcher Selbstpeinigung nichts wissen wollen. Er verlegte sich mehr auf intensives Sichversenken bei völliger körperlicher Bewegungslosigkeit, und da kam in einem visionären Augenblick das Buddhabewußtsein, Helligkeit und Selbstgewißheit zum Durchbruch. Unter den Zweigen eines Pappel-Feigenbaumes, der seitdem der Baum der Erkenntnis genannt wurde, errang und fand er seine Offenbarung. Man sagt uns, daß Buddha seit seiner Umkehr ein weltflüchtiger Mensch und seit seiner Erleuchtung, bez. Erlösung, ein bedürfnisloser Weiser gewesen sei. Nach einer Tradition soll er gekämpft haben, ob er die gewonnene Erkenntnis für sich behalten oder auch anderen mitteilen solle. Das letztere wurde ihm jedenfalls zum Bedürfnis. Er zog umher und lehrte den von ihm gefundenen Weg der Erlösung. Er gewann bald einen großen Anhang. Schüler schlossen sich an und verbreiteten als Mönche im gelben Gewand und geschorenem Haupte seine Lehre. Er selbst lebte dahin, neidlos und freudlos, in ewiger Ruhe bis er seine letzte Stunde kommen fühlte, wo er für immer untertauchen durfte ins Nirwana. Gewiß ist er ein guter, edler Mensch gewesen, der Besten einer in seiner Art, die gelebt haben. Um sein Leben hat sich ein reicher Kranz von Legenden gebildet und bei der Beschaffenheit der buddhistischen Quellen ist es, wie schon gesagt, schwer, Wahrheit und Dichtung von einander zu unterscheiden. Eine zusammenhängende und auf Tatsachen beruhende Darstellung seines Wirkens ist daher kaum möglich. Aber eins ist sicher: daß dieser Mann, der auf seine Zeitgenossen einen solchen Zauber ausübte, muß eine außergewöhnliche und eine geistig hervorragende Persönlichkeit gewesen sein. Auch muß das Suchen nach Wahrheit eine große Milde und Abgeklärtheit bei ihm herbeigeführt haben. Er hat sicherlich durch sein Beispiel mehr als durch seine Worte gepredigt. Was ihn aber von anderen Weisen seines Volkes unterscheidet, vielleicht sogar das Geheimnis seiner Persönlichkeit ausmacht, ist sein Mitleid, welches sich nicht nur auf Menschen, sondern

auch auf die Tiere und die ganze Natur erstreckte. In dieser Beziehung erinnert er lebhaft an den katholischen Heiligen Franz von Assisi. Wohl überragt ihn Buddha an Tiefe der Gedanken, aber die Unmittelbarkeit der Liebe dieses liebenswürdigen Heiligen ersetzte diesen Mangel.

Schauen wir nun auf den Stifter des Christentums, Jesus von Nazareth. Sein Lebenszweck war nicht der, sich selbst, sondern uns zu erlösen. Und das tat er aus seiner unergründlichen Liebe. Er erduldete das Kreuz und erlitt den Tod um unsrer Sünden willen. Hingegen Buddha suchte in sorgfältiger Reflexion über sich selbst, überall das Gleichgewicht zu bewahren. Er begegnete allen mit Wohlwollen, aber liebte niemand. Er redete wohl viel vom Leiden, doch litt er selber nicht. Christus war der Helfer der Armen und Kranken, der Tröster der Witwen und Waisen, der Freund der Zöllner und Sünder. Den Buddhismus kann man als die Religion des Mitleids bezeichnen, aber das Christentum ist die Religion der Liebe, sofern Christus, ob er wohl hätte Freude haben mögen, selbst zu uns herabgestiegen ist, um uns eben in seiner Liebe mit göttlicher Kraft zu seiner Höhe, zur Gemeinschaft mit Gott empor zu heben. Die Verschiedenheit der beiden Religionen hat dennoch ihren eigentlichen Grund in der Verschiedenheit ihrer Stifter. Ihre eigenen religiösen Erlebnisse und Erfahrungen, die sie für ihre Nachfolger zum Ausgangspunkt gemacht haben, gab den durch sie gestifteten Religionen ihr eigentümliches, von einander verschiedenes Gepräge. Einen grundlegenden Unterschied zwischen beiden Religionen müssen wir aber noch hervorheben. Während Buddha sich selbst in den Mittelpunkt seiner Religion stellte, seiner eigenen Kraft vertraute und alles aus sich selbst entwickelte, wußte dagegen Christus sich eins mit dem Vater, lehrte, was ihm vom Vater offenbaret ward und tat, was der Vater wollte. Darum erscheint das Mitleid Buddhas als ein unvollkommenes, gekünsteltes Menschenwerk, ohne Kraft und ohne Leben. Hingegen die Liebe Christi als eine überzeugende Gotteskraft, welche alles, was sie ergreift, neu belebt. Auch nicht einen Augenblick können wir zweifeln, welcher von den beiden Religionsstiftern in Wirklichkeit der Welterlöser ist! „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Diese Probe hat der Buddhismus schlecht bestanden. Die Geschichte des Christentums zeigt uns aber an unzähligen Beispielen, daß darin die allein genügende Lösung aller Fragen gegeben ist, welche den Menschen das Bedürfnis nach einer Religion nahe legen. Der Buddhismus mit seinem trostlosen Pessimismus kann das tiefste Bedürfnis des Menschenherzens nach Erlösung nimmer befriedigen. Der Buddhismus will erlösen vom Leid des Lebens und vom Leben überhaupt. Jesus ist der Erlöser von Sünde. Dort soll die Persönlichkeit vernichtet werden, hier soll sie für die Ewigkeit erhalten und vollendet werden. Der Buddhismus will den absoluten Tod der Seele; das Christentum das ewige Leben. Für Glaubenslose ist Buddha der rechte Mann. Buddhismus ist Glaubenslosigkeit. Er ist und will sein eine Anleitung, dem Leben ein radikales Ende zu machen. Am Christentum

bankerott gewordene Menschen gibt es heute leider viele und viele von diesen Glaubenslosen haben sich dem Buddhismus zugewandt. In seinen Anschauungen meinen sie Trost zu finden. Nicht Erlösung von der Sünde, sondern Erlösung vom Leben ist die Sehnsucht dieser mit Gott und der Welt zerfallenen Menschen. Diese buddhistische Glaubenslosigkeit verlangt eigentlich, so absurd das klingen mag, viel mehr Glauben als die christliche Religion. Es gehört viel mehr „Glauben" dazu, die Nichtexistenz eines Gottes anzunehmen, als die Existenz desselben. Und es ist dem Glauben viel mehr zugemutet, wenn er die scheinbare Existenz der Seele annehmen soll, als die wirkliche, und außerdem ist die Seelenwanderungs- und Nirwana-Hypothese direkt unglaublich. Es muß ein eigentümlicher Bankerott — anders kann man's nicht nennen — im Seelenleben eines Menschen stattgefunden haben, wenn er den Sprung von der festen, sicheren Basis der Offenbarung Jesu in die Ungewißheiten der buddhistischen Gott-, Welt- und Selbstverneinung tun will. Der Buddhismus trägt darum den Stempel der Unnatur an sich. Er ist nichts als eine passive, jede Lebensfreude ertötende und allen Fortschritt hemmende Duldermoral. Sich dem Buddhismus in die Arme werfen heißt, der Phantastik einer widerspruchsvollen und unerweisbaren Metaphysik einen guten Intellekt opfern und dabei den Stab des Bettlers ergreifen, um der Welt und jedem Kulturfortschritt Valet zu sagen. Der Religion Jesu folgen heißt, eine lebensvolle, sittlich-religiöse Persönlichkeit werden, welche hier schon den Frieden der Gottesgemeinschaft genießt.

Das Christentum ist in den geistigen Kampf mit dem Buddhismus eingetreten. Wie beweist es siegreich seine Absolutheit? Ist unser Christentum nur eine Religion neben den anderen, die alle die gleiche Berechtigung wie die unsrige haben, oder ist es die Religion, die Wahrheit, neben der alle anderen als Irrtum zurücktreten müssen? Gewiß sind alle großen geistigen Strömungen durch Veranlassung oder Zulassen Gottes entstanden und haben im Weltplan ihre besondere Bedeutung. Auch ist zuzugeben, daß in den nichtchristlichen Religionen nicht nur Finsternis, sondern auch etwas Licht ist. Gottes Wahrheit scheint auch durch die von Menschen gebauten Religionssysteme noch hindurch, und es wäre Unrecht, diese Tatsache leugnen zu wollen. Aber dennoch ist der Buddhismus, mit dem Christentum verglichen, ein großer Irrtum! Das Christentum allein ist die absolute Religion. Die Beweise hierfür liegen nicht in der größeren Zahl seiner Anhänger, sondern in der Persönlichkeit Jesu, mit dem sich der einseitige, weltflüchtige Mönch Buddha nimmer messen kann. Sie liegen ferner in den erlösenden Wirkungen unseres Heilandes auf die Menschen. Zur Gotteskindschaft, zum Frieden eines mit Gott versöhnten und der ewigen Seligkeit gewissen Gemüts bringt uns nur die durch Gott in Jesu geoffenbarte Religion, nicht der atheistische und nihilistische Buddhismus. Eine sittliche Erneuerung kann von ihm niemals ausgehen. Dies beweisen auch die kulturellen Zustände in den buddhistischen Landen. Die Völker stehen

auf sittlich-niedriger Stufe und nirgends sind Kräfte vorhanden, die eine Erneuerung veranlassen könnten. Wohin der Buddhismus kommt, da verbreitet er um sich die unheimliche Ruhe eines Friedhofs. Schlaffheit, Stumpfheit, Aberglaube, sind die Früchte, die der heutige Buddhismus in seiner Heimat und den angrenzenden Ländern hervorgebracht hat. Ueberall, wo der Buddhismus herrscht, ist ein Rückgang und Verfall zu konstatieren. Er hat in seiner Heimat abgewirtschaftet und hat dem Brahmanismus Platz machen müssen. In Japan führt er nur noch ein Schattendasein, welches dem mächtig eindringenden Christentum auf die Dauer nicht standhalten kann.*) Trotz dieses unaufhaltsamen Untergangs in seiner Heimat und den umliegenden Ländern, lebt der Buddhismus in Europa wieder auf als eine Art von philosophischem Buddhismus. Er wird als solcher vertreten und verbreitet durch eine Sekte von Schwärmern, die sich „Theosophische Gesellschaft" nennt. Diese eigenartigen Weltverbesserer und Spiritisten sind zwar keine direkten Buddhisten, haben aber seit ihrer Begründung viel Fühlung mit dem Buddhismus gehabt und einige Hauptlehren demselben entnommen. Mag auch der Buddhismus innerhalb der christlichen Länder seine Blüten treiben, sie werden aber nicht gedeihen und nicht bleiben. Ein frischer religiöser Geisteswind, der auflebend durch die Lande wehen wird, wird Wandel schaffen und die Gemüter vom Irrtum zur Wahrheit führen. Das Christentum bleibt die Macht, die mit dem Buddhismus sich auseinander zu setzen hat. Wem der Sieg gehören wird, kann nicht zweifelhaft sein. So gewiß aber die Entwickelung der Menschheit vorwärts geht, wird die Zukunft dem Christentum gehören. Denn das Christentum hat Ewigkeitswert!

Auch ein Beitrag zum Sozialismus.

Von Pastor C. Hummel.

Vorbemerkung der Redaktion.

Kaum ein schlimmerer Vorwurf kann einem Menschen, einem Redakteur oder gar einer Kirche gemacht werden, als wenn sich die betreffenden sagen lassen müssen: *Ihr fürchtet euch vor der Wahrheit!*

---

*) O Pfleiderer bemerkte als Unterschied der beiden Religionen in seiner Religionsphylosophie pag. 729:

Der Buddhismus ist ästhetische Erlösungsreligion, denn seine Stärke liegt in der passiven Kraft des Duldens und Tragens, Verzichtens und Entsagens, seine Schwäche in der sittlichen Unfruchtbarkeit seines Quietismus.

Das Christentum aber ist die teleologische Erlösungsreligion, seine Stärke ist die aktive Kraft der Weltüberwindung und positiv veredelten Lebensgestaltung, womit aber allerdings die größere Gefahr der politischen und sonstigen Verweltlichung und Verunreinigung verbunden ist. Ob aus näherer Berührung beider rivalisierender Weltregionen, etwa auf dem Boden der indogermanisch-evangelischen Völkermischung, d. h. in Amerika, einst auch noch innere Annäherungsversuche in der Richtung auf eine einheitliche Menschheitsreligion hervorgehen könnten? Die Frage aufzuwerfen ist erlaubt, aber ihre Beantwortung übersteigt die Grenzen der Wissenschaft.

Die Wahrheit hat oft scharfe Stacheln, die recht schmerzlich sind. Indessen, Wahrheit sollte nie unterdrückt werden! Denn "Truth crushed to ground will rise again!" Nun haben wir im Vorwort 1912 gesagt: Wir wollen der Wahrheit dienen! Auch ein Paulus wollte ein Gehilfe der Wahrheit sein. Wir trauen es dem l. Einsender zu, daß auch er der Wahrheit dienen will mit dieser Einsendung und wollen darum ihm nicht den Weg versperren, zu unseren synodalen Brüdern zu sprechen.

Möge sein Wort eine gute Stätte finden! Man beachte jedoch die Beleuchtung, die wir im nächsten Artikel folgen lassen.

Der Schreiber dieser Zeilen ist ein im Dienst der Synode ergrauter Kämpe, der auf eine 37jährige Wirksamkeit zurückblickt. Zwar sagt ein Sprichwort: Alter schützt vor Torheit nicht, und welcher wahrheitsliebende und nüchterne Alte würde nicht bekennen, daß es auch in seinem Leben an Verirrungen nicht gefehlt hat. Doch sieht man im Alter nach so vielfachen Erfahrungen klarer und nüchterner in das Tun und Treiben der Welt hinein als in jungen Jahren, wo sich noch das ganze Denken in brausender Gährung befindet. Man sieht da oft, in jungen Jahren, wie man zu sagen pflegt, vor lauter Bäumen den Wald nicht. Als er s. Z. den Aufsatz von Pastor Sieveking über einen Artikel von Pastor Niedernhöfer las, der in einer St. Louiser Arbeiterzeitung erschien, wunderte er sich ganz gewaltig, daß dies theol. Magazin diese Arbeit aufnahm.* Er glaubte, das habe gar keinen Sinn, weil ja von allen jenen Lesern kaum ein einziger wisse, daß es ein Magazin der evang. Synode gebe. Vom Sozialismus, sowohl vom guten als vom schlechten, hatte er schon genug gehört. Er dachte, Christen, die ihren Himmel nicht im Diesseits sondern im Jenseits suchen, und sich an das Wort ihres Heilandes halten: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, die kommen schon durch; denn sie dürfen erfahren, was der Psalmist sagt: Ich habe nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen. In 36 Jahren hat der Schreiber dieses Aufsatzes vier Gemeinden bedient, um die sich sonst fast niemand bewarb und die ihm Alles in Allem sehr selten mehr, aber sehr oft weniger denn $50 den Monat einbrachten. Kaufen mußte er in den meisten Fällen alles; dennoch hatte er nie Mangel gehabt, hat nie Schulden gemacht und auch noch etwas erübrigt. Daß wir auch Pastoren haben, die von diesem sozialistischen Strudel ergriffen worden sind und mit demselben das Reich Gottes bauen wollen, wußte er gar nicht. (Somit hatte jener Aufsatz doch auch sein Gutes! Es gibt wohl noch viele

---

*) Es war vielleicht dem Einsender unbekannt, daß P. N. seine Sachen in unserem Synodalkreise herumschickte, um so dafür Propaganda zu machen, nachdem ihm die Aufnahme in synodale Blätter verweigert war. Jener Aufsatz sollte ein Zeugnis sein gegen den antichristlichen Geist, der den Sozialismus durchdringt, in Deutschland wohl viel mehr als hier. D. R.

Pastoren in der Synode, die von der Entartung des Ev., wie Pastor N. sie vertritt, nichts wußten. D. R.)

Nun sagt ja der Apostel: „prüfet alles und das Gute behaltet." Daß unsere gesellschaftlichen Verhältnisse im Geschäftsleben einer Umgestaltung bedürfen, wird kein vernünftiger Mensch bestreiten. Aber daß man die Brotfrage der arbeitenden Klasse mit dem Kommen des Reiches Gottes identifiziert, ist für den biblisch denkenden Christen ein Unding. In dem Aufsatz: Christianity and the Social Crisis wird geltend gemacht, wenn durch den Einfluß der Kirche resp. des Christentums der Druck, die Not von der arbeitenden Klasse weggenommen werden könnte, so würden sie sich mit Freuden dem guten Einfluß des Evangeliums öffnen. Wer das behaupten will, versteht weder die biblischen Heilslehren noch die menschliche Natur. Sind denn unsere Arbeiter aus einem anderen Teig geknetet als die Arbeitgeber? Die Bibel lehrt es und die Erfahrung bestätigt es, daß anhaltendes Wohlergehen eine größere Gefahr in sich birgt für den sittlichen Verfall eines Volkes als zeitweiliger Druck und Armut.

Aber sind unsere Arbeiter in den Jahren der Prosperität, die hinter uns liegen, besser geworden? Die Löhne der einigermaßen geschulten Arbeiter waren ja in der Tat außerordentlich gut. Wer glaubt, die unerneuerte menschliche Natur wird bei gutem Verdienst, weniger Arbeit und angenehmer Wohnung weniger begehrlich sein, der ist ebenso töricht, als wenn einer einem Tiger Blut zu trinken geben würde in der Hoffnung, daß er hinfort nicht mehr nach Blut lechzen werde. (Sehr gut. D. R.) Daß der moderne Sozialismus durch Zugeständnisse irgend welcher Art gefügiger wird, glaubt niemand, der mit nüchternem Blick in das Tun und Treiben dieser Massen hinein sieht. Der Sozialismus, der immer arroganter auftritt, findet allerdings den besten Nährboden in dem Protzentum der Reichen unserer Tage.

Wenn Professor Rauschenbusch meint, wenn Christus jetzt auf Erden erschiene, so würde er Apostel berufen, die dem echten Sozialismus den Weg bahnen würden, so ist das eine eben so schlimme Entgleisung, wie bei den Temperenzfanatikern, welche behaupten, wenn Christus heute wieder käme, so würde er keinen Wein mehr machen; würde auch keinen Wein mehr gebrauchen, wenn er das heilige Abendmahl einsetzen würde. Man sieht, auf welche gefährliche Abwege man gerät, wenn man den Schriftboden verläßt, auf dem ja auch die Einfältigen nicht irren, wenn sie sich von dem Geist der Schrift leiten lassen. Zu jenem aus dem Volke, der den Herrn bat: Sage doch meinem Bruder, daß er das Erbe mit mir teile, sprach der Herr: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt. Wenn ein Prediger, sei er nun einfacher Pfarrer einer christlichen Gemeinde oder Professor einer theologischen Schule, mit glänzender Rednergabe solche auf der Kanzel nie gehörten Vorträge hält, so erregt er immer Aufsehen. Das kann auch einmal einen Rockefeller und Cons. interessieren. Ob er aber die Leute zum ernstlichen Nachdenken bringt, das ist eine andere Sache. Der Sozialismus, wie

er sich vorwiegend in der alten Welt d. h. in Frankreich und Deutschland zeigt, ist doch nichts als eine Ausgeburt der Hölle. (Ganz richtig! D. R.) Es sind dämonische Kräfte, die diese Volksklasse inspirieren; und es ist nach der Meinung des Schreibers dieser Zeilen ganz ausgeschlossen, daß sie durch milde Reformen zur Einsicht und Umkehr bewogen werden könnten. Es hat am Schlusse des 18. Jahrhunderts in Frankreich, ehe die Revolution ausbrach auch nicht an Einsichtigen gefehlt, welche auf den bevorstehenden Zusammenbruch hinwiesen. Hat es etwas gefruchtet? Nein! Der Staatskarren war schon so ins Hinabrollen geraten, daß er einfach nicht mehr angehalten werden konnte. Das Bedenkliche bei den gesellschaftlichen Reformern unserer Zeit ist das, daß man glaubt, der Fortschritt, die sog. Aufklärung werde das Millenium schon herbeiführen, ohne daß unser Herr Gott ins Rad der Geschichte hineingreifen müsse. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es ganz unverständlich, wie man das Kommen des Reiches Gottes in der Weise in das Diesseits verlegen kann, wie das von Professor Rauschenbusch und Pastor Niedernhöfer geschieht. Sie haben dieselben Vorstellungen vom Kommen des Reiches Gotts wie die alten Israeliten. Auch die Jünger teilten diese Ansicht noch kurz vor der Himmelfahrt des Herrn. Als einst die Pharisäer den Herrn fragten:wann kommt das Reich Gottes, so antwortete ihnen der Herr: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, sondern es ist inwendig in euch. Wenn es aber den Menschen innerlich umgestaltet hat, dann tritt es auch äußerlich hervor. Auf eine solche Zeit hoffen wir noch im Diesseits. Daß aber das durch den christlichen Sozialismus herbeigeführt werden wird, ist kaum zu hoffen; da hat der Herr andere Wege. Jenem paradiesischen Zustand wird eine Katastrophe voran gehen, welche allen sinnlichen Hoffnungen ein Ende machen wird. Die Art und Weise, wie Pastor Kamphausen Pastor Sieveking abfertigt, läßt schließen, daß er auf eine Zeit wie sie Micha 4, 1—4, Psalm 68, 17, Sacharia 4, 7, Jes. 2, 2—4 Jes. 11, Off. 20 u. s. w. geweissagt wird, nicht hofft. Es ist hier nicht der Ort weiter darauf einzugehen. Was aber will man aus jenen Stellen machen? Sie als phantastische Dichtungen zu erklären, geht doch wohl nicht an. Was würde dann aus so vielen anderen Weissagungen? Wer gibt uns das Recht zu behaupten, die eine Weissagung zielt auf die Realität hinaus, die andere aber ist geistig aufzufassen? Sagt doch Oetinger: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes. Doch wir kommen noch einmal auf den sog, christlichen Sozialismus zu sprechen. Wie es scheint stimmen manche unserer Pastoren demselben bei. Es ist nicht zu verkennen, wenn dieser ideale Zustand ohne Zwang durchgeführt werden könnte, dann würde vieler Not und vielem Elend gesteuert werden. Dem Neid und der Selbstsucht, diesem Gift in der menschlichen Gesellschaft, wäre so ziemlich die Spitze abgebrochen. Wir verstehen es auch, daß solchem Evang. die meisten Glieder unserer Gemeinden, die sich ja größtenteils aus dem Arbeiterstande rekrutieren, Beifall zujauchzen. Kein Wunder,

wenn ein junger Pastor mit einer solchen Tirade in einer vakant gewordenen Gemeinde einer Großstadt unseres Landes mit Glanz die Probe bestand.

Aber grau, teurer Freund, ist alle Theorie! Laßt uns einmal das Exempel auf die Probe machen. In einem so kleinen Kreis wie dem der Pastoren unserer Synode sollte das doch gewiß ausführbar sein. Wir hätten ja keine Advokaten und keine Gerichtshöfe nötig. Ja dieser ideale Zustand, wie er jetzt schon so manchen Pastoren als Ideal vorzuschweben scheint, sollte bei uns schon längst in die Tat umgesetzt worden sein. Etwas Neues ist ja das, was besonders die mäßigen Sozialisten wollen, schon lange nicht mehr.

Warum wollen wir nun für andere die Kastanien aus dem Feuer holen, während wir unsere eigenen verkohlen lassen? Ist das etwa Selbstlosigkeit? Nein! Es ist etwas ganz anderes als das. Es geht uns da, wie es schon manchem Hausvater und mancher Hausmutter ergangen ist, welche bei allen möglichen Bestrebungsvereinen, die das Ziel der Veredlung des Volkes im Allgemeinen und der Kirche im Besonderen im Auge haben, mitwirken, und ihre eigenen Kinder vernachlässigen.

Wenn unsere Arbeiter auf das Kommando ihrer Führer so und so viel in den Strikefonds bezahlen, um ihre streikenden Genossen zu unterstützen, so üben sie tatsächlich mehr Liebe* als wir tun. Sie trauen ihrer Sache, so töricht es auch sein mag mehr zu, als wir der Sache des Reiches Gottes zutrauen. Nicht jeder Bruder, der, wie man zu sagen pflegt, auf keinen grünen Zweig kommt und von einer Gemeinde zur andern zieht, ist immer ein unverbesserlicher Schwärmer, wenn er das unchristliche Treiben in der Gemeinde nicht mehr ansehen kann. Bei manchem ist es Gewissenssache. Wer aber hilft einem solchen in seiner Not? Oder ist etwa unsere Unterstützungssache wirkliche Opferwilligkeit für den Dürftigen? Weit gefehlt, sie ist nichts weniger als das. Sie ist in der Tat nur aus der Selbstfürsorge erwachsen, ihre Wurzel ist die Selbstsucht. Das mag ein hartes Urteil sein.

Aber seien wir doch ehrlich. Wer den Mut nicht hat, der Wahrheit ins Angesicht zu sehen, der macht sich der Feigheit schuldig. Wenn wir die Wahrheit nicht eingestehen wollen, so kann uns selbst unser Herrgott nicht helfen.

Gar oft wurde darauf hingewiesen. daß die meisten jungen Männer, die sich dem Predigerstande widmen, große Opfer bringen, weil sie es in einem weltlichen Berufe, in irdischer Hinsicht weiter bringen wür-

---

*) Liebe sollte und kann man doch schließlich diese Beiträge in die Strikekassen nicht nennen. Die Parteitpeitsche treibt die Leute in den Strike, und dieselbe Peitsche zwingt sie, ihre Beiträge zu bezahlen. Da ist von Liebe keine Spur, es ist lediglich das Selbstinteresse, das auch da als Motiv zu Grund liegt. Und schließlich: Die Brutalität der Unions, die jedem nicht zur Union gehörenden Mann die Arbeit wehren will, ist wahrlich nichts weniger als Liebe. Und eben diese Brutalität ist's ja doch, die auch als Peitsche wirkt, um die Leute in Reih' und Glied der „Genossen" zu treiben. Da heißt's: Und tust du's nicht willig So brauch ich Gewalt. D. R.

den. Das ist doch wohl nur in Ausnahmefällen wahr, im Großen und Ganzen trifft es einfach nicht zu. Ich wage zu behaupten, daß die Stellung der meisten Pastoren auch in irdischer Hinsicht besser, ruhiger und gesicherter ist, als sie es in einem anderen Berufe gefunden hätten. Von einem Opfer kann auch nur da die Rede sein, wo man mit Bewußtsein und Vorbedacht eine glänzende Aussicht preis gibt. Sodann darf nicht außer Acht gelassen werden, daß viele unserer Pastoren ihre Studien fast unentgeltlich gemacht haben. Nun ist es eine Tatsache, die niemand zu bestreiten wagen wird, daß sowohl Invalide als Pastorenwitwen Anspruch auf die Unterstützungskasse machten, und auch unterstützt wurden, die es nie hätten tun sollen. Die Beiträge, die von den Pastoren für die Unterstützungskasse einbezahlt wurden, können kaum in Betracht gezogen werden. Wo man aber, ohne dringende Notwendigkeit aus einer Almosenkasse Unterstützung verlangt, das kann vom christlichen Standpunkt aus nicht gebilligt werden. Das ist kein christlicher Sozialismus, sondern Begehrlichkeit. Der Schreiber dieser Zeilen tat einmal in einer Sitzung der Distr. Konf., wo die Unterstützungssache zur Sprache kam, den Ausspruch: Wer Gelegenheit hatte, und die haben die meisten, sich etwas zurückzulegen, es aber einfach, weil es ihm Entsagung auferlegte, nicht tat, der gehört eben einfach ins Armenhaus. Das mag brutal klingen, es ist aber nur gerecht. Wie ist es denn aber mit dem neuen Unterstützungsmodus? Der ist nur insofern besser, als einer, der nur auf den geschäftlichen Teil Anspruch macht, nicht, wie es früher oft geschah, Versteck zu spielen braucht. Wenn aber ein Pastor, der etwa 5 oder $600 Gehalt bezieht, dieselbe Unterstützungssumme bezahlen muß, wie einer, der das 3 und 4fache einnimmt, so ist das alles andere, nur nicht christlich sozial. Ja die ———? Gesetzt, es würde ein Delegat der Generalsynode den Antrag stellen, die Synode soll eine allgemeine Kasse einrichten, in welche alle Gemeinden ihre Beiträge für den Predigergehalt einzuzahlen hätten, und daß hinfort allen Pastoren die gleichen Gehälter auszubezahlen wären. Würde man von solchen Antragsteller nicht glauben, er mache einen schlechten Witz, oder er habe den Verstand verloren? Ist es aber nicht die gleiche Arbeit, die alle zu tun haben? Ja, gibt es für einen Pastor, der seine Predigt mit Fleiß und Treue studiert hat, nicht mehr Befriedigung, wenn er sie vor einer größeren Versammlung als nur vor wenigen Zuhörern vorzutragen hat? Wir können getrost den Satz aufstellen, daß die Pastoren mit geringen Gehältern die schwere Arbeit haben. Die Nebeneinnahmen würden den Pastoren an großen Gemeinden doch bleiben. Dieser ideale Zug des Sozialismus in der Kirche, hätte dann noch das Gute, daß dann die Jagd nach gut dotierten Stellen aufhören würde. Es würde dann mancher, der immer auf der Lauer liegt, und Ausschau nach einer besser bezahlten Gemeinde hält, auch ruhiger und getroster unter seinem Feigenbaum und Weinstocke wohnen können. Es mutet einen seltsam an, wenn Pastoren, die doch auch das Wort des Herrn: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, predigen, durch ihr ganzes

Verhalten kund geben, daß ihnen gerade dieses Gebiet eine terra incognita ist. Wer würde sich nicht freuen, wenn man die Wahrnehmung machen dürfte, daß man einem Manne mit größerer Familie noch dazu in prekärer Lage auf diese Weise zu helfen suchte. Aber haben wir nicht gerade in dieser Hinsicht den reinsten Nepotismus in der Synode? Wer nicht gute Freunde hat, die sich seiner annehmen, der mag in irgendeinem verborgenen Winkel verkommen, kein Hahn kräht darnach. Schreiber dieses hat Pastoren kennen gelernt, die geradezu feist und wohlhabend geworden waren, die aber nur dann wechselten, wenn sie sich entweder verbessern konnten, oder von ihren Gemeinden dazu gedrängt wurden. Wer kennt nicht die Ausreden, die solche Leute gebrauchen, um ihr Verhalten zu rechtfertigen. In vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, heißt es: Der Herr hat mich hierhergestellt, ich werde nur dann weichen, wenn ich die klare Ueberzeugung habe, daß es Gottes Wille ist. Woher weißt du denn so bestimmt, daß dich der Herr dorthin gestellt hat? Wir können nur dann von Gottes Willen reden, wenn wir statt empor zu klimmen mit Entsagung hinunter gestiegen sind. Solche Leute vergessen, daß sie mit derartigen frommen Redensarten geradezu die Verachtung ihrer Amtsbrüder herausfordern. Wer ehrlich sich selbst prüft, den wird sein eigenes Gewissen geradezu der Heuchelei überführen. Der sog. christliche Sozialismus, so schön und wünschenswert er auch wäre, ist so lange die Sehnsucht noch die treibende Kraft in aller Menschenherzen ist, ein Phantom, und wird es auch vor der Hand noch bleiben. Daran ändert auch die ganze englische Klerisei nichts, die von dem Strudel, der durch die arbeitende Klasse geht, mitgerissen wird.

Ohne Wiedergeburt, ohne wahrhafte Buße und Bekehrung der Nation (und an die ist in der Jetztzeit kaum zu denken;) wird auch dieser Rausch wieder vergehen, und der Tanz um das goldene Kalb, wird wenn auch vielleicht in etwas veränderter Gestalt, wieder von neuem beginnen. Jedenfalls ist es nicht die Aufgabe der Geistlichen in diese Bewegung sich hineinzuwerfen, gleichsam mit zu paradieren, so lange der Neid und die Selbstsucht, dieses Gift in der Kirche, auch in ihnen noch so mächtig ist. (Röm. 2, 1.)

Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: Was gehen mich die an, die da draußen sind, daß ich sie sollte richten; richtet ihr nicht, die da drinnen sind. Diesen Spruch dürfen wir uns im Hinblick auf die gegenwärtige Bewegung wohl ins Stammbuch schreiben.

Noch einen Charakterzug des Sozialismus möchte ich erwähnen; derselbe ist international. Wenn einmal die soziale Revolution ausbricht, und die wird ausbrechen, werden alle Kulturvölker mit hineingezogen werden. Das Reich Gottes wird zwar den Sieg behalten, wer aber kein lebendiges Glied am Leibe Jesu Christi ist, der wird in jenem Strom des Verderbens untergehen.

Weil aber diese Arbeit nur für die Pastoren resp. für die Kirche geschrieben wurde, soll auch mit derselben der Schluß gemacht werden. Es ist ein nicht unberechtigter Vorwurf, den der Sozialismus den durch

Handel und Industrie reich gewordenen Geschäftsleuten macht, nämlich, daß sie sich durch das Blut und den Schweiß der Arbeiter gemästet hätten. Die Arbeiter verlangen nun von ihren Arbeitgebern eine Gegenleistung. Trifft nun das bei uns auch zu? Haben viele der Pastoren und deren Witwen, die um Unterstützung nachsuchen, der Synode so viel geholfen, daß man ihre Ansprüche als berechtigt anerkennen dürfte? Wollte Gott, es wäre so, leider muß man statuiren, daß es in vielen Fällen nicht so ist.

Nehmen wir z. B. unsern Verlag. Derselbe trägt zur Unterstützung $10,000 bei. Nichtsdestoweniger kaufen viele Pastoren ihre Sachen anderswo. Wo bleibt da die Gegenleistung? Wo die Solidarität, die wir bei den Arbeiterverbänden finden? Ernten, wo man nicht gesäet hat, ist die Devise der Unehrlichen, aber nicht der ehrbaren und rechtschaffenen Leute. Doch genug davon.

Zum Schlusse möchte ich noch betonen, daß wir nicht Pastoren sind, um in aller Gemächlichkeit ein angenehmes Leben führen zu können, sondern dazu, daß wir im Dienste des Reiches Gottes unsere Kräfte verzehren. Ein jüdischer Kaufmann frug vor nicht langer Zeit den Referenten, wie viel Gehalt ihm seine Gemeinde bezahle? Als er es erfahren hatte, rief er aus: Da müssen aber die Christen wenig von ihrer Religion halten. Eine jüdische Gemeinde wie die Ihrige würde wenigstens das vierfache bezahlen. Die Antwort lautete: Die christliche Religion legt den Schwerpunkt nicht in das Diesseits, sondern in das Jenseits. Unser Einfluß auf die Armen, für die wir auch da sind, wäre gleich Null, wenn wir alle Tage herrlich und in Freuden leben könnten.

Das Gehalts- und Pensionswesen in unserer Kirche.

Die vorstehende Arbeit des geehrten Einsenders dürfte wohl manchem als zu einseitig und scharf erscheinen und sollte auch von anderer Seite aus beleuchtet werden. Der l. Bruder stellt sich auf den idealen Standpunkt, als ob wir erwarten dürften, daß unsere Pastoren ohne Unterschied so von dem Geiste Jesu Christi erfüllt wären oder erfüllt sein müßten, daß sie alle aus *aufrichtigem* Herzen dem Apostel Paulus das Wort nachsprechen könnten: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allem geschickt, beide, satt sein und hungern, beide, übrig haben und Mangel leiden." Phil. 4, 12.

Allein so wünschenswert das auch *wäre*, es *ist* nun eben nicht so! Und war auch zu Paulus Zeiten schon durchaus nicht so! Sonst könnte er nicht ein andermal von Timotheus schreiben: Ich habe keinen, der so gar meines Sinnes sei, ... denn sie *suchen alle das Ihre*, nicht das Christi Jesu ist. (Phil. 2, 20—21.) Das heißt: Der heroische Geist der absoluten Selbsthingabe in den Dienst Christi, von dem wir im Maiheft unter „Lamm und Löwe" geschrieben haben, ist eben eine Seltenheit auch im Stande der Pfarrherren. Wir mögen das beklagen, und es schadet nichts, wenn wir uns das auch sagen lassen und offen eingestehen, aber ändern können wir's nicht.

Daß in unserem Gehalts- und Pensionswesen vieles ist, das nicht dem Geiste Jesu Christi und des Christentums entspricht, das dürfen wir uns immer wieder sagen lassen, um nach Kräften an der Besserung zu arbeiten. Es ist ja z. B. in den alten Landeskirchen in Deutschland alles viel besser geordnet. Aber auch dort sind noch lange keine idealen Zustände. Es sind Bestimmungen über Minimalgehalt, womit der Anfänger im Amt zufrieden sein muß, und Maximalgehalt, über das kein Geistlicher hinauskommt. Es kommt aber doch auch vor, daß Pfarrer, die „keinen Vetter im Konsistorium haben," einfach sitzen bleiben auf den armen Stellen. Doch ist die Bestimmung der Zulage nach den Dienstjahren wohl ein Weg, um gewisse Härten auszugleichen.

Von alle dem sind wir hier noch weit entfernt. Der Pastor ist in Gehaltsfragen so zu sagen vogelfrei! Keine Synode fragt danach, ob er auch bestehen kann; Rücksicht auf die tatsächliche Familienbedürfnisse kennt man nicht. Ja, man kennt sie auf Seiten der gemeinen niederträchtigen Interessen mancher Gemeinden, die keine Pastoren mit großer Familie und keine alten Pastoren haben wollen! Statt daß mit wachsenden Bedürfnissen das Einkommen zunimmt nach den Dienstjahren, geht es hinter sich.

Daß das kein Ruhm ist für unsere Kirche, ist gewiß. Es müßte mit aller Energie daran gearbeitet werden, vor allem die Gehaltsfrage auf eine sichere Basis zu stellen, dann wird sich die Sorge für die Zukunft, für Krankheit, Alter, Witwenschaft, nicht mit solchem Bleigewicht auf die aktiven Geistlichen werfen und die Pensionsanstalten könnten dann auch besser geregelt, die abstoßenden Begleiterscheinungen wohl auch eher ausgeschieden werden. —

Den Unterschied zwischen Stadt- und Landpastoren können wir auch nicht einfach hinwegwischen. Es ist naturgemäß, daß man sich auf dem Lande in einfachere Lebensverhältnisse eingewöhnt und es nicht als große Entbehrung oder Demütigung empfindet, wenn man im Alter oder Witwenstand nun auch genötigt ist, sich einzuschränken. Dagegen macht das Stadtleben so große Ansprüche auch an den Pastor, daß er bei viel größerem Gehalt oft auch nicht weiter kommt, als der Landpfarrer. Kommt aber Krankheit, Alter, Witwenschaft und es ist nicht ein bedeutender Fonds zum Leben vorhanden, so wird die Beschränkung der Mittel viel härter empfunden von Pastor und Witwe in der Stadt als bei dem Landpastor.

Eine gerechte Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse wird darum doch wohl minder scharf ins Gericht gehen mit den unliebenswürdigen Begleiterscheinungen unseres Gehalts- und Pensionswesens, als es der l. Einsender getan hat. Wobei jedoch die Berechtigung der Kritik durchaus anerkannt werden soll.

Mit Rücksicht auf die kommende Generalsynode ist es gewiß zeitgemäß, mit dem Lichte des Geistes Christi hineinzuleuchten in unsere Gehalts- und Pensionsverhältnisse, um möglichst darauf hinzuarbeiten, daß das Anstößige beseitigt wird. L. J. H.

Paulus als Seelsorger.

Dreierlei muß uns auffallen, beim ersten Blick auf die einzigartige Gestalt des Apostels Paulus, sobald wir sie genauer ins Auge fassen: 1. Dieser Paulus war eine auffallend stark ausgeprägte Persönlichkeit, als Charakter hoch über dem Durchschnitt anderer Menschen erhoben. An diesem Mann tritt uns eine Macht entgegen, die sich überall in der Welt hätte durchsetzen können, nicht nur in der Stellung, in der er auch einzigartig hervorragend dasteht: als Apostel Jesu Christi! —

2. Geradezu rätselhaft an diesem willensstarken Mann ist uns seine absolute Unterordnung unter einen fremden Willen; und zwar derart, daß dadurch sein ganzes Leben völlig beherrscht wird.

3. Und wiederum im Gegensatz zu dieser absoluten Unterordnung erscheint uns das stark ausgeprägte Selbstbewußsein, von dem Paulus getragen wird; und das er des öfteren in einer Weise zum Ausdruck bringt, die uns erkennen läßt, daß er sich seiner Fähigkeiten und Erfolge klar bewußt ist, und dieselben durchaus nicht gering einschätzt. Wohl ist es Paulus, der aus tiefster Ueberzeugung das mutige Wort über seine Lippen bringt: „Ich bin nicht einmal wert, ein Apostel zu heißen."* Der nämliche Paulus kann aber auch sagen, und ohne Selbstüberhebung: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle" (1. Kor. 15, 10; 2. Kor. 11, 23). — Das erste tut er im Blick auf die hohe Würde, die er als solche einschätzt, und zwar als ihm ganz unverdienter Maßen zu Teil geworden! Denn einem solchen Herrn zu dienen ist kein Verdienst, sondern unverdiente Gnade! — Das anderen tut er im Blick auf seine menschlichen Mitarbeiter am großen Werk, und zwar speziell gegenüber dem Interesse sein Apostolat zu verdächtigen. Und weil Paulus nur das eine Interesse kennt, im Dienst seines Herrn treu erfunden zu werden, so beruft er sich solchen verdächtigenden Stimmen gegenüber auf die besondere Gnade Gottes, die ihm zu Teil geworden ist und es ihm ermöglicht hat, besondere Erfolge zu erringen. Bei allem apostolischen Selbstbewußtsein also doch die Demut, die nichts für sich selber will, sondern alle Ehre dem zuweist, dem sie gebühret.

Daß eine solche Persönlichkeit zum Seelsorger berufen, und als Seelsorger für alle Zeiten darum vorbildlich sein muß, liegt auf der Hand.

I. Was Paulus zum Seelsorger befähigt.

a) Allgemeines.

Und wir haben zunächst zu fragen: wie kam Paulus zu dieser besonderen Qualifikation, ein Seelsorger zu sein, wie er sein soll? Diese Frage ist prinzipiell identisch mit der anderen, nach der Qualifikation Pauli zum Apostelamt überhaupt.

* 1. Kor.15, 9.

Wie wurde Paulus der Todfeind des Christentums, diese gewaltige Persönlichkeit mit ihrem Selbstbewußtsein, das sich gründete auf wirkliche Vorzüge vor andern, dieser Mann mit dem eisernen Willen, wie wurde er ein Baumeister der Gemeinde Christi, die er doch vom Erdboden hinwegfegen wollte? Den großen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben bildet jenes Ereignis vor den Toren von Damaskus. Da trat dieser gewaltigen, respektgebenden Persönlichkeit die Persönlichkeit entgegen, die alle Macht und Gewalt in ihrer Hand hat; nämlich der erhöhte und verherrlichte Christus. Und damals geschah das, was die ungläubigen Zeit- und Volksgenossen Pauli nie begreifen konnten: Paulus, dem sich in seiner Laufbahn als Pharisäer, und insbesondere als mächtigen Gegner der Christussekte, glänzende Perspektiven für seine Zukunft eröffneten, dieser Paulus wurde ein Jünger des verachteten Nazareners, in dem Moment als es schien, daß seine Feindschaft und Haß gegen die Christen nun bald den letzten Triumph feiern werde. —

Dieser Paulus nun liegt zu Jesu Füßen, und ergibt sich ihm als ein willenloser Sklave (δοῦλος) — dieser willensstarke Mann beugt seinen Willen in absoluter Unterordnung unter den Willen dessen, den er nicht nur als den höheren, sondern als den höchsten Herrn anerkannte. Und in dieser absoluten Unterordnung unter den Willen Christi lag die Quelle der Kraft, welche Paulus als Apostel Jesu Christi insbesondere auch als Seelsorger immer und überall entwickelt hat. So ist er zum Apostel geworden, und zwar zum Ideal eines Apostels. So ist er auch zum Seelsorger geworden, und zwar zum Seelsorger, wie er sein soll.

Paulus hatte Herrschertalent, und als Seelsorger muß er gelegentlich davon Gebrauch machen, da wo es ihm nötig erscheint, seine Autorität zur vollen Geltung zu bringen. Aber dieser Paulus, der eher zum Herrscher als zum Diener geboren zu sein schien, unterwirft sich voll und ganz dem Willen dessen, der sich ihm zu erkennen gab als den Herrn der Herrlichkeit. Und seit diese Wandlung sich bei ihm vollzogen hat, beherrscht ihn nur noch ein Gedanke und ein Streben, darauf konzentrierte er sein ganzes Wollen und Wirken: Daß die Oberhoheit Christi unter den Menschen allgemein die Anerkennung finden möchte, die er persönlich ihr zollte. „Wir verkündigen Jesum Christum als den Herrn," (2. Kor. 4, 5) sagt Paulus den Korinthern; während er sich den Römern vorstellt als „Sklaven Christi Jesu," (Röm. 1, 1) der Gnade und Apostelamt dazu empfangen habe „um den Gehorsam des Glaubens" in der Völkerwelt herbeizuführen „um seines Namens willen" (v. 5). Und dieser Name ist des „Herrn Name" (v. 7). Als der Herr hat er sich geoffenbart, und zwar als der Herr, der von uns unbedingten Gehorsam fordern kann. Das kennzeichnet Pauli Stellung zu Christo. Und immer wieder tritt uns diese absolute Anerkennung Jesu als „des Herrn" bei Paulus entgegen. Dem

heilsbegierigen Kerkermeister zu Philippi gibt Paulus den Rat: „Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du gerettet und dein Haus." (Apg. 16, 31). Zu solcher völligen Hingabe an den Herrn bedarf es des Glaubens! Des Glaubens an die absolute Herrschaft Christi. Völlige Hingabe des Herzens und Willens an diesen Herrn fordert also Paulus, wenn er Glauben fordert. Und dieser paulin. Forderung entsprechend ist das von Luther formulierte Wort auch in unseren evangelischen Katechismus aufgenommen: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr." — (No. 86). Immer und immer wieder betont es Paulus als Seelsorger, daß Jesus Christus ein Heiland ist für jeden, der ihn als Herrn anerkennt. Nie ist er müde geworden, die Bußfertigen und Gläubigen hinzuweisen auf die unerläßliche „Pflicht des Gehorsams", diesem **Herrn** gegenüber. Den Colossern sagt er: „Was immer ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn! (Col. 3, 23—24). Und daß es auch hier der Begriff Herr ist, der den Ton hat, beweist das unmittelbar angefügte weitere Wort: „Ihr dienet dem Herrn Christus!"

Solche Ermahnungen mit solchem Nachdruck ergeben sich ganz natürlicherweise bei dem, der es als die besondere ihm wiederfahrene Gottesgnade erkannt hatte, zum Dienste dieses Herrn berufen worden zu sein; und der seine höchste Ehre und seinen einzigen Ruhm darin suchte, in solchem Dienste treu und im Gehorsam gegen des Herrn Willen völlig erfunden zu werden. Er konnte dementsprechend kein höheres Ziel seines Strebens kennen, als seine Mitmenschen dafür zu gewinnen und zu begeistern, diesem Herrn ebenso treu und gewissenhaft zu dienen, wie er es tat. Und gewiß gehörte das zu den bittersten Erfahrungen, die er als Seelsorger auch machte, daß er von seinem eigenen Volk, von dem er nichts sehnlicher wünschte, als daß es für den Glaubensgehorsam gewonnen werden möchte, bekennen muß: „Aber nicht alle gehorchen dem Evangelium" (Röm. 10, 16). Ihm ist es unbegreiflich, nach seiner wichtigsten Lebenserfahrung, wie einer das Evangelium hören kann, ohne ihm zu gehorchen; ohne sich dem, der sich uns darin zum Herrn anbietet, freudig und willig sich zum Dienst zu ergeben. Glaube — als Gehorsam im Sinne Pauli ist aber nicht nur eine ethische Forderung, sondern es ist im eminentem Sinn eine „religiöse Tat": Glaubensgehorsam bedeutet die völlige Unterwerfung des ganzen Menschenwesens unter den Gehorsam dem gegenüber, dem allein Name und Würde des Herrn zukommt. Paulus nun, der diese religiöse Tat getan hat, weil er von der absoluten Notwendigkeit derselben überzeugt war, fühlte sich nun gerade **durch** die Erkenntnis dieser **Notwendigkeit** dazu am allerstärksten verpflichtet, auch andere zu dieser religiösen Tat zu bewegen. Und er konnte die ganze Autorität seiner gewaltigen Persönlichkeit einsetzen, wo es galt, bewußtem Widerstand wider die Herrschaft Christi entgegenzutreten. Den Korinthern ruft er im Blick auf das unchristliche Parteiwesen in heil. Unwillen zu: „ist etwa Paulus für euch

gekreuzigt!" (1, 13) und: „Was ist denn Apollos — was Paulus!" Diener sind sie, durch die ihr zum Glauben kommet, und zwar dermaßen, wie jedem der Herr es verliehen hat." (3, 5).

Aber die Autorität, die Paulus auch als Seelsorger für sich in Anspruch nimmt, mit der er gelegentlich auch aufzutreten weiß, hat noch ihren besonderen Grund. Paulus ist sich dessen bewußt, daß er von seinem himmlischen Herrn, dem er sich zu völligem Gehorsam verpflichtet hat, zu der besonderen Aufgabe, mit der er betraut war, auch in ganz besonderer Weise ausgerüstet wurde. Sein Evangelium hat er nicht durch menschliche Vermittlung, sondern durch besondere Offenbarung empfangen. (Gal. 1, 16—17; 2. Kor. 12, 1—4). Darum aber konnte er auch andern „sein Evangelium" anpreisen in hohen Worten edelster Begeisterung, als die Gotteskraft zum Heil derer, die glauben! (Gal. 1, 11—12; Röm. 1, 16). Aber er mußte auch dementsprechen mit heiligem Ernst, der selbst vor einem drohenden Fluchwort nicht zurückschreckte, davor warnen, das Evangelium, wie er es verkündet hat, mit der Gesetzeslehre der Judaisten verbessern zu wollen (Gal. 1, 8—9) denn so wär's nicht mehr Evangelium, sondern eine Verkehrung der Wahrheit in Lüge!

Alle diese Voraussetzungen lassen es uns erst recht verstehen, wie Paulus, der in glühendem Haß gegen das Christentum es darauf abgesehen hatte, die Gemeinde Jesu Christi, und damit den Glauben an den gekreuzigten Nazarener zu vernichten, soweit kam, daß er triumphierend bekennt (Röm. 8, 38—39): „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend ein ander Geschöpf kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu, **unserem Herrn!**" Und auch hier wieder der Gnadenton, in dem dieser Jubel ausklingt, der Gnadenton alles Denkens, Redens und Wirkens des großen Apostels, — die Seele all seines Tuns und Handelns: „Jesus Christus, unser Herr!"

So war Paulus wie kein anderer geradezu dazu prädestiniert, und wie kein anderer dazu befähigt, das Christentum nach dem Wollen seines Meisters herauszuheben aus den engen Schranken des Judentums, um ihm den Platz zuzuweisen, der allein ihm gebührte: als Weltreligion für alle Zeiten. Wenn Jesus gekommen war, „die Sünder selig zu machen," so war schon damit die allumfassende Bestimmung des Christentums gesetzt.

b) Besonderes.

Und werfen wir noch einen Blick auf die besonderen Gaben, die den Apostel Paulus neben seiner absoluten Unterordnung unter den Willen des Herrn zum Seelsorger befähigten, so ist es allerdings nicht nur dieser weite, allumfassende Blick, der ihn erkennen ließ, daß die Welt für den Gehorsam des Glaubens gewonnen werden muß — sondern, was uns speziell als eine seelsorgerliche Eigenschaft an Paulus auffällt, das ist sein durchaus praktischer Blick, der

über dem Großen das Kleinste nicht übersieht, das seinen Zwecken dienlich ist. Er übersah keine Gelegenheit, die sich ihm bot, für seinen Herrn zu werben, er ist „Allen **alles** geworden, um etliche zu gewinnen." Und wenn er andere ermahnt, sich in Zeit und Umstände zu schicken und sie auszukaufen, so ist er selber darin ein leuchtendes Vorbild geworden.

Eines entlaufenen Sklaven hat er sich ebenso liebevoll angenommen, wie seines reichen Herrn, dem er schon vorher ein Wegweiser zum Leben geworden war. Er hat an einzelnen ebenso intensiv gewirkt, wie er an den großen Massen seine Tätigkeit entfaltete. Gerade darin lag die Kraft seines Wirkens und das Geheimnis seiner Erfolge. Welch klaren Blick zeigt er stets auch für die besonderen Bedürfnisse des Einzelnen. Gerade da weiß er jeden anzufassen, wo bei ihm noch ein geistiger Anknüpfungspunkt zu finden ist, oder doch am ehesten erwartet werden kann. Aber nur die völlige Hingabe an den Herrn, und der brennende Wunsch ihm zu dienen gab dem Apostel Kraft und Weisheit zu solcher Treue im Kleinen. Daß er sein seelsorgerliches Wirken an Einzelnen im größten Stil zu üben pflegte, ersehen wir aus jenen herzanbringenden Worten Pauli an die ephesinischen Gemeindeältesten zu Milet: „Ihr wisset es vom ersten Tage an, wo ich Asien betreten habe, wie ich mich die ganze Zeit bei euch hielt im Dienste des Herrn unter lauter Demütigung, Tränen und Versuchungen, die mir unter den Nachstellungen der Juden erwuchsen, wie ich **nichts** versäumte, was gut sein konnte, euch zu verkündigen und zu lehren, **öffentlich** und **von Haus zu Haus** (*κατ' οἴκους*), und Juden und Griechen „beschwor" (*διαμαρτυρεῖν*) sich zu Gott zu bekehren und an unsern **Herrn** Jesum Christum zu glauben." Hie und da einmal wird uns auch ein Blick darein gewährt, wie der Apostel solche Seelsorgerarbeit getan hat, und welchen feinen Takt und welche Weisheit er dabei geübt hat. Wir greifen das Beispiel heraus Act. 24, 10, 24,25. — Wie gewinnend, ohne alle Schmeichelei, wie sie Tertullus vorher in seiner Anklage übte, ist schon die Anrede Pauli an Felix: „Da ich dich als vieljährigen Richter bei diesem Volk kenne, verteidige ich gutes Muts meine Sache." Und bei seinem zweiten Verhör schon nahm Paulus die Gelegenheit wahr, diesem römischen Prokurator das Gewissen zu wecken, nicht indem er ihm seine Sünden vorhält — sondern indem er vor diesem ungerechten, üppigen, nach Willkür verfahrenden und auf seine Macht stolzen Römer redete von Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und dem künftigen Gericht — und zwar in einer Weise, die ihres Zweckes nicht verfehlte, denn: „dem Felix ward bange" — einen solchen Eindruck machte der gebundene Paulus auf den stolzen und herzlosen Römer. Auch den Thessalonichern gegenüber schreibt Paulus davon: (1. Thess. 2, 11) „Ihr wisset wir wir jeden einzelnen von euch, wie ein Vater seine Kinder, ermahnet und ermuntert und ihm Zeugnis gegeben haben, damit ihr würdig wandeln sollet des Gottes, der euch berufen hat zu seinem Reich und zu seiner Herrlichkeit." Und mit welcher

Hingabe solche Seelsorge geschah, besagen die Worte (v. 8) „nicht nur waren wir bereit, euch das Evangelium zu predigen, sondern unsere Seelen hinzugeben — so lieb seid ihr uns geworden."

II. Wie Paulus Seelsorge treibt.

Wie der Schnitter zur Erntezeit seine Saaten einheimst, so sehen wir den großen Apostel seine Garben einbringen, als Frucht seiner ernsten Arbeit.

a) *Die Mittel, die seine Persönlichkeit ihm bieten.*

Mit dem großen Charakter Pauli verbindet sich stets ein äußerst wohltuendes *Takt*- und *Zart*gefühl, das bei seiner großen Persönlichkeit um so angenehmer wirkt. Nur andeutungsweise sei darauf hingewiesen. Wie weiß er diese gewinnende Seite hervorzukehren im Umgang mit denen, die er gewinnen will für den *Gehorsam des Glaubens*. Da zeigt er sich als ein Seelsorger, der es an *nichts* fehlen läßt, was ihm zweckdienlich erscheint, doch ohne auch nur einen Augenblick der Wahrhaftigkeit etwas zu vergeben. Da, wo er die *Athener* für den *Christenglauben* gewinnen will, (Act. 17, 22 ff.) oder wo er seine *Korinther* für die *Kollekte* zu begeistern sucht, (2. Kor. 8, 9) die er für die Armen in Judäa in seinen Gemeinden erhebt; oder wo er den entlaufenen Sklaven Onesimus dem Philemon empfiehlt, nun als christlichen Bruder „der dir einst wenig wert, jetzt aber dir und mir hoch wert geworden. Ich schicke ihn dir zurück, ich schicke dir mit ihm mein Herz!" — — überall sehen wir Weisheit des Seelsorgers, von der wir nur lernen können. Paulus hat selber geübt, was er andern empfahl: „*Euer Reden sei immer höflich*" — [Col. 4, 6] (ἐν χάριτι d. h. formell und inhaltlich *gefällig*). Die Schule Christi ist in Wahrheit eine Schule guter Lebensart. Die Römer ermahnt Paulus: „*Leistet jedermann den schuldigen Respekt*" (Röm. 13, 7). Und er selber kam dieser Regel genau nach (vgl. Paulus vor *Felix* Act. 24, 10); sein Benehmen vor dem *Hohenpriester* (Act. 23, 3—5); vor *Agrippa* (Act. 26, 2, 3). — Oft mag es dem oberflächlich Beobachtenden erscheinen, als ob Pauli Benehmen und Reden als Schmeichelei zu taxieren wäre. Aber z. B. die Art und Weise, wie er dem Hohenpriester gegenüber sein hartes Wort entschuldigt, zeigte eine wunderbare Selbstbeherrschung bei einem Charakter, wie wir ihn bei Paulus kennen lernen. Und wenn Paulus die Zuneigung derer zu gewinnen suchte, mit denen er verkehrte, so tat er es *nie* aus selbstsüchtigen Motiven; sondern zu ihrem eigenen besten. Seine Freude, vor Agrippa seine Sache führen zu dürfen gipfelt in der Frage: „Glaubst du, König Agrippa, den Propheten?" und der sehnliche Wunsch, daß es so sein möchte spricht aus dem weiteren Wort: „Ich weiß, daß du glaubest." Und die Erwiderung des Agrippa zeugt von dem gewaltigen Eindruck, den das Wort Pauli bei ihm hinterlassen hat.

Und wie taktvoll verstand es der Apostel, ein *Lob* anzubringen. Er hat davon sehr oft Gebrauch gemacht. Denn freundliches Anerken-

nen der Vorzüge anderer scheint ihm, jedenfalls infolge der Verklärung seines natürlichen Wesens durch den Geist Christi, zur zweiten Natur geworden zu sein. Und auch hier hat der Seelsorger von ihm zu lernen. Auch wo er das höchste Lob spendet, empfängt man nie den Eindruck der Uebertreibung, sondern es ist wahr und aufrichtig. Das liegt besonders daran, daß Paulus sein Lob so spendet, daß der Gelobte dadurch nie stolz gemacht werden kann, sondern daß bei ihm das Streben geweckt wird, solchen Lobes würdiger zu werden. Denn Paulus zeigt immer deutlich genug, daß er nicht nur etwas Nettes und Freundliches sagen will, ja daß es ihm noch viel weniger darum zu tun ist, Menschengunst zu erlangen, sondern er will einen heiligen Ehrgeiz anspornen für den, in dessen Dienst Paulus auch sein Lob, das er spendet, stellt. (Die Korinther, Thessalonicher, der Römerbrief und der Brief an Philemon sind vornehmlich instruktiv nach dieser Seite). So kann der Seelsorger von Paulus nicht nur lernen, daß das Lob einen praktischen Nutzen hat für die Seelsorge, sondern auch insbesondere kann er die große Kunst lernen: es solcherweise anzuwenden, daß es anfeuert zum Guten. (vgl. speziell: Röm. 1, 11,12; 15, 14, 22, 24. Phil. 2. 12, 19 ff.; 4, 1, 10—18). Insbesondere der Philipperbrief, dieses sinnige Dankschreiben voll tiefer Wahrheiten, zeigt den Apostel als christlichen Freund seinen Freunden gegenüber (wie auch der Brief an Philemon). Jene Anrede an die Philipper 4, 1 ist einzig in ihrer Art: „Nun denn, meine Geliebten, teuren Brüder, meine Freude und Ehrenkrone, stehet also fest in dem Herrn, Geliebte!" Welche herzliche Freude und Anerkennung klingt uns aus diesem Wort entgegen, in das der große Apostel das zarteste Fühlen seines Herzens gelegt hat.

Gerade wegen solcher Aeußerungen haben seine Gegner wider ihn den Vorwurf erhoben, er suche mit Schmeichelei sich die Gunst der Menschen zu erschleichen. Diesen Verleumdern gegenüber führt er eine andere Sprache. Den Fluch spricht er aus über jeden, der sein Evangelium antastet (Gal. 1, 10 und bes. 8, 9). Und dann fragt er in heiliger Ironie: "Suche ich jetzt Menschen zu gefallen? Wenn ich das noch wollte, so wäre ich nicht Christi Knecht! (δοῦλος). Dieser Hinweis auf sein Grundverhältnis zu Christo ist die schärfste Widerlegung der Lästerung seiner Gegner.

Einen ähnlichen, unbesiegbaren, starken Willen setzt er jenem Zauberer Elymas entgegen (Act. 13, 8), der den Landpfleger Sergius Paulus zu Paphos auf Cypern vom Glauben abwenden wollte. Wie Donnerrollen klingt sein Strafwort: „O du Teufelskind — voller Arglist und Ränke, du Feind aller Gerechtigkeit, willst du nicht ablassen, die richtigen Wege des Herrn zu verdrehen?"

Aber wenn es immer möglich war, so zog es Paulus vor, freundliche Zuvorkommenheit zu üben. Wenn aber dieses Mittel versagt, so hat er allerdings andere Waffen noch in Bereitschaft. Gelang es ihm nicht zu überzeugen, so konnte er auch als gewaltiger Dialektiker seine

Gegner die Uebermacht seines Hasses fühlen lassen (2. Kor. 10, 11). Im Munde eines Mannes, der so seine Autorität kennt, die er hat, klingt ein Wort, wie das:„ich, Paulus, bitte euch flehentlich bei der Sanftmut und Milde Christi“ (2. Kor. 10, 1 ff.) geradezu überwältigend.

So unwiderstehlich er die Schäflein der Herde Christi zu locken weiß — die Feinde dieser Herde weiß er zu zermalmen, und er tut es ohne Ansehen der Person. Er kennt die Gewalt, die ihm von Christo übertragen ist auch zu diesem Zweck. (2. Kor. 10, 3—6, 8). —

b) Die Mittel des Wortes.

Auch als Lehrer ist Paulus Seelsorger! denn auch seine Lehre dient nicht nur dem Intellekt, sondern dem Leben der Gläubigen. Der Epheserbrief bringt in den drei ersten Kapiteln die Heilslehre seines Evangeliums in unvergleichlich erhabener Sprache. Kapitel 4, 1 kommt dann das große „also“ (οὖν), worauf derselbe mit der ganzen vorhergehenden Darstellung abzielt — einem solchen Heil entspricht nur ein heiliger Wandel! So erweist euch darin würdig des Berufes, damit ihr berufen seid. Die göttliche Liebe,, die nichts unterließ zu unserm Heil, fordert Gegenliebe (4, 8—13). Daß Christus uns geliebet, und sich selbst für uns dahingab, ist stets der Grundton seiner Ermahnung. (5, 2). Das große Motiv, das ihn zu dem gemacht, was er war, soll auch für sie das Motiv werden zum christlichen Leben. — Den Aeltesten der Gemeinde von Ephesus, die er nach Milet berufen hat, empfiehlt er treue Wachsamkeit über der Kirche (Act. 20, 28) Gottes, die Christus durch sein eigen Blut erkauft hat. Durch diesen Preis wurden wir losgekauft von Sündensklaverei: Daraus ergibt sich für uns Kraft und Recht, der Sünde nicht mehr zu dienen. Solche Paulus-Gedanken zeigen dem Seelsorger aber auch Pflicht und Recht zu ermahnen und darauf zu achten, daß seine Mahnung befolgt werde. Auch der Römerbrief, in dem Paulus, wenn irgendwo, Lehrer ist, fehlt das seelsorgerliche Moment nicht. Denn seine Lehre von der Rechtfertigung aus Glauben ist bestimmt von einen durchaus praktischen Gedanken. Denn der rettende Glauben ist ein Akt des Gehorsams. Wer diesen verweigert, steht dem Heil fern. Der Unglaube der Juden äußert sich darin, daß sie der Gerechtigkeit Gottes nicht untertan waren (Röm. 10, 3), während die Kirche Jesu Christi, die Gemeinde der Gläubigen, Christo untertan ist (Eph. 5, 24). Sich selber nennt er Sklaven Christi (Röm. 1, 1) und nennt damit das Kennzeichen des Christenglaubens, diese absolute Unterordnung unter Christum (vgl. V. 9). Nach Röm. 12, 1 soll der großen **Barmherzigkeit** Gottes unser Gottesdienst entsprechen.

c) Die Mittel christlicher Liebestätigkeit.

Aber noch eins muß erwähnt werden, ohne das die seelsorgerliche Begabung Pauli nicht völlig gewürdigt wäre. Das ist sein praktischer Blick, der ihn nicht nur erkennen ließ, was zweck-

mäßig war, sondern auch die Mittel und Wege, es zu erreichen. Mit ihm hat die christliche Liebestätigkeit, und zwar die systematisch betriebene, ihren Anfang genommen. Wie er für diese Sache interessiert war, zeigt die ganz gelegentliche Bemerkung Gal. 2, 10: gerade das habe ich mich bestrebt zu tun! (nämlich der Armen zu gedenken). Nicht nur hat er ermuntert zum christlichen Liebeüben; nicht nur hat er die höchsten und tiefsten und mächtigsten Motive zu solchem Handeln aufgezeigt, indem er sagte: „Denn ihr wisset die Gnade unseres **Herrn** Jesu Christi, wie, obgleich er reich war, er doch um euretwillen arm ward, damit ihr durch seine Armut reich werdet" (2. Kor. 8, 9). Vielmehr hatte er auch einen Plan entworfen für systematisches Geben, der heute noch anerkannt und durchgeführt wird in manchen Kirchen; und sich immer noch, wo danach verfahren wird, als der erfolgreichste und wohltätigste für den Geber erweist, der dabei lernt, daß man geben kann, wenn man will. (1. Kor. 16, 1—4): In Betreff der Sammlung für die Heiligen, wie ich es anordnete für die Gemeinden Galatiens, also tut auch ihr: **jeden ersten Wochentag** soll jeder dafür beiseite legen, wie er vermag, damit nicht dann erst, wann ich komme, Sammlungen veranstaltet werden müssen. Wenn ich dann komme, so will ich die von euch dazu Bestimmten mit Briefen abfertigen zum Ueberbringen eurer Gaben nach Jerusalem. Ist es aber der Mühe wert, daß ich auch reise, so sollen sie mich begleiten."

Paulus war also auch ein Geschäftsmann im besten Sinn des Wortes. Mit welcher Vorsicht, Umsicht und mit welchem Takt trifft er seine Anordnungen. Er weiß auch allen bösen Schein zu meiden. Die Gemeinde wählt die Boten — und wenn er ja die Reise nach Jerusalem machen sollte, so sollen diese Boten ihn jedenfalls begleiten. Den Grund solcher Vorsicht gibt er an 2. Kor. 8, 20: „Denn so schützen wir uns vor aller üblen Nachrede über diese reiche Gabe, die wir vermitteln; liegt uns doch am Herzen das Rechte nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor Menschen!" — Niemand sollte auch nur argwöhnen können, als ob mit dieser für die armen Christen in Judäa bestimmten Liebesgabe irgendwelcher Mißbrauch getrieben worden wäre. Gegen solchen Verdacht und solche Verdächtigung wußte Paulus sich durchaus zu wahren. Darin eben zeigt sich bei ihm das Talent des Geschäftsmannes — und auch dieses Talent stellt er in den Dienst der großen Aufgabe, die ihm gestellt ist.

So wußte der Mann, der sonst in der tiefsten Innerlichkeit des Christentums sich bewegte, auch die scheinbar kleinsten Aeußerlichkeiten seinen hohen Zwecken dienstbar zu machen. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi" (1. Kor. 1, 33). Diese Grundsätze wahren Christenlebens und christlicher Selbstachtung hat er nicht nur für andere aufgestellt, sondern sie in Tat und Leben umgesetzt. Darum konnte er anderen auch zurufen: „Werdet meine Nachahmer," 1. Kor. 4, 16; „gleichwie ich Christi," 11, 1.

Schluß: Zusammenfassung der Hauptmomente.

Das eigentliche Lebenszentrum und den Leitstern seiner seelsorgerlichen Tätigkeit entdeckt er uns Röm. 1, 5 in dem bündigen Wort: „Jesus Christus unser Herr, durch den wir Gnade und Apostelamt empfingen zum Gehorsam des Glaubens unter allen Nationen." — **Christi** Herrschaft — **unser** Gehorsam, das sind die beiden großen Faktoren des Christentums. Auch im Philipperbrief (2, 11) betont Paulus, daß dem Erhöhten jedes Kniee sich beugen, und jede Zunge bekennen werde: „Herr sei Jesus Christus!" Aber im **christlichen** Sinn kann niemand Jesum **Herrn** nennen, ohne durch den heiligen Geist (1. Kor. 12, 3). Denn ihn als Herrn anerkennen, dem alle Dinge im Himmel und auf Erden untertan sind; dessen Fürsorge das Schwache sich erfreuen darf; dessen Macht aber auch der Stärkste sich nicht entziehen kann, das ist ein Glaube, der nicht auf dem natürlichen Boden unseres Menschenwesens entsteht. Dieser Glaube war Pauli Lebenskraft, in diesem Glauben hat er völlig und ganz sich dem Herrn zum Dienst ergeben; in diesem Glauben hat er gearbeitet, um auch andere zum gleichen Gehorsam des Glaubens anzuleiten, in dem er sich selber übte.

Paulus als Seelsorger war sich aber dessen bewußt, daß der Wille zu **dem** Gehorsam, den er forderte, nur mit der **Liebe** gegeben ist. Sein Hauptaugenmerk mußte also auch darauf gerichtet sein, die Macht die Liebe, die ihn ergriffen hatte, auch anderen so nahe zu bringen, daß sie davon ergriffen wurden. Wie herzandringend weiß er darum davon zu reden, daß Christus sich selbst erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. (Phil. 2, 8); daß Christus, zu einer Zeit, da wir noch in Schwachheit befangen waren, also für Gottlose, gestorben ist; daß er für uns Fluchwürdige ein Fluch ward, damit wir Gnade erlangen konnten; daß uns der Zugang zu dieser Gnade eröffnet wurde durch unsern Herrn Jesum Christum! Und so wie ein Paulus uns das Auge öffnet für die alles überwiegende **Größe** und Herrlichkeit dieses unseres Herrn, so weiß er nicht minder ergreifend von seiner **Liebe** zu reden und von seinem Opfertod, wodurch er uns zum Sühnmittel geworden ist. Und je größer er in seiner göttlichen **Glorie** als der Herr uns vor Augen gemalt wird, um so herrlicher erscheint uns auch seine unergründliche **Liebe**, die ihn zu dem Opfer vermochte, dessen Wert und Bedeutung wir erst in der Ewigkeit einmal nach ihrer ganzen Tiefe werden ermessen können.

Und es ist höchst instruktiv, wie Paulus diese beiden Seiten seiner Heilslehre in der Praxis als Seelsorger verwendet: wo er zu Ungläubigen redet, (wie z. B. in Damaskus Act. 9, 19—22) da erweist er Jesum als den Sohn Gottes; dieser ist der Christus d. h. der gottgesalbte König und Herr! Ebenso redet er zu den Athenern von Jesus als von dem, der von Gott erweckt wurde aus den Toten (Act. 17, 31), und damit bestätigt wurde als Offenbarer seines Heilswillens.

Wo Paulus dagegen zu denen redet, die sich im Gehorsam des Glaubens üben, also Christum als ihren Herrn anerkennen, da verkündigt er das Kreuz Christi. Denn wo Christus erkannt und anerkannt wird in seiner Größe und Herrlichkeit, da nur wird auch seine Liebe nach ihrer ganzen Himmel und Erde umspannenden Höhe und Tiefe gewürdigt, die kund wird an seinem unschuldigen und freiwilligen Leiden und Sterben. Wer diesem Herrn gegenüber nicht freudig bereit wäre zur Gegenliebe, — welche Macht wäre dann imstande, ein solch kaltes Herz zu erwärmen und beleben?! Wer solche Liebe nicht beantworten wollte mit williger Hingabe und rückhaltlosem Gehorsam, wo bliebe da die Möglichkeit der Rettung?! Hieße das nicht: Gottes Liebe, die in Christo Jesu unserm Herrn erschienen ist, mit Füßen treten?!

So hat Paulus als Theologe und Seelsorger gedacht, geredet und geschrieben. Sein Leben, Sinnen, Denken und Streben konzentrierte sich auf das Eine: Seelen zu Christo zu führen, und sie zum Dienste dessen anzuleiten, in dessen Dienst er selber Leben und Seligkeit gefunden hat. Und mit welcher Weisheit hat er Mittel und Wege gewählt. Wie treu und vorsichtig war er im Kleinsten, wie im Größten. Diese Gewissenhaftigkeit wurzelte in dem Bewußtsein, daß er dem Herrn als sein Knecht absolut verpflichtet sei. Darum ließ er auch als Seelsorger kein Mittel unversucht, — seine ganze Autorität, die Macht seiner hinreißenden Liebe, sowie gewaltige Beredsamkeit, sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen — alles hat er eingesetzt, um andere davon zu überzeugen, daß Christus der Herr sei, dem man dienen müsse, und daß allein in seinem Dienst Leben und Seligkeit zu finden sei. Diese Ueberzeugung in die Herzen zu pflanzen war immer und überall und bei all seinem Wirken sein eigentliches Strebeziel. Wußte er doch aus eigener Erfahrung, daß diese Ueberzeugung allein imstande ist, einen Menschen, ja selbst einen Feind Jesu Christi, umzugestalten zu einem Knecht Jesu Christi. Was Paulus als Seelsorger seiner Zeit und an seinen Zeitgenossen erstrebt hat, das ist heute noch als das Strebeziel aller Seelsorger ins Auge zu fassen: Als Seelsorger konzentrierte Paulus seine ganze Tätigkeit darauf, an andern zu erreichen, was er ihnen vorlebte: nämlich den unbedingten Gehorsam gegen den Herrn Jesum Christum!

Die moralische Flutwelle.

Was soll man weiter an euch schlagen, so ihr des Abweichens nur desto mehr machet? Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind. Jes. 1, 5 u. 6.

Wir leben im Zeitalter der Untersuchungen. Untersuchung folgt Untersuchung: Der verflossene Kongreß hat geradezu einen Rekord ge=

schaffen durch die vielen Untersuchungen, die von ihm angeordnet wurden. Nebenher gehen die Untersuchungen in den Staaten, in den Stadt- und Polizeiverwaltungen. Wir wollen nicht aufzählen, was alles zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird; viel weniger noch wollen wir fragen, welche Motive manchen dieser Untersuchungen zu grunde liegen, (oft ist's ja wohl die stille Hoffnung eine politische Gegenpartei an den Pranger zu stellen etc.). Auch nach den Resultaten dieser Untersuchungen dürfen wir kaum fragen, denn ach wie viele verlaufen im Sande! Kurz die moralische Flutwelle scheint nicht sehr tief zu gehen, es ist ein flüchtiger Anlauf, ein Vorgehen gegen die ärgsten Symptome der schrecklichen Korruption, aber eine nachhaltige Kraft, um der Gerechtigkeit den Lauf zu lassen, fehlt dem sittlich entarteten, sentimentalen Volk unserer Tage in sehr beklagenswertem Maße. Und selbst die traurigsten Enthüllungen treiben den Herren Gesetzgebern kaum die Schamröte ins Gesicht, und sie besinnen sich, ob sie nun wirklich der Gerechtigkeit den Lauf lassen und den Ueberführten bestrafen sollen oder nicht. Oder sitzt endlich solch ein „Ehrenmann“ der Hochfinanz oder dergleichen glücklich im Zuchthaus, so werden Gerichte und Executivbeamte unaufhörlich bestürmt, um die Freilassung des Verbrechers durchzusetzen.

Unter allen den vielen Untersuchungen unserer Tage wollen wir nur eine besonders unter die Lupe nehmen. Man kann kaum eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf Aufsätze zu stoßen, die uns berichten von der oder jener “Vice Commission” in den großen Städten unseres Landes. Da ist die Rede von den Frauen der „Unterwelt“, von gefallenen Frauen und Mädchen, die vom Laster leben und mit ihrem „Lastergeld“, (die Bibel nennt's mit schärferem Wort: Micha 1, 7) zum Unterhalt der Familien beitragen, oder andere ernähren helfen. Die Untersuchungskommissionen richten dabei ihren Blick auf jene schlechten Menschen, resp. Seelenverkäufer, die sogenannten white-slavers, die den Mädchenhandel betreiben, Mädchen unter trügerischem Vorwand beiseite locken, sie überwältigen und entführen, so daß ihnen gar keine Möglichkeit des Entrinnens bleibt. Auch der geringe Lohn der Arbeiterinnen wird teilweise als Ursache angegeben, daß Mädchen sich dem schändlichen Gewerbe hingeben. Das alles sind ganz sicher bestimmte Phasen in dem heutigen Lasterleben. Und viele ehrbare Männer und Frauen aus den oberen Ständen bemühen sich ohne Zweifel in redlicher Absicht, Licht in diese dunkeln Nachtseiten des heutigen Gesellschaftslebens hineinzubringen. Und diese Bemühungen sollen anerkannt, ermutigt und unterstützt werden von allen, die es mit unserem Volk redlich meinen und sich entsetzen, ob dem Abgrund, der heutzutage sich auftut in folge all dieser unzähligen Untersuchungen und Bloßstellungen.

Wir fürchten jedoch, daß alle diese Untersuchungen wenig ausrichten werden, weil sie den tiefsten Grund des Lasters nicht einmal mit dem Finger berühren. Alle noch so drastischen Maßnahmen zur Unterdrückung des Lasters sind zu vergleichen einer oberflächlichen Schmier-

kur, die etwa ein Quacksalber unternimmt, um eine Hautkrankheit zu heilen, die in den innersten Organen und Lebenssäften des Menschen ihre eigentliche Ursache hat. Die Jagd der Tugendmenschen geht nach den Gefallenen und den Seelenverkäufern. Aber den tiefsten Sitz der sozialen Krankheit erkennen die Herren und Damen nicht, wollen auch kaum etwas davon wissen.

Der Sitz der Krankheit ist nicht zu suchen in der verrufenen „Unterwelt“, sondern in der sich ehrbar dünkenden Oberwelt. Er ist zu suchen da, wo die Jesajastelle ihn angibt, die wir vorangestellt haben Kap. 1, 5, 6, im ganzen Organismus des heutigen Volkslebens.

Ja man möge es uns übel deuten oder nicht, wenn wir sagen: Wir glauben die Hauptursache aller unserer sozialen Uebel ist zu suchen in der geflissentlichen und gewollten Auflehnung der heutigen Frauenwelt gegen die Naturordnung, in welche der Herr und Schöpfer der Erde sie hineingesetzt hat. Das göttliche Naturgesetz heißt: „Ich will ihm eine Gehilfin schaffen, die um ihn sei.“ Und als sie da war, sprach Gott: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan.“ Diese Ordnung ist im neuen Testament bestätigt durch das Wort: Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeine. Aber wie nun die Gemeine ist Christo untertan, also die Weiber ihren Männern in allen Dingen.“ (Eph. 5, 23, 24.) Die heutige Frauenwelt will von dieser Doppelpflicht so wenig als möglich auf sich nehmen. Sie empört sich, zum teil in dämonischem Trotz gegen die ihr übergeordnete Männerwelt. Man denke an die verbrecherischen Furien in England! Eine hervorragende Suffragette in Sp. hat sich mockiert über die Frau unseres ehrenwerten Vizepräsidenten, daß sie (in der Ehe) die zweite Fiddel spiele und so viel von ihrem Gemahl spreche. Die gewollte Empörung gegen die Stellung der Frau in der Familie, die Unwilligkeit, dem Mann als treue Gehilfin zur Seite zu stehen, das ist die erste Anklage, die wir gegen einen großen Teil der heutigen Frauenwelt zu erheben haben. Das ist teilweise die Ursache, daß so viele Frauen von der Ehe überhaupt nichts wissen wollen und sich mit aller Macht in die Berufsarten der Männerwelt eindrängen. Jede so beschäftigte Frau nimmt einem Manne die Arbeitsgelegenheit, drückt zum Teil noch die Löhne und vermindert die Fähigkeit der Männern, einen Hausstand zu gründen und eine heranwachsende Familie zu versorgen. Welche traurigen Folgen insbesondere der Feminismus namentlich in unserem Erziehungswesen nach sich zieht, wollen wir weiter unten noch besonders hervorheben.

Der zweite Punkt ist der Widerwille der Frauen gegen die Mutterpflichten. Viele Frauen wollen überhaupt keine Kinder, andere wollen nicht mehr als 1—2 haben. Sie wollen der Schmerzen, der Last, der Arbeit und Sorge überhoben sein, die mit der Erziehung von Kindern verknüpft ist. Sind Kinder da, wie viele Hindernisse gibt das für

die Hausfrau, die keine Hausfrau sein will. Gesellschaften, Klubs, Theater, Tänze, Vergnügungen aller Art kann man dann doch nicht so recht genießen, wenn man Mutterpflichten treu und gewissenhaft erfüllen soll. Wie viele Kinder werden so verwahrlost durch gewissenlose Frauen, die gerade ihren heiligsten Beruf mit Füßen treten und sich frevelhaft auflehnen wider die von Gott ihnen gegebene Bestimmung und Stellung im Organismus der Menschheit.

Enge hängt damit zusammen der Hochmut und Flitterstaat der heutigen Frauen. Schon vor einem Menschenalter schrieb ein kluger Schlaukopf den Vers:

„Die Arbeitsteilung, kann mer sagn,
Ist hierzuland famos zuhaus;
Die Männer müssens Geld erjagn,
Die Frauenzimmer kehren's 'naus."

Welch ein Strom von Familienelend und Menschenruin aus diesen hier kurz bezeichneten Entartungen der emanzipierten Frauenwelt hervorgeht, welcher Mensch und welche Feder kann das alles beschreiben?

Daß viele Männer überhaupt nicht wagen in den Ehestand zu treten, weil sie fürchten müssen, den übertriebenen Ansprüchen der Frau nicht ensprechen zu können, ist leicht abzusehen. Andere, die mehr leichtfertig dahinfahren, treten gewissenlos in die Ehe ein und denken: exitus patet! Der Austritt steht mir offen, wenn's nicht gehen will! Wie viele Ehescheidungen auf den Leichtsinn beider Ehegatten zurückzuführen sind, wird nie festzustellen sein. Wir haben in einer früheren Rundschau berichtet (Maiheft d. J.), daß ein Gerichtshof in Kansas City durch Untersuchung feststellte, daß die Abneigung der Frauen gegen die Mutterpflichten fast in den meisten Fällen die geheime Ursache der Ehescheidung ist.

Es wird wohl nie festzustellen sein, in wie vielen Fällen dieselbe Ursache die geheime Quelle der Lasterhaftigkeit vieler hervorragender Geschäftsmänner ist, die in der vornehmen Welt die Rolle von höchst ehrbaren Männern spielen und im Geheimen sich eine Anzahl Maitressen halten, um ihre Triebe auf andere Weise zu befriedigen, da die ehrenvolle Dame, die Frau Gemahlin, die Ehepflicht verweigert. Männer, die sich so zu helfen suchen, steigen nicht hinab in die „Unterwelt". Sie suchen wohl z. T. auch ihre Opfer vor tiefstem Sinken zu bewahren, um nicht in die Gefahr zu kommen, von ihnen bloßgestellt zu werden.

Das sind Sünden der Männerwelt, die wir gewiß weder entschuldigen, noch beschönigen wollen. Aber die tiefste Ursache dafür ist die oben genannte Entartung der Frauen, ihre gewollte Empörung gegen die von Gott gesetzte Naturordnung. Und wir fragen hier: Ist da nur der Mann schuldig an der Verführung des Mädchens? Hat nicht auch die Ehefrau, die sich der Ehepflicht weigert, mit Schuld, wenn der Mann einen unerlaubten Weg geht und ein anderes unschuldiges Wesen mit in seinen Fall hineinzieht? — Auch die weiblichen Angestellten, Typewriters und Stenographisten, die täglich um den Prinzipal herum

sind, werden gewiß oft dem Manne Versuchung und Stricke. Das ist ein Zweig der white-slavery, der wohl kaum berührt oder genannt wird in den ehrenwerten Vice Commissions. Und noch etwas ist in diesem Zusammenhang zu sagen, das auch der ganzen Gesellschaft zur Last gelegt werden muß. Wenn der sittliche Fall eines Mädchens offenbar wird, so gilt sie als outcast, keine jener ehrenvollen Damen, die sich der Ehe- und Mutterpflichten weigerte, will mit einem solchen armen, gefallenen Geschöpf etwas zu tun haben, das von den schmeichlerischen Heuchelworten und von eitlem Flittertand sich betören ließ, sich den Lüsten des Mannes zu opfern. Was aber wird aus dem Lüstling? Wird er auch ausgestoßen aus der Gesellschaft? Hängt ihm auch die Schande an, die er dem Opfer seiner Lust angehängt hat? Weit entfernt davon! Kaum das man ihn zwingt für das Opfer und die Frucht seiner Lust zu sorgen. Die mögen beide zu Grund gehen, die ehrenwerte Gesellschaft fragt nichts darnach! Der Lüstling selbst wischt den Mund, als ob er nichts getan hätte und verkehrt nach wie vor in der höheren Gesellschaft. Das Mädchen ist in der „Unterwelt". Ist das bloß die Schuld der Männer? Müßten nicht die Frauen einen Sturmlauf unternehmen gegen den vornehmen white-slaver? Werden diese Dinge wohl aufgedeckt und zur Sprache kommen in den Untersuchungenskommissionen? Ist das die „Ritterlichkeit" der Männer gegen die Frauenwelt?

Wir sagten oben, wir wollten auf die Schattenseiten des Feminismus in unserem Schulwesen noch besonders hinweisen. Wir fanden im „Deutschen Evangelist" einen Abschnitt, aus welchem wir hier ein Stück zum Abdruck bringen.

Die Volksschule als Erziehungsanstalt.

Vor einiger Zeit wurde in New York einer unserer amerikanischen Staatsmänner gefragt, warum er seine Söhne in Deutschland und nicht in Amerika ausbilden ließe. Darauf hat er, wie berichtet wurde, geantwortet: Weil meine Söhne in den deutschen Schulen dreierlei lernen, das sie hier in Amerika nicht lernen, nämlich 1., gründliche Arbeit; 2,, Gehorsam, und 3., Höflichkeit. Das ist in der Tat ein hohes Ehrenzeugnis für das deutsche Schulwesen! Die deutsche Schule, die Volksschule, sowohl als die höhere Schule, hat seit langem diesen Ruhm bewahrt, daß in ihnen tüchtig gearbeitet wird und in ihnen die Schüler im Gehorsam, in der Pflichterfüllung, wie auch in der Höflichkeit geübt werden. Daneben hat die Schule es verstanden die Werdelust anzuregen, die Jugend für das Hohe und Schöne, namentlich auch für vaterländische Ideale zu begeistern. Hierzu war sie bisher auch ganz besonders befähigt:

Einmal weil dieselbe mit einem tüchtig vorgebildeten, berufsmäßigen, männlichen Lehrerstand ausgerüstet war. Für die Knaben einmal ist dieses von sehr großer Bedeutung. Wenn die Schule weiter keine Aufgaben hat, als den Kindern Kenntnisse, wie Le-

sen, Rechnen, Schreiben usw. beizubringen, dann mag es schließlich einerlei sein, ob die Lehrer Männer oder Frauen sind; soll sie aber eine Erziehungsanstalt sein, in welcher den Kindern auch moralische Grundsätze und gesunde Lebensideale eingepflanzt werden sollen: dann ist es nicht einerlei. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob Mädchen besser von Lehrerinnen unterrichtet werden, obwohl ein so erfahrener Erzieher, wie der bekannte Prof. Vetter auch dies bestreitet; für Knaben aber kann es niemals gut sein. Männliche Ideale und Charaktereigenschaften können in dem heranwachsenden Knaben uur von Männern gepflanzt und gepflegt werden. Frauen sind dazu jedenfalls nur in seltenen Ausnahmefällen befähigt. Solche Dinge kann man eben nicht bloß lehren und vortragen, die Einwirkung der Persönlichkeit des Lehrers auf den Charakter des Schülers ist dabei von ausschlaggebender Bedeutung. Hier liegt offenbar eine große Schwäche unseres amerikanischen Schulwesens, dem wir sonst gute Leistungen keineswegs absprechen wollen: der Mangel an männlichen Lehrkräften. Die fast gänzliche Besetzung der Klassen in den Volksschulen mit Lehrerinnen, wie tüchtig und treu in ihrem Beruf dieselben auch immerhin sein mögen, die Vermischung der Geschlechter durch alle Klassen und die dadurch bedingte systematische Gleichstellung derselben, ist nach unserem Dafürhalten unnatürlich und der Erziehung hinderlich, wenn nicht gar schädlich. Für die Erziehung der Knaben ist das sicherlich der Fall. Das Natürlichste und darum auch wohl das Richtigste würde sein, wenn die Knaben von Männern und die Mädchen von Frauen in besonderen Klassen unterrichtet und erzogen würden. — Daß unsere amerikanischen Kinder vielfach so unbescheiden, so unhöflich und respektwidrig sind, liegt nicht zum wenigsten auch an der Schule. Daran sind allerings nicht nur die Lehrer und Lehrerinnen schuld, sondern unsere Schulpolitiker, die mit ihren „modern educational methods" den Lehrern die Hände binden und Zucht und Ordnung untergraben. Es ist doch fürwahr nicht wohlgetan, daß der Lehrer oder die Lehrerin sich vor dem Schüler beugen muß und der Unverstand über den Verstand herrscht! etc . . .

Hier ist sicher eine Quelle des Ruins des öffentlichen Lebens genannt, die durchaus mit in Betracht kommt. Die Knaben werden durch die sogenannte Koedukation schon von Kind auf viel zu viel vertraut mit den Mädchen; sie werden sehr oft wohl sogar in der Schule dem Mädchen hintangesetzt. Männliche Charaktere können unter der Frauenerziehung nicht erreicht werden. Die Männer verweiblichen in demselben Maß als die Frauen die Rolle der Männer für sich in Anspruch nehmen. Darauf ist es zurückzuführen, daß die Frauenemanzipation, die Suffragettenbewegung, solchen Umfang gewonnen hat. Dadurch wird die ganze menschliche Gesellschaft auf den Kopf gestellt: Männer werden Weiber, Weiber werden Männer! Das aber doch nur teilweise: Die Männer sollen es als ihre *Pflicht* betrachten, alle *schwere* Arbeit des Broterwerbes zu tun. Die leichteren Berufsarten beanspru-

chen die Frauen für sich und suchen den Mann daraus zu verdrängen. Der Mann soll seine Pflicht tun, die Frau weiß nur von Rechten, die sie hat an dem Mann. Er soll sehen, wie und wo er das Geld auftreibt, das die Frau für das moderne Leben beansprucht. Die Frau aber will regieren, sie will nichts mehr davon wissen, daß der Mann das Haupt des Weibes und der Familie sei. — Wie sehr infolge dessen auch die Kinderzucht darniederliegt, ist jedem klar, der in diese Dinge einen Einblick hat.

Was aber wird die Zukunft eines solchen Volkes sein, das die göttlichen Naturordnungen so frevelhaft mit Füßen tritt? Werden die „Suffragetten" die heutige Gesellschaft retten vom Untergang? Was soll aus einem Volk werden, das geflissentlich die Fortpflanzung des Menschengeschlechts unterdrückt, das nur seinen Lüsten und seiner Hoffart frönt und von den heiligen Menschenpflichten sich entbindet? Muß es sich nicht rächen in der Abnahme der Bevölkerung gerade unter den Klassen, die sich am meisten gegen die göttliche Naturordnung versündigen?

Frankreich wird jedes Jahr alarmiert durch die Abnahme der Geburten, so oft die Statistik die Geburts- und Todesrate einander gegenüber stellt. Hier, wo noch viele neu Eingewanderte sich befinden, die von der Degeneration unserer „höheren" Klassen noch nicht so ergriffen sind, wird der Rückgang der Entarteten nicht so leicht zahlenmäßig offenbar, weil der Mangel an Geburten auf der einen Seite zum Teil gedeckt wird durch eine größere Zahl auf der anderen Seite. Die schließliche Folge wird aber doch sich zeigen in dem Niedergang jener entarteten Volksklasse und dem Aufstieg einer anderen Klasse, die sich noch züchtig und rein in den Bahnen der göttlichen Naturordnung zu halten sucht.

Die moralische Flutwelle, von der wir oben sprachen, wird wenig ausrichten, wenn nicht das ganze Volk aufgerüttelt wird und alle, Männer und Frauen, ihre gemeinsame Schuld erkennen und bekennen vor Gott und in wahrer Herzensbuße zurückkehren zu dem Herrn und Gott.

Was hat dieser Aufsatz mit unserem Blatt zu tun? Wir meinen: sehr viel! Sind die Diener des Worts nicht Botschafter an Christi statt? Sind sie nicht berufen das Werk ihres Meisters fortzuführen in seinem Namen? Und was war der Zweck seines Kommens? Die „Gesunden" bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten." Ein Arzt für die Krankheiten des menschlichen Geschlechts sollte und wollte er sein. Und es ist die Aufgabe der Diener Christi, dieses Heilungswerk in seinem Namen fortzuführen. Jeder Pastor soll in seinem bescheidenen Maß und Teil ein Seelsorger, ein Seelenarzt sein. Die christliche Kirche ist in eminentem Sinn dazu berufen, eine Heilstätte für die sündenkranke Menschheit zu sein; ganz anders als der Staat. Der Staat hat es nur mit dem Recht und Gesetz zu tun. Das bedeutet aber Zwang, Gewalt, ja Vergewaltigung der menschlichen Natur, die

berufen ist, in voller, autonomer Freiheit zu wirken und zu handeln. Gesetz richtet Zorn an und Widerstreben, es kann die Uebel nicht heilen, gegen die die Gesetze gemacht werden. Das ist der Grund, warum z. B. die Zwangsgesetze der Prohibition das Uebel nicht heilen, sondern nur Verbitterung anrichten.

Die Kirche dagegen ist berufen den Menschen den einzigen Weg zu zeigen, wie die sozialen Uebel der Menschheit geheilt werden können. Wer aber als Arzt fungieren will, muß ein guter Diagnostiker sein. Er darf die Krankheit nicht nur nach oberflächlichen Symptomen beurteilen, sondern muß die verborgene Ursache der Krankheit finden. Hier muß er die Hebel einsetzen, wenn seine Kur anschlagen soll. Wer der sündenkranken Menschheit ratend und helfend zur Seite stehen will, darf nicht nur die groben Ausbrüche der Sünde ins Auge fassen, wie sie in dem sogenannten „sozialen Uebel" sich zeigen. Mit Staatsgesetzen und Polizeimaßregeln läßt sich diese Krankheit nicht heilen. Der Arzt muß tiefer eingreifen. Die Kirche muß vor allem sich klar werden, daß der Sitz der Krankheit eben in der Zerrüttung des Familienlebens zu suchen ist. Und diese Zerrüttung hat ihre Ursache in der Entartung eines großen Teils der Frauenwelt, die sich mutwillig und trotzig auflehnt gegen die von Gott geschaffene Natur- und Weltordnung.

Darüber müssen sich die Diener Christi selbst vor allem klar werden, daß hier der Sitz des Uebels zu suchen ist und daß es die heiligste Pflicht der Kirche ist, die Frauenwelt in die ihr von Gott selbstgesetzten Schranken der Ordnung zurückzuweisen. „Es heilt sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort." Hier, Brüder, haben wir Felsgrund unter den Füßen. Der Mann hat sich ja nicht etwa willkürlich und tyrannisch zum Haupt des Weibes und der Familie gemacht. Der Mann ist ja nicht Schöpfer der Natur, ihrer Kräfte und Ordnungen. Sondern Gott hat in der Natur zwei Prinzipien gesetzt: das prokreative (männliche) und das rezeptive (empfängliche, weibliche) Prinzip. In diesem Gotteswillen der Schöpfung ist das Heil der Menschheit beschlossen; jede Auflehnung gegen diesen Gotteswillen ist Empörung wider eine eiserne, unverbrüchliche Naturordnung. Und diese Empörung rächt und straft sich, nicht nur an den ersten Uebertretern, sondern das Leiden, die Strafe, pflanzt sich fort als Entartung des ganzen Geschlechts, denn die eine Entartung ruft die andere hervor. Wenn in einem kunstvollen Mechanismus ein einziges Rädchen seine Stellung wechselt und seine Funktion versagt, so gerät der ganze Mechanismus außer Ordnung. Die menschliche Gesellschaft ist aber nicht etwa nur ein lebloser Mechanismus, sie ist mehr als das: Sie ist ein lebensvoller Organismus, in welchem von dem Schöpfer jedem Glied seine Funktion angewiesen ist, die es verrichten soll und muß, wenn alles recht gehen soll. Und in diesem Organismus ist die Frauenwelt die eine Hälfte des Ganzen. Welche ungeheuren Konsequenzen müssen also daran geknüpft sein, ob diese eine Hälfte ihre Funktion im mensch-

lichen Organismus erfüllen will in Einheit mit dem Schöpferwillen Gottes oder in bewußtem Widerstreit wider Gottes Willen sich auflehnt wider die Naturordnung!* Muß nicht die ganze Menschenfamilie an den schrecklichen Folgen leiden, die sich erheben, wenn die Frauen ihre von Gott ihnen angewiesene Stellung im menschlichen Organismus reduzieren und sich anmaßen die Funktionen auszuüben, die der anderen Hälfte der Menschheit von Gottes und rechts wegen zukommen? Eine alte lateinische Regel heißt: "Motus in loco natali placidus, extra locum turbidus," d. h. Bewegung im richtigen Ort geht sanft vor sich; außer dem Ort bewirket sie Reibung und Zerstörung. Wenn jeder Teil, die Männer und die Frauen jedes an seinem ihm vom Schöpfer angewiesenen Ort seine Aufgabe treu und redlich erfüllt, so wird das zum Wohlergehen des Ganzen führen. Luther's Vers gilt da: „Ein jeder lern' sein Lektion, So wird es wohl im Hause stohn." Welch ein Segen würde für das Wohl des Ganzen erlangt, wenn die Hausfrauen still und in aller Gottesfurcht und Treue die Stellung einnehmen und gewissenhaft ausfüllen wollten, die ihnen das göttliche Wort, ganz besonders des N. Testaments so klar und bestimmt anweist. Man lese und bedenke, wie ein=

---

*) Die bewußte und gewollte Rebellion wider Gottes Ordnung ist in krasser Weise ausgesprochen in nachstehendem Zeitungsausschnitt, den wir einer politischen Tageszeitung entnehmen:

LONDON, April 7.—A campaign against the "indignities" to women, contained in the American marriage service, is the latest effort of the Suffragists' Spiritual Militancy league. Fifteen such moral humiliations are mentioned in the manifesto which the league is sending not only to every clergyman of every church in England, but to all persons whose forthcoming marriage is announced in the daily papers. The first two indignities alleged are the words "obey him and serve him," which the bride is required to repeat and the question put by the minister, "Who giveth this woman to be married to this man?" *Make man obey.* One of the remedies suggested for both is the omission of the words; the alternative is that the bridegroom be required to promise to "obey her and serve her," and that the minister also ask "Who giveth this man to be married to this woman?" Three indignities surround the marriage ring and the bridegroom's accompanying declaration, "the words 'with all my worldly goods I thee endow' have never been true," says the manifesto. The government is urged to drop the ring ceremony and its formula, or to enforce an exchange of rings and the use of a formula containing "no economic falsehoods or moral offense." Humiliation No. 7 is the minister's pronouncement that they shall be man and wife together. The implication complained of is that "the woman is wholly a wife and the man not wholly a husband." Protesting that the first of the Psalms addresses itself wholly to the bridegroom, the league demands its omission or that it be supplemented by another addressed to the wife. *Pernicious Exaltation.* The petition that the man shall love his wife as Christ and church is an "appalling humiliation of women and a pernicious exaltation of men." The thirteenth indignity is quoting St. Paul's words: "Wives, submit yourselves unto your husbands as unto the Lord; for the husband is the head of the wife, even as Christ is the head of the Church." The league strenuously opposes the idea of the husband being the head of the wife and suggests: "Husbands also submit yourselves unto your wives," as a supplement to this second exhortation to the wife.

stimmig die Apostel in diesem Punkte sind: 1. Pet. 3, 1—6; Ephes. 5, 22—24; Kol. 3, 18; 1. Kor. 14, 34—36. Das sind nicht willkürliche Schrullen auf orientalischem Boden erwachsen. Sondern diese Worte gründen sich auf die von Gott gesetzte Naturordnung, die man nicht ungestraft übertreten kann. Jede Uebertretung rächt sich, wie schwer sich die mutwillige Uebertretung der göttlichen Naturordnung an dem menschlichen Geschlecht rächt, können wir ermessen an den großen Uebeln und an den Lastern, denen Männer und Frauen anheimfallen. Hier muß die Kirche einsetzen. Sie muß den Schwerpunkt auf die von Gott gesetzte Naturordnung legen, muß furchtlos beiden Teilen, den Männern und Frauen, ihr Abweichen von Gottes Ordnung und die heillosen Folgen vor Augen stellen. Kein Kompromiß, kein Paktieren mit der Begehrlichkeit der Frauenwelt kann da helfen, sondern unerbittliche Rückkehr in die alten von Gott gesetzten Schranken, das allein kann zum Heil und Segen des ganzen Volkes ausschlagen. Ein einsichtsvoller Mann, ein Kongreßabgeordneter, hat das Rechte öffentlich auszusprechen gewagt. In einem Vortrag in der Baptisten-Kirche in Falls Church, Va., erklärte der Kongreßabgeordnete Thomas Heflin aus Alabama, daß die Agitation zu gunsten des Frauen-Stimmrechts das Familienleben ruiniere, den Frauen ihren Reiz nehme und überhaupt dem Lande weitgehenden Schaden zufüge. Eine Frau gehöre ins Heim und nicht ins öffentliche Leben.

„Falls einer Frau das Stimmrecht verliehen, falls sie überhaupt veranlaßt wird, den Platz des Mannes in der Politik einzunehmen, wird sie ihre Weiblichkeit einbüßen. Falls ihr die Pflichten des Mannes aufgebürdet werden, wird ihr alles, das in ihrem Charakter jetzt anmutet, entnommen. Des Mannes Bestimmung ist es, für den Unterhalt des Hauses zu sorgen, die der Frau, im Hause selbst nach dem Rechten zu sehen. Es ist dies genug, um sie vollauf beschäftigt zu halten," erklärte der Kongreßmann.

Das ist vollkommen war. Wir halten die heutige Frauenemanzipation mit ihren uferlosen Ansprüchen für ein Verbrechen gegen die Menschheit und eine bewußte Rebellion gegen die heilige Schöpferordnung Gottes, die sich schwer, sehr schwer rächen wird und muß am ganzen Geschlecht, wenn dieser Degeneration nicht energisch entgegengearbeitet wird. Das Hineinzerren der Frauen in die Politik bringt Unruhe und Unfrieden ins Familienleben. Veilchen, die still im Verborgenen blühen, schätzen wir höher als die Klatschrose, die breit und marktschreierisch, aber ohne Wohlgeruch sich vor uns hinpflanzt. Wie hoch wird noch heute Martha Washington geschätzt, die in häuslicher Stille einen so trefflichen Sohn erzogen hat! Wie hoch werden alle die Mütter geschätzt, die tüchtige Söhne und Töchter für's Vaterland erziehen. Das ist der locus natalis für die Frau zu stiller Segenswirksamkeit. Hier kann sie unendlichen Segen stiften, wenn sie gehorsame und tüchtige, ehrbare Kinder erzieht,

die dann auch ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen im stande sind.

Laßt uns, als Diener Christi, nicht bloß das offene Laster strafen, sondern die Abweichung des ganzen Geschlechts ungeschminckt und offen darlegen und zur Buße rufen: „Lasset uns forschen und prüfen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren!" Klgl. 3, 40. Das gilt allen den Männern und den Frauen, den Ehrbaren und den Gefallenen. „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten." Zurück zur Einheit mit Gottes Willen, das bringt Ruh und Frieden dem turbulenten Geschlecht.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Second World's Christian Citizenship Conference.

Das ist der lange englische Name einer Konferenz, die in Portland, Oregon, gehalten werden soll vom 29. Juni bis 6. Juli d. J. "The National Reform Association," deren Sitz in Pittsburgh, Pa., ist, hat den entsprechenden Aufruf dazu ergehen lassen. Das soll keine denominelle Bewegung sein, aber doch eine wesentlich christliche Bewegung.

Um unsern Lesern genaue und getreue Einsicht zu geben in die Ziele, die die Befürworter dieser Konferenz befolgen, geben wir am liebsten die Hauptpunkte des Aufrufs in englischem Wortlaut. — Nach kurzer Einleitung, die wir weglassen, fährt The National Reform Association, Publication Building, 209 Ninth St., Pittsburgh, U. S. A., fort, wie folgt:

The immediate result to be sought through this conference, and through all the work of preparation for it, is the revival and diffusion of national religion; or, a deeper and more general sense of the accountability of nations and governments to God and their dependence on Him. Since all true reforms must find their moral standard and the guaranty of their permanence in religion, this revival and diffusion of national religion will powerfully assist all governments in dealing with the moral evils which corrupt and afflict the nations, such as drunkenness, unchastity, unholy divorce from the bonds of marriage, and all other forms of vice and crime. It will promote respect for law; will rebuke profanity and enhance the efficacy of the oath; will set public education in its proper relation to morality and religion; will help in securing the right of all men to the day set apart for rest and worship by the Creator; will strengthen the hands of good citizens in dealing with political corruption; will tend to lift to office everywhere men who are incorruptible, and are in sympathy with these high aims; will purify and ameliorate the conduct of nations toward each other; will lead to the abolition of war; and will help to correct all social injustice and wrong, and to secure to every man a fair share in the fruits of his labor and the largest opportunity for self improvement and for the welfare of his children.

It is a movement of extensive proportions looking to universal advancement in Militant Christianity in individual, family and civic life,

in general education and in public morals. Though in no sense an affair of mere denominational significance it is yet essentially Christian in its every aspect.

We who issue this call are deeply persuaded that the Lord Jesus Christ, the blessed Savior of men, saves men in all their interests and in all their relations; that there are no human interests or relations which are in sorer need of His saving grace and power than those which lie in the civil sphere; and that in their acceptance of the forgiveness which is His to grant and in submission to His authority lie the ultimate safety and welfare and glory of all nations.

We believe that this assembly will be in many respects the most significant gathering of Christian forces thus far in history. It is the purpose of those arranging for it to make it a thoroughly representative, deliberative body composed of many of the leading thinkers and workers of the world. No leader in thought or in uplifting effort can well afford to be absent from this vastly important gathering. It can scarcely fail to mark an epoch in the forward movement of the world, and in that event to have personally participated in its deliberations will be ground for life-long thankfulness and congratulation to even the most eminent citizens of any nation. A prominent feature of the conference will be a great patriotic demonstration on the Fourth of July in which thousands of children will participate.

Der Aufruf ist unterzeichnet von einer großen Anzahl von Männern, die teils als Komiteemänner, teils als Vizepräsidenten aufgeführt werden.

Nicht weniger als fünfunddreißig Themata sind da aufgezählt und die betreffenden Redner genannt, die dieselben behandeln sollen, die überwiegende Mehrzahl aus unserm Land (darunter auch Präsident Wilson), aber auch etliche vom Ausland. Möge die Sache unter Gottes Leitung zu einem wirklichen Segen werden, daß es nicht bloß zu vielen W o r t e n, sondern auch zu T a t e n kommen möge.

Eine Weltkonferenz für Glauben und "Order".

Die Protestantische Episkopal-Kirche ernannte bei einer General-Konvention in Cincinnati, O., gehalten im Oktober 1910, ein besonderes Komitee mit dem Auftrag, einen allgemeinen Aufruf an alle Christen zu erlassen, die Jesus Christus als ihren Gott und Erlöser bekennen. Dieser Aufruf sollte bezwecken, daß die Christen vor allem beten um den Heiligen Geist, daß er ihre Herzen erleuchte und willig mache zur wahren Einigkeit im Glauben und in der Liebe. Wiederholt ist darin die Zusammenstellung gemacht Faith und Order. Was nun genauer mit dem Wort Order gemeint sein soll, ob „Kirchenverfassung", wie wir vermuten, oder etwas anderes, können wir nicht sagen.

Das betreffende Komitee hat sich scheint's sehr lange Zeit genommen, den allgemeinen Aufruf ergehen zu lassen. Uns wenigstens ist ein solcher erst vor etlichen Monaten zugegangen. Es ist ein zum Herzen sprechender Aufruf, der jedem Christen sich empfiehlt. Zunächst ist hier zu bemerken, daß dieser Aufruf weder einen Ort noch ein Datum festsetzt, wann oder wo eine solche Konferenz solle gehalten werden; auch keine Zeit ist angedeutet, wie lange es noch anstehen soll, um solche zu vereinbaren. Sie wollen bloß andere Christliche Gemeinschaften einladen, sich mit ihnen zu vereinigen,

für die Bestellung und Leitung solcher Konferenz. Und diese Einladung ergeht an alle christlichen Gemeinschaften, „die unsern Herrn Jesus Christus als Gott und Heiland bekennen," mögen sie katholisch oder protestantisch heißen oder einen andern Namen haben.

Auffallend ist in diesem Aufruf, daß auch mit keinem Wort eine Andeutung gegeben ist, als ob die Verfasser von dem "Federal Council of Churches" etwas wüßten, oder welche Stellung sie zu demselben einnehmen.

Wer mit den Bestrebungen des betreffenden Komitees und dessen veröffentlichten Schriften sich näher bekannt machen will, schreibe an Mr. Rob. H. Gardiner, Gardiner, Maine, und bitte um die Leaflets der Joint Commission of the Protestant Episcopal Church in the U. S. of Am.

Herrn Morgan's Testament.

„Ich befehle meine Seele in die Hände meines Heilandes in dem vollen Vertrauen, daß er, der sie erlöst und gewaschen hat mit seinem kostbaren Blut, sie auch ohne Fehler darstellen wird vor dem Thron meines himmlischen Vaters; und ich bitte meine Kinder, unter allen Umständen und um jeden Preis persönlichen Opfers, aufrecht zu erhalten und zu verteidigen diese herrliche Lehre vollständiger Versöhnung für die Sünde durch das Blut Jesu Christi, einmal geopfert, und durch das allein."

Der englische Wortlaut ist wohl wert, bewahrt zu werden:

"I commit my soul into the hands of my Savior in full confidence that, having redeemed it and washed it in His most precious blood, He will present it faultless before the throne of my heavenly Father; and I entreat my children to maintain and defend, at all hazard, and at any cost of personal sacrifice, the blessed doctrine of the complete atonement for sin through the blood of Jesus Christ, once offered, and through that alone."

Ein solcher Eingang eines Testaments, verfaßt von einem der mächtigsten Finanzmänner unserer Zeit, hat ganz begreifliches Aufsehen erregt. Die nachfolgenden Bemerkungen einer weltlichen Zeitung zu diesem Bekenntnis Herrn Morgans sind sehr am Platz.

Was immer ein Mann denken mag, ob es angebracht ist, solche Bekenntnisse des Glaubens in einem Geschäftspapier anzubringen, jeder aufrichtige Mann muß die Loyalität Herrn Morgans anerkennen gegen seine religiösen Ueberzeugungen und den begeisternden Mut, solch ein feierliches öffentliches Bekenntnis persönlichen Glaubens abzulegen. Diese offen bekannte Loyalität gegen seinen Herrn und dieses gute Bekenntnis sind herrlich und sollten manchen rückgratlosen Christen stärken.

Die Rechtgläubigkeit von Herrn Morgans religiösem Denken ist bemerkenswert. Es ist der altmodische Glaube, der die einfachen Schriftaussagen von Versöhnung und Erlösung in ihrem vollen Wert annimmt. Herr Morgan fragte nichts nach den Erklärungen, die diese Lehren in dünne Luft auflösen. Er glaubte, daß der Mensch ein Sünder ist, der Versöhnung mit dem liebenden Vater bedarf, der doch auch ein die Sünde hassender Gott ist, und daß Jesus starb, damit die Menschen möchten von der Sünde erlöst und wieder hergestellt werden als Kinder Gottes.

Es ist heute Mode, von der Lehre von der Erlösung als einer überlebten Sache zu reden und vom Christentum als von einer dahinschwindenden Kraft. Aber der Novellist Howells hat schon vor etwa zwanzig Jahren bekannt, daß

Gesellschaft und Individuum ohne diesen Glauben nicht sein können. Und Herr Morgan ist einer der vielen Leiter des modernen Lebens, der uns zeigt, daß das Christentum noch immer eine wachsende Macht ist. Obgleich tot, redet er doch; und diese Worte, gesprochen im Schatten des Todes, mögen sich noch als die kräftigsten erweisen, die der größte moderne Finanzmann geäußert hat."

Wir stimmen diesem Kommentar des größten Tageblatts von Spokane bei. Möchten andere Zeitungen ähnliches Zeugnis ablegen für die Wahrheit des Evangeliums.

Die Untersuchungen der Sittlichkeitskommission.

In Chicago hat in letzter Zeit eine Untersuchung stattgefunden, welche von einer vom Staats-Senat von Illinois ernannten Kommission geführt wurde, um sich mit den Ursachen der weitverbreiteten Unsittlichkeit zu befassen. Diese Untersuchung hat das soziale Gewissen kräftig wachgerüttelt, indem sie nach dem vorgelegten Bericht ganz haarsträubende Dinge ans Licht befördert hat. Die in dem Bericht mitgeteilten Zustände sind von solcher Natur, daß die Postbehörden gezögert haben, den Bericht durch die Post versenden zu lassen. Der Bericht sagt, daß in der einen Stadt jährlich mehr als $15,000,000 für Unzucht verausgabt werden, und jährlich das Leben von mehr als 50,000 Mädchen geopfert werde. In andern Städten wird es wohl verhältnismäßig nicht besser sein. Das Komitee sagt: das Elend fange gewöhnlich so an, daß ein Mädchen, dessen Lohn höchsten sechs Dollars die Woche betrage, andern Mädchen es gleichtun wolle in Kleiderputz und Wohlleben. Weil der geringe Lohn dazu nicht ausreiche, so suche es sich daneben Sündenlohn. Auch die Tanzhallen werden für den Fall so mancher Mädchen verantwortlich gemacht. Tausende von Mädchen vom Lande kämen in die Stadt, um Beschäftigung zu suchen, kennten die Gefahren der Stadt nicht, seien von ihren Eltern nie ernstlich gewarnt worden und seien nun ohne Aufsicht.

Die Kommission hat sich besonders mit der Lohnfrage beschäftigt und fand dabei, daß die niedrigen Löhne der Mädchen in vielen Fällen die Veranlassung sind, diese auf die Bahn des Lasters zu führen. Frauen aus der Halbwelt wurden vorgeladen und betreffs der Umstände befragt, welche sie bewogen haben, sich einem Lasterleben hinzugeben. Durch ihre Aussagen ging hervor, daß die Annahme betreffs der geringen Löhne keine unbegründete ist. Auch die Eigentümer und Geschäftsführer großer Firmen, die Hunderte von Mädchen beschäftigen, wurden von der Kommission einem Verhör unterworfen. Einer derselben, der Besitzer eines großen Departementsladens, war nicht wenig erstaunt, als ihm von Mitgliedern der Kommission an der Hand von Zahlen klar gemacht wurde, daß gerade in Geschäften wie dem seinen unter den weiblichen Angestellten die Immoralität immer mehr um sich greife.

Ausland.

Kirchliche Kriegserklärungen in Bayern.

In der „A. E. L. K. Z." fanden wir nachfolgenden Artikel, den wir unverkürzt abdrucken, da er zum Verständnis der jetzt auch in Bayern zu erwartenden kirchlichen Kämpfe beitragen wird.

Auch Bayern hatte längst seine Modernreligiösen, aber zum offenen Krieg innerhalb der Kirche und gegen die Kirche kam es nicht. Das dankte man einerseits der Weisheit der Kirchenregierung, die ebenso umsichtig und entschlossen als seelsorgerlich und verständnisvoll für die Not der Zeit ihres

Amtes wartete; andererseits den Führern der Modernreligiösen, Geyer und Rittelmeyer, deren wiederholt kundgegebener Entschluß, nicht polemisch gegen den Glauben der Gemeinde vorzugehen, bisher den offenen Krieg verhinderte. Freilich wer die Naturgesetze der Geisteswelt kennt, konnte einen Frieden für die Dauer nicht erwarten. Entweder mußten jene Führer sich wieder nach rechts entwickeln, hin zum Glauben und Bekenntnis der Kirche, oder nach links, zu immer größerem Subjektivismus und Auflösung der geoffenbarten Wahrheit und damit zu entschiedener Stellungnahme gegen die bekennende Kirche.

Welche Entwickelung eingetreten ist, zeigt ihre jüngst erschienene Schrift: „Warum bleiben wir in der Kirche?" Als die Schrift vor vielen Wochen angekündigt wurde, daß in ihr die Stellung der Modernen zum Bekenntnis Erörterung finden sollte, fragten sich die einsichtigen Freunde des Friedens innerhalb der Landeskirche sofort: War das nötig? Denn eine solche Schrift mußte den Frieden brechen. War es nötig in einer Kirche, wo Geyer und Rittelmeyer und viele ihrer Gesinnungsgenossen ungehindert lehren und predigen dürfen? Aber die Schrift kam, und ihr Erscheinen ist in der Tat zur Kriegserklärung gegen die Kirche und ihr Bekenntnis geworden. Gewiß fehlt es in ihr nicht an alledem, was wir immer an den beiden Verfassern gern anerkannten, an religiöser Wärme, an dem ehrlichen Bestreben, religiös aufzubauen und soviel als möglich Positives zu geben. Es offenbart sich auch soviel Liebe, Achtung und Wertschätzung für die Kirche, daß man nur mit Schmerz von der Kehrseite Kenntnis nimmt. Aber die Kehrseite ist da, ist in erschreckender Weise da. Mit einer bisher nicht dagewesenen Demaskierung tritt jener „andere Geist" hervor, der die Kirche nicht kennt und den die Kirche nicht kennt.

Die Schrift, von Geyer und Rittelmeyer verfaßt, zerfällt in zwei Teile, in einen ruhigen und verhältnismäßig friedlich gehaltenen von Dr. Geyer: „Warum wollen wir in der Kirche bleiben?" Er ist der Ethiker unter den zweien und kommt zu dem Schluß, daß wir doch sonst jeden bei der Kirche zu erhalten suchen und seinem Austritt wehren; daß aber nun eben viele sind, die, zwar religiös interessiert, dennoch nicht mehr mit dem Bekenntnis der Kirche eins zu sein vermögen. Von den positiven Geistlichen wollen diese nichts mehr wissen, ihre Gottesdienste besuchen sie nicht mehr; aber die modernen hören sie an. Um diese großen Scharen in der Kirche zu erhalten, dazu „wollen wir in der Kirche bleiben": „weil wir nicht nur mit gutem Gewissen bleiben können, sondern weil wir bei dem bloßen Gedanken an Flucht aus der Kirche kein gutes Gewissen haben."

Der zweite Teil ist mehr dogmatischen Inhaltes und geht der Sache auf den Grund mit der Frage: „Warum dürfen wir in der Kirche bleiben?" von Lic. Dr. Rittelmeyer. In begeisterten Worten redet er von dem „Geist Jesu Christi", der die ganze Welt durchdringen müsse; und im Tone des fernschauenden Propheten von einer kommenden neuen Welt, wo dieser Geist herrscht, und von der Pflicht, alles beizutragen, daß sie komme. Dem Schriftkundigen fällt alsbald auf, wie geflissentlich der Verfasser immer den Geist an die Stelle von Christus selbst setzt. Geist und immer wieder Geist! Man kommt nicht los von der Erinnerung an ein bekanntes Wort Luthers. Doch Rittelmeyer wird deutlicher, indem er von seinem Prinzip aus nun das Bekenntnis der Kirche und die Verpflichtung auf dies Bekenntnis prüft. Nach ihm nimmt kein Theologe mehr das Bekenntnis buchstäblich an, und zwar

nicht nur hinsichtlich seines Inhaltes; der eine schneidet mehr davon ab, der andere weniger. Folglich besteht auch kein Recht mehr, mit dem Bekenntnis Grenzen ziehen zu wollen, was in der Kirche bleiben darf. Denn was ist das kirchliche Bekenntnis? Es ist ja nur der fromme Ausdruck des Gotterlebens bei den Alten; eines Gotterlebens, das auch heute noch erlebt wird und zwar bei jedem anders. Darauf aber kommt es an, daß wir Gott erleben; die Ausdrucksformen sind unerheblich, sie wechseln und dürfen nicht binden. Das um so weniger, als unsere fortgeschrittene Wissenschaft es uns unmöglich macht, mit denselben Worten unser Gotterleben auszudrücken, wie die Alten es taten. Dann geht Rittelmeyer an die Einzelheiten des Bekenntnisses heran, er nennt die Worte „Gottessohn", „Erlösung", „Auferstehung Jesu", die viele nicht mehr im Sinne der Alten nähmen. Er geht weiter und behauptet, auch die Positiven glaubten nicht mehr, wie die Apostel glaubten, an ein „niedergefahren zur Hölle", „aufgefahren zum Himmel", „sitzend zur Rechten Gottes". (Woher weiß das Rittelmeyer?) Auch sie deuten das alles erst um, ehe sie es aussprechen. Und wie mit dem Bekenntnis ist es auch mit der Liturgie. Kein moderner Theologe spricht mit innerer Ueberzeugung „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist", denn es gibt nur e i n e n Gott, keinen dreieinigen; keiner kann wirklich beten „Christe, erbarme dich," als ob neben Gott ein Christus anzubeten sei. Auch das Schuldbekenntnis in der Liturgie sei veraltet.

Man wird gestehen, daß noch kein bayerischer Pfarrer mit so harter Aufrichtigkeit abgelehnt hat, was die Kirche als die Elementarstücke ihres Glaubens bezeichnet, was die Apostel gepredigt und die Reformatoren geglaubt haben. Und man fragt sich: Wie ist es einem wahrhaftigen Mann, wie Rittelmeyer es doch ist, noch möglich, bei solchen Anschauungen Diener seiner Kirche zu bleiben? Welch ein peinliches Schauspiel bietet er der Gemeinde, wenn er das „Ehre sei dem Vater" am Altar anstimmt und gleichsam sich rückwendend zu der Gemeinde sagt: Aber ich glaube es nicht; oder wenn er feierlich vom „Bekenntnis u n s e r e s gemeinsamen christlichen Glaubens" redet und dann stellt sich heraus, daß wenigstens er fast bei jedem Wort ein Fragezeichen macht? Muß nicht auf diese Weise das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit des Predigtamts aufs tiefste erschüttert werden? Aber Rittelmeyer weiß einen Ausweg. „Alle religiöse Rede trägt symbolischen Charakter." Die Hauptsache ist immer das „religiöse Erlebnis". Und das hatten die Alten und drückten es eben in ihren Formen aus. Wir sehen durch diese ihre Form hindurch auf den Kern, den sie hatten, eben auf ihr „Erlebnis"; und da fühlen wir uns mit ihnen eins und können insofern auch ihre Formen mit gutem Gewissen noch gebrauchen. Man sieht, wie nahe Rittelmeyer dem Worte Goethes kommt: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch."

Fast dächte man, nun wäre es genug. Rittelmeyer wirft seiner Kirche den Fehdehandschuh hin und wartet als tapferer Mann, wer ihn aufhebt. Aber es ist nicht genug. Er empfindet selbst, daß seine Deutungsversuche zuletzt mühselige Krücken sind und Bekenntnis und Liturgie ganz anders lauten müßten, wenn sie ihm und seinen Gesinnungsgenossen frei vom Herzen kommen sollten. Darum will er auch nicht verhehlen, daß er auf eine Aenderung hinstrebt. „Wir kämpfen für vollentsprechende Formen, soviel wir können." Er deutet auch an, welche Aenderung er wünscht: statt des Apostolikums das Apostelwort: „Dem, der allein Unsterblichkeit hat"; statt des Schuldbekenntnisses die Seligpreisungen. Die ganze Gottesdienstordnung müßte von innen

heraus neu geboren werden, „aus dem Sehnen und Suchen, Glauben, Lieben, Hoffen des Gegenwartsmenschen." Nur aber nicht gewaltsam! Es kommt alles von selbst, wenn der „Christusgeist" sich mehr Bahn bricht, wenn alles Wertlegen auf äußere Formen aufhört, um „dem Geist, der reinstes, kraftvollstes Wollen und gütigstes Verstehen miteinander vereinigt, eben dem Christusgeist" Raum zu geben. Hoffnungsvoll sieht Rittelmeyer dieser neuen Reformation entgegenn, er arbeitet ihr freudig voran, er bleibt in der Kirche und sagt zum Schluß: „Wir müssen bleiben um Christi willen." Wir gestehen, daß es uns ein tiefer Schmerz war, gerade von dem frommen und idealgesinnten Rittelmeyer solche Ausführungen zu lesen.

Es ist nun bezeichnend, daß sich das alles als im Geist der Reformatoren ausgibt, der Reformatoren, die als erstes Schibboleth hatten: Die Schrift! und die eine Forderung, der Schrift gehorchen. „Es steht geschrieben," war Luthers Schwert, womit er das Papsttum wanken machte; und „Das Wort sie sollen lassen stahn," schreibt er mit Glutbuchstaben in seinem Reformationslied, und er kämpft mit grimmigem Zorn gegen die, die alles auf ihr „Erlebnis", auf den „Geist" gründen. Aber vom Wort Gottes und dem schlichten Gehorsam gegen dasselbe, von dieser ungeheuren Objektivität, auf welche die ganze Reformation aufgebaut ist, weiß Rittelmeyer nicht viel zu sagen. Worte sind ja „Symbole", „Schall und Rauch". Das „religiöse Erlebnis" ist alles. Und dabei glaubt er im Sinne Jesu zu handeln, der doch mit einer Massivität ohnegleichen immer sein „Wort" betont, sein Wort, das nicht sein ist, sondern des Vaters, der ihn gesandt hat; und den Jüngern aufträgt, sein „Wort" zu halten. Indem aber Rittelmeyer den Grund des Wortes darangibt, ist es nur folgerichtig, wenn er auch die Tatsachen des Evangeliums darangibt, Christi Geburt, Auferstehung, Himmelfahrt, Sitzen zur Rechten Gottes; und noch folgerichtiger, wenn er fast das ganze Bekenntnis der Kirche verneint, vom dreieinigen Gott an bis zur Auferstehung des Leibes. Nichts ist mehr da, worauf Paulus seine Predigt baute, weder die Erlösung durch das Kreuz noch die leibliche Auferstehung Jesu Christi. Wir sind ja fern davon, Rittelmeyer religiösen Ernst und Aufrichtigkeit abzusprechen, aber das wird er sich selber sagen: Wenn in der bayerischen Landeskirche noch Gottes Wort und Bekenntnis gilt, muß es jetzt zum Konflikt kommen. Es geht nicht um Menschensache, sonder um Gottes Wort und Gottes Kirche.

Und der Kampf meldet sich bereits an. Im Sinne Rittelmeyers und Geyers wird ein „protestantischer Laienbund" angekündigt, dessen Entwurf bereits vorliegt.

Antwort der Bayrischen Kirchenregierung.

Natürlich blieb das bayrische Kirchenregiment die Antwort auf diese Geyer-Rittelmeyerische Schrift nicht schuldig. Eine bedeutsame Entschließung des kgl. protestantischen Oberkonsistoriums erging am 25. Februar d. J. an sämtliche Pfarrämter. Es heißt darin:

Die Schrift „Warum bleiben wir in der Kirche?" gibt sich als ein Programm der Bestrebungen ihrer Verfasser innerhalb unserer Landeskirche zu erkennen. Allerdings ist dabei das religiöse Bewußtsein, das diesen Bestrebungen zugrunde liegt, mehr nur angedeutet als entfaltet. Aber soviel geht aus den Ausführungen der beiden Geistlichen unzweideutig hervor, daß ihr Verständnis des Christentums ein anderes ist, als wie es in den für die kirch-

liche Amtsführung maßgebenden Normen zum Ausdruck kommt, und zwar so sehr ein anderes, daß das christliche Glaubensbewußtsein in seinem Fundament dadurch erschüttert wird. Nach dem Glauben der Kirche ist die Fortführung des göttlichen Heilswerks in der Welt unablösbar an die Wirksamkeit des von dem auferstandenen Christus seiner Gemeinde gesandten Heiligen Geistes in Wort und Sakrament gebunden. An die Stelle der hiermit gegebenen, aber auf keinem anderen Wege zu erzielenden und durch nichts anderes zu ersetzenden religiös-sittlichen Wirkunngen soll die Erweckung allgemein religiöser Erlebnisse und Grundgefühle treten. Nach dem Glauben der Kirche ist die Heilige Schrift das von Gott gewirkte Zeugnis von der göttlichen Heilsoffenbarung. Der hiermit gegebenen Autorität ist sie entkleidet, indem man sie als eine — wenn auch vorzügliche — Quelle religiöser Lebenswerte neben anderen Quellen behandelt. Das kirchliche Bekenntnis ist die den Amtsträger unserer Kirche verpflichtende Lehrnorm und das unsere Kirche von anderen Konfessionen unterscheidende Symbol. Diese Geltung wird geleugnet. Der religiöse Inhalt der liturgischen Handlungen und Formeln wird in einer mit dem christlichen Wahrheitssinn nicht zu vereinbarenden Weise umgedeutet. Durchaus verkannt ist das Recht der christlichen Gemeinde auf das von den Aposteln verkündigte und von den Vätern bekannte Evangelium von Jesus Christus, dem einzigen **Mittler zwischen Gott** und den Menschen, und der Anspruch, welchen die Kirche an die von ihr bestellten Dieneer des Wortes zu erheben hat. Angesichts dieses Tatbestandes erklären wir, daß wir jedem Versuch, die Ordnungen der Landeskirche im Sinne der in der genannten Schrift hervortretenden Auffassunng des Christentums umzugestalten, pflichtgemäß entgegentreten werden.

Aber auch die Pastoren Geyer und Rittelmeyer haben natürlich auf diesen Erlaß wieder reagiert und eine Antwort ans Konsistorium eingesandt. Eine Abschrift derselben schickten sie an die „A. E. L. Ktz.", die in No. 11 (14. März d. J.) in Spalte 256 und 257 abgedruckt ist. Es zeigt sich darin, daß die Genannten glauben ein gutes Recht zu haben, in der Kirche zu wirken in dem das Bekenntnis und die Liturgie der Kirche entleerenden und umdeutenden Sinne. Eine Verständigung erscheint unmöglich; so folgt notwendig der Kampf, der wohl in der demnächst bevorstehenden Generalsynode der bayrischen Landeskirche heiß entbrennen wird.

* * *

Gegenüber dem freiprotestantischen Laienbund, von dem oben die Rede ist, wurde von positiven Theologen ein Bund der Bekenntnisfreunde für ganz Bayern in die Wege geleitet. Dieser soll seine Tätigkeit entfalten im Anschluß an die über ganz Deutschland verbreitete „Allg. Evang.-Lutherische Konferenz".

Die Großzügigkeit dieser Konferenz, womit sie die religiösen und kirchlichen Fragen der Gegenwart anfaßt, ihre Aufgeschlossenheit für ein gesundes Fortschreiten in Kirche und Theologie, ihre würdige Art der Auseinandersetzung mit dem Gegner, vor allem aber ihr festes Beharren auf dem Worte Gottes und dem Bekenntnis der Kirche, hat ihr in Bayern bereits viel stille und offene Freunde zugeführt. Denn eben darin, nicht einseitiges Parteiwesen zu treiben, sondern die große Sache der Kirche, sind sich viele eins und hoffen von einem kraftvollen Zusammenschluß in diesem Sinne, sich untereinander und die Sache der bayerischen Landeskirche zu stärken, und so Gott zu dienen. Ein vertraulicher Zusammenruf ist in diesen Tagen ergan-

gangen, unterzeichnet von den Universitätsprofessoren D. Zahn und D. Bachmann, den Gymnasialprofessoren D. Engelhardt-München und Dr. Theobald-Nürnberg, von Rektor Steinbauer-Windsbach, von den beiden Nürnberger Dekanen, Kirchenrat Böckh und Herrmann, und von Pfarrer Zindel-Aha.

Der bekannte moderne Nürnberger Prediger Dr. Rittelmeyer redete Ende November v. J. in Straßburg. Die „Ev. Vereinigung“ hatte ihn berufen. Aus diesem Umstand kann man schon ersehen, wie sie selber in religiösen und kirchlichen Fragen Stellung nimmt. Aus dem Rittelmeyerschen Vortrag nur etliche Proben: „Jeder Bekenntniszwang muß schwinden.“ „Die Bekenntnisverpflichtung darf höchstens eine Verpflichtung zur Pietät gegenüber der Vergangenheit sein.“ „Eine neue Bekenntnisbildung ist unmöglich“; allerdings bei der Zerfahrenheit unserer kirchlichen Verhältnisse, wo jeder einen andern Glauben hat. „Das alte Weltbild ist aufzugeben.“ „Die Dogmen sind als religiös notwendige Entwicklungsphasen zu betrachten“ (gehören also für die jetzige Zeit zum alten Plunder); „die Arbeit darf nicht lediglich als Vorbereitung für die Ewigkeit gelten“ (das „Eins ist not“ hat also nicht mehr die volle Geltung); „es muß aus der gegenwärtigen Welt organisch eine neue Gotteswelt herausgebildet werden.“ (Gottes Wort sagt, daß die im Argen liegende Welt immer schlimmer wird, bis der Herr kommt und sie zerstört.) „Die wenigsten Menschen ahnen, welche Zukünfte im Menschen schlummern, die zu einem persönlichen Sein gelangen“ (Paulus weiß von diesen Zukünften nichts; er weiß nur, daß in ihm, das ist, in seinem Fleisch, wohnet nichts Gutes). Von Christo heißt es im Vortrage: „In ihm ist die Sehnsucht auch des modernen Menschen erfüllt, die Reinheit der Lebenslinie, die Einheit von Mensch, Leben und Beruf.“ — Diese Proben dürften genügen. Mit Recht hat man in Bayern Rittelmeyer nicht zum Hauptprediger der Lorenzergemeinde in Nürnberg avancieren lassen, wie geplant war. Sollte er aber überhaupt in einer lutherischen Kirche — die bayrische will doch noch eine lutherische sein, anders als die elsässische — ein Amt bekleiden dürfen? („L. u. W.“)

„Der Machtkampf zweier Religionen.“

Unter diesem Titel veröffentlicht ein Privatdozent der Theologie an der Berliner Universität, Dr. Eugen Fischer, in der von Ernst Horneffer herausgegebenen monistischen Zeitschrift „Die Tat“ einen aufsehenerregenden Aufsatz. Von Harnacks Vermittlungsvorschlägen will er nichts wissen; er will den Entscheidungskampf. „Und zwar nicht den Entscheidungskampf zweier kirchlicher Parteien, sondern zweier einander unvereinbar entgegenstehender Religionen, der Religion des eingebildeten Jenseits und derjenigen der Wirklichkeiten andererseits.“ „Der Kampf brennt,“ schreibt Fischer, „davon bin ich überzeugt. Er brennt um das Geheimnis der Seele, um die Kraftquelle, zu der jeder stürmen oder schleichen muß, um den Erregungsort für das Gefühl, dessen Name Gott ist. Der Oberkirchenrat sucht ihn in der Unwirklichkeit, Traub und Jatho in der Wirklichkeit. Der Oberkirchenrat kämpft für den Wahn einer unweltlichen Welt, der seit zweitausend Jahren unsere Gehirne drückt, daß wir fast samt und sonders geisteskrank geworden sind und geisteskranke Welterklärungen zurechtgemacht haben; Traub und Jatho fühlen die Befreiung, die in der Welteroberung liegt, und folgen den Stimmen des Gewachsenen.“ Wenn Harnack nur das Apostolikum abschaffen will, so Lic.

Fischer auch das Vaterunser. „Glaubt einer von uns an den Mann über oder in dem blauen Zelt? Oder wenn es nicht das blaue Zelt ist, sondern das sogenannte Jenseits: wo, was ist dies, das Jenseits? Ist es überhaupt kein Ort? Und was dann? Ich habe Wirklichkeitssinn — kann ich es nicht irgendwie feststellen, so nehme ich an, daß es nicht ist. Und wenn der Vater im Himmel kein Mann sein soll, sondern ein sogenannter Geist: was ist das, ein Geist? Etwas mit einem ganz dünnen, unsichtbaren, aber doch vorhandenen Körper? Dann muß es doch irgendwo, in der Luft, in der Erde oder sonst, seinen Aufenthalt haben. Man zeige es, man weise es nach. Das kann man nicht; es soll überhaupt keinen Körper haben. Ein Geist ohne Körper — gibt es das? Wo, wie ist das? Ist das etwas anderes als ein Nichts? Nein, das ist in Wirklichkeit nichts. Man sieht: Schafft man das Apostolikum und schafft man sonst noch ab, was man will, so flüchtet sich der ganze Irrglaube von dem eingebildeten Geist an dem eingebildeten Ort, wo er Gott sein soll, in die ersten fünf Worte des Vaterunsers. Und da an dieser Einbildung alles hängt, was man in der Kirche glaubt, und da nur um ihre Aufrechterhaltung oder Beseitigung zuletzt der Kampf zwischen dem Oberkirchenrat und Jatho-Traub sich dreht, so wird es vergeblich sein, den Riesenkampf zweier Weltalter vermitteln zu wollen." Das alles schreibt ein Privatdozent der christlichen Theologie an der Berliner Universität. Was sagt man in der Berliner Fakultät zu einem solchen Mißbrauch des Namens Theologie? („L. u. W.")

Ein Urteil über die liberale Theologie.

Wie sehr sich die liberale Theologie bei konsequenten Charakteren verächtlich macht, zeigt das folgende Item, das wir der „Reformation" entnehmen.

„Freigeistlerische Urteile über die kirchlich-liberalen Bestrebungen." Die liberalen Pastoren haben sich kürzlich bittere Wahrheiten sagen lassen müssen von Leuten, die ihnen eigentlich doch sehr nahe stehen. Horneffer sagte kürzlich in Heidelberg, wo er als Wanderredner des Freimaurerordens auftrat: „Die Liberalen wollen die Bekenntniskirche in eine freie Kirche umwandeln. Aber es geht nicht an, daß von denselben Kanzeln Jesus als Gottes Sohn und von Männern wie Jatho Jesus als Mensch, ja als sündiger Mensch, geschildert wird. Was muß die Gemeinde von solchen Lehrgegensätzen empfinden? Wenn die modernen, freigesinnten Protestanten den Sieg davontragen würden, so wäre die Folge, daß die Orthodoxie austreten würde, da sie auf die Dauer keinen Frieden mit ihr haben könnte. Es besteht die Gefahr, daß der bisherige Weg schließlich bei dem amerikanischen Sektenwesen enden wird, von dem man sich nur mit Schaudern abwenden kann, und solche Lösung wäre ein Zusammenbruch der gesamten großen deutschen Kultur." Und A. Drews spricht ihnen sogar jedes Wahrheitsgefühl ab. Er erklärt: „Vom Christentum ist bei den Liberalen nichts geblieben. Bibelbegriff, Gottesauffassung, Seelenbegriff, Christusauffassung, Erlösungslehre, fehlt, — alles, soweit es bei ihnen überhaupt vorhanden ist, ist zum mindesten nicht christlich, ein unüberwundener Rest! Dabei darf der liberale Prediger von heute noch nicht einmal seine eigensten Gedanken aussprechen. Die Folge davon ist jene verschwommene, zweideutige, schillernde Ausdrucksweise liberaler Kanzelberedsamkeit, bei der sich jeder denken kann, was er will, die den Naiven verwirrt, den Kundigen aber anekelt, — beide jedoch aus der Kirche treibt. Wahr ist es doch, daß Ausdrücke wie lebendiger Gott, Sohn

Gottes, Gotteskindschaft, Reich Gottes, Unsterblichkeit, ewiges Leben, im Liberalismus von heute eine ganz andere Bedeutung haben, als im ersten Christentum; es sind für ihn nur konventionelle Redensarten, die man am Grabe anwendet. Selbst ein Jatho war — man denke! — dreißig Jahre lang genötigt, sich dieser Ausdrucksweise zu bedienen! Das ist eine der betrübendsten Offenbarungen der Jathobewegung gewesen. Der Liberalismus aber fühlt das gar nicht. Ja, Traub lobte Jatho noch, daß er es verstanden habe, sich so auszudrücken, daß selbst Bibelgläubige zu seinen Füßen gesessen haben! Ein glänzenderes Zeugnis, meinte Traub, hätte man Jatho gewiß nicht ausstellen können. So darf das nicht weitergehen, wenn nicht jedes Wahrheitsgefühl in unserm Volke erstickt werden soll."

Und dann bekommt auch die sogenannte „Mittelpartei" ihr Teil, wie ein anderer Ausschnitt aus demselben Blatt zeigt.

Im „Protestantenblatt" No. 8 vom 19. Februar bezeichnet „Saxo" die „Sammelpolitik" der Mittelpartei als „Irrlehre". „Eine Begleiterscheinung oder Folge davon ist dann die Beiseiteschiebung aller charakteristischen, vielleicht sagen wir besser aller charaktervollen Persönlichkeiten, wie wir im öffentlichen Leben schon so oft beobachtet haben." — Ganz unserer Meinung. Die Mittelparteiliche Sammlungspolitik wirkt prinzipien- und charaktererweichend. Hier empfängt die Mittelpartei auch die Quittung für ihr Entgegenkommen nach links.

Ein Taufformular ohne Apostolikum.

Der neue Agendenentwurf, den der badische Oberkirchenrat ausgearbeitet hat, sieht für die Taufe ein Parallelformular vor, in dem an die Stelle des Apostolikums folgendes Bekenntnis gesetzt ist: „1. Heilig ist unser Gott, Himmel und Erde sind sein Werk. Ohne Maß ist seine Liebe, und Sünder zu retten ist sein heiliger Wille. 2. Darum hat er uns den Heiland gesandt, den eingeborenen Sohn Jesus Christus, den sündlosen, der unser Bruder worden ist und uns ein Vorbild gegeben hat; durch sein Sterben und Auferstehen sind wir unserer Kindschaft gewiß. 3. In der Kraft des Heiligen Geistes sind Vater und Sohn bei uns, daß wir erweckt weren zum Glauben, zur Hoffnung und Liebe. Auch im Leiden und Tod sind wir getrost als die Gesegneten des Herrn. Und warten des himmlischen Erbteils." Von diesem Bekenntnis schreibt die „Korr. d. Allg. Pos. Verb.", es sei „ein christliches Bekenntnis nicht mehr. Wenn die badische Landeskirche ein solches Parallelformular zuläßt, läßt sie ein Bekenntnis zu, dem Herz und Wesen des Christentums ausgebrochen ist. Aber auch die Neureligiösen werden mit dem Bekenntnis nicht zufrieden sein. Man wollte dem Subjektivismus offenbar entgegenkommen und fortan jedem Pfarrer den Glauben erlassen. „Ich glaube," sagt die Kirche im Apostolikum; der badische Pfarrer braucht nicht mehr zu „glauben"; er ist damit im Gewissen entlastet. Aber dafür ist eine viel schwerere Belastung eingesetzt. Jeder, auch der innerlich noch Ringende, auch der Liberalste wird gezwungen, von sich zu bekennen: „Wir sind unserer Kindschaft gewiß"; „Wir sind auch in Leiden und Tod getrost als die Gesegneten des Herrn." Heißt das nicht die Unwahrhaftigkeit in der Kirche einzuführen? Mit dem „Ich glaube" des Apostolikums konnte auch der Glaubensarme sich zurechtfinden: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben." Mit dem „Wir sind gewiß", „Wir sind getrost" dagegen ist ein eisernes Joch aufgelegt, das manchem ehrlichen Liberalen zu tragen unmöglich sein wird."

Gegen die Frauenemanzipation.

Nach dem „Deutschen Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“, Vorsitzender Professor Dr. Sigismund in Weimar, hat sich neuerdings auch eine „christlich-nationale Gruppe gegen die Frauenemanzipation“ gebildet. Nach ihrer ersten programmatischen Kundgebung entwickelt sich die moderne Frauenbewegung „trotz anerkennenswerter Einzelleistungen, zu einer öffentlichen Gefahr für Staat und Kirche, deutsches Volksleben und christliche Familie. Eine grundsätzliche Ablehnung der Stimmrechtsforderungen erscheint uns dringend geboten. Unter der zu bekämpfenden Frauenemanzipation sind indeß nicht nur politische Rechtsforderungen zu verstehen, sondern auch das ganze Bestreben, die Frauenpersönlichkeit von allem Herkömmlichen, vom Naturgegebenen und Gottgewollten in Familie und Gesellschaft loszulösen.“ Der Wirkungskreis von Frau und Mann wird dahin abgegrenzt: „Die Frau hat, zumal im Zeitalter seelischer Zerrissenheit und geistiger Heimatlosigkeit, die Pflicht und das Vorrecht, die inneren Lebensgüter zu pflegen, dem Begriff „Haus und Familie“ einen vertieften, den Bedürfnissen der Zeit angepaßten Inhalt zu geben und den einzelnen Persönlichkeitswert, der unter dem Uebermaß von Organisationen und Agitationen leidet, zu wirksamer Geltung zu bringen. Dem Manne aber liegt es vor allem ob, im rauhen Kampf der Oeffentlichkeit die staatlichen Daseinsbedingungen zu verteidigen und in seiner Berufsstellung die Mittel zur Familiengründung zu erwerben. Hiernach halten wir daran fest, daß der Dienst in jeder amtlichen Leitung und öffentlichen Regierungstätigkeit auf allen Stufen Sache des Mannes ist und bleiben muß. Der Staat, als Persönlichkeit gefaßt, muß in seinem männlichen Charakter gefestigt und erhalten werden.“ Vorsitzender ist Pfarrer Julius Werner in Frankfurt a. M.; zum weiteren Ausschuß gehören u. a. Gen.-Superintendent Dettmering-Cassel, Professor Hering-Halle, Professor Lemme-Heidelberg, Sup. Nelle-Hamm, Konf.-Präs. v. Sydow-Münster und Gen.-Sup. Zöllner-Münster.

Hausvater Mayer.

So viel wir wissen, stehen noch eine Anzahl Badenser in unserer Synode im aktiven Kirchendienst. Vielen von ihnen wird die ehrwürdige Persönlichkeit des Hausvaters Friedrich Ludwig Mayer vom Hardthaus bei Karlsruhe in Erinnerung sein. Er hat im Segen gewirkt nicht nur in seinem engeren Wirkungskreise als Waisenvater, sondern auch in den gläubigen Gemeinschaftskreisen Badens, bezw. im Verein für innere Mission a. B. Seine Arbeit im Hardthaus begann am 8. Mai 1851 und am 15. Mai 1909 mußte er Alters wegen den aktiven Dienst als Hausvater aufgeben, blieb aber als geliebter und allseitig verehrter Großvater des Hardthauses in der Anstalt unter seinen Kindern. Nach längerer Krankheit starb er am 9. Februar d. J. in dem hohen Alter von 89 Jahren, 6 Monaten und 26 Tagen. Er war ein milder Friedensmann. Er ruhe im Frieden!

Eine Warnungstafel.

Pastor Modersohn in Blankenburg hat eine Warnungstafel vor verführerischen Sekten herausgegeben, die sicher gute Dienste tun kann bei Leuten, die kein sicheres Urteil haben in dem heutigen Wirrwarr von Sekten, die ihre Missionare in die Welt schicken, um Propaganda zu machen. Wir vermissen hier nur die „Zionisten“, die Nachfolger des falschen Propheten Dowie, die

ja auch jetzt noch in Zion City ihr Wesen treiben. Es folgt hier die Warnungstafel:

Warnung.

Aus Liebe zum Wort und zum Volke Gottes sehen wir uns genötigt, vor nachstehend bezeichneten unevangelischen Richtungen und Parteien zu warnen, die besonders geeignet sind, die Seelen zu verwirren und auf falsche Bahnen zu bringen:

1. Die Adventisten auch Sabbatisten oder Sabbatarier genannt bringen die Seelen unters Gesetz, von dem uns Christus doch erlöst hat. Besonders verlangen sie das Halten des Sabbats.

Die Schriften der Adventisten erscheinen im Verlag der Internationalen Traktatgesellschaft in Hamburg. — Ihre Zeitschriften sind: „Herold der Wahrheit" und „Der Zionswächter". Ihr Kinderblatt: „Der kleine Freund."

Das Urteil über den Adventismus spricht Paulus im Galaterbrief (besonders Kapitel 3, 4 u. 5. Man denke besonders an Galater 5, 4.)

2. Die Millenniums-Tagesanbruchsleute behaupten, wir leben im Anbruch des tausendjährigen Reiches (1874 bis 1914): alsdann beginne das tausendjährige Reich mit dem unsichtbaren Kommen des Herrn. — Sie leugnen die Unsterblichkeit der Seele und die Hölle.

Die Schriften der Millenniumsleute erscheinen beim Wachtturm, Bibel- und Traktatgesellschaft in Barmen (früher Elberfeld).

Der eigentliche Sitz der von Ch. Russel gegründeten Gesellschaft ist Alleghany (Vereinigte Staaten). Ihre falsche Schriftauslegung befindet sich besonders in dem sechsbändigen Buche „Millenniumstagesanbruch" und in den Zeitschriften: „Zions Wachtturm" und „Volkskanzel."

3. Die Neuapostolischen setzen die Worte ihrer selbsterwählten Apostel an die Stelle des Wortes Gottes und die Apostel selbst an die Stelle Jesu, über dessen Blut sie verächtlich reden.

Das Hauptquartier der Neuapostolischen in Deutschland ist Chemnitz. Zeitschriften: „Wächterstimmen aus Ephraim" mit der Beilage: „Der Herold", ein Monatsblatt.

4. Die Mormonen oder Heiligen der letzten Tage setzen an die Stelle der Bibel das Buch Mormon. Sie huldigen der Vielweiberei und suchen daher junge Mädchen für Amerika zu gewinnen.

5. Die Scientisten (Christliche Wissenschaft) behaupten, Sünde und Krankheit seien nicht wirklich vorhanden, sondern nur Einbildung, die man wegdenken könne.

6. Die Spiritisten setzen sich über das ernste Verbot Gottes (5. Mose 18, 8 ff.) hinweg, daß man keine Toten befragen soll.

7. Die theosophische Gesellschaft lehrt anstatt der Erlösung durch Christum die Selbsterlösung. Ihre Lehre ist also veredeltes Heidentum.

Wir bitten dringend, keine Schriften dieser Richtungen zu kaufen und zu lesen, sich von ihren Vertretern nicht einnehmen zu lassen, wenn sie auch noch so fromm und aufdringlich auftreten, überhaupt gegen fremde, unbekannte Prediger und Kolporteure äußerst vorsichtig zu sein.

Der deutsche Verband für Evangelisation und Gemeinschaftspflege. (Gnadauer Verband.)

Jatho's Tod.

Der vor etlichen Jahren wegen Irrlehre vom Amt abgesetzte Köllner Pfarrer Jatho starb am 11. März d. J. an Blutvergiftung. Er hatte be-

kanntlich nach seiner Absetzung es erst recht darauf abgesehen, seine konfusen Irrlehren in freien Vorträgen an den Mann zu bringen. Die liberale Presse suchte ihm dabei immer mehr Popularität zu schaffen, während doch der verschwommene Phrasenschwall des Mannes selbst den Sozialdemokraten zuwider war. Nun hat der Herr ihn abgerufen. Wir glauben, er ist ein Beispiel davon, wie weit ein frommes Herz durch seinen irrenden Verstand kann von der Wahrheit abgeführt werden. Seine persönliche Frömmigkeit ist, unsers Wissens, nicht in Frage gestellt worden. Aber als Pastor und Lehrer der Jugend konnte er nicht im Amte belassen werden. — Was für ein unselbständiger Charakter er übrigens war, scheint ein Nachruf anzudeuten, der zu seinem Ruhm geschrieben wurde und in der „Saalezeitung“ vom 12. März d. J. erschien.

Aus einem persönlichen Zusammentreffen mit Jatho heraus heißt es: „Ich weiß im Augenblick: ein aufregendes Erlebnis kann dieser Mann keinem werden. Und da dämmert gleichzeitig der Instinkt in mir auf, wie dieser weiche, passive, ganz und gar unrevolutionäre Mann Macht über Menschen bekam und wie er ein Volk in Erregung setzen konnte. Die Größe dieses Mannes, den sie den zweiten Luther nannten, ist eine schöne, verklärte Schwäche. Der wurde ein Hirt der Freiheitdurstigen, weil er nie Kraft zu einem Prinzip besessen hat; weil er gegen alles nachgiebig ist; am meisten gegen die eigenen Gedanken, denen gegenüber er ohnmächtig ist. Er hat nie gewollt. Die hinter ihm standen, haben gewollt. Ein Mensch gewordener Volkswille. Kein Führer, sondern ein Geführter. Der in Reinheit aussprach, was die anderen bewegte. Der Mund unserer Gedanken .... Das Gespräch bestätigte den ersten Eindruck. Es begann gleich von seiner Köllner Gemeinde. Und sein drittes Wort: „Wechselwirkung“. Immer fühlt er den Willen der anderen im Nacken; aber es bedrückt ihn nicht, es stärkt ihn; denn nur solche Kraft von außen verleiht diesem Toleranten, diesem ganz und gar Passiven, Abwartenden eine Bewegung.“

Das läßt tief blicken. Der Mann ist geschoben worden von Hintermännern und hätte unter anderer „Wechselwirkung“ in ganz anderer Richtung sich bewegen können. Es ist göttliche Gnade, daß ihm die Möglichkeit, noch mehr Seelen zu verwirren, so jäh abgeschnitten wurde.

Das Komitee Konfessionslos

sollte eigentlich Komitee Gottlos und Ruchlos heißen. In einem seiner Blätter beschäftigt es sich mit der scheinbaren Indifferenz Gottes und schreibt: „Eigenartig: ein Wurm, der getreten wird, krümmt sich. Der liebe Herrgott tut nichts dergleichen, trotz Dreschflegel, Heugabel, Flederwisch und Stinkbombe. Er sitzt gemütlich auf seinem Thron, schmaucht sein Pfeifchen und verkörpert so recht aus tiefstem Herzensgrund den internationalen Humor (nach der Zeichnung von Thomas Theodor Heine). Was er dabei denken mag, liegt mir fern, ergründen zu wollen. Schließlich wäre das, was er denkt, eine Gotteslästerung (nach Auffassung des königlich preußischen Oberstaatsanwalts). Kurz und gut, er fühlt sich anscheinend sehr mollig bei den Hieben, die man ihm appliziert; greift absolut nicht zu dem Weltgedonner und auch nicht zur Sintflut, um uns mit Heuschrecken und Kamelen zu überschwemmen.“ Der Schluß lautet: „Es wird hohe Zeit, daß der Herrgott endlich selbst das Wort zur Klärung der verzwickten Situation ergreift. Denn es handelt sich für ihn um Sein oder Nichtsein.“

Wenn erst einmal Psalm 2, 5 sich an diesen ruchlosen Spöttern erfüllen wird, dann wird es sich zeigen, wessen Existenz auf dem Spiele steht! Und wer weiß, wie bald er eingreift! Wo werden dann die Maulhelden bleiben?

Spanien.

Der Klerikalismus klagt bitter über den Kulturkampf in Spanien trotz des äußerlich so großartig verlaufenen eucharistischen Kongresses zu Madrid im Jahre 1911, der die Bekehrung des Landes zum Katholizismus bekundet haben sollte. Nach einer Mitteilung der „Germania“ hat der Kardinalerzbischof Cos y Macho von Valladolid einen Aufruf erlassen, worin er angesichts der ernsten Ereignisse, die über Spanien durch den mit maßloser Schärfe geführten Kulturkampf hereinzubrechen drohen, die Katholiken auffordert, aus der Zurückgezogenheit hervorzutreten und sich zu organisieren; dem gegenüber ist es interessant, das kirchenpolitische Reformprogramm kennen zu lernen, das der gegenwärtige Ministerpräsident Romanones jüngst einem deutschen Zeitungskorrespondenten entwickelt hat: „Ich will die Kultusausgaben eingeschränkt, oder besser gesagt, angemessener verteilt wissen. Die Gehälter der Bischöfe und Domherren gleichen in der Höhe denen der Minister, und sie sollen beschnitten, dagegen die des niederen Klerus aufgebessert werden. Ist es nicht schändlich, daß das Gehalt eines Pfarrers noch immer wie im Mittelalter, als das Leben im Vergleich mit heute billig war, 600 Pesetas beträgt, weniger als der Lohn des untersten Arbeiters? Auch die Frage der Klostergenossenschaften muß endgültig geregelt werden. Das weitere Anwachsen dieser Genossenschaften darf unter keinen Umständen gelitten werden, und ihre Mitglieder müssen sich dem allgemeinen Gesetze fügen. Das von mir ausgearbeitete Vereinsgesetz wird kurz nach Wiedereröffnung des Cortes eingebracht, und ich erwarte zuversichtlich, daß es glatt durchgehen wird. Meine feste Absicht ist es ebenfalls, die Gewissensfreiheit in Spanien in vollem Umfang einzuführen und sicherzustellen. Der Artikel 11 der Verfassung, der die Gewissensfreiheit gewährleisten soll, darf keine zweideutige Auslegung mehr zulassen. Andersgläubige Heeresangehörige dürfen nicht mehr, wie das bisher der Fall war, gezwungen werden, an den katholischen Kultübungen teilzunehmen. Ich beabsichtige ein weiteres Dekret, kraft dessen Kinder der staatlichen Primärschulen, die andersgläubig sind, oder deren Eltern oder Vormünder dies ausdrücklich verlangen, von der Teilnahme am katholischen Religionsunterricht entbunden werden müssen.“

Literatur.

Meyer, Prof. D. J., Das Soziale Naturrecht in der christlichen Kirche. M. 1. —. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Dem Verständnis der soziologischen Ideengeschichte in der christlichen Kirche treten manche Schwierigkeiten in den Weg, so lange man die zeitweilig höchst bedeutsame Rolle übersieht, die der Begriff des Naturrechts in dieser Ideengeschichte gespielt hat. Wiederholt hat darauf Tröltsch hingewiesen, zuletzt in seinen Soziallehren. Auf seinen Forschungen fußt vielfach, doch mit Wahrung eigenen Urteils, die vorliegende Schrift, die allen an der Geschichte der sozialen Probleme in der Kirche Interessierten, auch Nichttheologen, dargeboten wird. Die Broschüre sucht in großen Zügen darzulegen, wie die alte Kirche den stoischen Begriff des Naturrechts übernahm und ihn mit

dem Offenbarungsgedanken verkoppelte; wie dann die weitere Verwendung des Begriffs teils in sozial-konservativer Tendenz (so besonders bei Gregor I., Thomas von Aquino, Luther, Calvin), teils in sozial-revolutionärer Tendenz (so besonders bei den Hussiten, revoltierenden Bauern der Reformationszeit und dem englischen Puritanismus), bis die Aufklärung diesem ganzen kirchlich geprägten Naturrechtsgedanken und damit der Einheitskultur ein Ende machte. Im letzten Teile der Schrift wird die Frage, ob eine Einheitskultur, bei der die Kirche die sozialen Ideale zu formulieren hätte, erneuert werden könnte, verneint und als Aufgabe der Kirche nur die Pflege sozialen Sinns aufgezeigt. Damit macht die Broschüre die sehr interessante Geschichte des Naturrechtsgedankens zur Lehrmeisterin der Gegenwart.

Diese Schrift ist für unsere synodalen Kreise heute in hohem Grade aktuell. Eine eifrige sozialistische Propaganda sucht es als eine kirchliche Pflicht hinzustellen, den Sozialismus mit aller Macht zu fördern. Eine entgegengesetzte Anschauung beurteilt den Sozialismus nach seinen typischen Vertretern und dem tatsächlichen öffentlichen Gehorsam und Wirken der Partei und kommt zu dem Urteil, daß ein antichristlicher Geist hier wirksam sei. — Die vorliegende Schrift entnimmt die soziale Frage aus der Arena des Alltagsstreits und erhebt sie in die Region der Prinzipien, von denen man ausgehen muß, um zu einer richtigen Lösung zu kommen. Auf das Einzelne hier einzugehen, würde zu viel Raum beanspruchen. Mit der am Schluß von ihm unter Anlehnung an Carlyle gegebenen Lösung können wir und kann die Kirche sich völlig einverstanden erklären: „Schafft sozialen Sinn in Charakterpersönlichkeiten und ihr helft zur besseren Lösung der sozialen Frage.“ (S. 46). Sozialer Fortschritt ist nicht gebunden an ein bestimmtes Naturrecht, weder an Patriarchalismus noch an eine bestimmte Form des Eigentums, als wäre dies allein christlich. Hier stehen alle Wege offen und Vernunft darf autonom nach idealem suchen. Das ist ihr Amt. Aber das Christentum und die Kirche haben auch ihr Amt: nicht soziologische Probleme autorativ hinzustellen, sondern Menschen zu füllen mit sozialem Sinn mit Gerechtigkeit und Liebe, daß sie es nicht lassen können, zu protestieren gegen Ungerechtigkeit und Druck und zu bauen an dem sozialen Bau der Gerechtigkeit. Gewiß, ideale Zustände werden nicht kommen (das ist eben die utopische Torheit der Sozialisten, die wir bekämpfen d. R.). Daran hindert ..... die Sünde. Aber es ist der Mühe wert, gegen alle Sündenwirkungen im sozialen Leben anzugehen.“ Mit diesen Ausführungen wird jeder rechte Menschenfreund sich einverstanden erklären können. In einem Punkt allerdings können wir nicht ganz mit dem Verfasser gehen. Seite 42 und 43 o. sucht er den biblizistischen Beweis für die Rechtfertigung der sozialen Zustände von heute zu entkräften, indem er sagt: Damit würde die Bibel zum statutarischen Gesetzbuch gemacht. Dazu aber könne sie nicht gebraucht werden, weil sie keine einheitliche Auffassung darstelle. So besonders in der Stellung des Mannes zum Weibe. Er weist hin auf die paulinische Gleichstellung des Weibes mit dem Manne und schiebt die entgegenstehenden Aussprüche des Apostels etwas leicht hin in den Hintergrund. Wir haben sicher die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne auf dem Gebiet der Kirche, der Religion und der Ethik, ganz und voll anzuerkennen. Auch ist sicher nicht etwa statutarische Gesetzgebung aus einzelnen Aussprüchen der Bibel abzuleiten. Aber gerade hier übersieht der Verfasser, daß die Bibel mit dem Wort: „Der Mann ist des Weibes Haupt“ nicht etwa ein willkürliches statutarisches Ge-

bot aufgestellt hat. Sondern dieses Wort hat eben in der göttlichen Natur und Schöpferordnung Gottes einen "rocher de bronce," den die ganze Menschheit nicht zu verrücken vermag. Die zwei entgegengesetzten Prinzipien, das prokreative, männliche, und das rezeptive, weibliche sind natura sua darauf angewiesen eben die Stellung gegeneinander zu behaupten, die in der sozialen Ueberordnung des Mannes über das Weib zum Ausdruck kommt. Die heutige Auflehnung des weiblichen Geschlechts gegen diese gottgewollte Naturordnung ist: ein Verbrechen gegen die Menschheit. Wir können dieses Wort nicht mildern.

Scholz, G., Oberhofprediger in Gotha, **Moderne Jugendprobleme und evangelische Kirche.** M. 1.50, kart. 1.80. A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Die 65 Seiten starke Broschüre enthält die Vorlesungen, welche der Verfasser auf dem vom Zentralausschuß für Innere Mission vom 8.—18. Oktober 1912 in der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin veranstalteten apologetischen Kursus gehalten hat. Die aus langjähriger pädagogischer Erfahrung und aus gründlichem Studium der einschlägigen Literatur geschöpften Ausführungen stellen zuerst die Jugend selbst dar, geben dann einen orientierenden Ueberblick über die vorhandenen Jugendprobleme, um schließlich auf Grund ihrer eingehenden Beurteilung Recht und Pflicht der evangelischen Kirche innerhalb der modernen Jugendbewegung darzustellen. Die sozialdemokratischen, humanitären und kirchlichen Bestrebungen werden eingehend besprochen und auf ihren Wert für die Jugend objektiv geprüft. Vor allem lag es dem Verfasser daran, die Notwendigkeit des Evangeliums und evangelisch-kirchlicher Betätigung für die gesunde Heranbildung der Jugend nachzuweisen. Indem er dies nicht von einem voreingenommenen Standpunkt aus getan hat, sondern auf dem Wege einer alle Verhältnisse berücksichtigenden Untersuchung dahin zu führen sucht, hat er die vorliegenden Verhältnisse in klares Licht gestellt, um die humanitären Bestrebungen vor Fehlern zu warnen und die evangelischen Jugendarbeiter auf ihrem Wege zu stärken. Das Buch erscheint schon deshalb zur rechten Zeit, weil es die Gefahren beleuchtet, welche aus einer einseitig humanisierenden und auf körperliche Tüchtigkeit allein hinzielenden Jugendbewegung unter Zurücksetzung evangelisch-kirchlicher Arbeit notwendig entstehen müsse. Es kann allen Jugendfreunden warm empfohlen werden und wird besonders den kirchlichen Kreisen willkommen sein. Bei den Teilnehmern am Kursus in Berlin sind die Ausführungen mit starkem Beifall aufgenommen worden. Jeder, der unsere Jugend kennt, sie liebt und mit ihr lebt, wird das Buch mit großer Befriedigung lesen; es bietet eine reiche Fülle von Anregungen und wächst zu einem ernsten Mahnwort an alle Schichten der Bevölkerung, besonders an Eltern, Erzieher und die heranreifende junge Generation.

Es kostet den Leser etwas Selbstüberwindung die Schrift beharrlich durchzulesen. Denn der Teil: „Leitsätze" ist schon so breit ausgeführt, daß die nachfolgenden Stücke nur wieder als eine breitere Wiederholung der „Leitsätze" empfunden werden. Aber die Schrift selbst wird sicher in Deutschland gute Dienste tun, wenn sie von wohlwollenden, christlich gesinnten Leitern der Jugendbewegung gelesen, studiert und beherzigt wird. Auch hierzulande dürften Männer, die an der Spitze von Jugendbund Verbindungen stehen, die Schrift mit großem Gewinn für ihre Arbeit an der Ju-

gend lesen. Er werden hier besonders die Gefahren angedeutet, die mit jener Art von Jugendunterhaltung verbunden ist, die nur körperliche (turnerisch-athletische) Verbindungen und Spiele treibt und den religiösen Faktor ganz ausscheidet oder in den Hintergrund schiebt.

Vorbrodt, G., Zur theologischen Religionspsychologie. M. 1.20. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Die Broschüre versucht, die Religionspsychologie in den Dienst der Theologie zu stellen, wie das von verschiedenen Seiten gefordert und gefördert ist. Der erste Aufsatz will die Beziehungen der Inneren Mission, bez. Apologetik und Seelsorge, der zweite Aufsatz die der Glaubenslehre zur Religionspsychologie klären. Soll die praktische wie theoretische Arbeit des Theologen nicht weiter gelähmt werden, so bedürfen wir der modernen Psychologie. Die Kämpfe gegen die und in der Kirche können nur abgeschlagen werden, wenn wir das empirische Denken unserer Zeit, das seinen Niederschlag in der modernen Psychologie findet, eindringen lassen in Theologie und Kirche. Daß dabei auch eine Verständigung zwischen den verschiedenen kirchlichen Parteien vom positiven Standpunkte aus möglich ist, dieser Beweis war eine Haupttendenz des zweiten Aufsatzes.

Die Schrift wird nur denen einigermaßen verständlich sein, die schon anderweitig sich mit der Psychologie beschäftigt haben. Namentlich wer die Psychologie von James kennt und studiert hat, die der Verfasser ziemlich hoch bewertet, der wird auch wohl mehr Verständnis für diese Aufsätze haben. Anfänger können nichts anfangen mit dieser Schrift. Sie wimmelt von ganz eigenartigen, neuen Fremdwörtern, die eben nur versteht, wer in die psychologischen Fragen schon tief eingeweiht ist.

Pfennigsdorf, Lic. E., Religionspsychologie und Apologetik. M. 2.—, geb. M. 2.50. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Nachdem sich die psychologische Betrachtungsweise auf den verschiedenen Gebieten der Theologie durchgesetzt hat, konnte auch die Apologetik nicht länger der Frage aus dem Wege gehen, welchen Wert die Religionspsychologie für die Apologie des Christentums hat. Pfennigsdorf hat in der vorliegenden Schrift in großen Zügen eine Antwort gegeben. Nach einer eingehend kritischen Auseinandersetzung mit den religions-psychologischen Methoden und Versuchen der Gegenwart wird der Nachweis geliefert, daß die Religionspsychologie, wenn auch nicht für den direkten Wahrheitsbeweis, so doch für die richtige Erfassung und Behandlung der apologetischen Probleme eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzt. Besonders aber tritt diese ihre Bedeutung auf dem Gebiete der apologetischen Praxis zutage, was Pf. sowohl hinsichtlich der religiösen Individualpsychologie wir der religiösen Sozialpsychologie näher nachweist. Der erstere zeigt die psychologischen Bedingungen des apologetischen Erfolges und die letztere gibt durch Kennzeichnung der einzelnen Schriften und ihrer religiösen Eigenart dem Apologeten unerläßliche Direktiven für seine Arbeit. Da Pf. diese Ausführungen an verschiedenen Beispielen illustriert und in kurzen Strichen auch die Psychologie der Jugendlichen, des Bauern, des Industriearbeiters, der Gebildeten vorführt, ist jedem Gelegenheit geboten, die Richtigkeit der dargelegten Grundsätze selbst nachzuprüfen.

Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verf. auf Veranlassung des Zentralvorstandes für Innere Mission auf dem diesjährigen apologetischen Instruktionskursus in Berlin gehalten hat und wird nicht verfehlen, auf die apologetische Arbeit anregend und befruchtend einzuwirken.

Diese Schrift wird von der anderen von G. Vorbrodt berücksichtigt, z. T. auch kritisch beleuchtet; es sollten daher beide gelesen und verglichen werden. Vorbrodt scheint tiefer in die psychologischen Probleme eingedrungen zu sein als der Verfasser vorstehender Schrift. Er schreibt: „Ob nicht die wenige Tage nach dem Vortrag selbst erschienene Buchform hätte ausreifen können?" Wer mit diesen Problemen sich beschäftigt, wird gut tun, beide Schriften zu studieren.

Noll, Pfarrer K., Der Kampf um die Geschichtlichkeit Jesu und sein Ertrag für die theologische Wissenschaft wie für das religiöse Leben der Gemeinde. 1.80 M. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Einen sichereren, umsichtigeren Führer durch den hin- und herwogenden Kampf der Geister und die einschlägige Literatur der letzten Jahre wird man kaum finden. Ruhig und sachlich führt der Verfasser nicht nur die äußeren Erscheinungen und Ergebnisse der verschiedensten Richtungen vor, sondern sucht vor allem den tiefsten Grund der Stellungnahme anzuzeigen durch Nachweis der geschichtlichen Entwicklungen.

Die Schrift zeigt, welch verzweifelten Kampf die Vernunftweisheit führt gegen den Mann von Nazareth. Er ist ihr einerseits zu groß und hehr, um ihn ganz beiseits zu stoßen, anderseits aber ist es ihr ein Stein des Anstoßes, daß ihn uns die Evangelien und Briefe in solch übermenschlichem Glanze darstellen. Die Gegner des biblischen Jesusbildes teilen sich in zwei Hauptgruppen. Die eine Gruppe, die „historisch-kritische Theologie" hat es unternommen, den von der gläubigen Gemeinde in übermenschlichem Glanze gemalten Jesus reinzuwaschen von dem übermenschlichen Gold-Glanze. Sie will den wirklichen, historischen Jesus herausschälen aus der Schale. Dieser wirkliche Jesus erscheint ihr immer noch schön, groß und herlich genug, daß sie nicht müde wird, ihn in allen Tonarten der Menschheit anzupreisen. Und in der Tat, die Predigt im Maiheft: „Jesus und die Sünderin" kann uns das Herz gewinnen für diesen Mann, der ein solches Herz hat für die Sünder. Aber, ein aber ist dabei! Dieser Jesus ist kein Erlöser von der Sündenmacht, der uns durch sein Blut erlöst und eine Versöhnung mit Gott gestiftet hat. Er ist nur Lehrer und Vorbild. Er hat kein ihm inne wohnendes Recht und Macht, die Sünden zu vergeben. Wir müssen bloß ihm glauben, daß der Vater im Himmel uns jederzeit die Sünden vergeben wolle, wenn wir ihn darum bitten. Dieser Jesus ist nur ein Mensch wie wir. Gestorben, im Grabe geblieben. Er ist nicht Herr und Weltregent. Kann er nun in Wirklichkeit dem dem Tode verfallenen Sündergeschlecht zum „Leben aus Gott" helfen? Wie die Verfasser jenes Predigtbuches diese Frage beantworten, ist uns nicht klar. Mit Heroenkultus kann der verlorenen Menschheit doch wohl nicht geholfen werden.

Die zweite Gruppe verlegt sich auf die „religionsgeschichtliche" Methode. Sie sucht alle Winkel der Erde aus, wo noch Spuren von altheidnischen Religionen zu finden sind. Wo nun Ideen von kommenden oder gekommenen Weltheilanden sich irgendwie in mythologischen Halbgöttergestalten verkörpert haben, das sind alles Vorstufen, aus denen zuletzt sich die Christusmythe herausgebildet hat. Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob Jesus

von Nazareth je gelebt hat oder nicht. Hat er gelebt, so hat man eben auf ihn alle die übermenschlichen Hoffnungen und Ideale übertragen und so ist der übermenschliche Christus geworden: Ein Konglomerat der Quintessenz aus allen alten Religionssystemen. Hat er nicht gelebt, so ist eben das ganze Christusbild eine schöne Mythe, an welchem sich das gemeine Volk ergötzen kann. Sie natürlich, die wissenden Herren, sind über diese Täuschung erhaben und wissen, daß es nichts ist mit diesem Christus der Bibel.

Das ist das Bild, das man bekommt, wenn man diese verzweifelten Versuche betrachtet, den Christus der Bibel los zu werden. den die sogen. „Wissenschaft" nicht erfragen kann. Aber beide Gruppen haben doch wohl durch die Kämpfe der letzten Jahre sich überzeugen müssen, daß sie nicht im stande sind, es dem Volke glaubhaft zu machen, daß sie wirklich im stande sind, den Jesus von Nazareth wahrheitsgetreu zu zeichnen und dem Volk Ersatz zu geben für das, was sie ihm rauben mit ihren Negationen.

Am Schluß gibt Verfasser eine summarische Zusammenfassung der Stellung der modernen-positiven Theologie. Es klingt etwas gelehrt und fremdartig, was er da sagt, wir geben's aber, wie es da steht:

„Was uns den Sieg geben wird in jedem Kampf der Zukunft, das wird die resolute aus der Weltanschauung bewußt in die Wissenschaft hinein wirkende Verbindung von Geschichte und Idee, Individualismus und Kollektivismus, Transzendenz und Immanenz, Dualismus und Monismus, Tatsachen- und Bewußtseinstheologie sein, die das Supernaturale für etwas Reales hält." — Ja, das ist der Stein des Anstoßes für die Gelehrten Herren: Das Supernaturale, das Uebernatürliche. Daraus resultiert die Leugnung aller Wunder, vor allem der Auferstehung etc. — Wer erst an diesem Stein des Anstoßes vorbei ist, wird sich leicht in das Uebrige am Christentum finden.

Zietlow, Sup. Gerhard, Der Tod. Biblische Studien. 3.50 M., geb. 4 M. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Diese Studien sind das Ergebnis einer langjährigen Arbeit und verdienen eine weitgehende Beachtung. Sie gehen vielfach auf unbetretenen Pfaden und graben tief, oft mit ganz überraschenden Resultaten. Das Buch will einem größeren Leserkreis dienen, die Nachweise, Quellenangaben usw. für den Theologen sind daher gesondert als Fußnoten wiedergegeben.

Das Buch enthält viel mehr, als der Titel „Der Tod" vermuten läßt. In einem vorangestellten „Ueberblick" heißt es: Der Tod hat in der Schrift eine dreifache Bedeutung: 1. Er erscheint als ein Verhängnis (Frucht, Lohn, Sold der Sünde), dem niemand entrinnen kann. 2. Ferner als Zustand: Man geht in den Tod, ist im Tode, verbleibt darin; gibt die Seele in den Tod; geht ins Leben über aus dem Tod. 3. Endlich ist der Tod eine Macht; als solche wird er personifiziert. Er macht die Menschen zu Knechten, ist der Feind, der König der Schrecken. Es wird mit ihm gerungen, und es gibt einen Sieg über den Tod.

So behandelt das Buch in drei Abschnitten:

I. Der Sünde Sold: 1. Begriff; 2. Mensch; 3. Baum des Lebens; 4. Sündenfall; 5. Erbsünde; 6. Fleisch; 7. Sold.

II. Im Tode: 8. Scheol; 9. Schlaf; 10. Eckstase; 11. Hades; 12. Verstockung; 13; Besessenheit; 14. Gericht.

III. Der Sieg. 15. Der Gottessohn; 16. Passah; 17. Der Glaube; 18. Wiedergeburt; 19. Leben; 20. Im Himmel; 21. Auferstehung.

Diese Inhaltsübersicht läßt den Leser ahnen, daß hier die tiefsten Fra-

gen der Menschheit abgehandelt werden und zwar ganz in Uebereinstimmung mit der Schrift des A. und N. T., mit reichlichen Belegstellen, aber doch so, daß die betreffenden Fragen tief psychologisch behandelt werden.

Wir lasen das Buch in den Tagen, da die erschütternden Berichte von den großen Katastrophen in Omaha, in Ohio und Indiana die Zeitungen füllten. Da machte uns besonders die Ausführung des Buches S 198 einen tiefen Eindruck. Da heißt es: Wenn der Weltrichter an dem Entscheidungstage den Gesegneten das Reich übereignen wird, von dem er sagt, daß es ihnen bereitgestellt ist vom Grund der Welt her, dies Erbe kann nur die Schöpfungswelt sein. Sie ist dem Menschen in der Tat bereitgestellt. Aber auch nur das. Wenn er sie sich unterwerfen, ihr Getier bezwingen soll, ein Ringen ist es mit widerstrebenden Mächten. Aber ein Besitzen ist es nicht. Er hat dies Reich noch nie besessen. Daß der Mensch nur ein Fremdling sei, ein Gast, der kein Anrecht hat auf die Erde, weil sie ihm nicht hörig ist, wird in der ganzen Bibel anerkannt. Der Boden bringt ihm Dornen und Disteln für Frucht. Kaum daß er ihm seine Notdurft abringt. Die höchsten Erfolge menschlicher Kultur können nicht hindern, daß diese Gewalten fort und fort sich sträuben auch wenn sie überwunden scheinen.* Sie sind angelegt auf ein anderes Regiment, als es der gefallene Mensch mit seinen kreatürlichen Kräften auszuüben vermag, und alle Klugheit und Gewalt, die er aufwenden mag, zum Herrn der Schöpfung macht sie ihn nicht. Endlich muß er die Hände lassen von seinem Werk. Sein Staub mischt sich mit dem Staub der Erde, ein Zeichen seiner Ohnmacht. Aber die Zukunft lenkt zurück zu dem Ausgang. Dann heißt es: Ererbet das Reich, das euch bereitet ist." Das ist andere „Phantasie" als die der törichten Sozialisten, die davon träumen, daß sie berufen sind, durch bloße wirtschaftliche und soziale Veränderungen den Himmel auf Erden zu schaffen und das Paradies herbeizuführen!

Die biblische „Phantasie" rechnet mit der Schöpferkraft und Erlösungsmacht Gottes, die sozialistische träumt von materialistischer Weltentwicklung ohne Gericht über Sünde und Abfall. „Phantasieren kann jeder wie er will" sagt ein sozialistischer Pfarrer. Wir halten's mit der „Phantasie" Christi und der Apostel und der Propheten; sozialistische Schwärmerei ist uns doch zu windig und unsicher, sintemal wir nicht an die materialistisch-sozialistische Lehre glauben, daß bessere äußere Umstände auch bessere Menschen machen.

Seippel, Emil, weil. Pastor in Gütersloh, Meine Seele erhebet den Herrn. Ein Lebensbild Jesu in seinen wichtigsten Zügen der christlichen Gemeinde dargeboten. Mit Titelbild. 1.60 M., geb. 2 M. (C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Eine wertvolle Gabe auch für die, welche dem Heimgegangenen nicht nahegestanden haben. Seine tiefe, ernste und doch wieder fröhliche Art tritt in jeder Andacht unverkennbar zu Tage. „Immer wieder" — so heißt es in einer Beurteilung des Buches — „weiß er Gedanken und Worte zu finden, um die Verzagten, Verschüchterten und in Dunkelheit und Gedrücktheit Einhergehenden zu erquicken und zu heben. So tief die Gedanken sind, so schön und erhebend sind sie auch; gerade die kürzesten Texte bieten of die reichste Erbauung."

Das Buch enthält die Sonntagsandachten, die der entschlafene Pastor Seippel für den letzten Jahrgang des Westfälischen Sonntagsblattes ge-

*) Von uns gesperrt.

schrieben hat. Die Andachten sollen nach der Absicht des Verfassers die Hauptstücke des Lebens Jesu für die Seinen darstellen und fruchtbar machen. Eine genaue Inhaltsübersicht geben die Titelüberschriften für jeden Sonntag des Kirchenjahres. Auch ein feines Bild des Verfassers ist dem Buch vorangestellt. Für kurze Sonntagsandachten im Haus ist das Buch sehr zu empfehlen.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Prof. Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Was diese Zeitschrift bietet, steht auf der Höhe. Jedes Heft ist vortrefflich und gibt reiche Anregung.

Es wird weitere Kreise interessieren, daß der Herausgeber des Blattes als Professor der praktischen Theologie an die Universität Bonn berufen wurde. Die Redaktion des „Geisteskampf" bleibt auch fernerhin in seinen bewährten Händen.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Die Wartburg, deutsch-evangelische Wochenschrift. Organ für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der Evangelischen Kirche in Oesterreich, des deutsch-evangelischen Bundes für die Ostermark, des Wehrschutzbundes, des Luthervereins. Herausgeber: Kirchenrat D. R. Eckardt in Kriebitzsch. Verlag: Arwed Strauch, Leipzig. Preis fürs Ausland 2.15 Mk. vierteljährlich.

Das Blatt bringt beständig Aufsätze, welche das katholische Kirchenwesen und das Verhältnis der römischen Kirche zur evangelischen beleuchten. Besonders die ausführliche Wochenschau bringt Nachrichten teils über das Wachstum der Evangelischen Kirche in der Diaspora, teils über die Machenschaften der Römlinge, um dieses Wachstum zu hintertreiben. Wer die römischen Umtriebe nicht kennt, kann hier sie lernen.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeifer).

Aus dem Aprilhefte des Türmers: Das Reichsamt für deutsche Sprache. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. (Fortsetzung.) — Vom Sein und von der Seele. Von Dr. Hugo Renner. — Mein Bismarck. Von Fritz Müller-Zürich. — Leben. . Von Marie v. Hutten. — Die Kirche als Versammlungslokal. Von Dr. Heinrich Lütcke. — Blätter vom vorigen Jahre. Von F. Becker. — Das Geheimnis der Perlen. Von Dr. Friedrich Knauer. — Der vogelfrei Schuldner. — Neomalthusianismus. Von Otto Corbach. — Napoleon I. als Dichter. — Das schmerzlose Sterben. — Die Mode. — Monte Carlo. — Volkstümliche Heilmittel. — Die „Leere" des Weltraums und die Unendlichkeit der Welt. — Die Anklagen gegen die deutsche Schule. Von Prof. Dr. med. Weber. — Türmers Tagebuch: Wie wir feiern. — Jean Paul Friedrich Richter. Von Dr. Karl Freye. — Mehr Spreu als Weizen. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Was das Leben zerbricht. Von St. — Literarische Halbwelt. — Kunsthandel. Von Dr. Karl Storck. — Friedrich Keller. Von K. St. — Die Rose vom Liebesgarten. Von Dr. Karl Storck. — Idealisten. Von St. — Philipp Scharwenkas Klaviermusik. Von H. Wetzel. Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.
Neue Folge: 15. Band. St. Louis, Mo. September 1913.

Druckfehler

sind eine leider eben so unvermeidliche Plage wie die Fliegen, Muskitos und anderes unausrottbares Ungeziefer. Wenn dann trotz aller Sorgfalt der Korrektur auch noch andere menschliche Fehlbarkeiten sich einstellen, dann wird die Sache nur um so schlimmer. So ging's mit dem Juliheft. Ich hatte mit allem Fleiß die Korrekturbogen gelesen und abgeschickt am 9. Juni. Jedoch „mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten." Die Korrekturbogen gingen unterwegs verloren. Ein anderer, viel geschäftiger Bruder in St. Louis mußte in aller Eile, ohne das Manuskript zu haben, die Korrektur lesen, so gut es eben ging. Da blieben mehr Druckfehler stehen als mir und ihm lieb ist. Wo es nun nur um orthographische und grammatikalische Schnitzer sich handelt, da können ja wohl die gütigen Leser ein freundliches Nachsehen haben. Aber sinnstörende Fehler, die man ohne das Manuskript zu kennen nicht gut korrigieren konnte, sollen nun so viel als möglich hier noch nachträglich angegeben werden.

Man lese also (die oberste Zeile ausgeschlossen):
Seite 244 von oben Zeile 12 Jahrtausenden.
Seite 244 von oben Zeile 14 Geistliche.
Seite 245 von oben Zeile 18 negieren statt regieren.
Seite 245 von oben Zeile 16 soziale statt sozialistische.
Seite 245 von oben Zeile 18 Volk statt Volt.
Seite 247 von unten Zeile 22 und 23 selbstverleugnender.
Seite 257 von unten Zeile 18 als statt auf.
Seite 268 von oben Zeile 19 demnach statt dennoch.
Seite 269 von oben Zeile 20 seinen statt reinen.
Seite 279 von oben Zeile 22 Selbstsucht statt Sehnsucht.

Seite 280, Zeile 7 von oben soll es heißen: respektgebietenden, statt: respektgebenden.

Seite 282, Zeile 2 von oben: kamet, statt: kommet.

Seite 282, Zeile 18 und 19 von unten: Grundton, statt: Gnadenton (zwei mal).

Seite 282, Zeile 13 von unten: Willen, statt: Wollen.

Seite 286, Zeile 1 von oben: die Uebermacht seines Geistes, statt: seines Hasses.

Seite 292 oben 1 Zeile Ausfrau (das zweite Wort in der Zeile).

Seite 293 oben 1. Zeile: zwischen Manne und Versuchung einzuschieben: zur.

Seite 293 von oben Zeile 13 Kaum daß, statt das.

Seite 295 von oben Zeile 3 den statt dem.

Seite 297 von oben Zeile 6 repudiieren, statt reduzieren.

Seite 298 von oben Zeile 15 wahr statt war.

Seite 299 von oben Zeile 17 denominationelle.

Alle übrigen, minder bedeutenden Fehler sind hier ausgelassen.

L. J. H.

Die ersten Jahrzehnte der Reformationszeit.

Referat, erstattet bei der diesjährigen Distriktskonferenz in Süd-Illinois von Prof. em. E. Otto, und auf deren Wunsch veröffentlicht.

Es ist mir die Aufgabe gestellt worden ein kirchengeschichtliches Thema zu bearbeiten, das heißt doch, wie ich die Sache aufgefaßt habe, aus dem großen Bilde des christlichen Völkerlebens im Laufe von 19 Jahrhunderten ein Stücklein auszuschneiden und einfach zu erzählen, was im Verlauf von etwa ein paar Jahrzehnten auf irgend einem Punkte der Erde die kirchlichen Angelegenheiten angehend, geschehen ist. Bei Uebernahme der Aufgabe stellte sich natürlich als erste Schwierigkeit ein die Auswahl des Gebietes, auf das die Betrachtung zu lenken sei. Wer die Wahl hat, hat die Qual. Wohl würde sich herausstellen, daß, wenn man sich nur die rechte Mühe geben wollte und die Mittel dazu hätte, sich in die Einzelheiten des geschichtlichen Verlaufs hineinzuversetzen, auch das Fernliegende sich als lehrreich und anziehend gestalten kann, „greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant." Aber auf der anderen Seite: Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute nahe liegt. Das nächst Liegende ist für uns die Geschichte unserer deutschen evangelischen Kirche und zwar ist es ja wie die Feier des Reformationsfestes zeigt, die Entstehungszeit derselben, deren Kenntnis am meisten als notwendig und fruchtbringend für das evangelische Volk angesehen wird. So nehme ich denn die Aufmerksamkeit der Versammlung für diese Entstehungszeit unsrer evangelischen Kirche in Anspruch, indem ich etwas weiter aushole, etwas mehr ins Einzelne eingehe und den Verlauf der Begebenheiten etwas weiter begleite, als dies in den Predigten am Reformationsfeste geschehen kann. Wenn ich dabei Vielen nur Bekanntes wiederhole, mögen sie es entschuldigen.

Einen bedeutsamen Unterschied zwischen der Denkweise der damaligen Zeit und der unsrigen heutzutage muß man zum Verständnis immer im Auge behalten: der moderne Gedanke, daß Religion Privatsache sei, ist eben modern und war kaum vorhanden, sondern tatsächlich vor-

handene Einrichtungen und vorherrschende innere Anschauungen ruhten auf der Voraussetzung, daß die Religion Staatssache sei, von einer Trennung von Kirche und Staat, wie wir sie in unserm Lande haben, war nicht die Rede. Das hat ja von vornherein daran gelegen, wie im ganzen und großen das Evangelium s. Z. zu unseren deutschen Vorfahren gekommen ist. Während in der apostolischen Zeit, ähnlich wie heutzutage wieder in den Kulturländern Japan und China, die Mission sich an die Einzelnen wendete, aus der Masse des Heidentums einzelne Empfängliche für die Botschaft gewonnen und zu Gemeinden verbunden wurden, trug die Mission in unserm deutschen Volke vorwiegend einen ähnlichen Charakter wie die heutige Mission unter den unzivilisierten Negerstämmen. Das Christentum war die Religion der zivilisierten Nationen geworden, die Mission war die Vermittlerin zugleich der höheren Kultur. Wie heut Negerhäuptlinge den Missionar einladen, sich in ihrem Stamm niederzulassen und ihre Leute zu unterweisen, so waren in unsren deutschen Landen die Bekehrungen meist Massenbekehrungen, der Fürst ging voran und die Völker folgten nach, oft genug geradezu gezwungen. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen gewesen, daß auf dem oft blutgetränkten Boden ein Christenglaube und ein Christenleben hat erblühen können so innig wahr, einfältig und treu wie in der ersten Zeit des Christentums, aber das ist doch die Folge gewesen, daß das christliche Leben der sog. mittelalterlichen Zeit einen vorwiegend gesetzlichen Charakter getragen hat, wer selig werden will, der muß das und das glauben und das und das leisten. Gewiß hat man es nie prinzipiell bestritten, daß die Aufgabe des geistlichen Amtes sei, „des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren," aber überwiegend nahm doch dasselbe die Stelle einer geistlichen Sittenpolizei und des Strafrichters ein. Weltliches und geistliches Regiment gingen Hand in Hand und waren zu gegenseitiger Unterstützung aufeinander angewiesen. Die beiden Gewalten, in denen sich weltlich und geistliches Regiment conzentrierten, Kaisertum und Papsttum, treten miteinander in Bund zur Gründung des heil. röm. Reichs deutscher Nation. Es fragte sich nur, welcher von den beiden Bundesgenossen die Oberhand gewinnen werde. Das Mittelalter ist von den Kämpfen der rivalisierenden Bundesgenossen ausgefüllt. Kräftige Kaiser sahen im Papste gewissermaßen einen obersten Minister der geistlichen Angelegenheiten in ihrem Reiche, und waren es zufrieden, wenn sie in der Person des Papstes ihren mächtigen Lehnsleuten, den Bischöfen und Aebten, eine Autorität gegenüber stellen konnten, die der kaiserlichen Autorität sanktionierend zur Seite trat. Kräftige Päpste aber haben das Verhältnis umgekehrt und unentwegt dem Ziele zugestrebt, dem päpstlichen Stuhle die Anerkennung zu verschaffen, daß ihm als dem Throne Christi alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden, so daß auch der Kaiser nur Lehnsträger sei. In dem Jahrhunderte langen Kampfe hat bekanntlich das Papsttum gesiegt, nicht gerade zu seinem Vorteil. Seine hohen Ansprüche hat es nie aufgegeben, aber an Würde und Einfluß hat es tief Einbuße erlitten.

Es geriet unter die Botmäßigkeit Frankreichs, in die 70jährige babylonische Gefangenschaft, es folgen die unheilvollen Kirchenspaltungen mit zwei und dann dreiköpfigem Papsttum, dann die vergeblichen Versuche einer äußeren Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durch die reformatorischen Konzilien von Konstanz und Basel, aus denen die Kirche schließlich so unreformiert wie je hervorging. Aeneas Sylvius, der politisch gewandte Reichskanzler des schläfrigen Kaisers Friedrich III. hat es verstanden, sich den streitenden Parteien des Basler Konzils als Kompromißkandidaten annehmbar zu machen, als Pius II. die Papstherrschaft über die äußerlich wieder geeinte Kirche zu gewinnen, durch Einzelverträge mit den Fürsten den römischen Stuhl wieder zum Einheitspunkte zu machen und sich den Namen restaurator ecclesiae zu verdienen. So viel hat sich im Laufe dieses Kampfes herausgestellt, daß der röm. Stuhl, wenn er seine Herrschaftansprüche behaupten, sich von dem Einflusse der weltlichen Herrschaft unabhängig erhalten sollte, selber eine respektable politische Macht, einen anständigen Länderbesitz haben müsse, um im Konvent der europäischen Mächte eine Stimme abgeben zu können, der zur Not auch durch das in die Wagschale geworfene Schwert Nachdruck gegeben werden könne, und diesem Ziele haben die Päpste von Pius II. an bis zur Reformationszeit mit Konsequenz nachgestrebt, sie sind Männer von verschiedenem Charakter gewesen, einige von ihnen die größten Schurken, andere anständige Männer, denen persönlich nichts Entehrendes nachgesagt werden kann, aber alle darin übereinstimmend, daß sie keine Ahnung von der wahren Aufgabe hatten, die dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche zukommt, und daß sie ihre Stellung rein als die eines weltlichen Herrschers ansahen.

Es konnte als etwas gar nicht so sehr befremdendes und ungehöriges angesehen werden, wenn Kaiser Maximilian alles Ernstes daran dachte, sich selber zum Papste wählen zu lassen und die beiden Aemter, die so viel miteinander Verwandtes hatten, auch in einer Person zu verbinden. Der Papst betrachtete sich und war tatsächlich in erster Linie ein weltlicher Fürst, er regierte über einen allerdings im Vergleich zu andern Mächten kleineren Staat, der aber den Vorzug besaß, daß ihm seine Einkünfte nicht blos aus seinem eigenen Bezirke aus den Steuern seiner Untertanen zuflossen, sondern aus den Beiträgen der ganzen abendländischen Christenheit. Die Bedürfnisse zur Unterhaltung dieses Staates waren sehr hoch, ein großes Heer von fremden Söldlingen mußte unterhalten werden, und eine Masse Aemter waren zu verwalten und zwar lag die Vermehrung der Aemter im Interesse der Staatskasse, darum wurden sie nicht nach dem Prinzip der Sparsamkeit an möglichst wenige Personen übertragen, sondern an möglichst viele, was von einem einzelnen Mann besorgt werden konnte, das wurde einem Kollegium, einem Komitee, wie wir sagen, von 70 und 100 Personen übertragen. Die Sitze in diesen Komiteen wurden verkauft, und die Inhaber bezogen ihre Zinsen für die hergeliehenen Kapitalien in der Form von Salären für ihre Aemter. Man kann sich denken, welche raffinier-

ten Künste da aufgewandt wurden, den Geschäftsgang in allen Angelegenheiten zu verschleppen, um Gebühren über Gebühren herauszupressen, und von den Einkünften, die nach Rom strömten, floß schließlich doch nur das Wenigste in die Hände des Papstes selbst, um zur Bestreitung der eigentlich nötigen und kirchlichen Ausgaben verwendet zu werden. Das meiste blieb hängen in den Händen unnützer Aemterinhaber, und dabei war es eben gar nicht möglich, Wandel zu schaffen, ohne dabei verkaufte und verbriefte Rechte Einzelner zu beeinträchtigen. Das war in flüchtigen Zügen gezeichnet, das Bild, das die Kirche ihrer äußeren Verfassung nach, vor Beginn der Reformation darbot. Anläße genug lagen in dieser äußeren Verfassung, die auf eine Aenderung hindrängten, allein die Opposition gegen die vorhandenen Mißstände würde für sich allein nicht genügt haben, eine wirkliche Erneuerung zu Stande zu bringen, höchstens eine Wiederholung der fehlgeschlagenen Reformversuche der Konzilien des vorigen Jahrhunderts; eine tiefer gehende Erneuerung konnte nur durch die vorbereitende Wirkung geistiger Antriebe in Bewegung gesetzt werden, und solche waren ja vorhanden. Da ist zuerst hinzuweisen auf das Aufblühen der Wissenschaft, die sich eröffnende Bekanntschaft mit den Schriftstellern der antiken klassischen Welt, wie sie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ermöglicht war; eine neue Art des Denkens brach sich Bahn, die Aussagen der Kirche galten nicht mehr als das alleinige und ausschließliche Maß und Muster der Wahrheit, sondern wurden in Vergleich gestellt und geprüft an dem, was in früherer Zeit eine gebildete Menschheit gedacht und gestaltet hatte, und wie die Sprachform der Kirche, das gang und gäbe Mönchslatein, den höheren Ansprüchen auf Korrektheit und Feinheit nicht mehr genügte, und wie man ausfand, daß die im Gebrauch befindliche lateinische Bibel nicht die ursprüngliche Gestalt sei, in der das Wort Gottes in der Menschheit geredet worden, sondern daß es Ursprachen gebe, an denen die Richtigkeit der Uebersetzung zu prüfen sei, so lebte sich von selbst die Anschauung ein, daß eine neue Zeit gekommen sei, in der es gelte, das Alte von innen heraus umzugestalten. Die neue Bildung, der Humanismus, drang in alle Gesellschaftsschichten, ihre Anhänger fühlten sich einander geistesverwandt und bildeten gewissermaßen eine unsichtbare Kirche in und neben der sichtbaren. Freilich, ließ diese Geistesverwandschaft die größten Unterschiedenheiten in der Hauptsache zu, bald zu völliger Religionslosigkeit und sittlichen Leichtfertigkeit, bald zu ernstem religiösen Streben und Sehnen führend. In Italien vornehmlich bildeten sich gelehrte Gesellschaften, die sich um die Kenntnis und Verständnis der Schriftsteller der alten Welt große Verdienste erworben haben, die aber auf die Hebung der allgemeinen Volksbildung in vornehmer Abgeschlossenheit wenig Einfluß ausgeübt haben. In Deutschland und in den Niederlanden hatte der Humanismus eine mehr praktische Richtung, man hielt Schule, überall entstanden in den Städten Humanistenschulen, die den Klosterschulen den Rang abliefen und ein neues Geschlecht heranbildeten, das für religiöse Anregung geweckt und empfänglich war.

Vor allem aber ist, wenn von den positiven Vorbereitungen der Reformation die Rede ist, doch hinzuweisen auf die im Verborgenen fortwährende starke religiöse Unterströmung, wie sie trotz aller Veräußerlichung und Verkehrung doch immer im deutschen Volke vorhanden gewesen ist. Es ist ja wahr, daß in der mittelalterlichen Kirche viel Verderbnis geherrscht hat, und die Predigten am Reformationsfeste haben Recht, wenn sie auf die Notwendigkeit der Reformation hinweisen. Aber man darf auch nicht zu schwarz malen, es ist dazumal wohl gewesen, wie es heute ist, die Polemik zeichnet gern grau in grau und sieht in allem nur die Züge des Antichrists; eine einfach praktische und bei aller Mangelhaftigkeit der theoretischen Erkenntnis biblischer Wahrheit doch im Wesentlichen biblische Frömmigkeit hat es auch damals gegeben, und ohne das Vorhandensein derselben wäre die ganze Reformationsbewegung nicht erklärlich. Wie heutzutage die ränkevollen Tendenzen des Ultramontanismus den einfältigen Katholiken vielfach nicht zum Bewußtsein kommen, so wurden auch damals die Schäden der weltlichen Kirche von vielen übersehen oder mit der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit entschuldigt. Luther selbst ist ja sich der inneren Verschiedenheit seines Standpunktes von dem in der Praxis der Kirche zum Ausdruck kommenden Weltwesen derselben lange Zeit nicht bewußt, und nach dem er schon längst über die unglückliche Periode der Möncherei hinaus war, in der er durch Kasteiungen den Frieden mit Gott hatte erzwingen wollen, nachdem längst die Gottesstimme in seinem Innern überwältigend ertönt war: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben," hat er doch noch mit allem Eifer an der Kirche, so wie sie war, festgehalten: „Ich war nicht ein so kalter Verteidiger des Papsttums wie Eck und seinesgleichen, die mehr nur um des Amts (des Bauches) willen ihn zu verteidigen scheinen, sondern ich nahm die Sache ernst: ich hätt können alle tot machen oder helfen und zustimmen, daß alle getötet werden, die dem Papst nur mit einer Silbe den Gehorsam verweigerten." Da kam unvorhergesehener Weise das an sich unbedeutende Ereignis des 31. Oktobers 1517, der Zusammenstoß Luthers mit Tetzel. Der Lehre vom Ablaß läßt sich ja wohl eine relativ unschuldige Auffassung abgewinnen, aber sie ist dem Mißverständnisse und dem Mißbrauche so leicht ausgesetzt, und so zu sagen, darauf gerade zugeschnitten, mißbraucht zu werden. Selten hatte die auf Verweltlichung gehende Richtung in der Kirche, der das Heilige nur als Mittel zum Zwecke diente, einen schamloseren Vertreter gefunden als Tetzel. Und auf der andern Seite hat die evangelische Wahrheit, der es ja auch in den vorangegangenen Zeiten nie ganz an Zeugen gefehlt hat, nie einen in klarer Erkenntnis mehr durchdringenden und in felsenfester Ueberzeugung mehr gegründeten Vertreter gehabt als Luther. So stoßen in den beiden Personen die Repräsentanten zweier Richtungen zusammen, die in der Kirche schon vorhanden gewesen, aber gleichsam getrennt nebeneinander gegangen sind, und ihr Zusammenstoß ruft eine Erschütterung hervor, die über den zunächst absehbaren Umfang weit hinausging. Mit der weltlichen Seite der

Kirche wenig bekannt, glaubte Luther den Unfug nur aufdecken zu dürfen, um seine Abstellung zu bewirken, sandte seine Thesen an die benachbarten Bischöfe mit der Bitte, dem Aergernisse zu wehren, erhielt aber nur die Antwort, er griffe der Kirche Gewalt an und würde sich selbst Mühe machen, er täte besser, er ließe davon. Während auf der einen Seite die Thesen ein ungeahntes Aufsehen und begeisterten Beifall über die Grenzen Deutschlands hinaus hervorriefen, regte sich auf der andern Seite natürlich die Gegnerschaft. Wie heutzutage in den theologischen Streitigkeiten zwischen liberaler und positiver Richtung hauptsächlich die Geistlichkeit die Stimmführerin ist, so natürlich auch damals, aber auch die Laienwelt war aufs lebhafteste dabei interessiert, und man fühlte, daß von dem Fortgange des theologischen Streites auch andere Interessen weltlicher Art berührt werden würden. Während es heutzutage der weltlichen Regierung und den Politikern wohl ziemlich gleichgültig ist, ob die Liberalen oder die Positiven in den theologischen Fragen Recht behalten werden, waren damals Kirche und Staat viel mehr miteinander verquickt, so daß kirchliche Aenderungen auch auf das Gebiet der Staatsverfassung weitgehenden Einfluß ausüben mußten. Der alte Kaiser Maximilian forderte den Papst in eigenhändigem Schreiben auf, in diesem gefährlichen Lehrstreite, der leicht auch großer Herren Gunst und Beistand nach sich ziehen könnte, eine Entscheidung zu treffen. Auf der anderen Seite ließ er den Landesherrn Luthers, den Kurfürsten von Sachsen, wissen, er solle den Mönch warm halten, man möchte ihn vielleicht gebrauchen können. Papst Leo, der feingebildete Humanist, der in seinen Kunstgenüssen und weltlichen Interessen aufging, hielt die ganze geistige Bewegung, die Deutschland durchzitterte, für deutsche Dummheit und Mönchsgezänk, war aber selbstverständlich bereit, die Sache im Keime zu ersticken und Luther nach Rom zu zitieren, wo derselbe selbstverständlich in einem Kloster begraben sein würde. Kurfürst Friedrich, obwohl noch ganz auf dem Boden des mittelalterlichen Katholizismus stehend und von Luthers Auftreten gegen den Ablaß unangenehm berührt, hatte doch das Interesse seiner Universität im Auge und verweigerte die Genehmigung zur Romreise, willigte aber ein zum Verhör Luthers auf deutschem Boden. Das Verhör hätte in keine ungeschickteren Hände gelegt werden können, als die des stolzen Thomas de Vio (Cajetan), der Luther durch Hinweis auf päpstliche Bullen als einen Verirrten auf den richtigen Weg weisen wollte. Da Luther in dreimaligen Unterredungen sich immer nur wieder auf die Schrift berief, entließ ihn der Kardinal mit Drohungen, die ernst genug gemeint waren und denen sich Luther nur durch heimliche Flucht entzog. „Ich mag," so äußerte sich nachher der Kardinal, „mit dieser Bestie nicht mehr sprechen, sie hat so tiefe Augen und so wunderbare Spekulationen im Kopfe." Einen besseren Erfolg versprach die Unterhandlung mit dem päpstlichen Nuntius v. Miltiz, der selbst Deutscher von Geburt einen besseren Einblick in die Verhältnisse besaß. Ihm gegenüber versteht sich Luther zum äußersten Entgegenkommen, er verspricht: „Ich wollt päpst-

licher Heiligkeit schreiben und mich ganz demütig unterwerfen auch bekennen, wie ich zu hitzig und scharf gewesen, doch nit vermeint, der h. röm. Kirche damit zu nahe zu sein, sondern anzeigen die Ursach, daß ich als ein treu Kind der Kirche widerfochten hätte die lästerliche Predigt, davon groß Spott, Nachrede und Unehr und Aergernis des Volks gegen die röm. Kirchen entstanden ist. Zum dritten wollt ich ein Zeddel ausgehn lassen, einen jeden zu vermahnen, der röm. Kirche zu folgen, gehorsam und ehrerbietig zu sein, und mein Schrift nit zur Schmach sondern zur Ehre der röm. Kirche verstehn sollten." So glaubte Miltiz, der es nur mit der Person Luthers zu tun zu haben meinte, durch dies großherzige Entgegenkommen Luthers alles erreicht zu haben, was sich in der ärgerlichen Sache erreichen ließ, und es hätte auch können abgetan sein, wenn blos Luthers Person in der Sache beteiligt gewesen wäre, wenn nicht eine höhere geistige Macht hinter demselben gestanden und ihn weiter getrieben hätte. Rom war unbesiegt, es war nicht zurückgegangen, eine päpstliche Bulle, die sog. Sanktionsbulle bestätigte die Ablaßlehre in alle den von Luther bestrittenen Punkten, es durfte beim Alten bleiben. Luther hatte sich nicht für widerlegt anerkannt, aber er hatte erklärt, daß es nicht seine Sache sei, andern zu befehlen, und daß er „vielleicht" zur Unzeit die Wahrheit an den Tag gebracht habe.

So schloß das Jahr 1518. Aber wenn auch Luther sich bereit erklärt hatte, nichts mehr zu sagen, so wirkte doch das, was er gesagt hatte, weiter, sowohl in ihm selber, als auch nach außen hin, sowohl Zustimmung als Gegensatz hervorrufend. Das Jahr 1519 bringt zwei wichtige Ereignisse verschiedener Art. Das eine von politischer Art, die nachhaltigsten Folgen auf diesem Gebiete nach sich ziehend. Der Tod Kaiser Maximilians ruft drei auswärtige Herrscher als Bewerber um die Krone des h. röm. Reichs Deutscher Nation hervor. Während Maximilians Regierung hat es sich genug gezeigt, daß ein Kaiser, wenn er den Anforderungen seiner Stellung recht genügen will, eine respektable Hausmacht besitzen muß. Der Papst, selbst ein weltlicher Fürst, konnte allerdings keinen mächtigen Kaiser wünschen und bestimmte die deutschen Kurfürsten, einen aus ihrer Mitte zu wählen, aber Friedrich der Weise lehnte die Wahl dankend ab. England mußte bald zurücktreten, so blieb die Wahl zwischen Maximilians Enkel und Erben dem Herrscher Spaniens, Siciliens, der Niederlande und Oesterreichs, sowie der amerikanischen Besitzungen, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, und dem ehrgeizigen Franzosenkönig. Sechs Kriege hat dieser Konflikt um die Suprematie in Europa hervorgerufen, die allerdings das deutsche Land insofern weniger in Mitleidenschaft gezogen haben, als die Schlachtfelder meist auf dem Boden Italiens und Frankreichs gelegen haben, aber deutsche Truppen haben auf beiden Seiten mitgekämpft, und vor allem haben die Wechselfälle der Kriege die Haltung des Kaisers zu der kirchlichen Bewegung Deutschlands aufs stärkste beeinflußt.

Das andere Ereignis des Jahres ist die Leipziger Disputation.

Den gelehrten, weltgewandten und beredten Doktor Eck aus Ingolstadt, der heutzutage wahrscheinlich zu einem Austauschprofessor ernannt werden würde, ließ der Beifall, den Luthers Schriften gewonnen und der glänzende Ruf der aufblühenden Universität Wittenberg, die von 1,500 Studenten besucht ward, nicht schlafen; er forderte Luthers Kollegen Bodenstein (Karlstadt) heraus, einen alten theologischen Streitpunkt über das Verhältnis des menschlichen freien Willens zur göttlichen Gnade in öffentlicher Disputation mit ihm auszufechten, und er wußte auch Luther in die Kontroverse zu verwickeln, indem die von ihm aufgestellten Streitsätze sich sämtlich auf die durch Luther angeregten Fragen bezogen. Luther war genötigt mit Eck über den Primat des Papstes zu disputieren, betreffs dessen Eck behauptete, derselbe sei als Nachfolger Petri und Christi Stellvertreter von Anfang an anerkannt worden.

Die Vorbereitungen auf diese Disputation und der sich an dieselbe anschließende weitere schriftliche Verkehr wurden, so zu sagen, die Fortbildungsschule des Reformators, durch sie wurde er zu Untersuchungen veranlaßt, zu welchen er durch seine aufs Praktische gerichtete Frömmigkeit allein wohl nicht geführt worden wäre. Historische und kritische Betrachtungen lehrten ihn immer deutlicher erkennen, daß das ganze römische System in der Schrift nicht gegründet, ein Lügengewebe sei. Er möge wollen oder nicht, schreibt er, so machen ihn seine Feinde alle Tage klüger. Bei der Disputation selbst läßt er sich zu Aeußerungen fortreißen, die ihn in ausgesprochnen Gegensatz, sowohl zum Papst als auch zu den Konzilien, und der ganzen röm. Kirche setzen. Er fühlt sich als Streiter Gottes berufen, gegen den Trug des Teufels, durch den die Kirche verderbt ist, anzukämpfen. Hierdurch gewann er den unbesiegbaren Mut, das felsenfeste Vertrauen und die freudige Zuversicht, mit der er fortan durch alle Gefahren standhaft sein Ziel verfolgte.

Das Jahr 1520 bildet nun den Höhepunkt der inneren Entwicklung Luthers auf der Bahn des Protestantismus, der Negation gegen eine schlechte Wirklichkeit. Alle die frühere einschüchternde Befangenheit, womit er dem eigenen Urteile noch mißtraut und sich einer Belehrung vonseiten der Kirche zugänglich erklärt hatte, ist abgetan. Hat er früher von dem übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden appelliert und dann vom Papste an ein allgemeines Konzil, so ist jetzt sein Grundsatz: ich glaube dem Papst und den Konzilien allein nicht, allein die Schrift ist maßgebend. Mit der rücksichtslosesten Kühnheit spricht er seine jetzige Erkenntnis vom Zustande der Kirche aus in der Schrift (Juni): An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung und in der lateinischen Schrift de captivitate babylonica ecclesiae (Oktober), womit er die von Rom erlassene und von Eck eifrig in Deutschland verbreitete Bannbulle entkräftete. Der nochmalige Sühnversuch Miltizens hatte nur den Erfolg, daß Luther den Gesamtinhalt seiner Lehre in eine jeder polemischen Schärfe entkleideten Form in dem schönen Schriftchen de libertate christiana zusammenfaßte und dieselbe dem Papste mit einem Begleitschreiben

übersandte, das zwar reine Wahrheit enthielt, aber doch allen guten Eindruck der Schrift selbst hindern mußte. Endlich, am Schluß des Jahres folgt die Verbrennung der Bannbulle. 10. Dezember.

Das Jahr 1521 beginnt mit einer neuen Bannbulle, in welcher verhängt wird, daß mit den Ketzern nach Rechts verfahren und der Aufenthaltsort ihrer Anhänger mit dem Interdikt belegt werde. Indeß haben sich die Verhältnisse gegen früher schon so geändert, daß der in Worms zusammentretende Reichstag dem Verlangen nicht ohne weiteres nachgibt, sondern Luther erst zu verhören beschließt und zugleich 101 Beschwerden gegen den röm. Stuhl erhebt. Der 17. April ist der denkwürdige Tag, an dem es Luther gegeben war, so zu sagen, das Ideal eines evangelischen Bekenners zu realisieren, so dazustehn, wie wir ihn in seinen Denkmälern sehn: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit hellen und klaren Gründen überweist werde (denn ich glaube dem Papste und den Konzilien allein nicht) so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun; hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir." Der Eindruck, den sein gottergebener Mut machte, war überwiegend ein gewinnender, aber die bestehenden kirchlichen Ordnungen sind zu mächtig. Kaiser Karl erklärt, daß er als Nachkomme deutscher Kaiser und spanischer Könige entschlossen sei, die Kirche zu erhalten und alles dran zu setzen, daß dieses Mönches gottloses Treiben nicht weiter um sich greife. Er soll unter des Kaisers freiem Geleite zurückgebracht und dann mit ihm als Ketzer verfahren werden. Die Vorsicht seines Kurfürsten entzieht Luther der Verfolgung und er bringt den Rest des Jahres auf der Wartburg zu, und noch mehr wurde die Vollstreckung der Reichsacht gegen Luther und seine Anhänger gehindert durch den Ausbruch des Krieges mit Frankreich. Auch von Rom selbst aus scheint für kurze Zeit ein andrer Wind zu wehen. Papst Leo stirbt, und sein Nachfolger Hadrian ist ein redlicher gewissenhafter Mann, der sich redlich bemüht, zunächst in seiner unmittelbaren Umgebung am römischen Hof, Mißbräuche abzustellen, aber in Deutschland macht er damit keinen Eindruck und in Rom erntet er nur Widerstand, Spott und Haß, so daß er nach zweijähriger Amtsführung sich selber die klagende Grabschrift bestimmt. Sein Nachfolger kehrt wieder in die alten Bahnen des Papsttums zurück und ist in erster Linie Politiker, aber eben die Politik war es, die für die nächsten Jahre eine geschlossene Stellungnahme der auf dem Alten beharrenden Kirche gegen den Fortgang der Reformation hinderte. Wohl ist es nicht richtig, wenn man Luthers Lebensgeschichte in zwei einander entgegengesetzte Perioden zerfallen läßt, indm man zur Charakterisierung der ersten Luthers eigenes halbscherzhaftes Wort verwendet, in dem er sich mit Melanchton vergleichend sich den groben Waldrechtler nennt, der dazu geboren sei,Klötze und Stämme auszureuten, Dornen und Hecken wegzuhauen, der Bahn brechen und niederreißen muß, wäh- er in der zweiten Hälfte konservativ und reaktionär gewesen sei, denn

ihre innere Einheit und Geschlossenheit finden die verschiedenen Richtungen seines Handelns immer in seiner streng in Gottes Wort gebundenen Gewissenhaftigkeit, er hat keinen Sprung gemacht, wie mancher Renegat, der aus einem Extrem ins andere hinüberschlägt. Aber es ist doch so, der Gang der Ereignisse hat es so mit sich gebracht, daß ihm, während er bisher als der Vorgänger in einer vorwärts drängenden Bewegung gewesen, von nun an vorwiegend die Aufgabe zugefallen ist, zurückzuhalten und störende Begleiterscheinungen abzuwehren. Es war ja nicht zu verwundern, daß die nach einer Jahrhunderte langen geistigen Sklaverei eintretende neue Freiheit auch mancherlei Entgleitung und Ueberstürzung mit sich gebracht hat, die galt es abzuwehren und auszuscheiden. Da waren es zunächst die Schwarmgeister und neuen Propheten, die während Luthers Abwesenheit auf der Wartburg den Wittenbergern die Köpfe verwirrten. Da hieß es: Der Luther hat meistenteils recht, aber doch nicht ganz, er hat den rechten Geist noch nicht, die heilige Schrift ist unkräftig, die Menschen zu belehren, sie müssen durch den Geist gelehrt werden. Der Türke werde Deutschland einnehmen, alle Pfaffen müssen erschlagen werden, in fünf Jahren werde eine solche Aenderung in der Welt werden, daß kein Unfrommer oder Sünder werde leben bleiben. Die Kindertaufe sei nichts, Schulen brauche man nicht mehr. Manche von den Geistlichen Wittenbergs, auch Karlstadt, ließen sich betören, ja auch Melanchton wußte nicht recht, wie er sich verhalten solle. Da konnte nur der Reformator selbst, in dem sich Besonnenheit, Begeisterung und Kraft in so seltener Weise verbanden, sein Werk vor Versinken erretten. Er eilte von der Wartburg herbei März 1522 und brachte durch seine gewaltige Predigt wieder Ordnung in die Verwirung, dann gab er das Neue Testament heraus. Dann folgt 1524 und 1525 der grausige Bauernaufstand, der natürlich von den Gegnern der Reformation in die Schuhe geschoben wurde. Es ist ja wahr, daß in der Bewegung zwei eigentlich von einander verschiedene Strömungen in eins zusammenflossen: einmal die politisch-soziale. Der harte Druck, unter welchem die Bauern, und überhaupt der sogenannte gemeine Mann zu leiden gehabt, hatte ja schon längst, namentlich in den letzten 50 Jahren, wiederholte Aufstände zur Folge gehabt, die Forderungen der Bauern waren ja im ganzen durchaus gerecht, und es ist kein einziges Stück derselben, wenn in vernünftige Form gebracht, dessen sich nicht unsere Bauern, nicht nur hier, sondern auch in Deutschland als ganz selbstverständlich erfreuten. Dazu kam nun die religiöse Bewegung. Die Verweigerung der geistlichen Obern, der Bischöfe und vieler Fürsten, die evangelische Predigt zu gestatten, erweckte neue Unzufriedenheit, und der Mißverstand evangelischer Freiheit gab derselben einen religiösen Charakter. Es klang ja ganz schön, wenn in den 12 Artikeln, in die die Bauern ihre Forderungen faßten, der erste lautet: „Zum ersten ist unsere demütig Bitt und Begehr, auch unser aller Will und Meinung, daß wir nun fernerhin die Gewalt und Macht wollen haben, eine ganze Gemeine soll einen Pfarrherr selbst erwählen und kiesen, auch Gewalt

haben, denselben wieder zu entsetzen, so er sich ungebührlich hält. Derselbe erwählte Pfarrherr soll uns das heilige Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Lehr und Gebot."

Luther erließ sein Mahnwort an beide Parteien. Vergeblich, auf beiden Seiten wurden Greuel verübt, und nun, da Vernunft und Sittlichkeit hier nicht mehr mitreden konnte, sah Luther, daß hier das erste, was not tat, war, daß erst wieder Ruhe geschaffen wurde, und das konnte nicht anders geschehen als durch Gewalt, und zu dieser hat er dann in seiner Schrift, „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" mit furchtbarer Schärfe angeraten. Es ist selbstverständlich, daß die traurige Wendung den stärksten Rückschlag auf den Gang der Reformation ausüben mußte, einesteils in schädlicher, anderseits in segensreicher Weise. Manche redlich Gesinnte, die aber doch noch zu sehr am Alten hingen, wurden nun doch der Sache der Reformation ganz abgeneigt, anderseits wurden auch viele unwünschenswerte Elemente, die sich in ihren Erwartungen von der neuen Zeit getäuscht sahen, von der Bewegung abgeschüttelt. Jedenfalls kam nun die Sache allmählich in ruhigeres Fahrwasser, sie wurde weniger volkstümlich und das Interesse daran zog sich zurück in die engeren Kreise der Geistlichen und Theologen und der staatlichen Obrigkeiten, der Fürsten und städtischen Magistrate.

Noch sind wiederum zwei neue Ereignisse verschiedener Art aus dem Jahre 1525 anzumerken. Das eine in engem Kreise sich vollziehend aber von für Jahrhunderte folgenreicher Bedeutung. Das andere, damals als das gewaltigste betrachtet und die Interessen von Tausenden berührend, und heutzutage bedeutungslos und vergessen. Luther, damals etwa 42jährig tritt in die Ehe mit der aus dem Kloster entflohenen Nonne Katharine v. Bora, ein Schritt, den er weniger nach der in seinem Herzen aufkeimenden Liebe folgend getan hat, als vielmehr um des Bekenntnisses willen, um einem schon längst klar erkannten und ausgesprochenen sittlichen Grundsatze auch durch öffentliche Tat Sanktion zu geben. Das andere ist die entscheidungsvolle Schlacht von Pavia, durch welche der 5jährige Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich beendet wird. König Franz wird besiegt, gefangen und nach Madrid abgeführt, zu einem demütigenden Friedensschlusse gezwungen. Nun hätte der Kaiser, der allerdings die kirchlichen Angelegenheiten immer nebenbei im Auge gehabt hatte, aber durch die Kriegsereignisse abgezogen war, anfangen können, auch in Deutschland reine Bahn zu machen, wenn nicht eine merkwürdige Wendung eingetreten wäre. Der Sieg von Pavia hat dem Kaiser unbeschränktes Uebergewicht in Italien gegeben und das war bald bedrohlich für den Papst, der doch auch als Beherrscher des Kirchenstaates seine politischen Gelüste hatte. Natürlich allein konnte er gegen den Kaiser nichts machen, folglich trommelt er Verbündete gegen seinen gewaltigen Gegner zusammen, er entbindet den Franzosenkönig, der nach beschworenem Friedensschlusse aus seiner Haft entlassen ist, seines Eides, holt England und die damals mächtige Republik Venedig herbei, und er

selbst ist die Seele der sogenannten heiligen League. Da bedurfte der Kaiser der Zusammenraffung aller seiner Macht, zumal an der Ostgrenze seines Reichs die Türkengefahr drohte. Da bedurfte er deutscher Hilfe, und die konnte er nur haben, wenn Deutschland ruhig war, die Schonung der evangelischen Partei war ihm daher politisch ratsam,, um den Papst zu zügeln. Unter diesen Umständen verlor der Reichstag zu Speyer 1526 das drohende Aussehen, das er anfangs gehabt. Die evangelischen Fürsten und Städte traten trotziger auf,sie versprachen Reichshilfe aber unter der Bedingung, daß die harten Beschlüsse, die seiner Zeit auf dem Reichstage zu Worms gegen die Anhänger und Beschützer Luthers erlassen waren, aufgehoben würden. Der Reichstagsabschied lautete dahin, daß die kirchlichen Angelegenheiten auf einem allgemeinen Konzil oder wenigstens auf einem deutschen Nationalkonzil, das baldmöglichst einzuberufen sei, geordnet werden sollten, und daß inzwischen **ein jeder Stand es in seinem Gebiete so halten solle, wie er es vor Gott und seiner kaiserlichen Majestät glaube verantworten zu können. Dieser Beschluß gab den evangelischen Ständen die Rechtsgrundlage, darauf hin sie die Reformation nun in ihren Gebieten offiziell einführten.** So veranstaltete der Kurfürst von Sachsen hauptsächlich unter Melanchthons Oberleitung die allgemeine Kirchenvisitation, die die bedauerlichsten Schäden aufdeckte und abzustellen suchte. Für die nächsten 2—3 Jahre hatte Deutschland Ruhe, und die evangelische Partei konnte sich stärken. In Italien schleppte sich der wunderliche Krieg zwischen Kaiser und Papst hin, wobei beide Gegner einander fortwährend der größten Ehrerbietung und Freundschaft versicherten und doch einander Schaden zufügten so viel sie konnten; deutsche Truppen, meist Lutheraner, erstürmten Rom und plünderten nach Herzenslust, das ward nun freilich bedauert und als Versehen hingestellt, aber es blieb doch dabei, daß der Papst mehrere Monate Gefangener blieb, wenn man ihm auch die Füße küßte. Endlich kam es 1529 im Frieden von Bologna zer Versöhnung, die doch bei allem Weihrauche, der dem Papste gestreut wurde, sachlich auf vollständige Unterwerfung und Demütigung desselben hinauslief; alle politischen Ansprüche, für die er gekämpft hatte, mußte er aufgeben. Desto geneigter war der Kaiser, nun auf die kirchlichen Wünsche des Papsttums einzugehen und in Deutschland die Rückkehr zur mittelalterlichen Kircheneinheit zu erzwingen. Die Vorlagen, die er von Italien für den im Jahre 1529 abzuhaltenden Reichstag einsandte, klangen drohend und ermutigten die katholische Partei des Reichstags zu schrofferem Auftreten. Unmittelbarer Angriff wurde zwar bis zur Ankunft des Kaisers verschoben, aber man beschloß, in den katholisch gebliebenen Gebieten wenigstens zu den strengen Beschlüssen von Worms zurückzukehren und wenigstens die Weiterverbreitung der Reformation und die innere Weiterentwicklung derselben zu verbieten. Gegen diesen Majoritätsbeschluß legten die evangelischen Stände Protest ein, sich darauf berufend, **„daß in Sachen, Gottes Ehre und unsrer Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein jeglicher für sich**

selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben muß." Von diesem Proteste hier haben die Evangelischen den Namen Protestanten erhalten.

Unter den bedrohlichen Umständen erschien es nun vielen, namentlich dem regsamen und energischen Landgraf Philipp v. Hessen, unbedingt ratsam, alle Vorbereitungen für einen tätlichen Angriff zu treffen, alle Gleichgesinnte zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammenzufassen, namentlich mit den Schweizern und den süddeutschen Städten ein Bündnis einzugehen. Allein seine Bemühungen scheiterten an den Bedenklichkeiten des Kurfürsten, der sich nach seinen Theologen richtete, und diese warnten vor einem Bündnisse, einerseits aus Besorgnis vor dem Charakter des Landgrafen, der zu rascher Tat geneigt Schritte tun könne, die den Bund in Verlegenheit bringen würden, anderseits aus prinzipieller Abneigung gegen Ketzerei. Der Streit wegen der Abendmahlslehre war schon seit Jahren im Gange. Veranlassung dazu hatte zuerst Luthers Wittenberger Kollege Karlstadt gegeben, der durch sein törichtes Verhalten während der Schwarmgeisterzeit in Wittenberg, Luthers Gegner geworden war. Er hat die buchstäblich mögliche aber allem common sense widersprechende Auffassung der Einsetzungsworte vorgetragen: „dies hier ist mein Leib," wobei Jesus eine entsprechende Gebärde auf seine Brust deutend gemacht haben müßte, aus welcher dann natürlich nur eine lose Beziehung zwischen dem Elemente und dem Leibe Christi hergeleitet werden konnte. In Wittenberg unmöglich gemacht hat er sich eine andere Stelle gesucht und dort mit „praktischerer" Einführung der Reformation Ernst gemacht, bis er durch Luthers Abmahnung an den Rat zu Orlemünde auch von dort vertrieben ward. Er begab sich nach Basel, von wo aus er in einer Reihe heftiger Schriften Luther angriff und namentlich dessen Abendmahlslehre lächerlich zu machen suchte. So trat Luthern diejenige Abendmahlslehre, welche die Schrift auf eine mit der Vernunft übereinstimmende Weise zu erklären suchte, zuerst in einer ihm Widerwillen verursachenden Form in Verbindung mit einer willkürlichen Verdrehung der Einsetzungsworte entgegen, er setzte sie auf eine Stufe mit der Verwerfung der Kindertaufe, die als das Symbol der Schwarmgeister erschien. Das Religionsgespräch zu Marburg, das der Landgraf 1529 in der Hoffnung, eine Verständigung herbeizuführen, zwischen den Wittenbergern und den Schweizer Theologen veranstaltete, erfüllte seinen Zweck nicht, vermehrte eher noch die Entfremdung. Man einigte sich auf die 14 Artikel, die den Inhalt des 1. und 2. Artikels im Apostolikum behandeln. Auch sogar über das Abendmahl im 15. einigte man sich über etliche Hauptpunkte: „wir halten dafür, daß man beiderlei Gestalt brauchen soll, daß die Messe kein Werk ist, damit man einen, tot oder lebendig, könne selig machen. Daß das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi, und die geistliche Genießung desselben Leibes und Blutes Christi vor allem von nöten sei, daß das Abendmahl wie das Wort von Gott gegeben sei zur Stärkung des Glaubens und der Liebe. — Und wie wohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei,

diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil den andern, sofern eines jeden Gewissen leiden mag, christliche Liebe erweisen und beide Teile Gott bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand gebe." Trotz diesem Entgegenkommen, das, wie man meinen sollte, hätte vollständig genügen können, die Grundlage für ein Bündnis abzugeben, blieb Luther dabei, vor dem Bündnisse zu warnen, und wenn man ihn darauf hinwies, daß man ja in allen Artikeln eins sei bis auf den einen, so antwortete er: Es ist schon an dem einen zu viel, und wer nur einen leugnet, ist nicht weniger ein Unchrist denn Arius. Die Abneigung Luthers muß wohl tiefere und allgemeine Gründe gehabt haben.

So ging man dem Reichstage zu Augsburg, zu welchem der Kaiser zum ersten Male seit neun Jahren wieder den Boden Deutschlands betretend sich persönlich einfinden sollte, nicht ohne Besorgnis, doch mit Entschlossenheit, es gehe, wie es wolle, entgegen. Welch ein Umschwung und Fortschritt war innerhalb dieser neun Jahre für Deutschland eingetreten. Damals der alleinstehende Mönch, für den kein Mensch sich öffentlich zu bekennen getraute, und mit dem man kurzen Prozeß zu machen gedachte, jetzt allerdings noch eine Minorität, aber doch eine stattliche Anzahl deutscher Fürsten, die man nicht so leicht vergewaltigen konnte, zwar von gleichem Bekennermute erfüllt, aber doch nicht in gleicher Gefahr wie einst Luther. „Löbe Fürst, nit Kop ab," sprach der Kaiser zum Kurfürsten Johann, als dieser bei der Begrüßung sich bereit erklärte, sein Leben für seinen Glauben hinzugeben. Allerdings war es die Absicht der Evangelischen Stände, ihren Glauben zu bekennen und kein Jota von demselben zu weichen, aber doch zugleich die Erhaltung des Friedens möglich zu machen, und die Verfolgung dieses doppelten Zwecks konnte keinen geeigneteren Händen anvertraut werden als denen Melanchtons. Die von demselben auf Grund vereinbarter Vorlagen verfaßte Bekenntnisschrift, hat anfänglich den Namen einer Apologie getragen, und eine Apologie, Verteidigungsschrift ist sie auch ganz und gar, sie enthält keine Polemik gegen katholische Irrlehre, ihre Tendenz ist nicht, die evangelische Lehre in ihrem Unterschiede von der katholischen auszusprechen, sondern sie nach der Seite darzustellen, wie sie mit der Lehre der urchristlichen Kirche übereinstimmt. Mit einem Worte, sie will nur bezeugen: Wir Evangelischen lehren nichts Unchristliches und wir haben nur solche Mißbräuche abgeschafft, welche offenbar nur späteren Ursprungs sind und mit der heiligen Schrift im Widerspruche stehen. Der 25. Juni ist der Tag, den die evangelische Kirche als ihren Triumphtag ansehen durfte, an dem sie ihr edles mannhaftes glaubenstärkendes Bekenntnis ablegen durfte. Es konnte nicht fehlen, daß das Bekenntnis auf manche bisherige Gegner einen gewinnenden persönlichen Eindruck machte und zu dem Geständnis nötigte, so habe man bisher von dieser Sache nicht gehört und geurteilt, aber der Anstoß blieb ja doch die faktisch vorliegende Losreißung vom Papsttum und Hierarchie. Für den Kaiser war der erhebende Eindruck, den die Verlesung des Bekenntnisses in deutscher Sprache gemacht hatte, doch ver-

loren, er glaubte durch Entschiedenheit mehr zu erreichen als durch Unterhandlungen, er übergab die Schrift etlichen katholischen Theologen mit dem Auftrage, eine Gegenschrift anzufertigen und wollte nach Verlesung derselben die Sache für abgetan ansehen. Allein das entschlossene Auftreten der Evangelischen zeigte ihm, daß mit Drohungen und Einschüchterung nichts zu erreichen sei, und zu einem förmlichen Bruche, zum Kriege es kommen zu lassen, dazu war die politische Lage nicht geeignet. So wurde zu theologischen Unterhandlungen geschritten, ein offenbar aussichtsloser verkehrter Weg, dessen Wahl aber zusammenhing mit der die ganze Welt beherrschenden Auffassung, daß die Religion Staatssache sei. Ein Komitee von Sachverständigen sollte Formeln aufstellen, die nachher zum Staatsgesetze erklärt werden sollten. Wie zu erwarten war, gelang es verhältnismäßig leicht, über die Lehrartikel übereinzukommen, von den 21 Lehrartikeln konnte man sich nur über 3 nicht einigen, allerdings die wichtigsten, aber die Sache scheiterte, als es aufs praktische Gebiet überging. Unter Melanchthons ängstlich friedliebendem Einflusse kam man auch auf diesem Gebiete den katholischen Forderungen weitgehend entgegen, allein in praktisch greifbaren Differenzen, wie Priesterehe, Abendmahl unter beider Gestalt, und vor allem hinsichtlich der bischöflichen Gewalt konnte man doch nicht nachgeben. Melanchthon hatte schwere Zeit, er kam in schiefe Stellung, von beiden Seiten mit Mißtrauen betrachtet. Bei den Katholiken galt er als ein Heuchler, der den Standpunkt der Protestanten schönfärbend ganz anders darstelle als er in Wirklichkeit sei, und auf protestantischer Seite wurde er um seiner schwächlichen Nachgiebigkeit willen getadelt, ja als ein Verräter an der evangelischen Sache dargestellt, nur Luther verkannte seinen treuen Gefährten nicht, wenngleich er klar blickend erkannte, daß durch Unterhandlungen nichts gefördert werde, es sei genug, daß man seinen Glauben bekannt habe, das übrige solle man Gott überlassen. So kam es denn auch, die Verhandlungen schleppten sich hin. Viele reisten ab, schließlich wurde der Reichstagsabschied im Sinn der katholischen Mehrheit angenommen, die von Melanchton verfaßte Apologie kam nicht zur Verlesung. Den Protestanten wurde eine Bedenkzeit bis zum 15. April 1531 gewährt, ob sie sich der unverglichenen Artikel halber mit der christlichen Kirche u. s. w. vereinigen wollen, „mittlerweile wollen wir uns auch bedenken, was uns zu tun gebühren wolle." Der Kaiser versprach, sich beim Papste zu verwenden, daß ein Konzil, womöglich binnen sechs Monaten, einberufen werden solle. Obwohl sich wohl annehmen ließ, daß die angedeutete Kriegsdrohung nicht sehr gefährlich sein werde, sahen die Protestanten doch die Notwendigkeit ein, sich auf Verteidigung zu rüsten. So wurde der Schmalkaldische Bund auf sechs Jahre geschlossen. Das stärkte die Stellung der Protestanten mächtig, und der Kaiser konnte nicht daran denken, den Augsburger Beschluß auszuführen. Den Ausschlag gebot das Heranrücken Sultan Solimans, zu dessen Abwehr man die Hilfe der Protestanten brauchte. So ward der Nürnberger Religionsfriede 1532 geschlossen, durch den der bisherige Religionszustand

bis zum Zusammentritt eines Konzils oder eines andern Reichstags anerkannt wurde. Das wär zwar ein unsicherer, jederzeit der Kündigung ausgesetzter Friede, aber so lange die äußere Weltlage den Kaiser anderweitig in Anspruch nahm, gab er doch Zeit zu ruhiger Entwicklung und kräftigen Weiterentfaltung. So kann man denn kurz zusammenfassend sagen: Das nächste Jahrzehnt ist eine Zeit ununterbrochenen äußeren Fortschritts der protestantischen Sache. Seinen Höhepunkt hat derselbe im Jahre 1544 gehabt. Von da ab gehts abwärts. Der Kaiser besiegt endlich seinen langjährigen Gegner definitiv und nötigt ihn im Frieden von Crespy sein Verbündeter zu werden. Nun kam die Katastrophe und fand die Protestanten innerlich schlecht vorbereitet. Der halbpolitische Charakter, den die Führung des Reformationswerkes seit dem Augsburger Reichstage hat annehmen müssen, hat Luther oft geschmerzt, den traurigen Verlauf des aufgenötigten Krieges zu erleben hat Gott ihm erspart und hat seinen Streiter heimgerufen. Luther starb am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsorte Eisleben. Es gelingt dem Kaiser, die protestantischen Streitkräfte zu trennen, den Charakter der Kriegsrüstungen, die doch offenbar die Vernichtung des Protestantismus zum Zweck hatten, zu verschleiern, so daß die meisten protestantischen Städte der Meinung waren: Was geht das uns an, wenn etliche unserer Glaubensgenossen ihre Privathändel mit dem Kaiser haben. Die beiden Hauptführer des Schmalkaldischen Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen werden isoliert von ihren Verbündeten im Stiche gelassen. Der erstere wird von seinem eigenen Neffen verraten, der sich mit dem Kaiser verbindet und dafür zum Kurfürsten erhoben wird und die Hälfte vom Lande seines Oheims zugesprochen erhält. Wohl gelingt es dem Kurfürsten, seinen abtrünnigen Neffen wieder aus seinem Lande zu vertreiben, aber er wird in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, 24. April 1547, geschlagen und gefangen gehalten. Auch Landgraf Philipp, der nun allein steht, wird gezwungen sich zu ergeben und erhält die Zusage, daß er, wenn er Abbitte leiste, vom Kaiser zu Gnaden angenommen und ohne einiges Gefängnis wegkommen werde. Das Versprechen wird nicht gehalten und der Bruch desselben mit einem Schreibfehler entschuldigt. Nun war der Kaiser völlig Sieger und konnte seine Gegner schonungslos bestrafen. Die reichen protestantischen Städte, Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Konstanz, die sich so knauserig in der Unterstützung ihrer Bundesgenossen gezeigt, mußten das Zehnfache an Strafe bezahlen, verloren ihre Freiheiten und mußten nun wohl merken, daß der Krieg ein Religionskrieg gewesen war. Der evangelische Gottesdienst wurde überall verboten, die Geistlichen verjagt, zahlreiche Hinrichtungen fanden statt. Natürlich gelangte das alles nur da zur Durchführung, wo der Kaiser selber hinkam, er wandte sich nach Süddeutschland, im Norden fanden die kaiserlichen Verordnungen wenig Eingang, und zum Teil entschiedenen Widerstand. Inzwischen hat der Papst dem Kaiser einen Strich durch die

Rechnung gemacht. Gleichzeitig mit dem Beginn des Krieges hat er das langbegehrte und versprochene Konzil zusammenberufen in Trient, gerade noch auf deutscher Grenze. War der Kaiser der Meinung gewesen, daß nach Beseitigung von etlichen offenbaren Mißständen die Protestanten sich mit der Kirche versöhnen lassen würden und daß daher das Konzil vor allen Dingen mit reformatorischen Beschlüssen anfangen müsse, so fing dasselbe mit Lehrbestimmungen an und gerade mit solchen, die den Protestanten die Teilnahme an allen weiteren Beratungen unmöglich machten. Die schnellen Siege des Kaisers überraschten den Papst nicht weniger als die Protestanten, eine Reformation, wie sie der Kaiser im Auge hatte, der eine Beschränkung der geistlichen Gewalt in sich schloß, war ihm nicht gelegen, er verlegt deswegen das Konzil auf italienischen Boden, dasselbe kommt zum Stillstand. Inzwischen nimmt der Kaiser für Deutschland die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten in die Hand und erläßt das sogenannte Interim, die vorläufige Zwischenordnung, die bis zum Wiederzusammentritt des Konzils gelten soll. Dasselbe läuft den Hauptzügen nach darauf hinaus, daß vor allem die bischöfliche Herrschaft überall wieder hergestellt werden soll. Daß der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt unter Beschränkungen gestattet sein soll, die Priesterehe zur Not anerkannt aber der Cölibat anzustreben sei, im übrigen betreffs der Festfeiern, Zeremonien, Feste etc. soll es beim Alten bleiben. Bis zum Jahre 1552 hat der Kaiser so ziemlich wieder die äußere Ordnung hergestellt, nur Magdeburg leistet noch entschlossenen Widerstand und wird vom Kurfürsten Moritz im Namen des Kaisers belagert. Das Konzil war in Trient wieder eröffnet, die protestantischen Theologen machen sich auf den Weg, um an demselben Teil zu nehmen, da folgt wieder ein Umschlag. Moritz fällt wieder vom Kaiser ab und nötigt ihn zum Passauer Vertrage, nach dem die gefangenen Fürsten wieder freigegeben werden und für die Anhänger des Augsburger Bekenntnisses Glaubensfreiheit gewährt wird.

Der Inhalt dieses Vertrags erhält durch den drei Jahre später (1555) geschlossenen Augsburger Religionsfrieden Bestätigung. So gelangt der um der gebotenen Kürze willen nur skizzenhaft gezeichnete Gang der Ereignisse zu einem vorläufigen nicht voll befriedigenden und den Keim zu späterem Konflikte in sich tragenden Abschlusse. Der Anspruch der mittelalterlichen Kirche, daß jedes christliche Staatswesen der römischen Hierarchie unterstellt sein müsse, ist aufgegeben, aber die zugestandene Religionsfreiheit gilt nicht für die Individuen, sondern nur für die Stände, die Obrigkeiten, sie ist auch nicht von seiten der Kirche selbst gewährt, sondern von Staatswegen, das Reich, wie es im Kaisertum und in den Reichstagen repräsentiert ist, gewährt seinen Gliedern eine doch auch nur beschränkte, durch die Zustimmung zur Augsburgischen Konfession bedingte Aktionsfreiheit; Rom selbst hat bis heutzutage keine Religionsfreiheit gewährt und hat, wie bekannt, Jahrzehnte später das Reich zum Kriege gegen seine Glieder gehetzt.

Die Summe von Eindrücken, die ein Ueberblick über einen Ge-

schichtsabschnitt hervorruft, ist zu groß, zu umfangreich und zu mannigfaltig, als daß sich eine einzelne Wahrheit oder eine bestimmt abgegrenzte Zahl derselben als das ausschließliche Resultat der geschichtlichen Betrachtung herausheben ließe, der eine wird dies, der andere jenes als Hauptlehre hervorheben. Die Beantwortung der Frage: Was lehrt uns die Geschichte der Reformation? wird immer etwas Subjektives haben, und wenn ein Einzelner es unternimmt, die eigenen Eindrücke namhaft zu machen, so wird ein anderer ihm sagen: Du hast hauptsächliches vergessen, oder mir ist gerade der entgegengesetzte Gedanke entgegen getreten.

Wenn wir, so wir noch leben, in kurzer Zeit das 400jährige Jubiläum der Reformation zu feiern gedenken, so wird dies der Natur der Sache nach als ein Jubel- und Freudenfest geplant werden. Mit Recht, wir dürfen jubeln und Gott danken, daß es eine Reformation gegeben hat, und was sie uns gebracht hat, wollen wir halten. Aber man darf auch nicht allzusehr idealisieren, als wäre ausnahmlos alles wohlbedacht und alles recht gemacht, wie man etwa bei der Fertigstellung eines Hauses feiern kann, wenn es nach einem guten Plan gebaut und der Bau kontraktmäßig ausgeführt ist, alle Schulden bezahlt sind und man behaglich die neue Wohnung beziehen darf. So verhält sich's nicht; es wird ja wohl recht sein, wie Gott es gefügt hat, denn seine Wege sind höher als die unseren, aber es gehört doch eben auch zu Gottes Fügung, daß wir das Mangelhafte und Schiefgeratene im Gange der Geschichte anerkennen. Eine bei jeder Reformationsfeier sich aufdrängende Frage ist doch immer die: Wie ist die im Gefolge der Reformation eingetretene Kirchentrennung zu beurteilen? Welcher Wert kommt der Aufrechterhaltung kirchlicher Einheit zu? Auf der einen Seite wird über die Reformation der Stab gebrochen, einfach *weil* sie die kirchliche Einheit zerstört habe, auf der andern schreibt man dieser Einheit gar keinen Wert zu und würde ihre Wiederherstellung als einen Schaden ansehen. Nun ist ja kein Zweifel, daß die Einheit im Geiste in einerlei Erkenntnis und einem Glauben innerlich höher steht als die Einheit unter einer Verfassung, und daß es ein Segen der Reformation ist, diesen Unterschied zwischen äußerer und innerer Einheit zum Bewußtsein gebracht zu haben. Die Minderwertigkeit der äußeren Einheit also zugestanden, bleibt doch die Frage: Hat sie gar keinen Wert? Die Geschichte der Reformation lehrt uns: Die Reformation hat von Haus aus keineswegs den Zweck gehabt, die äußere Einheit der Kirche zu zerreißen, die Reformation, wie sie etwa auf dem Augsburger Reichstage der Kirche angeboten wurde, hätte sich die katholische Kirche von A bis Z aneignen können, ohne ihre Verfassung aufgeben zu müssen. *Der eigentliche entscheidende Schritt zur Trennung ist von seiten der römischen Kirche ausgegangen*, sie hat das Tafeltuch zerschnitten, als sie zugleich mit dem Appell an die Waffengewalt die Grundlehren des Protestantismus von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift und

von der Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben definitiv mit dem Anathema belegte und jedes weitere Zusammenwirken zur Verständigung und Versöhnung unmöglich machte.

Die äußere Einheit ist ein Gut, das wohl entbehrt werden kann, wenn es nicht anders als um den Preis höherer Güter zu gewinnen ist, das aber zur Aufrechterhaltung und Einführung von Ordnung von größtem Werte sein würde.

Die Bestrebungen der katholischen Kirche, politischen Einfluß zu gewinnen, sind zu verwerfen, aber ihre Bestrebungen, ihren sittlichen und religiösen Einfluß auszudehnen kann man ihr nicht verdenken und kann ihr nur in ehrlicher Konkurenz begegnen. Unsere Synode als Unionskirche hat vor andern auch die Aufgabe, zur Herbeiführung auch der äußeren Einheit aller Christen in einer Kirche die Hand zu bieten.

Die Stellung Melanchtons in den Reformationsbewegungen zeigt auch unserer Synode, die ihn gewissermaßen zu ihrem Bannerträger gemacht hat, die Schwierigkeit, ja die vorläufige Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen. Melanchton hat nicht erreicht, wofür er gewirkt hat, seine schwachen Seiten sind auch unverkennbar, so werden wir auch das schöne Ziel "ut omnes unum," die Zusammenfassung aller Sonderkirchen in einer gesunden Vereinigung zu gemeinsamem Handeln, auch im neuen Jahrhundert nicht erreichen, wir sind uns auch unserer Schwächen bewußt, aber wie Melanchton das Zeugnis gebührt: „er hat gewollt," so möge das auch von uns gelten.

Pensions= und Unterstützungssache.

Von Pastor C. Müller.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir in der Synode eine Unterstützungskasse für dürftige Invaliden, Witwen und Waisen aus dem Pfarrstande. Es war das ein Liebeswerk. Wer seinen Jahresbeitrag in die Kasse einzahlte, sagte sich: es ist eine Gabe für Dürftige, und sagte sich zugleich: ich hoffe, nie in die Lage zu kommen, auf diese Kasse Anspruch erheben zu müssen.

Anders ist es mit der Pensionskasse. Sie ist eine Anstalt, die es dem einzelnen Mitglied ermöglichen will, für *seine* und der *Seinigen* Zukunft zu sorgen, ähnlich wie bei den weltlichen Unterstützungsvereinen oder der Lebensversicherung. Wer hier einzahlt, sagt sich: es ist ein Sparpfennig für *meine* und der *Meinigen* Zukunft; er tut's für sich und die Seinigen. Er kann also von rechtswegen nicht mehr von der Kasse erwarten, als er eingelegt hat, das aber muß ihm gesichert sein, wenn anders die Synode nicht der Vorwurf der (wenn auch unbeabsichtigten) Ungerechtigkeit treffen soll. Es muß hier der Grundsatz gelten: gleiche Rechte gleiche Pflichten. Wenn also die Synode ihren Pensionären gleiche Pension verspricht (abgesehen von den Dienstjahren, auf die ich später zu sprechen komme), so muß auch als Regel gelten: gleiche Beiträge, d. h. als Gesamtsumme, also je älter

das Kassenglied bei seinem Anschluß ist, je mehr muß es jährlich einzahlen, um den Zahlungen der jüngeren Brüder gleichzukommen und der Kasse es in Zukunft zu ermöglichen, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Sie muß ferner in Rechnung ziehen, daß die Zahl der Pensionäre von Jahr zu Jahr wächst und andererseits, daß der Fall eintreten kann, daß die Zahl der Kassenglieder zum Stillstand kommt, wie z. B. im vorigen Jahr, oder gar abnimmt, damit sie, wenn die Auslagen größer und die Einnahmen geringer werden, den Pensionären auch in späteren Jahren gerecht werden kann und als treue Haushälterin erfunden wird. Das ist aber nicht der Fall, wenn sie die Gelder, die die jetzigen Kassenglieder einzahlen an Leute auszahlt, bei denen die entsprechende Gegenleistung fehlt, weil sie schon Invaliden waren noch ehe eine Pensionskasse bestand, und deren nachträgliche Einzahlung in gar keinem Verhältnis steht zu dem, was die jetzigen Kassenglieder, hauptsächlich jüngere Brüder, im Lauf der Jahre einzuzahlen haben.

Andererseits wäre es unrecht, diese lieben alten Brüder unversorgt zu lassen, zumal, da sie durch jahrelange Beiträge zur alten Unterstützungskasse sich ein Anrecht auf Unterstützung im Bedürfnisfall erworben haben. Es wäre das eben so unrecht, als es unrecht ist, die Gelder, die die jetzigen Kassenglieder für *ihre* Zukunft zurücklegen, an andere Leute auszuzahlen und diese im Alter darben zu lassen. Diese Versorgung der jetzigen Invaliden, Witwen und Waisen, sollte nach wie vor die Liebespflicht der *ganzen* Synode sein, nicht nur der Gemeinden, sondern auch aller Pastoren, auch derer, die zur Pensionskasse gehören. Der Uebergang von der Unterstützung zur Pension läßt sich eben nicht im Handumdrehen vollziehen. Wir sind mit unserer Pensionssache vor eine Uebergangsperiode gestellt, die wenigstens zwanzig Jahre dauern wird, in der die Vereinigung nur allmählich vollzogen werden darf, wie ich hernach zeigen werde, sonst wird's immer berechtigte Unzufriedenheit geben sehr zum Schaden der ganzen Sache. In dieser Zeit müssen die beiden Kassen zurecht bestehen, bis schließlich das Doppelsystem überflüssig wird, aber es darf nicht, wie jetzt ein und dieselbe Person Anspruch erheben auf *beide* Kassen. Das rächt sich. Hier heißt's friedlich, schiedlich. Während dieser Uebergangsperiode sollten die jetzigen Invaliden, Witwen und Waisen nach Bedürfnis ganz wie früher aus der Unterstützungskasse versorgt werden und auch die älteren Brüder im Amt, die bei einer gerechteren Regulierung der Beiträge zur Pensionskasse, ihren Verpflichtungen gegen dieselbe nicht nachkommen können und infolge dessen auf Pension verzichten und sich zur Unterstützungskasse halten. Diese Entscheidung der älteren Brüder im Amt für die eine oder andere Kasse sollte aus freien Stücken geschehen und spätestens bis 1. Februar 1914 getroffen werden. Nach dem 1. Februar 1914 sollte keinem Bruder, der das 60. Lebensjahr hinter sich hat, weder den jetzigen noch den später der Synode beitretenden der Anschluß an die Pensionskasse gestattet sein. Dann kann die Pensionskasse so gestaltet werden, daß jeder zur Synode kommende Bruder un=

ter 60 Jahren sich je eher je lieber der Pensionskasse anschließt, wenn er nicht geradezu blind und gleichgültig für seine und der Seinigen Zukunft ist, und es bedarf alsdann keines Zwangs. Während dieser Uebergangsperiode sollte besonders für die Glieder der Pensionskasse das Wort Pauli (Gal. 6, 2) gelten: „Einer trage des andern Last.“ Und sie sollten sich der Bruderpflicht nicht entziehen, die Dürftigen unterstützen zu helfen, und die jetzigen Invaliden, Witwen und Waisen sollten freiwillig—nicht erzwungen—auf ein vermeintliches Recht verzichten, das ihnen irrtümlicher Weise zuerkannt wurde, damit die Pensionskasse nicht überbürdet und ihre Glieder nicht in späteren Jahren verkürzt werden.

Unsere Pensionssache hat aber noch eine andere Seite. Sie will nicht nur den Kassengliedern behilflich sein, sich auf spätere Zeiten einen Sparpfennig zurückzulegen, sondern die Synode will ihnen durch diese Einrichtung auch eine Belohnung gewähren für die ihr geleisteten Dienste, und zwar entsprechend ihrer Dienstjahre. Diese Belohnung darf sie dem Pensionär aber nicht auf Kosten der Kassenglieder gewähren, wie das bei unserer jetzigen Einrichtung teilweise geschieht. Das Kassenglied hat ja nicht den Brüdern, sondern der Synode, resp. den Gemeinden gedient, folglich muß es auch von der Synode, resp. den Gemeinden seine Belohnung erhalten. Dazu sollten die obligatorischen Kollekten, sowie der Zuschuß aus dem Verlag dienen. Nun dürfen wir aber nicht vergessen, daß wir die bedürftigen Invaliden, Witwen und Waisen zu unterstützen haben und diese beiden Quellen zunächst die Unterstützungskasse speisen müssen und nur allmählich, in dem Maß als die Zahl dieser Bedürftigen abnimmt, in die Pensionskasse münden dürfen, bis nach zwanzig Jahren die Unterstützungskasse überflüssig wird und die beiden Kassen sich von selbst vereinigen. Wie das geschehen kann, soll später gezeigt werden.

Die Aufgabe, die der Generalsynode in Burlington mit dieser Sache gestellt wurde, war eine höchst schwierige. Es war auch gar nicht zu erwarten, daß sie gleich in allen Stücken das Richtige treffe. Dessen war sich die Konferenz auch bewußt; sie hat daher zunächst nur auf vier Jahre Regeln festgesetzt. Es ist nun die Aufgabe der bevorstehenden Generalsynode die Schwierigkeiten, die sich im Lauf der Zeit herausgestellt, nach Kräften zu lösen; aber auch jeder einzelne Bruder sollte es als seine Pflicht erachten an dieser Lösung schon im voraus mit zu arbeiten, besonders unsere Vertreter auf der Generalkonferenz. Unsere Aufgabe ist eine viel kompliziertere und darum ungleich schwierigere, als z. B. die der Lebensversicherung. Sie zahlt in der Regel erst nach dem Tode des Mitgliedes aus, wir in der Regel schon bei Lebzeiten. Sie zahlt in runder Summe aus und weiß im voraus wie viel, kann also die Beiträge darnach bestimmen, wir in Form von Pension, die sich nicht nur auf den Pensionär, sondern auch auf seine Witwe und Waisen erstreckt, wir wissen also nicht wie viel das einzelne Mitglied die Kasse kostet und können nur mit Durchschnittssummen rechnen. Wir haben

bei Festsetzung der Pension nicht nur die Einzahlungen der Kassenglieder zu berücksichtigen, sondern auch die Dienstjahre und haben außerdem noch auf die nächsten zwanzig Jahre für die Unterstützung solcher bedürftiger Invaliden, Witwen und Waisen Sorge zu tragen, die keinen rechtlichen Anspruch an die Pensionskasse haben. Wenn sich da die Brüder, die die Distrikte zur Generalkonferenz abordnen, nicht im voraus in die Sache einarbeiten, werden sie kaum imstande sein, die Aufgabe glücklich zu lösen. Zu dieser Vorarbeit Anregung zu geben, ist der Zweck dieses Schreibens, besonders der nachstehenden Tabellen.

Zunächst möchte ich auf einige

Mängel der jetzigen Pensionsregeln

hinweisen, die nicht gerade an der Oberfläche liegen. Wer sich in die Sache hineinarbeitet, dem muß auffallen, daß die Einzahlungen der Kassenglieder nicht in einer das Gerechtigkeitsgefühl befriedigenden Weise geregelt sind, wie das in der nachstehenden Tabelle I deutlich hervortritt, wo ich die jetzt nach Dienstjahren angeordneten Beiträge nach entsprechenden Altersstufen vom 21. bis 70. Lebensjahr umgesetzt habe.

Tabelle I.

Das Rechtsgefühl erwartet, daß jeder schließlich dieselbe Gesamtsumme einzahlt. Nach unseren jetzigen Pensionsregeln aber zahlt,

wer	mit	21	Jahren	eintritt,	bis	zum	70. Lebensjahr	$850.00
"	"	31	"	"	"	"	70. "	750.00
"	"	41	"	"	"	"	70. "	600.00
"	"	51	"	"	"	"	70. "	400.00
"	"	61	"	"	"	"	70. "	200.00

Das heißt also: je jünger an Jahren du beim Eintritt in die Pensionskasse bist, desto mehr kostet dich deine Pension. Zwangsanschluß, besonders bei jüngeren Brüdern muß da doppelt erbittern. Die Gerechtigkeit verlangt, daß Brüder, die im vorgerückten Alter der Pensionskasse beitreten, entsprechend höhere Jahresbeiträge entrichten, um mit den jüngeren Brüdern gleiche Rechte zu haben, wie Tabellen V und VI zeigen.

Daß auch die Invaliden, Witwen und Waisen der alten Unterstützungskasse gegen eine geringe Nachzahlung in die Pensionskasse hinübergenommen wurden, wer möchte ihnen das nicht gönnen, *wenn es nicht auf Kosten der jüngeren Kassenglieder geschehen müßte und vor allem, wenn die Kasse dabei auf die Dauer bestehen könnte?* Unsere Verwaltungsbehörde scheint zwar — nach ihrem Jahresbericht zu urteilen — der Meinung zu sein, daß, weil unsere Pensionssache *ein* Jahr die Probe bestanden, sie auf *alle Zeiten* erprobt sei. Auch verschiedene Distrikte scheinen derselben Meinung zu sein. Selbst der Schreiber hat so geurteilt, bis er durch Berechnungen, deren Resultat in Tabelle II und III niedergelegt ist, überzeugt wurde, daß er im Irrtum ist. Durch die jetzigen 212 Pensionäre (gleich 25 Prozent der jetzigen

Kassenglieder) ist die Kasse gleich von Anfang aufs äußerste belastet. Dazu kommt bei dem hohen Alter vieler Kassenglieder ein weiteres rasches Anwachsen der Zahl der Pensionäre (in den drei letzten Jahren durchschnittlich neunzehn im Jahr) während z. B. im letzten Jahr die Zahl der Kassenglieder nicht gewachsen ist, folglich auch die Einnahmen nicht. Schließlich ist zu beachten, daß die Beiträge der älteren Glieder viel geringer sind, als die der jüngeren, dementsprechend auch die Einkünfte geringer sein müssen, als wenn alle Glieder gleichgestellt wären. Alles das hat zur Folge, daß die Pension von Jahr zu Jahr geringer werden muß.

Wie die Pension sich unter solchen Umständen in Zukunft gestalten **muß**, wenn wir die Erfahrungen der letzten Jahre auf die Zukunft anwenden, das zeigt Tabelle II, wo ich mit dem Durchschnittszuwachs der letzten drei Jahre, von neunzehn Pensionären per Jahr rechne.

Tabelle II.

Im Jahre 1913 erhalten unsre 212 Pensionäre durchschnittlich	$127.52
Im Jahre 1918 bei einer Zunahme von 19 Pensionären jährlich	$88.06
Im Jahre 1923 bei einer Zunahme von 19 Pensionären jährlich	67.25
Im Jahre 1928 bei einer Zunahme von 19 Pensionären jährlich	54.39

Nun wird gesagt, daß die Zunahme von Pensionären deshalb so groß gewesen sei in den letzten Jahren, weil auch Invaliden, Witwen und Waisen, die finanziell gut gestellt sind und deshalb keine Unterstützung aus der alten Unterstützungskasse beanspruchten, Anspruch auf die Pensionskasse erhoben haben, was ihnen gegen eine geringe Nachzahlung gewährt wurde. Das war freilich ein Fehler, weil sie auf Kosten meist armer Brüder persioniert werden müssen, und vor allem, weil es die Kasse auf die Dauer nicht ertragen kann. Aber auch abgesehen von diesen letzten Pensionären müßte die Pension bei einem mehr normalen Zuwachs von zehn Pensionären per Jahr von Jahr zu Jahr weniger werden. Das weist Tabelle III nach, wo ich mit einem Zuwachs von zehn Pensionären jährlich rechne.

Tabelle III.

Im Jahre 1913 erhalten unsre 212 Pensionäre durchschnittlich	$127.52
Im Jahre 1918 bei einem Zuwachs von 10 Pensionären durchschnittlich	105.18
Im Jahre 1923 bei einem Zuwachs von 10 Pensionären durchschnittlich	86.65
Im Jahre 1928 bei einem Zuwachs von 10 Pensionären durchschnittlich	74.25

Das heißt in andern Worten, wir müßten bei einer Zunahme von neunzehn Pensionären jährlich in fünfzehn Jahren eine Jahreseinnahme haben von $63,377.44, und bei einer Zunahme von zehn jährlich eine Einnahme von $47,437.44, um die diesjährige Durchschnittspension von $127.52 zahlen zu können, während die diesjährigen Einnahmen rund nur auf $27,000.00 veranschlagt sind, oder aber die Pension

muß fallen wie oben angegeben und wird von Jahr zu Jahr weiter fallen. Ein fähiger und im Rechnen sehr tüchtiger Geschäftsmann, mit dem ich unsere Pensionssache durchnahm, urteilte: Wenn ihr Laien als Mitglieder hättet, statt nur Pastoren, so würde eure Pensionskasse in ihrer jetzigen Form keine zehn Jahre bestehen.

Aus alledem ist ersichtlich, daß unsere Pensionsregeln einer gründlichen Revision bedürfen. In Nachfolgendem will ich

Einige Richtlinien für die Neugestaltung der Pensionssache,

wie ich sie mir vorstelle, angeben:

1. Beibehaltung der beiden Kassen:
   a. Unterstützungskasse, oder Kasse I.
   b. Pensionskasse, oder Kasse II.

2. Zu Kasse I halten sich alle jetzigen Pensionäre, so weit sie unterstützungsbedürftig sind, sowie diejenigen Brüder im Amt, die diese Kasse vorziehen und auf die Pensionskasse verzichten, weil sie ihres hohen Alters wegen den Verpflichtungen gegen Kasse II nicht nachkommen können.

3. Zu Kasse II gehören alle, die bereit sind den ihrem Alter entsprechenden Jahresbeitrag zu zahlen (Siehe Tabelle V und VI).

4. Kein künftig in die Synode eintretender Bruder, der das 60. Lebensjahr überschritten hat, bekommt Zutritt in Kasse II.

5. In Kasse I fließen:
   a. Die Interessen des jetzigen Anlagekapitals,
   b. die Kollekten aus den Gemeinden,
   c. der Zuschuß aus dem Verlag,
   d. ein Beitrag von $5.00 per Jahr aller Brüder im Amt, die nicht zu Kasse II gehören,
   e. ein Beitrag von $1.00 jährlich aller Glieder von Kasse II,
   f. etwaige Liebesgaben und Legate u. s. w., die für diese Kasse bestimmt sind.

6. In Kasse II fließen:
   a. Die Beiträge der Kassenglieder nach Tabelle V oder VI,
   b. etwaige für diese Kasse bestimmte Legate und Liebesgaben,
   c. ein von Jahr zu Jahr aufsteigender Prozentsatz des Zuschusses aus dem Verlag und den Gemeindekollekten; im ersten Jahr 5 Prozent, im zweiten zehn Prozent u. s. w., bis die beiden Kassen in zwanzig Jahren vereinigt sind. Dann wird schwerlich mehr Bedürfnis sein für eine Unterstützungskasse in obigem Sinn.

„Arme habt ihr allezeit," sagt der Herr, also auch dann noch. Es sollte darum alsdann

7. Eine Kasse für besondere Notfälle geschaffen werden, die mit einem kleinen Prozentsatz des Verlagszuschusses und der Gemeindekollekten, sowie freiwilligen Liebesgaben gespeist wird.

8. Zur Pensionierung berechtigt:
*a. Eine 40jährige Dienstzeit in der Synode,
*b. Das Lebensalter von 70 Jahren,
c. eine ärztlich nachgewiesene Dienstunfähigkeit schon früher. Dieser Nachweis muß jährlich wiederholt werden bis zum 70. Lebensjahr.

9. Die Unterstützung aus Kasse I wird nur den Mitgliedern dieser Kasse gewährt, so weit sie bedürftig sind, und zwar nach den Regeln der alten Unterstützungskasse, nicht aber den Pensionären. Auch hier wird ein jährlicher ärztlicher Nachweis der Dienstunfähigkeit und ebenso ein Nachweis der Bedürftigkeit gefordert.

10. Die Pension sollte mit einer runden Summe beginnen, die jeder Pensionär bekommt ganz abgesehen von seinen Dienstjahren, dazu aber eine Zulage für jedes Dienstjahr.

11. Die Höhe der auszuzahlenden Pension wird von der Generalsynode auf je vier Jahre bestimmt. An diese Regeln hat sich die Verwaltungsbehörde streng zu halten.

Unterstützungskasse, Kasse I.

Die Einnahmen der Unterstützungskasse würden sich nach obiger Anordnung etwa so gestalten, wie Tabelle IV zeigt. Davon gingen die jährlich zunehmenden Abgaben an Kasse II ab (Siehe oben No. 6) entsprechend der Abnahme der zu unterstützenden Invaliden, Witwen und Waisen. Wann mit dieser Abgabe begonnen werden soll, ob gleich oder erst nach einigen Jahren, muß sich richten nach der Zahl der Brüder im Amt, die sich vom 1. Februar 1914 an an diese Kasse halten.

Tabelle IV.

(Einnahmen der Unterstützungskasse.)

1. Die Interessen vom jetzigen Anlagekapital zu 5 Prozent gerechnet	=	$ 2,302.50
2. Gemeindekollekten (Siehe Jahresbericht 1913)	=	10,380.00
3. Verlagszuschuß		10,000.00
4. Beitrag von $5.00 von 180*) Brüdern im Amt (nicht zu Kasse II gehörend)		900.00
5. Beitrag von 768**) Pensionskassengliedern je $1.00 per Jahr	=	768.00
		$24,350.50

Es stände uns also die Summe von $24,350.50 per Jahr zur Verfügung für die Unterstützung unserer jetzigen 212 Invaliden, Witwen

* Falls a und b in Konflikt kommen mit den Gesetzen des Staates Missouri, so dürfte c genügen.

**) Ich nehme an, daß etwa einhundert der jetzigen Kassenglieder auf Pension verzichten und sich an Kasse I. halten würden. Dazu kämen die zirka achtzig Brüder im Amt, die sich der Pensionskasse nicht angeschlossen haben, also = 180, die je $5.00 zu zahlen hätten. Das ließe 768 in der Pensionskasse, die je $1.00 zahlen würden.

und Waisen. Unter diesen dürften kaum mehr als 200 sein, die der Unterstützung wirklich bedürfen. Das ergäbe also eine durchschnittliche Unterstützungssumme von $121.75, während unsere diesjährige Pension im Durchschnitt $127.52 beträgt, also ein Unterschied von $5.77.

Eine Rückerstattung der Beiträge der jetzigen Invaliden, Witwen und Waisen an die Pensionskasse, wäre kaum am Platz, da dieselben ja ihre Einzahlung reichlich in Form von Pension zurückerhalten haben und sie die Nutznießung des jetzigen Anlagekapitals haben.

Pensionskasse, Kasse II.

Die Gesamtsumme der Beiträge, die das einzelne Mitglied im Lauf der Jahre bis zum 70. Lebensjahr in Kasse II zu zahlen hätte, sollte mindestens auf $600.00 gesetzt werden. Darnach wären die jährlichen Beiträge zu berechnen, so daß schließlich jeder, in welchem Alter er auch eintritt, diese Summe einzahlt (vorausgesetzt, daß er nicht früher dienstunfähig wird oder stirbt). Demnach würden sich die Beiträge nach jährlich aufsteigender Stufenfolge etwa so gestalten, wie die nachfolgende Tabelle V zeigt.

Tabelle V.

Wer mit	21	J. eintritt,	zahlt jährl.	$12.00,	bis zum 70. Lebensj.	=$600
" "	22	"	" "	12.25,	" " " "	= 600
" "	23	"	" "	12.50,	" " " "	= 600
" "	24	"	" "	12.76,	" " " "	= 600
" "	25	"	" "	13.04,	" " " "	= 600
Und so weiter bis						
" "	60	"	" "	60.00,	" " " "	= 600

Oder aber die Beiträge können nach einem dem Beitrittsalter entsprechenden Prozentsatz des Pfarrgehaltes angeordnet werden, wie Tabelle VI zeigt, wobei ich das Durchschnittsgehalt zu $800.00 angenommen habe. Sollte die Zahl zu hoch sein, so müßte der Prozentsatz erhöht werden, um schließlich in allen Fällen die Gesamtsumme von $600 annähernd zu erreichen.

Tabelle VI.

		Vom Pfarrgehalt			
Vom 21.	Jahr an	$1\frac{1}{2}$%	= $12.00	jährl., bis zum 70. Lebensj.	= $600
" 26.	" "	$1\frac{3}{4}$%	= 14.00	" " " " "	= 616
" 31.	" "	2 %	= 16.00	" " " " "	= 624
" 36.	" "	$2\frac{1}{4}$%	= 18.00	" " " " "	= 612
" 41.	" "	$2\frac{3}{4}$%	= 22.00	" " " " "	= 609
" 46.	" "	$3\frac{1}{8}$%	= 25.00	" " " " "	= 600
" 51.	" "	4 %	= 32.00	" " " " "	= 608
" 56.	" "	5 %	= 40.00	" " " " "	= 600
" 60.	" "	$7\frac{1}{2}$%	= 60.00	" " " " "	= 600

Diese Einrichtung hätte den Vorteil für das Kassenglied, daß sein Beitrag mit seinem Gehalt steigen und fallen würde. Wer also im Alter von 21 bis 25 Jahren eintritt, hat bei einem Gehalt von $600 nur

$9.00 und später bei einem Gehalt von vielleicht $1200 nur $18.00 jährlich zu zahlen (Hausmiete kommt in Abrechnung). Es wäre aber auch eine Art Einkommensteuer, wobei der Besserbesoldete die Lasten der Geringerbesoldeten zu teilen hätte, nach Paulus Gal. 6, 2: „Einer trage des andern Last.“ Die Gesamteinnahmen wären wesentlich dieselben wie nach Tabelle V.

Es bleibt uns nun noch die Hauptfrage:

Wie stellt sich bei dieser Einrichtung die Pensionskasse, und welche Pension können wir dem Kassenglied nicht nur versprechen, sondern nachweisbar garantieren?

Das soll uns Tabelle VII zeigen. Wir würden also die Kasse unter der neuen Einrichtung anfangen mit 768 Gliedern, keinem Kapital, keinen Pensionären und dürften kaum mehr als fünf Pensionäre per Jahr als Zuwachs erwarten, da unsere Kassenglieder, mit wohl wenigen Ausnahmen unter 60 Jahre alt sind. Der jährliche Durchschnittsbeitrag wäre nach Tabelle V und VI = $26.55 per Mitglied. Wir rechnen aber, um sicher zu gehen nur mit dem Durchschnittsbeitrag bis zum 55. Lebensjahr = $22.37. Das ergibt bei 768 Kassengliedern eine jährliche Einnahme an Beiträgen von $17,180.00. Dazu kommt der jährlich steigende Prozentsatz vom Verlagszuschuß und den Gemeindekollekten, im ersten Jahr rund $1000, im zweiten $2000 u. s. w., ferner die Interessen von dem sich ansammelnden Anlagekapital zu 5 Prozent gerechnet. Bei dieser Einnahme könnten wir, selbst für den Fall, daß unsere Gliederzahl nicht wächst und die Zunahme der Pensionäre jährlich fünf wäre, unseren Pensionären bis zum Schluß der Uebergangsperiode, also für die nächsten zwanzig Jahre, jährlich dieselbe Pension, die wir unter dem jetzigen System im Jahr 1913 zahlen, also $127.00 nachweislich zahlen, und hätten am Schluß der zwanzig Jahre ein angesammeltes Anlagekapital von $698,292.00, wie in nachfolgender Tabelle zu sehen ist. Oder aber wir könnten, statt ein so hohes Anlagekapital anzusammeln, unsere jährliche Pension durchschnittlich bis auf $600.00 erhöhen. Dabei ist zu beachten, daß ich durchweg mit 768 Kassengliedern gerechnet habe, während bei einer so günstigen Pension, der wohl keine Lebensversicherung im Lande auch nur annähernd gleichkäme, die Zahl der Kassenglieder und damit auch die Einnahmen rasch wachsen würden, allerdings aber auch die Durchschnittseinnahme per Mitglied mit den Jahren etwas zurückginge, da wir später fast nur Kassenglieder hätten, die in jungen Jahren der Kasse beitraten und deshalb geringere Jahresbeiträge zahlen.

Tabelle VII.

Jahr.	Gesamteinnahme.	Weniger Pensionsgelder.	Für Pensionäre.		Ueberschuß.
1914	$18,180.00	Keine	Keine	@ $127.00 =	$ 18,180.00
1915	20,089.00	$ 635.00	5	@ 127.00 =	19,454.00
1916	22,061.00	1,270.00	10	@ 127.00 =	20,791.00

Jahr.	Gesamteinnahme.	Weniger Pensionsgelder.	Für Pensionäre.			Ueberschuß.
1917	24,101.00	1,905.00	15	@	127.00 =	22,196.00
1918	26,211.00	2,540.00	20	@	127.00 =	23,671.00
1919	28,394.00	3,175.00	25	@	127.00 =	25,219.00
1920	30,655.00	3,810.00	30	@	127.00 =	26,845.00
1921	33,997.00	4,445.00	35	@	127.00 =	29,552.00
1922	35,475.00	5,080.00	40	@	127.00 =	30,395.00
1923	37,990.00	5,716.00	45	@	127.00 =	32,279.00
1924	40,609.00	6,351.00	50	@	127.00 =	34.258.00
1925	43,322.00	6,986.00	55	@	127.00 =	36,337.00
1926	46,138.00	7,621.00	60	@	127.00 =	38,517.00
1927	49,064.00	8,256.00	65	@	127.00 =	40,808.00
1928	52,105.00	8,891.00	70	@	127.00 =	43,214.00
1929	55,265.00	9,526.00	75	@	127.00 =	45,739.00
1930	58,552.00	10,161.00	80	@	127.00 =	48,391.00
1931	61,972.00	10,796.00	85	@	127.00 =	51,176.00
1932	65,531.00	11,431.00	90	@	127.00 =	54,100.00
1933	69,236.00	12,066.00	95	@	127.00 =	57,170.00

Anlagekapital nach 20 Jahren, also im Jahr 1933 = $698,292.00

Unter den obigen Vorschlägen mag die Trennung der Brüder in Glieder der Pensionskasse und Glieder der Unterstützungskasse als besonders schwierig erscheinen, und doch, recht betrachtet, kann das den jetzigen Pensionären nur willkommen sein, da sie sich bei der Unterstützungskasse in wenigen Jahren weit besser stellen, als bei der Pensionskasse nach ihrer jetzigen Einrichtung (vergleiche Tabellen II und III mit Tabelle IV ff.), außerdem würde ihr Gerechtigkeitsgefühl die Befriedigung haben, daß sie nicht von den Sparpfennigen zehren, die andere Brüder sich für die Zukunft angelegt haben. Eine Opposition kann ich mir nur vonseiten d e r Pensionäre denken, die unter der alten Kasseneinrichtung keine Unterstützung bekommen, weil sie keine bedurften und auch in der Zukunft wahrscheinlich keiner bedürfen. Aber mit welchem Recht wollen sie opponieren? Sie haben das, was sie nachträglich in die Pensionskasse einzahlten schon im vorigen Jahr doppelt und dreifach zurückbekommen und werden's dieses Jahr wieder mannigfaltig zurückerhalten.

Empfehlen möchte ich schließlich noch, beide Kassen strikt getrennt zu führen, die eine streng nach Geschäftsregel, die andere nach den Grundsätzen der christlichen Barmherzigkeit, und beide Kassen, wenn möglich, u n t e r s e p a r a t e V e r w a l t u n g z u s t e l l e n.

Zum Schluß möchte ich betonen, daß diese Arbeit nicht als ein Entwurf für künftige Pensions- und Unterstützungsregeln angesehen werden darf. Sie will nur Richtlinien für eine solche angeben, und muß, wenn brauchbar, weiter ausgearbeitet, oder aber den jetzigen Pensionsregeln eingefügt werden.

Die leibliche Auferstehung des Herrn Jesu Christi.

Gott Lob, daß ich ein Bauer bin
Und nicht ein Theolog!
Der um des Wortes klaren Sinn
Die Christenheit betrog.

Der Streit um das Apostolikum hat auch die Frage nach der leiblichen Auferstehung des Herrn aufs neue in Fluß gebracht. Wir haben schon im Märzheft 1911 Seite 90 oben ein Wort von Dr. J. Lepsius zitiert, in welchem er sagt: „Auferstehung kann, wenn es nicht in übertragenem Sinne gebraucht wird, niemals etwas anderes bedeuten als Auferstehung des Leibes, und von „Auferstehung" zu reden, wenn man „Unsterblichkeit der Seele" meint, ist ein unerlaubter Mißbrauch der Sprache. Dieser Mißbrauch ist allerdings in der Theologie so eingeführt und allgemein üblich, daß es notwendig ist, jeden, der von „Auferstehung" redet, zunächst darauf festzulegen, ob er nur Worte mißbraucht oder die Sache meint." Also schon das Wort „Auferstehung" für sich allein, auch ohne beigegebenes Prädikat, kann wirklich nichts anderes bedeuten als eben Auferstehung des Leibes, d. h. des Leibes, der verweslich eingesät wurde ins Grab und durch Gottes Allmachtswirkung (Eph. 1, 19. 20) wieder lebendig gemacht wird. Wenn nun jemand gar redet von „leiblicher Auferstehung," so sollte man meinen, da ist jeder Mißverstand, jede Zweisinnigkeit absolut ausgeschlossen. Jeder geradsinnige Mensch, der das Wort „leiblich" versteht, kann ja doch gar nicht anders als so verstehen: Der sinnliche oder physische Leib, der tot ins Grab gelegt wurde, ist durch die Allmachtswirkung Gottes dem Tod und Grab entrissen und zu neuem Leben wieder erweckt. So und nicht anders haben die Apostel Jesu Christi die Auferstehung Jesu von den Toten verkündigt. Petrus hat in seiner ersten Pfingstpredigt (Ap. Gesch. 2, 25 ff.) ausdrücklich sich so ausgesprochen, daß ein geradsinniger, aufrichtiger Mensch nicht anders verstehen kann, als daß Petrus sagen will: David ist im Grabe geblieben und hat die Verwesung gesehen. Jesus aber ist nicht im Grabe geblieben und sein Fleisch hat die Verwesung nicht gesehen, denn Gott hat Jesum auferweckt (V. 32). Zu sagen: Gott hat den Geist Jesu neubelebt, — vom Leib aber, der am Freitag ins Grab gelegt wurde, haben und wissen wir nichts Gewisses zu sagen, das wäre sicherlich ein grobes Mißverständnis, ja mehr — eine absichtliche Mißdeutung, um einer Theorie zu entgehen, die man nicht zugestehen will. Wenn von Auferstehung aus dem Grabe, von Auferstehung der Toten die Rede ist, so soll uns das niemand verdrehen und sagen: Das ist geistlich zu verstehen! Das ist ein Mißbrauch der Sprache! — Nehmen wir die Worte des Herrn, wie sie uns Joh. 5, 25 bis 29 berichtet sind, so kann wiederum ein geradsinniger, aufrichtiger Mensch nicht anders verstehen, als daß der Herr sagen will: Die verweslich eingesäten Leiber der Toten werden durch Gottes Allmachtshand wieder belebt und mit der Seele

und dem Geist wieder vereinigt, denen sie vormals im irdischen Leben als Behausung gedient haben. Wir wollen zunächst hier feststellen, daß das unstreitig der klare Wortsinn ist, in welchem nicht nur die Apostel und ersten Christen, sondern die ganze Christenheit bis in die neuere Zeit herein es verstanden, wenn sie im zweiten Artikel bekannten: „Am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten"; und im dritten Artikel: „Auferstehung des Fleisches oder Leibes." Auch wenn der Ausdruck „Fleisch" in jenem allgemeinen Sinn zu deuten wäre, wie er Joh. 17, 2 steht: „Menschheit," so wäre doch das Wort „Auferstehung" nicht anders zu deuten als in dem oben bei Joh. 5, 25—29 angedeuteten Sinn: Die Menschheit soll als Ganzes auch leiblich auferstehen, so wie Paulus 1. Kor. 15, 22 es andeutet.

Ganz einerlei, welche Theorie wir mit dieser „leiblichen Auferstehung" verbinden mögen, kein Mißbrauch der Sprache kann, soll und darf uns den klaren Wortsinn verrücken und umdeuten, so daß zuletzt etwas ganz anderes daraus wird, als was das Wort besagt. Auch wer es nicht fassen, nicht verstehen kann, wie ein Leichnam wieder lebendig werden und mit seiner Seele und seinem Geist wieder vereinigt werden kann, hat doch kein Recht für „leiblich" auferstanden einen anderen Begriff zu substituieren, um dann eine Theorie zu verfechten, die im Gegensatz steht zu den klaren Vorstellungen, die die Schriftaussagen erwecken.

Es handelt sich hier nicht um ein „Dogma", das den Christen aufgehalst werden soll. Sondern es soll zunächst nur festgestellt werden, daß das unwidersprechlich der einzig wahre Wortsinn der apostolischen Zeugnisse ist und sein kann. Jede andere Deutung wird stets den Eindruck erwecken: Hier werden andere Begriffe untergeschoben für die ursprünglich biblischen und apostolischen Vorstellungen. Uns mag diese „leibliche" Auferstehung als zu grob sinnlich widerstreben, wir mögen unsererseits versuchen, die Sache selbst anders zu deuten, aber wir dürfen dann doch nicht den Eindruck erwecken wollen, als ob unsere (aufgeklärte?) Deutung die ursprünglich genuine der Apostel wäre. Jeder geradsinnige, aufrichtige Mensch wird mit vollem Recht wider solche Deutung der apostolischen Worte protestieren. Als Paulus vor Agrippa stand, sagte er: „Warum wird das für unglaublich bei euch geachtet, daß Gott Tote auferweckt?" Ap. Gesch. 26, 8. Nur ein sprachlicher Gewaltstreich kann hier dekretieren, Paulus dachte hier nicht an die Auferweckung des Leibes Jesu aus dem Grabe.

In hohem Grad befremdlich muß uns jede Deutung der Erscheinungen des auferstandenen Jesus bei seinen Jüngern erscheinen, die die auferweckte Leiblichkeit Jesu ausschalten und nur von geistiger Wiederbelebung reden will. Die Tendenz der modernen Theologie ist es ja, es als ihre feststehende Ueberzeugung auszusprechen, „daß Christus sein Leben nicht im Grabe beschlossen hat"; dieser Jesus konnte nicht tot im Grabe bleiben; dieser Jesus lebt fort bei Gott; sein Lebensgeist, der Christusgeist, arbeitet an der Erneuerung der Welt. So oder ähnlich

versichern liberale Theologen, daß sie an das Auferstehungsleben Jesu glauben. Der Oster g l a u b e gilt ihnen als die Hauptsache. Fragt man aber, wie die Jünger zu dem Osterglauben kamen, ob nicht die Tatsache der leiblichen Auferstehung erforderlich war, um den Osterglauben wirklich zu erzeugen, dann suchen die Herren allerlei Ausflüchte. Manche sind so offen und ehrlich, wie Weinel, und bekennen frei heraus: Jesu Fleisch ist verwest, wie das aller anderen Toten. Das aber soll uns nicht hindern, an den lebendigen Jesus zu glauben. Er lebt eben im Geist. Wer nun das offen eingesteht, dem kann kein Mißbrauch der Sprache vorgeworfen werden. Manche aber scheinen noch heute die Sprache als das beste Mittel zu betrachten, die eigenen Gedanken verbergen zu können durch den Gebrauch solcher Ausdrücke, die von alters her in bestimmtem Sinne gebraucht wurden, denen jetzt aber eine andere Bedeutung untergeschoben wird.

Vor uns liegt ein Vortrag über „D i e l e i b l i c h e A u f e r s t e h u n g J e s u C h r i s t i“, gehalten auf der Kösener kirchlichen Konferenz in Naumburg, am 30. April 1912 von Professor Dr. Bertling-Badersleben. Dieser Vortrag wurde bei einer Versammlung von Geistlichen der „Positiven Union“, gehalten und ist veröffentlicht in dem Organ „Positive Union“ im Aprilheft 1913. Als uns diese Ueberschrift zu Gesicht kam, waren wir sehr begierig, was der Verfasser über die „leibliche Auferstehung Jesu Christi“ zu sagen hat. Wir wollen ihn zunächst selbst zu Wort kommen lassen. Er sagt: „Ohne Zweifel wollen viele, die mit Eifer für die „leibliche Auferstehung“ Christi eintreten, im Grunde dasselbe aussprechen und festgestellt wissen, was die Jünger Luk. 24, 34 ausgesprochen haben: „Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Sie wollen damit abwehren jede Leugnung der Ostergeschichte und auch jede Umdeutung, die aus der geschichtlichen Tatsache eine bloß subjektive Ueberzeugung der Jünger, eine bloße Vision und Illusion macht. Damit haben sie gewiß ganz recht. Sowohl das Zeugnis der Schrift als auch das Bedürfnis des Glaubens spricht dafür; ebenso auch die Forderung einer gesunden psychologischen Erklärung für die tatsächliche Entstehung des Glaubens der Jünger.“

Nach diesen Sätzen wird sicher jeder geradsinnige Mensch nicht anders erwarten, als daß der Verfasser mit allem Ernst der Wahrheit dafür eintritt, daß der Leichnam Jesu wieder durch Gottes Macht zum Leben erweckt wurde in dem oben festgestellten Sinn, den wir nicht nochmals wiederholen wollen. Aber weit gefehlt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, wie der Verfasser gleich im nächsten Absatz fortfährt:

„Indessen dürfen wir nicht übersehen, daß dieser herkömmliche Ausdruck für den objektiven, nicht bloß subjektiven Charakter des Erlebnisses, nämlich eben das Wort „leiblich auferstanden“, so klar und bestimmt es auf den ersten Blick erscheint (also nur e r s c h e i n t, nicht wirklich i s t?!) doch in einem zwiefachen Sinne gebraucht wird. Es kann damit gemeint sein „körperlich auferstanden“ oder auch „wirklich

auferstanden." Viele machen keinen Unterschied zwischen „wirklich" und „körperlich"; und doch ist beides nicht ganz dasselbe. (Sicherlich nicht!!) Es gibt auch eine Wirklichkeit, die nicht körperlich ist. „Wirklich" ist alles, was eine Wirksamkeit ausübt, jede wirkende Kraft! Nicht bloß die sogenannten Stoffkräfte, wie der alte grobe Materialismus lehrte, sondern auch die organischen, die seelischen, die geistigen Kräfte oder „Energieen", wie wir neuerdings sagen sollen. Wer also die „leibliche" Auferstehung Christi behauptet, muß, wenn er Unklarheit und Mißverständnis vermeiden will, noch ausdrücklich angeben, ob er damit die tatsächliche Wirklichkeit der Auferstehung im Gegensatz zu Illusion und Dichtung aussprechen will, oder ob es ihm gerade darauf ankommt, das Ereignis als einen körperlichen Vorgang zu bezeichnen."

Muß der offensinnige, gerade Mensch wirklich erst versichern, daß er kein falsches Spiel mit Worten treibt? Der Verfasser hat ganz unter der Hand ein ganz klares, unmißverständliches Wort „leiblich" zu einem zweideutigen gemacht. Leiblich heißt nach ihm nicht leiblich, sondern entweder körperlich oder wirklich! Wirklich aber ist nicht notwendig leiblich, sondern kann und soll nach des Verfassers Meinung eine geistige Energie bedeuten. So kommen wir nach langen Worten zu dem Schluß: Leiblich ist gleich wirklich, d. h. geistig, nicht — körperlich. Dieses Wort schiebt er uns unter, um dann die wirklich leibliche Auferstehung Jesu Christi in ein ganz obskures Dunkel zu rücken!

Der Verfasser will doch mit körperlich sagen: grobsinnlich im materialistischen Sinn. Eine solche Auferstehung des Leibes will er hier verneinen und abwehren. Aber es erscheint uns als eine Tatsache: Er hat und kennt keine andere Auferstehung des Leibes als eben die von ihm perhorreszierte körperliche, darum kommt er zu dem Kunststück, uns ganz unter der Hand für leiblich „geistig" unterzuschieben! Wir glauben nicht zu viel zu behaupten! An einer späteren Stelle hat der Verfasser die Dreistigkeit zu schreiben: „Endlich aber glaubt mancher, dem alle diese Erwägungen wohl einleuchtend sind (d. h. seine Umdeutungen, die er mit dem Wort leiblich vornimmt), dennoch an einer körperlichen Erscheinung des Auferstandenen deshalb festhalten zu müssen, weil alle Evangelisten übereinstimmend berichten, daß das Grab leer gefunden wurde. Aus dieser Tatsache wird geschlossen, es müsse der Leib Christi gewesen sein, was in den Erscheinungen gesehen wurde. Dieser Schluß ist voreilig. (Sic!) Was mit dem ins Grab gelegten Leib Christi geschehen ist, sagt uns die Schrift nicht." (Wirklich nicht? Hat sie schon ein falsches Spiel mit Worten getrieben, die anders gemeint waren als sie lauten, wenn sie sagt Christi Leib sei nicht im Grabe geblieben und habe die Verwesung nicht gesehen? „Den hat Gott auferweckt.") „Alles, was etwa jemand darüber zu wissen meint, ist nur Spekulation oder Phantasie."

„Aus der Schrift wissen wir nur das eine, daß er am Ostermorgen in dem geöffneten Grabe nicht mehr gefunden wurde. Auf welche Weise

er für die Freunde und für die Feinde unsichtbar geworden ist, kann niemand mit Gewißheit sagen (!) Daß aber die Hand und der Wille des allmächtigen Gottes das Unsichtbarwerden herbeigeführt hat, kann kein gläubiger Christ bezweifeln. Die göttliche Fürsorge liegt darin zutage. Christus ist ja nicht um seinetwillen auferstanden und erschienen, sondern um unseretwillen. Das große „Für euch", welches sein Leben und sein Sterben beherrschte, gilt auch von dem Erscheinen des lebenden, verklärten, erhöhten Christus. Angesichts der Leiche wäre es den Jüngern unmöglich gewesen, zum Glauben an den lebenden Heiland zu kommen." (Ganz sicher wahr. Darum mußte Gott den Leichnam auf rätselhafte Weise fortschaffen, fragt mich nur nicht, wie ich mir's vorstelle!) „Hätten sie aber diesen Glauben nicht, dann blieben sie erschüttert und verwirrt, mußten zweifeln an dem ganzen Erlösungswerk, ja an dem Dasein des lebendigen Gottes und seinem Weltregiment. So gehörte die Erscheinung des lebenden Christus, seine wahrhaftige, unzweifelhafte Erscheinung vor den Seinen notwendig zum Aufbau seines Reiches." Hier haben wir plötzlich wieder ein Umschwenken, ein quid pro quo. Erst sagt er: der Leib mußte irgendwie verschwinden, um sie zum Glauben an die, wie wir verstehen, nicht leibliche Auferstehung zu bringen; dann aber wieder war nur die wahrhaftige, unzweifelhafte Erscheinung nötig, nach dem Verbleib des Leibes haben wir kein Recht zu fragen!

Oder verstehen wir den Verfasser nur falsch? Will er denn etwa sagen: Der Leib Jesu sei eben himmlisch verklärt worden? Es mag sein, daß er's so meint, aber mit klaren, deutlichen Worten hat er's nicht gesagt, sondern kämpft nur gegen die Vorstellung der „körperlichen" Auferstehung, Diese aber, die körperliche, ist ihm identisch mit „Fleisch und Blut." Mit dem Wort Pauli „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben" kämpft er gegen die Vorstellung der „körperlichen" Auferstehung, verdreht dann aber das deutliche Wort „leiblich" in das unsichere „wirklich", in das man sich hineindenken oder -legen kann, was man will. Er sagt: „Halten wir fest, daß Paulus für das jenseitige Leben ein körperliches Dasein ablehnt (d. h. doch wohl im Sinn des Verfassers eine grobsinnliche Leiblichkeit und darin hat er recht), also den „Leib der Herrlichkeit" (Phil. 3, 21) nicht körperlich gedacht haben kann, so erleichtern wir uns das Verständnis seiner Worte, wenn wir in der Uebersetzung den nun einmal in körperlichem Sinn üblichen Ausdruck „Leib" vermeiden*) und dafür das einsetzen, was ja der Leib für

*) Der ganze Anstoß, den dieser Vortrag uns bereitet hat, liegt in dem Kampf des Verfassers gegen das Wort „Leib". Ein Oetinger hat das Wort geprägt: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes." Er hat sicher nicht an grobsinnliche Körperlichkeit gedacht! Mit dem völlig unnötigen und nutzlosen Kampf gegen das „körperlich", das der Verfasser für leiblich substituiert, hat er das Verständnis seines Vortrags ganz unnötig erschwert und mißverständlich gemacht.

„Leiblich" kann in generellem Sinne genommen nicht so mißverständlich wirken, wie das spezifisch „körperlich". Dieses letztere erweckt die

den Menschengeist ist: „die Daseinsform." Dann lauten die Worte: Er wird die Daseinsform unserer Nichtigkeit umgestalten, daß sie ähnlich werde der Daseinsform seiner Herrlichkeit. Damit ist dann auch das in Luthers Uebersetzung „verklären" gut vermiedene Mißverständnis noch ferner gerückt, daß es sich etwa um eine physische oder chemische Umgestaltung handele. Sollte die Art der Umgestaltung näher bezeichnet werden, so müßte man schon sagen, daß sie metaphysischer oder schöpferischer Art sei. Solche Andeutung scheint denn auch Paulus zu beabsichtigen, da er hinzufügt: „Nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge ihm untertänig machen."

Wollte der Verfasser wirklich sagen, daß er sich das Verschwinden des Leibes Christi im Grabe so vorstelle, daß durch die Schöpfermacht Gottes dieser Leib eine himmlische Umgestaltung erfahren hat, die wir freilich uns nicht vorstellig machen können, aber deshalb nicht weniger für wirklich und wahrhaftig halten dürfen als den materiellen Stoffleib von Fleisch und Blut, dann hätte er sicher die wahre Meinung der Apostel und ersten Christen getroffen, hätte aber nicht nötig gehabt mit so vielen Worten gegen die „körperliche" Auferstehung zu kämpfen, an die doch wohl nur ganz unverständige Menschen denken, wenn sie sagen „leibliche Auferstehung" Jesu Christi.

Daß Paulus in 1. Kor. 15 an eine Verwandlung des psychischen Leibes in einen pneumatischen denkt, ist doch jedem Kenner klar. Aber er braucht beidemal das Wort Leib, σῶμα, (V. 46—49). Der psychische Leib, das ist der mit Fleisch und Blut behaftete, der Leib des Todes (Röm. 7, 24), der so, wie er ist, nicht das Reich Gottes ererben kann. Der pneumatische, das ist der Leib, den Gott schafft aus dem psychischen, indem er eine schöpferische Allmachtstat vollbringt und den Leib umgestaltet, umformt. Diese schöpferische Tat hat Gott zuerst an dem Leibe Jesu Christi vorgenommen, der im Grabe gelegen ist und den Gott auferweckt hat, so daß Jesus heißt: der Erstgeborene von den Toten! Sein sinnlicher Leib ist nicht rätselhaft, spurlos verschwunden durch eine Allmachtstat Gottes, sondern er ist eben „verklärt" worden, wie der biblische Ausdruck heißt, das heißt, es ist aus dem irdischen Leib ein himmlischer Geistleib geworden. Damit soll nicht behauptet werden, daß der Herr schon am Ostermorgen zur vollen göttlichen Verklärung vollendet war. Es ist wohl denkbar, daß die vierzig Tage zwi-

---

Vorstellung von grobsinnlich, und diese hätte können nebenbei als eine ganz selbstverständlich unmögliche abgewiesen werden. Dagegen bietet doch Paulus gerade die rechten Begriffe in 1. Kor. 15, 44—48. Der seelische Leib ist zuerst da, nachher der geistliche. Christus hatte von uns den seelischen Leib angenommen (Hebr. 2, 14) und ist kraft der Auferstehung geworden zum lebendigmachenden Geist. (V. 45.) Wir aber müssen nach V. 51f. durch eine Verwandlung dem geistigen Leibe Christi ähnlich gemacht werden. Spricht ja doch Paulus auch in Kol. 2, 9 das Wort: In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig = leiblich (σωματικῶς). Der ganze Kampf gegen das Wort „leiblich" ist uns unverständlich, denn es ist durchaus echt biblisch und paulinisch.

schen Auferstehung und Himmelfahrt auch für ihn selbst noch ihre Bedeutung hatten. Aber immerhin ist sein sinnlicher Leib schon so viel den irdischen Schranken entrückt, daß er nur für die sinnlich wahrnehmbar war, denen er selbst sich offenbaren wollte. Andere, als seine vorerwählten Zeugen haben ihn nicht gesehen. (Ap. Gesch. 10, 41.) Wie das zu denken sei, darüber folgt weiter unten eine ganz unmaßgebliche Auseinandersetzung, die wir niemand aufdrängen wollen.*)

Und dieser göttlichen Allmachtstat, wie sie an Christi Leib geschah, wird die Wirkung entsprechen, die Gott mit unserem toten Leibe vornehmen muß, wenn derselbe soll ähnlich werden dem verklärten Leibe Christi. In Röm. 8, 10 und 11 sagt er: „Der Leib ist tot um der Sünde willen"; d. h. er ist jetzt schon, während wir im irdischen Leben wandeln, tot, eine tote Materie. „Aber" — sagt er, — „wenn Christi Geist in euch wohnt, so wird er, der Christum von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, um deswillen, daß sein Geist in euch wohnet." Das kann doch nur heißen: Die tote Materie des Leibes wird durch den Geist lebendig gemacht, so daß auch der Leib teilhaben kann an dem ewigen Leben, das der Herr dem Geiste verleiht. Uns will bedünken, wenn wir auch keine empirische Vorstellung davon haben, so sind das doch völlig klare Begriffe, da braucht's keinen nutzlosen Wortkampf gegen die Vorstellung „körperlich." Wäre dieser Begriff der schöpferischen Umwandlung des tot im Grabe liegenden Leibes in einen Leib der Herrlichkeit klar und bestimmt ausgesprochen und entwickelt worden, so wäre alles Mißverständliche ausgeschieden und Verfasser hätte sich nicht dem Verdacht ausgesetzt, daß er helle und klare Begriffe in dunkle und unklare umsetze, um der Frage auszuweichen: Was ist aus dem Leib Jesu geworden?

Indem wir nun daran festhalten, daß in der Auferweckung Jesu aus dem Grabe sein Leib eine solche Umwandlung erfuhr, daß eben aus dem psychischen ein pneumatischer Leib wurde, so steht es uns als selbstverständlich fest, daß der ganze Mensch Jesus nach Geist, Seele und

*) Bezüglich der Verklärung des irdischen Leibes Jesu schreibt G. Stosch: „Seine Leiblichkeit ist nicht vom πνεῦμα aufgesogen, sondern in geistliches, ewiges Wesen verwandelt. Sie ist völlig durchstrahlt vom Geiste, eine Wesensinspiration des Geistes geworden, ein Organ, das vom Geist inspiriert aller Eigenschaften des ewigen Geistes teilhaftig geworden ist. Die menschliche Natur ist zur göttlichen δόξα geworden. In dieser göttlichen Geistherrlichkeit des Menschensohnes wird sich seine Parusie vollziehen. Und in der συντελείᾳ τοῦ αἰῶνος wird das allmächtige Licht seiner Erscheinung als ein gottmenschliches weithin durch die Räume des All strahlend erschaut werden. Der Weg der Verklärung und Vergeistigung ist der Weg einer Vollendung ohne Ende. Die Inspiration hat demnach nicht nur eine zeitliche Geschichte, sondern auch eine zeitlose Vollendung in der Ewigkeit. Von dem Odem der Inspiration Christi wird einst eine schöpferische Erneuerung des Gesamtkosmos ausgehen. (G. Stosch: Die Inspiration der Neutestamentlichen Evangelien, S. 52). Das sticht gewaltig ab von der blöden Verständnislosigkeit der Theologie für die Verklärung des Leibes Christi; und erst recht von dem kläglichen Unverstand, den wir in „Sozialismus und Kirche", Seite 13, ausgesprochen finden bezüglich der Wiederkunft Christi.

Leib sich in seinen Erscheinungen den Jüngern zeigte. Unnötig ist, sicher, noch extra zu sagen: Wir meinen nicht eine grob sinnliche oder körperliche Erscheinung! Solchen Unverstand sollte man keinem gläubigen Christen imputieren, der einigermaßen ein Verständnis für geistliche Dinge hat. Allerdings es gab, und gibt vielleicht noch Theologen, die von Scheintod Jesu reden und denken, der Herr sei aus tiefer Ohnmacht erwacht und irgendwie aus dem Grabe gekommen, um sich ganz heimlich zu seinen Jüngern zu schleichen und sie um etwas zu essen zu bitten. Diese im höchsten Grad unverständige Auffassung braucht keiner großen Bekämpfung. Der Scheintote hätte nie den Osterglauben an die Auferstehung erzeugen können. Steht es uns nun fest: Es ist der zu himmlischer Hoheit verklärte Jesus, der sich in geistleiblicher Gestalt den Seinen offenbarte, so tritt hier freilich ein ernstes Problem an uns heran. Es ist die Frage: Wie haben wir uns diese Erscheinungen zu denken? Nach den Erzählungen der Evangelisten scheint es doch, als ob der Herr so sinnlich leiblich erschien, daß sie gar nicht merkten, daß ein Verklärter vor ihnen stand. Nach anderen freilich bekommt man den Eindruck des Geisterhaften. So als Jesus in Emmaus plötzlich verschwand, d. h. unsichtbar wurde. Dann nachher als er trotz verschlossener Türen plötzlich in der Mitte der Seinen stand und sprach: „Friede sei mit euch!" Da erschraken doch auch die Jünger und meinten, sie sähen einen Geist. Diesem Mißverstand wehrt aber der Herr mit den Worten: „Seht und begreift mich! Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe!" Hier scheint doch das so energisch als selbstverständlich abgewiesene „körperlich" wieder herein zu kommen. Wie sollen wir das verstehen?

In unserem Aufsatz im Märzheft 1911 haben wir in großem Zusammenhang den Begriff der Geistleiblichkeit zu entwickeln gesucht, wie wir ihn verstehen. Wir beanspruchen nicht, damit eine unfehlbare Theorie aufgestellt zu haben. Wir glauben aber, daß dort die Prämissen gegeben sind, auf Grund deren die scheinbaren Widersprüche zwischen „körperlich" und „geistig" in den Erscheinungen des Herrn sich lösen lassen. Die Materialität des Leibes des Herrn ist auf höhere Stufe, sagen wir auf höchste Stufe der Geistigkeit erhoben. Dieser Geistleib oder pneumatische Leib hat nun Teil an der Allmöglichkeit Gottes. Wer alles kann, kann auch einiges. Wer tausend Pfund heben kann, kann auch hundert Pfund heben. Wer von Gott die Macht bekommen hat, in himmlisch-verklärtem Geistleibe zu leben, der hat auch die Macht, sich in einer anderen, xbeliebigen niedrigeren Form und Gestalt zu zeigen und zu offenbaren, wenn es dem Willen und den Absichten Gottes dient. Und für solche verschiedenartig-gestaltete Erscheinungen braucht er nicht jahrelange Evolutionen. Wer über die tote Materialität erhaben ist, für den gibt es keine materiellen Schranken, wie Mauern oder verschlossene Türen. Er ist über Raum und Zeit erhaben, kann aber xbeliebig sich dem Menschen in Raum und Zeit offenbaren. Das steht nicht so da im Wortlaut der Schrift, sicher nicht!

Aber ist's darum nur Spekulation und Phantasie? Sollen wir in unverständigem Sinn nur am Buchstaben kleben und uns als reine Agnostiker bekennen, sobald es um die Fragen des höheren Geisteslebens sich handelt? Soll auch uns der Vorwurf Christi und Pauli treffen: „Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes.“? „Etliche von euch wissen nichts von Gott, das sage ich euch zur Schande.“

Aber freilich, die Frage, wie sich der übersinnliche Jesus dem sinnlichen, im materiellen Leibe lebenden Menschen offenbare, bedarf noch einer besonderen Beleuchtung. Auch hierüber haben wir keine direkte Schriftaussage. Es ist lediglich Glaubenssache, was wir hier zu geben wagen, wer es ablehnt, hat dazu ein gutes Recht. Wir treten an die Lösung des Problems mit dem Schlüssel heran: „Gleiches wirkt nur auf Gleiches“ und versuchen, ob wir damit eine Lücke in der Tür finden, und vielleicht ein wenig hineinschauen können in das große Geheimnis. Gleiches wirkt nur auf Gleiches; d. h. physische Kräfte wirken auf physische Objekte, und erst durch die physische Leiblichkeit aufwärts auf das Psychische und Pneumatische. Ein Stoß, Schnitt, Fall erzeugt zunächst eine leibliche Empfindung, die sich aber sofort im Psychischen und im bewußten Geistesleben als Schmerz kund gibt. Die Stufenleiter geht hier von unten nach oben, durch Vermittlung des Leibes zur Seele und Geist. Weiter: Psychisches wirkt zunächst auf die psychische Region. Die leibliche kann daran teilhaben, unter Umständen auch die geistige. Es gibt aber sehr viele psychische Vorgänge und Zustände, an denen nur der Leib mit beteiligt, der Geist völlig ausgeschaltet ist. Wir denken an somnambule Schläfer, Hypnose und ähnliches.

Endlich Pneumatisches oder Geistiges wirkt zunächst nur auf die pneumatische Region. Es kann geschehen, daß auch die seelische und leibliche daran Teil hat, aber es ist nicht immer so. Paulus erzählt uns 2. Kor. 12 von einer himmlischen Ekstase. Er sagt, er habe da ἄρρητα ῥήματα unsagbare Dinge gesehen und gehört. Warum unsagbar? Weil nur der Geist in die himmlische Region entrafft war und da auch nur Geist auf Geist wirkte. Seele und Leib waren so weit ausgeschaltet, daß ihm nur ein unklares Bewußtsein von einem ihm unerklärlichen Erlebnis übrig blieb. („Ist er im Leibe oder außer dem Leibe gewesen, ich weiß es nicht.“) Hier also haben wir eine reale rein geistige Vision in optima forma.

Anders die Erscheinung vor Damaskus. Auch das war eine geistgewirkte Vision. Der als Geist verklärte, himmlische Geistmensch Jesus hat zunächst einen geistesmächtigen Eindruck auf den Geist des Saulus gemacht. Dieser Eindruck aber bewirkte in Saulus die Fähigkeit, Jesum zu schauen in seiner Herrlichkeit. Es war aber dieses Mal keine rein geistige Vision. Sondern die Macht der himmlischen Erscheinung hat durch den Geist Pauli auch Seele und Leib mit hineingerafft in die Vision, so daß die Seele davon aufs tiefste erschüttert, der Leib aber blind wurde infolge dieser Vision. Seine Begleiter, die der geistigen

Einwirkung des himmlischen Herrn verschlossen waren, hatten auch entsprechend geringere seelische und leibliche Eindrücke von dieser Erscheinung.

Gleiches wirkt nur auf Gleiches. Geistiges wirkt auf die Geistesregion, und erst durch Vermittlung des Geistes auf die seelische und leibliche. Mit diesem Schlüssel treten wir an die Erscheinungen des Auferstandenen bei seinen Jüngern. Wir greifen den Gang nach Emmaus heraus. Wir stellen uns vor, daß dieser Gang noch am hellen, lichten Tage anfing und erst als es Abend wurde, kamen sie nach Emmaus. Da sind den Jüngern doch sicher auch andere Wanderer begegnet, und es erhebt sich die wichtige Frage: Haben diese anderen Wanderer den Auferstandenen gesehen und gehört? Von dieser Frage hängt sehr viel ab für das richtige Verständnis. Wird geantwortet: Ja, auch die Fremden haben ihn gesehen und gehört, so fällt unser Satz dahin: Gleiches wirkt nur auf Gleiches. Die Schrift sagt aber ausdrücklich, daß er nur den vorerwählten Zeugen offenbar geworden sei. (Ap. Gesch 10.) Wir beantworten die Frage mit: Nein, er ist von niemand als nur von den zwei Jüngern gesehen und gehört worden.*) Aber wie sollen wir uns das vorstellen? Man kann zweierlei Erklärung versuchen. Uns scheint es am wahrscheinlichsten, daß der auferstandene Geistmensch Jesus sich innerlich realiter in ihrem Geiste geoffenbart und in ihnen die Fähigkeit geweckt hat, ihn auch seelisch und leiblich zu sehen und zu hören. Es ist also eine innere Geistesvision, die sich für das Verständnis der Jünger nach außen projiziert, so daß auch ein leibliches Sehen und Hören stattfindet, aber es geht hier nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten. Und es ist klar: dem mächtigen Geistwesen stand es frei, sich eben nur so viel zu offenbaren, als er selbst wollte und für gut und nötig fand. Und sobald die spezielle innere Geisteswirkung nachließ oder aufhörte, hörte auch das Hören und Sehen und das Bewußtsein seiner leiblichen Gegenwart auf und es entstand der Eindruck: „er verschwand.“

Wir bezweifeln nicht, daß diese Darstellung für manche unserer Leser nicht nur befremdlich, sondern vielleicht sogar ärgerlich ist, weil sie

---

*) Nach unserem Verständnis ist der verklärte, pneumatische Leib Christi eine himmlische Realität. Und wir verneinen es, daß sinnliche Organe, Augen, Ohren u. s. w. himmlische Dinge sehen oder hören können, außer wenn durch innerliche Geisteswirkung des Verklärten in dem Geiste des noch sinnlichen Menschen eine reale Wirkung, eine Loslösung oder Befreiung von materieller Beschränkung erfolgt. Solche innere Geisteswirkung setzen wir bei den Emmausjüngern voraus; durch sie wurden sie befähigt, die himmlische Realität des Geistesmenschen auch sinnlich wahrzunehmen. Daß ihnen der Vorgang selbst klar bewußt war, glauben wir nicht, so wenig als die Menschen im gewöhnlichen Leben über die Wunder der sinnlichen Wahrnehmungen (besonders beim Sehen) klar bewußte Vorstellungen haben. Bei auf dem Wege begegnenden Wanderern aber fehlte der innere geistige Kontakt zwischen dem Auferstandenen und ihnen selbst; es fehlte die Voraussetzung, die sinnliches Schauen hätte möglich machen können, darum sagen wir: Begegnende Wanderer konnten Jesum nicht sehen noch hören auf dem Gang nach Emmaus.

dann glauben, die Realität der Erscheinung stehe in Frage. Hier geben wir nun folgendes zu bedenken: Was wir zur Erklärung darbieten, ist nur der umgekehrte Vorgang der sinnlichen Wahrnehmungen. Wir wollen uns das einmal klar machen. Wenn wir mit unseren Augen in die Welt hinaus schauen, so glauben wir, alle die Objekte zu sehen, die da vor uns sind. Aber was sehen wir in Wirklichkeit? Das von den vor uns stehenden Gegenständen ausgestrahlte, reflektierte Lichtbild sehen wir; Lichtstrahlen dringen durch die äußeren Augenhäute ein und erzeugen vermittelst der Sehlinse im Auge auf der Netzhaut im Hintergrund ein winzig kleines Bild, ähnlich dem auf der photographischen Platte. Dieses Bild geht von beiden Augen weiter hinten in eins zusammen, pflanzt sich fort in Seele und Geist (in Bewußtsein etc.) und siehe da: Im Kopf entsteht ein Wunder: Wir sehen nicht nur das winzig kleine Lichtbild, sondern wir sehen die Dinge in ihrer natürlichen Größe. Wir sehen, wie sich in unserem Geiste die Welt aufbaut. Der Kirchturm steht in ganzer Größe in unserem Kopf, ohne anzustoßen an der Wand; und neben ihm hat noch eine kleine Welt, ganze Berge von gewaltigem Umfang Platz, soweit unser Auge reicht. Also diese materiellen, natürlichen Objekte erzeugen mit Hilfe des Lichts in uns einen Eindruck und erweitern sich perspektivisch zu ihrer natürlichen Größe.

Diese an sich toten Dinge können also durch das Medium des Lichts, das bereits an das Immaterielle grenzt, eine Offenbarung in unserem Geisteswesen, Denken und Bewußtsein bewirken, obgleich sie, die Dinge selbst, ganz außer uns bleiben und keinen Kontakt mit unserem geistigen Wesen vollziehen können. Der ganze Vorgang des Sehens ist eine Projektion von außen nach innen, von der Peripherie gegen das Zentrum hin. Sollte nun die umgekehrte Aktion vom Zentrum (dem menschlichen Geiste) nach der Peripherie (den leiblichen Sinnen und deren Organen) uns als unmöglich und undenkbar erscheinen? Sollten materielle und unpersönliche Dinge eine Projektion nach innen bewirken können, dagegen der persönliche, lebendige und lebendig machende Geist Jesu (der verklärte Geistmensch) nicht noch viel eher imstande sein, eine Projektion von innen nach außen zu bewirken, und zwar so, daß sein Geist auf unseren Geist, seine (ins Geistleben erhöhte) Seele auf unsere Seele, sein (verklärter) Leib auf unseren Leib einwirken?

Christus hat eine Einwohnung verheißen in den Herzen der Gläubigen. (Joh. 14, 23.) Jeder Verständige wird verstehen, daß es eine reale geistige Einwohnung ist. Paulus schreibt: Gott habe seinen Sohn in ihm geoffenbart. (Gal. 1, 16.) Hier bleibt also der Herr nicht äußerlich, wie Turm, Berg, Stadt, Land, — sondern es kommt zur inneren Personalberührung („Ich in ihnen und du in mir" Joh. 17, 23). Da kann schon eine absolute innerliche Gewißheit der persönlichen Gegenwart des Herrn erzeigt werden, auch ohne Mitwirkung der äußeren Sinne. Aber, um zur Schwachheit und Uner-

fahrenheit der menschlichen Natur sich herabzulassen, hat der Herr von innen aus den umgekehrten Weg eingeschlagen, um den schwachen Jüngern auch sinnliche Eindrücke zu erwecken, die deutliche Erinnerungsbilder vom Sehen und Hören des Auferstandenen bei ihnen zurückließen, so daß sie mit großer Emphase der Welt bezeugen konnten: Wir haben ihn gesehen und gehört nach seiner Auferstehung. Kann Berg und Turm von außen nach innen Eindrücke erwecken und unauslöschliche Erinnerungsbilder erzeugen: Wollen wir leugnen, daß der in unseren Geist eingehende Geistmensch Jesus ebenso von innen nach außen wirken und eben solche Erinnerungsbilder erzeugen kann? — Das sollte genügen, alle Bedenken zu beseitigen, wenn wir diese Erscheinungen des Auferstandenen mit dem Namen reale objektive Visionen (eben in dem oben angegebenen Sinne) bezeichnen. Hier kann nicht von krankhafter Halluzination die Rede sein. Nur wer eben nicht glauben will an die Realität der leiblichen Auferstehung Jesu, wird immer neue Ausflüchte und Einwände erfinden, um dem Glauben auszuweichen.

Wer bisher der Auseinandersetzung mit Verständnis gefolgt ist, der wird sich sagen müssen: Bei dieser geistigen Vision handelt es sich nicht um eine Entleerung und Verflüchtigung einer höchst realen Sache. Sondern es ist nur ein schwacher Versuch, es begreiflich zu machen, wie der Auferstandene gleichzeitig für etliche sichtbar und hörbar, für andere unsichtbar und unhörbar sein konnte. Der Versuch mag mißglückt sein, die reale, geistleibliche Auferstehung Jesu Christi steht fest und hat mit diesem Erklärungsversuch nichts zu tun.

Man könnte sich auch denken, daß der Herr wirklich in objektiv leiblicher Gestalt außerhalb und neben den Jüngern einherwandelte, daß aber trotzdem das Sehen und Hören nicht von unten durch die leiblichen Sinne vermittelt wurde, sondern daß die Wirkung vom Geist des Herrn auf den durch Glauben und Liebe aufgeschlossenen Geist der Jünger und so durch den Geist abwärts auf Seele und Leib ging. Solche äußerliche scheinbar grobsinnliche Erscheinungsform kann und soll nicht ausgeschlossen sein als unmöglich. Er hatte die Kraft der Allmöglichkeit und konnte beliebig sich darstellen, wie es seinen Zwecken am besten diente. — Daß er auch nach seiner Auferstehung so intim mit den Jüngern verkehrte, daß er noch mit ihnen aß und trank, das erscheint uns als eine horrende Vorstellung. Nur eine ungeschickte grammatikalische Satzkonstruktion in Ap. Gesch. 10, 41 kann zu dieser unglücklichen Vorstellung führen. Das in Luk. 24, 43 erzählte Essen war ein einmaliges gnädiges Herablassen des Herrn zu der Schwachheit seiner Jünger. Wir sagten schon im März 1911, daß jede sinnliche Vorstellung von Verdauungsorganen im himmlischen Leibe ein Abhorrendum sei. Die himmlische Leiblichkeit ist vielmehr eine heilige Feueresse, die sofort das eingenommene Materielle verzehrte, wie die Flamme den Strohhalm. Wir begreifen, daß wer unser Verständnis der Physica sacra ablehnt, auch diese ganze Entwicklung ablehnt. Und ge=

wiß: Wir wollen unser Verständnis keinem anderen Bruder oder keiner anderen Schwester aufdrängen. Jeder hat ja das Recht, sich selbst seine Gedanken zu machen und sich die wunderbaren Vorgänge, die mit der leiblichen Auferstehung des Herrn zusammenhängen, zurecht zu legen, so gut er es vermag. Nur sollen feste und klare Aussagen der Apostel und Evangelisten nicht entleert, verflüchtigt, umgedeutet werden, so daß man zu sagen wagt: Niemand kann mit Gewißheit sagen, was mit dem Leib Jesu geschehen ist. Sondern so viel ist gewiß, daß der Leib des Herrn durch Gottes Macht auferweckt und in den himmlischen Verklärungszustand erhoben wurde. Wenn wir uns auch nicht vorstellen können, wie das geschehen konnte, es gibt tausend schöpferische Akte Gottes in der physischen Natur, die wir auch nicht erklären können, sondern einfach als Tatsachen anerkennen und stehen lassen.

Wir schließen diesen Aufsatz, indem wir das vorangestellte Motto wiederholen, das uns ein Freund eingesandt hat und von uns nur ein wenig variiert wurde.

„Gott Lob, daß ich ein Bauer bin
Und nicht ein Theolog,
Der um des Wortes klaren Sinn
Die Christenheit betrog."

Die Stellung der Kirche zum Sozialismus.

Referat, erstattet bei der Konferenz des Nebraska-Distrikts am 16. Mai 1913, und auf Wunsch des Distrikts veröffentlicht.

Von Pastor C. A. Mennenöh.

Unter den Zeitfragen, von denen unser Volksleben in der Gegenwart bewegt wird, ist obiger Satz sehr wichtig. In unseren Tagen, wo die Entwicklung aller religiösen und wirtschaftlichen Dinge, die dem Menschen nahe liegen, so rasch fortschreitet, ist es für jeden denkenden Menschen, insbesondere aber für den Christen notwendig geworden, sich eingehend damit zu beschäftigen. Unter den großen Problemen unserer Zeit, die uns am meisten berühren, stehen das religiöse und wirtschaftliche obenan. Beide haben seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf sich gezogen, besonders das Letztere, welches in seinem Wesen und in seiner Entwicklung eine große Gefahr erkennen läßt. Bei diesen Bewegungen der neuesten Zeit, die das gesamte Volksleben berühren, ist bisher nur das schnelle Wachstum bemerkenswert gewesen; doch müssen wir uns fragen: Haben alle diese Bewegungen der menschlichen Tätigkeit eine besondere Bedeutung? Haben sie ein bestimmtes Ziel, eine besondere Aufgabe zu erfüllen? Ohne Zweifel ist es also; denn nichts geschieht zwecklos.

Wenn wir also obiges Thema näher betrachten, wollen wir uns zunächst der sozialen Frage zuwenden und fragen:

„Was ist und was will der Sozialismus?"

1. Was ist der Sozialismus?

Der Sozialismus ist eine Kombination der weltlichen und religiösen Interessen der Menschheit.

Was uns den Sozialismus so überaus interessant macht, ist die Tatsache, daß er gerade die Vereinigung aller menschlicher Interessen, der religiösen wie der weltlichen, zustande bringen will, die wir für die Zeit des Endes bestimmt erwarten dürfen. Wir können uns dem tiefen Eindruck nicht entziehen, den die Tatsache auf uns macht, daß jetzt an unserm Horizont ein an Umfang rapide wachsendes System aufgetaucht ist, das sowohl religiös wie wirtschaftlich ist und das genau die Charakterzüge der, dem Apostel Johannes geoffenbarten großen Konsolidierung trägt, welche er unter göttlicher Inspiration aufzeichnete, damit die Gläubigen sie einst als Meisterstück Satans wiedererkennen sollten.

Der Sozialismus ist nicht bloß eine politische Partei, die gewisse Reformen einführen will. Er ist auch nicht nur eine Schule der Staatswirtschaft, die gewisse finanzielle und volkswirtschaftliche Ziele im Auge hat. Er ist hauptsächlich eine Religion, denn seine Grundlage ist die allgemeine Verbrüderung der Menschen und der Hauptcharakterzug seiner Lehre ist der Glaube, daß der vereinigten Menschheit die Macht inne wohnt, sich von Not und Elend selbst zu befreien.

Zu dem Zweck will er den Kapitalismus abschaffen, wie auch das private Eigentumsrecht auf die Produktionsmittel; er will die ganze Menschheit und alle menschlichen Interessen zu einer großartigen Organisation verbinden. Diese Organisation soll eine Föderation, eine Gesellschaft oder Staat sein; ihre Glieder sollen einander absolut gleichgestellt und die Interessen des einzelnen, die Interessen aller sein.

Sie soll in umfassender Weise und zum Besten aller sich mit den Methoden der Produktion beschäftigen, ferner mit dem Ertrage der Felder, der Bergwerke, den Erzeugnissen der Fabriken und den Vorrichtungen für die Herstellung von Waaren aller Art, wie auch mit den Erfindungen und Entdeckungen.

Dies alles wurzelt in der Heiligkeit menschlicher Rechte und das hervorspringende Merkmal der Bewegung ist ausgesprochen religiös. Es ist die richtige Verkörperung jener großen, aufstrebenden Religion unsrer Tage, die Religion des Humanismus. (Mauro.)

---

2. Was will der Sozialismus?

Er will als Endziel eine andere, nach seiner Ansicht bessere Ordnung des gesellschaftlichen Lebens als die jetzige ist. Sein Hauptziel liegt auf wirtschaftlichem Gebiet. Er will die Ueberführung aller Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in den Besitz der Gesellschaft und die Regelung der Produktionen durch die Gesellschaft für alle Mitglieder derselben. Progr. v. Erfurt.

Das gleiche fordern die sozialistischen Programme aller Länder. Ein französisches Programm schreibt: „Es gibt nur ein Mittel, die

Ordnung und den andauernden Fortschritt der Freiheit aller Individuen und die Steigerung des Wohlstandes der Arbeiter zu sichern, nämlich das Eigentum an den kapitalistischen Produktionsmitteln auf die Gesamtheit des sozialen Gemeinwesens zu übertragen." —

Also, alle Dinge, die man braucht, um arbeiten zu können, die Produktionsmittel, sollen in Zukunft nicht mehr dem Einzelnen gehören, sondern allen gemeinsam, jeder soll von der Gesellschaft seine Arbeit zugewiesen erhalten. Das Produkt seiner Arbeit soll er an die Gesellschaft abgeben und jedem Arbeitenden eine gerechte, gleichmäßige Entschädigung zu Teil werden. Der Sozialismus will nicht teilen, oder jedes Privateigentum abschaffen, sondern nur die Produktionsmittel sollen nicht mehr Privateigentum sein. Der Sozialismus will also, kurz gesagt, die Privatwirtschaft in Kommunionismus der Produktionsmittel verwandeln. Er verspricht sich von dieser Neuerung großartiges.

„Er will eine Gesellschaft schaffen, in der alle, die Menschen sind, ein gleich glückliches, gleich menschenwürdiges, Geist, Leib und Charakter befreiendes Dasein leben können." (Göhre.)

Allgemeine Verbrüderung der Menschen werden im Kommunismus zur Herrschaft gelangen und ebenso die alten Revolutionsideale: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

---

3. Betrachten wir nun die Ursachen, aus welchem der Sozialismus hervorgegangen ist.

Die tiefen Ursachen des Sozialismus liegen in der, im menschlichen Herzen herrschenden Selbstsucht und Habsucht, in der Nichtachtung des Willens Gottes in Bezug auf den Besitz und Gebrauch der irdischen Güter, die eine ungleiche Verteilung der Produktionsmittel verschuldet haben; im Kapitalismus, im falschen Lohnsystem und in der allgemein herrschenden Ungerechtigkeit auf allen wirtschaftlichen Gebieten.

Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnt. Ps. 24, 1. Er allein hat den obersten Rechtsanspruch auf die ganze Erde. Diese Erde hat er den Menschen gegeben. Jeder Mensch hat ein Anrecht auf die Erde und ihre Güter; keiner hat mehr und keiner weniger Anrecht als sein Nebenmensch. Die Erde soll nach dem Willen Gottes Gemeingut aller Menschen sein. Tatsächlich kann auch kein Mensch nachweisen, daß er von Gott eine Urkunde besitzt, die ihm Recht auf mehr irdisches Eigentum gäbe, als seinem Mitmenschen. Daß alle Menschen gleiches Existenzrecht haben, ist die Rechtsanschauung, die Gott selbst der Bodenverteilung und den sozialen Gesetzen bei dem Volke Israel zu Grunde gelegt hat. Bei der Bodenverteilung zeigt sich klar, daß Gott wollte, das Land solle einem jeden Mitglied des Volkes in gleicher Weise Nahrung und Unterhalt gewähren.

Objektives Unrecht ist deßwegen die Institution des Privateigentums, in der Weise verstanden, daß irgend ein Mensch auf ein bestimmtes Stück Land oder sonst ein Produktionsmittel Beschlag legt, mit dem Anspruch, das gehöre ausschließlich ihm. Nein, alles gehört allen ge=

meinsam. Schon Plato sagt: „Der Boden gehört zu den Dingen, die allen gemeinsam sein müssen.“

Die Natur hat das gemeinsame Recht hervorgebracht, der Raub hat das private Eigentum geschaffen.

Das Privateigentum hat für die menschliche Gesellschaft die unheilvollsten Folgen gezeitigt. Es ist eine Quelle, aus der Uebel über Uebel entspringt. Es ist eine Quelle der größten Ungleichheit. Das kommunistische Manifest sagt richtig: „Ihr entsetzt euch darüber, daß wir das Privateigentum aufheben wollen. Aber in eurer bestehenden Gesellschaft ist das Privateigentum für neun Zehntel ihrer Mitglieder aufgehoben; es existiert grade dadurch, daß es für neun Zehntel nicht existiert. In dieser Ungleichheit finden wir eine Quelle mannigfachsten Elends. Es entsteht Unfrieden und Spaltung der Gesellschaft in zwei einander feindlichen Klassen, in Besitzer und Besitzlose, Bevorzugte und Benachteiligte. Man sagt: Die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen mit den bestehenden Verhältnissen trage die Schuld an dem Elend des Volkes, Dies mag teilweise richtig sein, aber im großen und ganzen ist die Unzufriedenheit des arbeitenden Volkes durch die herrschende Ungerechtigkeit wohl begründet. Nein, nicht das arbeitende Volk, sondern die besitzenden Klassen einerseits und Staat und Kirche andrerseits, sind in erster Linie für das Bestehen des Sozialismus verantwortlich. Der Sozialismus wäre überhaupt nicht entstanden, wenn Staat und Kirche, diese von Gott eingesetzten Führer des gesammten Volkslebens, ihre, ihnen von Gott übergebenen Aufgaben erkannt und nach dem Maßstab der Gerechtigkeit durchgeführt hätten. Heute sehen die regierenden Gewalten mit Schrecken eine Gefahr in dem schnell sich entwickelnden Sozialismus, man sucht ihn zurückzudrängen und unschädlich zu machen, aber dazu scheint es zu spät zu sein. Man erkennt die wahren Ursachen des Sozialismus nicht, will auch den zum Teil gerechten Forderungen desselben nicht nachkommen. So wird denn alle Welt über kurz oder lang Zuschauer sein von dem, was sich aus dieser Sache noch entwickeln wird.

---

4. Die Bedeutung des Sozialismus.

Der Sozialismus ist das einzige menschliche System, das eine neue soziale Ordnung in Aussicht stellt, die die Stelle der jetzigen einnehmen könne. Er steht insofern allein da, als er eine Lösung des anerkannt größten Problems unsres Zeitalters vorschlägt.

In der Zeit, in der wir leben, ist die soziale Frage die bedeutendste, die der Menschheit vorliegt und der dringendsten Lösung harrt, nämlich die Frage der gerechten Verteilung der Erzeugnisse des menschlichen Schaffens. Der Grund dafür ist nicht weit zu suchen. Die letzten hundert Jahre haben eine vollständige Umwälzung auf dem industriellen Gebiete gebracht. Die Massenproduktion aller Lebensmittel, die Vereinigung verwandter und nicht verwandter Geschäftszweige in Trusts, das Verschmelzen der kleinen Betriebe in wenige große, haben auf der

einen Seite den Reichtum des Landes und Volkes in wenigen Händen konzentriert, während auf der andern Seite die große Masse des arbeitenden Volkes kaum im Stande ist die notwendigen Bedürfnisse des Lebens zu erwerben. Diese Konzentrierung vollzieht sich so schnell, daß bereits 6000 Multimillionäre ein Viertel des gesamten Reichtums der Nation besitzen; ein Prozent unserer Bevölkerung besitzt mehr, als die andern 99 Prozent, und diesem einen Prozent wird das ganze industrielle, soziale, politische und intelektuelle Leben der Nation unterworfen. Das sind Tatsachen. Was bedeuten sie für die Reichen? was für die Armen? — Für die Reichen bedeutet dieser enorme Reichtum herrliche Paläste, großartige Kleidung, kostbaren Schmuck, üppige Festmahle, ein Leben des Müßiggangs, der Schwelgerei und Verschwendung, ein Leben, wo wirkliche Werte verloren gegangen sind, wo das Geld zum Gott geworden ist. — Den Armen bedeutet es ein Leben voll Entsagung, elende Wohnungen, ungenügende Ernährung, Krankheiten und mannigfaches Elend; Unwissenheit und Abhängigkeit. — Es ist dies nur eine Andeutung des sozialen Unrechtes, das in Recht verwandelt werden muß. —"

Man erwartet natürlich vom Menschen selbst, daß er diesen traurigen Zuständen ein Ende mache; man appelliert an die Studierenden der höheren Lehranstalten, daß sie das Ihre tun mögen, um das Volk hinauf in das goldene Zeitalter der Humanität und zur allgemeinen Verbrüderung der Menschen zu führen.

Dies alles trägt dazu bei, das Anwachsen des Sozialismus in allen zivilisierten Ländern zu beschleunigen. Wenn sich früher der Sozialismus nur aus der Arbeiterschaft rekrutierte, finden wir heute alle Stände, von den höchsten an abwärts, mehr oder weniger vertreten. Unter den Studierten hat der Sozialismus bereits viele Anhänger gefunden, besonders unter den Geistlichen verschiedener Denominationen und seine Ansprüche werden von einflußreichen Personen anerkannt und seine Lehren verbreitet. Vor einigen Jahren ist festgestellt worden, daß nahe an 200 Geistliche in der Nähe von New York City ein Dokument unterzeichnet haben, wodurch sie sich auf die Hauptgrundsätze des Sozialismus verpflichteten, wiewohl sie noch zögerten, sich offen zum Sozialismus zu bekennen, des Vorurteils wegen, das dem Namen noch anhaftet. — Auf der Pan-Anglikanischen Konferenz in England 1908 wurden die Grundsätze des Sozialismus eifrig verfochten und fanden sympathische Aufnahme. Unter den Beschlüssen waren folgende: „Die Konferenz erkennt die Ideale der Verbrüderung an, welche der demokratischen Bewegung dieses Jahrhunderts zu Grunde liegen, — und sie ist der Ansicht, daß der sozialen Mission und den sozialen Prinzipien der Christenheit ein höherer Platz in dem Unterricht und den Lehren der Kirche angewiesen werden sollte." —

Ein New Yorker Geistlicher sprach sich über diese Bewegungen folgendermaßen aus: „Wir fangen an, wie nie zuvor die große Tatsache der Solidarität der Menschheit zu begreifen. Diese mächtige Menschen-

bewegung, die zu dem Bewußtsein wahrer, dauernder Brüderschaft führen muß, jetzt zu sehen und mit zu erleben, ist ein Segen, für den wir tief dankbar sein müssen." —

Durch die Verbreitung der sozialen Grundsätze unter der Geistlichkeit werden mehrere wichtige Resultate erreicht. Erstens wird dadurch dem Industrialismus ein stark religiöses Gepräge gegeben; ferner ist damit ein lebendiges Prinzip geschaffen, welches darauf hinwirkt, die Glieder der verschiedenen Kirchengemeinschaften zu vereinigen. Sodann wird damit den Geistlichen, die das Evangelium von Christo nicht predigen, ein Thema von großem Interesse geboten, welches, wenn es geschickt behandelt würde, sicherlich die Aufmerksamkeit der Zuhörer gewinnen müßte.

Aus einem Cirkular der christlich sozialen Gemeinschaft entnehmen wir folgende Stelle: „Was der Sozialismus verlangt, ist dies, daß die gesamte Menschheit die gesamte Produktion beherrschen soll. Kameraden, dies ist der höhere Weg. Er schaltet die Motive für ein selbstsüchtiges Leben aus, er führt die Ethik des Evangeliums Jesu Christi in unser tägliches Leben ein. Nichts anderes ist im stande den frohen Tag der allgemeinen Verbrüderung heraufzuführen. Das ist das praktische Christentum." —

Ein System, welches in dieser Weise als praktisches Christentum ausgegeben werden kann, während es gleichzeitig von den ausgesprochensten Feinden Christi vertreten wird, ist entschieden etwas, womit ernstlich gerechnet werden muß. —

Wenn wir nun die gesamte soziale Bewegung unsrer Tage aufmerksam betrachten und ihre Lehren wie ihren ganzen Charakter in ihren Grundzügen aufs genaueste prüfen, so finden wir, daß diese Bewegungen auf sozialem wie religiösem Gebiet, eine allumfassende Wiederholung der im 1. Buch Mose, Kapitel 10 und 11, beschriebenen Dinge sind, die tatsächlich, wie verheißen, in den letzten Zeiten zur vollen Reife, zur zeitweisen universalen Herrschaft und zum vollen Abschluß kommen sollen. Es ist die trotzige Empörung gegen Gott und seine Ordnungen, eine über alles hinausgehende Abgötterei und eine freche Verwerfung der durch Christum vollbrachten Erlösung. Und wie Gott einst die Absicht der Menschen vereitelte, so wird er auch in unsern Tagen dafür Sorge tragen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

---

5. Wie steht nun die Kirche zum Sozialismus?

Die gegenwärtige Zeit gibt uns hierüber genügenden Aufschluß.

Die Kirche und der Sozialismus stehen einander feindlich gegenüber, da ihre Wege und Ziele weit auseinander liegen; denn die Kirche hat es als ihre besondere Aufgabe betrachtet, das ewige Heil der Menschen zu vermitteln, während der Sozialismus das zeitliche und materielle Wohl der Menschen erstrebt. So sind beide ihrem Wesen nach grundverschieden, voller Gegensätze, weshalb sie sich gegenseitig bekämpfen. Die Kirche sieht im Sozialismus einen Feind des gesamten

Volkslebens, während der Sozialismus von der Kirche weder Hilfe noch Heil erwartet.

Nun finden wir aber in den sozialistischen Lehren manche Punkte, die mit den Idealen Christi übereinstimmen, während die Kirche sich diesen gegenüber bisher ablehnend verhalten hat. Wollen wir zwischen beiden Systemen klar unterscheiden, so müssen wir einen unfehlbaren Schiedsrichter zu Rate ziehen, der uns über beide volle Aufklärungen gibt. Wir können hierin weder die Kirche, noch den Sozialismus fragen, weil bei ihren gegenseitigen Auseinandersetzungen Meinung gegen Meinung steht, die nicht zum Ziele führt. Der Schiedsrichter ist die heilige Schrift. Sie gibt uns Klarheit über das Wesen beider und zeigt auch worinnen beide fehlen.

Da nun aber Jesus Christus der Mittelpunkt der heiligen Schrift ist, durch den der göttliche Ratschluß offenbart und ausgeführt wird, fragen wir zunächst: „Was wollte Jesus und welche Aufgabe hat er der Kirche gegeben?"

Jesus wollte das Reich Gottes in der Welt aufrichten. Dies wird von allen Evangelisten besonders betont, ebenso haben auch die Apostel keine andere Botschaft für die Völkerwelt. Aber was verstand Jesus unter dem Wort „Reich Gottes?" Er selbst hat es seinen Zeitgenossen nie erklärt, weil er die Idee „Reich Gottes" und seine Bedeutung als bekannt voraussetzte.

Das Kommen und die Bedingungen des Reiches Gottes bilden den Hauptgegenstand der Lehre Jesu, denn dazu weiß er sich gesandt.

Schon die Propheten des alten Bundes haben von diesem Reiche Gottes geredet, als von dem goldenen Zeitalter der Zukunft. Vor ihrem geistigen Auge sahen sie in weiter Ferne einen idealen Weltzustand heraufsteigen, in dem der Wolf neben dem Lamm liegt und der Pardel sich lagert bei dem Böcklein. Jes. 11, 6, wo die Nationen ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden — wo kein Volk mehr gegen ein anderes das Schwert erheben und Kriege nicht mehr geführt werden sollen. Im Reiche Gottes werde niemand vergebens arbeiten noch Kinder zeugen mit Schrecken, denn sie sind der Same der Gesegneten des Herrn. Jes. 65. Dann sitzt ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum und niemand wird ihn stören. Micha 4. Als eine Welt ohne Krieg und Gewalttätigkeit, ohne Armut und Elend oder sonstige Uebel dachten sich die Propheten des Reich Gottes als eine Welt, wo Gott König ist. Sach. 14, Ps. 144 u. a. Stellen. Ausdrücklich sagt Daniel K. 7: „Das Reich und die Gewalt und die Herrschaft unter dem ganzen Himmel wird dem Volk des Höchsten gegeben werden, dessen Reich ein ewiges Reich ist, dem alle Könige dienen und gehorchen werden." — Also unter dem Himmel, nicht im Himmel, wird dieses Reich sein, um dessen Kommen wir beten. Die Gerechten werden erben die Erde und immer und ewig darauf wohnen. Ps. 36. —

So ist das Reich Gottes nach der Erwartung der Propheten nichts anders als die Wiederherstellung der durch die Sünde verlorenen ir-

dischen Paradieseszustände, wovon Gott geredet hat, durch den Mund aller seiner Propheten von Alters her. Act. 3. Das Gleiche, wie die Propheten, wollte auch Jesus, als er auftrat und die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigte. Er sagte: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen."

Auch Johannes der Täufer machte seine Zeitgenossen auf die Nähe des Reiches Gottes aufmerksam. Er forderte eine gründliche Aenderung ihrer Gesinnung. Er wies sie hin auf die Geistestaufe, die der seinigen folgen würde, woraus hervorgeht, daß nur eine geisterfüllte Menschheit fähig sei an diesem Reiche teilzunehmen.

Jesus suchte die Gesinnungen der Gerechtigkeit und Bruderliebe in die Herzen der Menschen zu pflanzen, in der festen Ueberzeugung, daß entsprechende, dem Willen Gottes gemäße, richtige Weltzustände die selbstverständliche Folge hiervon sein würden, und daß diese Ideale sauerteigartig auf die Weltzustände einwirken würden.

Zunächst muß Gott herrschen in den Herzen, in den Gemütern, dann wird es im äußeren Leben auch kommen, das ist die Grundanschauung Jesu. Die Ideale dieses Reiches Gottes will nun Jesus in die Gemüter der Menschen hinüberleiten. Das gleiche Feuer, die gleiche Begeisterung für Gerchtigkeit und Liebe, die in ihm brennt, will er auch in den andern Menschen loderen sehen. „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, was wollte ich lieber, es brennte schon." Luk. 12. Jesus wollte die Menschenherzen entzünden mit der gleichen Glut der Begeisterung, die in ihm selbst war, des festen Glaubens, daß dadurch die ungerechten Zustände in der Welt, mit ihrer Lieblosigkeit und Selbstsucht und ihrem Stolz, dieses Reich Satans sicher und von Grund aus zerstört und umgestaltet würden. Daß dieses nur allmählich geschehen könne, wußte Jesus wohl, wie er es in den Gleichnissen zeigt. Als er von der Welt Abschied nahm, sandte er seine Jünger mit dieser frohen Botschaft aus. Sein Wille war, daß seine Gemeinde die Arbeiterin sein sollte, das Reich Gottes zu bauen und seinen Glauben allen Menschen einzupflanzen. Hiermit erhielt die Kirche ihre große Aufgabe für die Menschenwelt. Sie ist auch eine lange Zeit den Fußstapfen ihres Meisters gefolgt, es gingen weltüberwindende Kräfte von ihr aus. Als aber die Kirche anfing sich zu organisieren, als durch Augustin die Ideen vom Reich Gottes verwischt und der Glaube der Christen auf ein seliges Jenseits gerichtet wurde, anstatt auf die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, nach dem Ratschluß Gottes, verlor die Kirche nach und nach ihre Aufgabe aus den Augen, das Verständnis für das, was Christus gewollt und erstrebt, ging ihr gänzlich verloren. Aus einer Dienerin entwickelte sich die Kirche schnell zu einer Herrscherin über die Seelen der Menschen, die Steine statt Brot gab, die den Geist Christi durch inhaltlose Zeremonien und starre Glaubenssätze dämpfte und den Glauben an die Ideale Jesu als Irrlehre bekämpfte.

Die Kirche hat gar keine weltüberwindende Kraft mehr, sie ist

längst ein Salz geworden, das seine Kraft eingebüßt hat. Sie sieht die Zustände in der Welt so wie sie sind an, als wolle Gott es grade so und nicht anders haben; daher verkündet sie auch: „wie es war vor aller Zeit, so bleibt es in Ewigkeit.“ Anstatt eine Führerin der Menschen zu idealen Zuständen zu werden und die frohe Botschaft den Armen zu bringen und zu verwirklichen, hat sie das Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes vollständig verloren, so daß sie tatsächlich das größte Hindernis des Reiches Gottes geworden ist, um dessen Kommen sie bittet. Darum spricht sie auch zu denen, die besonders unter den ungerechten Verhältnissen leiden: „Seid zufrieden und murrt nicht, tragt geduldig die Not des Lebens, im Himmel wirds einst besser werden.“ —

Ist es ein Wunder, wenn die Menschen in Scharen der Kirche den Rücken kehren und nichts mehr von ihr wissen wollen! In neuerer Zeit hat die Kirche allerdings große Anstrengungen gemacht diesem Uebel zu wehren, da sie aber die tiefen Ursachen des Schadens und den ungeheuren Raub von den Großen im Volk am ganzen Volk begangen, der von Staat und Kirche gutgeheißen, nicht erkennt, überhaupt keinen Blick hat für des Volkes Not und des Volkes Rechte, kann sie auch keine wirksame Abhilfe schaffen.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß grade unter den Völkern, wo die Kirche am meisten gearbeitet, der Sozialismus am herrlichsten blüht und sich in offener Feindschaft gegen die Kirche stellt. Denn eine Kirche, die so vollständig ihren hohen Beruf in Bezug auf das Volksleben verloren hat, daß sie ruhig zusehen kann, wie das arbeitende Volk von den Korporationen ausgebeutet wird, kann nicht erwarten, daß das Volk sich vertrauensvoll ihr ferner zuneigt. In vielen kirchlichen Kreisen hüben und drüben, hat man in neuerer Zeit viele Anstrengungen gemacht, der Not im Volksleben abzuhelfen; aber die Wurzel des Uebels wurde bisher nicht aufgedeckt. Die Kirche hat ihren früheren Einfluß auf die Volksmassen längst eingebüßt, ist auch nicht im Stande, den mit Macht heranwachsenden Sozialismus wirksam zu bekämpfen; ja sie hat ihre ganze Kraft nötig, um die eigene Existenz aufrecht zu erhalten.

Nun finden wir aber im Sozialismus eine teilweise Uebereinstimmung mit den Idealen Jesu. Jesus und der Sozialismus haben dasselbe Endziel; nur liegt der Unterschied zwischen beiden in ihrem Wesen und der Art ihrer Durchführung. Der Sozialismus will die unveräußerlichen Menschenrechte zur Geltung bringen und eine neue und bessere Weltordnung einführen durch Gesetze, die sich auf Gewalt gründen. Jesus will dasselbe durch die innere Umwandlung der Menschen durch den Geist Gottes, durch neue Menschen, die durch den Geist der Liebe beherrscht werden. In dieser scheinbaren Uebereinstimmung liegt aber zugleich der größte Gegensatz.

Der Sozialismus verheißt seinen Anhängern Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, dazu ein paradiesisches Dasein; er ist aber durchaus unfähig solches zu geben; Jesus aber wird diese Dinge ja noch viel mehr

wirklich geben, einführen und erhalten. Der Sozialismus bildet einen Staat im Staate, — steht also auf dem Boden der römischen Kirche, — er unterdrückt bei seinen Anhängern den Geist, das freie Denken, übt also eine Gewaltherrschaft aus, die unbedingt, wenn sie zur vollen Herrschaft gelangt, zu einer Tyrannei führen muß, wie die Welt noch keine gesehen. Dem gegenüber ist das Reich Gottes, das Jesus aufrichten wird, kein solches Gewaltreich, es bringt den Geist Gottes in die Menschen und fördert das freie Denken, seine Herrschaft gibt Frieden, Heil und Segen der ganzen Welt. So ist der Unterschied zwischen dem, was Jesus wollte und dem, was die nominelle Kirche, sowie der Sozialismus will, so tief und weit auseinanderliegend, daß eine Ausgleichung nur dadurch möglich ist, daß sowohl die Kirche wie der Sozialismus sich von Grund aus in ihrem ganzen Wesen ändern müßten. Da aber beide auf eine solche Umwandlung nicht eingehn, werden sie, sobald die Zeit dafür da ist, ihre unrühmliche Auflösung finden. Wenn beide die Ideale Jesu aufnähmen, dann würden sie sich ergänzen, und ein gemeinsames Wirken zum Wohle des Volkslebens wäre eine einfache Sache. Dann würden die Dinge in der Welt bald eine andere Gestalt annehmen. Auch der in neuerer Zeit entstandene, sogenannte christliche Sozialismus kann die bestehende Kluft weder ausfüllen noch überbrücken.

Hat aber die Kirche nicht mehr die Kraft den Sozialismus zu überwinden, so mag es wohl sein, daß die Kirche vom Sozialismus überwunden wird, daß dies nicht allein möglich, sondern sehr wahrscheinlich ist, erkennen wir, wenn wir die merkwürdigen Bewegungen auf religiösen und industriellen Gebieten in unsern Tagen in Betracht ziehen. Diese Bewegungen sind den verschiedenen Berichten nach weltweit, sie erstrecken sich über alle Nationen, sie ergreifen alle Verhältnisse des gesamten Lebens.

Aus der heiligen Schrift wissen wir, daß in der letzten Zeit, die der Aufrichtung und Offenbarung des Reiches Gottes unmittelbar vorhergeht, eine große Vereinigung aller religiösen wie industriellen Systeme stattfinden wird. Daß wir uns jetzt in dieser letzten Zeit befinden, geht aus den, diese letzte Zeit ankündigenden Zeichen auf's klarste hervor. Wir sehen, wie seit einigen Jahrzehnten die größten Anstrengungen gemacht werden, alle verwandte und nicht verwandte religiösen Systeme, sowie die verschiedenen Zweige auf industriellen Gebieten miteinander zu verschmelzen. Auf industriellem Gebiet liegt diese Bewegung klar zu Tage für jedermann. Nicht so auf dem Religiösen. In allen Teilen der Welt und unter allen großen Völkerreligionen finden wir ungewöhnliches Leben und angehende Veränderungen und diese berühren nicht nur äußere Formen, sondern die wesentlichen Grundlagen. Das Programm des Modernismus sagt: „Eine große geistige Krise, die nicht erst heute angefangen, aber heute ihre höchste Intensität erreicht hat, beunruhigt alle Religionsgemeinschaften Europas — den Katholizismus — Anglikanismus und das Luthertum."

Tatsache ist, daß sich jetzt auf den religiösen Gebieten Wandlungen von noch nie dagewesener Ausdehnung vollziehen.

Wir müssen uns fragen, welche Richtung verfolgen diese großen Strömungen und was ist ihr Ziel? Haben die industriellen Bewegungen unserer Zeit etwas Gemeinsames mit den gleichzeitigen religiösen Bewegungen? Ja, alle diese Bewegungen haben ein gemeinsames Ziel und dies ist: die allgemeine Verbrüderung der Menschheit.

Was der Apostel Johannes Offenbarung 13 beschreibt, ist die vollendete Tatsache dieser Bewegungen, deren innerstes Wesen die Vergötterung des Menschen ist. —

Was einst die Menschen in ihrer Verblendung erstrebten, als sie den Turm zu Babel bauten, das sehen wir heute aufs Neue erstehen, nur in andrer Weise. Die Frucht am Baume der Menschheit entwickelt sich schnell zu ihrer vollen Reife. Alle faulen und schädlichen Früchte werden fallen und verderben, die echten und gesunden aber werden ein köstlicher Same für die Zukunft sein, zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen! —

Kirchweihpredigt,

gehalten im Nachmittaggottesdienst bei Einweihung der Bethania-Krche in Detroit, Mich., von Dr. F. Mayer.

Psalm 122, 6.

Unter dem Portal der Kirche beim Einzug ins Gotteshaus ist dieser Psalm gebetet worden. Ein Psalm des Einzugs, des Hinaufziehens ist es, den die Festkarawane bei ihrer Wallfahrt nach Jerusalem anzustimmen pflegte.

Wenn endlich die lange Wanderung zu Ende war, wenn die Ebene Samarias, die Berge Judas, die Bäche und Flüsse Kanaans überschritten waren und die Gottesstadt mit ihren Häusern und Palästen vor ihnen sich ausbreitete, oben das Ganze krönend aus weißem Marmor der Tempel Gottes, wie eine lichte Wolke, dem Wohnsitz der Gegenwart Gottes, da ergriff Ehrfurcht und Andacht jede Brust und wie aus einem Mund erscholl der Ruf: „Jerusalem! Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben!"

Waren es nicht ähnliche Gefühle, als dieses Haus geweiht wurde; als feierlich vom Altar aus das Gebet gen Himmel stieg: „Dir, dem Dreieinigen, Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligem Geist, heiligen und weihen wir dieses Haus, daß es durch deine Gnade sein möge die Stätte deines gebenedeieten Namens und der Ort, da deine Ehre wohnet!"

Gott ist gegenwärtig,
Lasset uns anbeten,
Und in Ehrfurcht vor ihn treten!

Wir alle, die wir hier versammelt sind, ihr Väter und Mütter, die ihr den Bau dieser Kirche mit euren Gebeten begleitet, ihr Festgäste, die ihr an der Freude der Schwestergemeinde teilnehmt mit dem Bekennt-

nis: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen"; ihr Jünglinge und Jungfrauen, die ihr hier heute gelobet: „Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankes, da man prediget alle deine Wunder"; ihr Alten und Betagten, die ihr von dem Gotteshaus auf Erden aufschaut zu dem Vaterhause im Himmel, dem Jerusalem, das droben ist, — wir alle fassen unsere Wünsche, Gelübde und Gebete zusammen in dieses Wort: „Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben. Wir erkennen dabei: 1. Gottes Gabe, 2. unsere Aufgabe.

1. Gottes Gabe. Einen jüdischen Händler fragte ich: „Was ist denn das Größte, das Gott eurem Volke gegeben hat?" „Jerusalem!" war seine Antwort, die mit Ehrfurcht über seine Lippen kam.

Jerusalem, das war heiliges Land. Dort ging schon Abraham mit seinem einzigen Sohne Isaak den Morijaberg hinan mit Feuer und Holz zum Opferaltar, ein Vorbild des großen Opfers am Karfreitag; dort hatte David, als der Tod durchs Land ging, den Engel Gottes stehen sehen bei der Tenne des Arafna mit ausgestrecktem Schwert; dort hatte Israels König ohne gleichen darauf einen Altar gebaut und Sühn- und Dankopfer dargebracht mit geängstetem und zerschlagenem Herzen; dort hatte Salomo, der Friedefürst, den Tempel Gottes gebaut, die Bundeslade wurde hereingebracht mit den heiligen Gesetzestafeln, dem Mannakrüglein und Aarons grünendem Stabe; dort erfüllte die Herrlichkeit Gottes das ganze Haus, daß die Priester nicht konnten stehen und des Opfers pflegen; dort hinter dem Vorhang im Allerheiligsten thronte über den Cherubinen die Gegenwart Gottes! Propheten und Seher mit Augen, welche Gott schauten, sind dort gewandelt, Offenbarungen und Gesichte dort geschehen. Dort vom Alten ins Neue Testament überführend, schaute Zacharias Gabriel, den Engel, der vor Gott steht, den Herold der neuen Zeit, den Führer im Chor, der hergeht vor ihm, dem Jungfrauensohn aus Davidsstamm, dem Knecht Jehovas, auf dem die Strafe lag, damit wir Frieden hätten und Heil in seinen Wunden: Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit!

Darum verstehen wir, wenn ein Israelit bekennt: „Gottes größte Gabe an mein Volk ist Jerusalem," wenn das Volk segnend ruft: „Wünschet Jerusalem Glück!"

Das alte Jerusalem ist verschwunden, der Tempel zerstört! Hat damit auch die Gabe Gottes aufgehört?

Freunde, unsere Kirchen antworten darauf und auch dieser herrliche Bau, den ihr errichtet habt. Der Kirchturm ruft: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht weichen" u. s. w.; diese Kanzel predigt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege." Dieser Altar sei die Stätte seines Namens und der Ort, da seine Ehre wohnet. Jene hatten nur

den Schatten, wir das Wesen, jene schauten Gott im dunklen Spiegel, wir aber schauen ihn in Christo Jesu von Angesicht zu Angesicht.

Hier holen um Advent wir den Friedefürsten ein unter Palmen und Psalmen: „Hosianna, gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe!" Hier versammeln in der Christnacht Engel und Hirten sich um die Krippe und unsere Kinder jubilieren:

Welt war verloren,
Christ ist geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit.

Hier legen zu Epiphanias nicht nur Könige ihre Kronen nieder, sondern mit der Prophetin Hannah und dem alten Simeon wollen wir das Schwanenlied lernen: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Hier sollen sich alle sammeln, unsere Kinder, damit sie mit dem zwölfjährigen Jesus lernen die Heilswege unseres Gottes, die Ehegatten, damit der Herr auch unsere Häuser heilige und dort seine Werke tue wie zu Kana, die Kranken und Betrübten, damit sie Heilung finden bei dem rechten Arzte, die gebrochenen Herzen und sturmverzehrten Gemüter, damit er Worte des Friedens zu ihnen rede und sie erfahren: „Da ward es ganz stille!" Hier sollen wir aus dem Werktagslärm auf Taborshöhe geführt werden und erfahren: „Hier ist gut sein: Ruhe geben kann allein Jesus, Gottes Sohn" u. s. w.

Wie heilig ist diese Stätte! Schon ehe der Prediger auftritt, predigen die Bilder in diesen Fenstern. Dort das Gethsemanebild verkündet das Heilandswort: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist"; das Johanneswort: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden", das Petruswort: „Nicht mit vergänglichem Silber oder Gold seid ihr erlöst, sondern mit dem teuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes", das Pauluswort: „Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferstanden ist, welcher sitzt zur Rechten Gottes und vertritt uns."

Im Tempel hatte Israel die Lade Gottes mit den Gesetzestafeln, dem Krüglein Manna und Aarons grünendem Stab.

Die Gesetzestafeln — Gottes Gabe waren auch sie! Unter Sinais Wetter hatte Gott sie gegeben. Aber steinerne Tafeln können nicht die müde Seele laben. Hier in unserer Kirche haben wir den lebendigen Heiland! Er tritt uns entgegen in seiner Marter- und Hohepriestergestalt, er lockt freundlich: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid" — er verheißt: „Ich will euch erquicken." Zu steinernen Tafeln kann ich nicht beten, aber meinen lebendigen Heiland kann ich anrufen. Am Morgen: „Führe mich, o Herr, und leite meinen Gang nach deinem Wort"; zu Tisch: „Komm, Herr Jesu," u. s. w.; am Abend: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ"; in der Todesstunde:

„Ob auch die Welt in Trümmern geht,
Das Kreuz doch unerschüttert steht,
Ob auch die Seel im Kampfe bricht,
Herr Jesu Christ, ich laß dich nicht!“

Wir haben mehr als Israels Mannakrüglein! Wenn am Altar über dem gesegneten Kelch und dem gebrochenen Brot die Heilandsworte gesprochen werden: „Mein Leib, für euch gegeben in den Tod; mein Blut, vergossen für euch zur Vergebung der Sünde“ und der Chor dazu intoniert: „Wäre gleich blutrot die Sünde, so soll sie werden weiß wie Schnee und was so rot wie Scharlach, soll wie Wolle sein“, da essen und empfangen wir Christi Blut und Gerechtigkeit, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Leibes und ewiges Leben.

Und Aarons grünender Stab? Das Priestertum hatte Israel! Wir haben mehr als sie. Seit Petri Tagen gilt von uns das Wort: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum,“ u. s. w. Seit Luthers Tagen predigt die evangelische Kirche das allgemeine Priestertum. Wer in Christi Blut und Wunden gewurzelt ist, der ist ein Priester Jesu Christi, ist wie ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl. Priester sind sie, welche eingepflanzt sind in die Worte: „Gekreuzigt, gestorben und begraben, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten“; Priester, welche wie Luther, die Bibel am Herzen haben, die unsere deutsche Bibel ihren Kindern wieder zum Schulbuch, den evangelischen Katechismus zum Spruchbuch, das „Ein feste Burg ist unser Gott“ zum Gesangbuch machen; Priester, von denen Geist und Leben ausgeht für das Haus, die Kirche und den Staat; Priester auf der Wallfahrt von Jerusalem nach Jerusalem; die hinter der sichtbaren Kirche die unsichtbare, hinter dem diesseitigen Jerusalem das himmlische Jerusalem schauen, die freie, unser aller Mutter.

Darum, wünschet Jerusalem Glück! Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Wo ist ein Volk wie unser Volk, ein Gott wie unser Gott, der vor uns hergeht des Nachts in der Feuersäule, des Tags in der Wolkensäule; der unsere Sünden vergibt, unsere Gebrechen heilt und unser Leben krönt mit Gnade und Barmherzigkeit? Er ist es, aus dessen Fülle wir nehmen Gnade um Gnade, Gabe um Gabe. Gottes Gabe birgt aber auch in sich

2. Unsere Aufgabe. Sie liegt ausgesprochen in dem Wort: „Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben.“

Im Jahre 1871 starb in Schlesien der frühere Fürstbischof Graf v. Sedlnitzki. Aus altem katholischem Adelsgeschlecht, hatte er in seiner Jugend katholische Theologie studiert und war im Jahre 1835 vom Domkapitel einstimmig zum Bischof von Breslau erwählt worden. Was Luther in der Klosterzelle, das lernte Sedlnitzki auf dem Bischofstuhl: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben und

dasselbige nicht aus euch. Gottes Gabe ist es!“ Er legte Krummstab und alle Ehre nieder, erschien am Sonntag Quasimodogeniti 1868 in der evangelischen Kirche seiner Heimat bei der Beichte und dem heiligen Abendmahl. Die höchste Gabe, Vergebung der Sünden um Christi willen, er hatte sie erlangt, und von nun an bestand die Aufgabe seines Lebens darin, seinen Miterlösten das Evangelium zu bringen als die Kraft Gottes selig zu machen. Mit seinem Vermögen gründete er überall Schulen und Wohltätigkeitsanstalten für die Ausbildung evangelischer Laien und Pastoren, darunter das Paulineum und Johaneum in Berlin, aus welchem eine große Schar evangelischer Wahrheitszeugen hervorgegangen sind. Zu Hofprediger Kögel sagte er auf seinem Sterbebett als letztes Wort: „Nur am Glauben festhalten, nur an Gottes Wort festhalten,“ und so ging er wie ein Träumender in die obere Kirche. Das heißt: „Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben.“ Das ist unsere Aufgabe, das Heil, welches Gott in Christo uns geschenkt, unsern Kindern und unsern Miterlösten zu bringen; mit Opfersinn und innigem Gebet zu wirken, daß Gottes Name geheiliget werde, daß Gottes Reich komme.

Es ist im Sinne des Wunsches gesprochen: Bethania-Gemeinde, es müsse wohlgehen denen, die dieses Haus gebaut, die diese Stätte der Anbetung Gottes lieb haben. Wohl gehen dem Pastor, welcher seit Jahren mit Gebet und Sorge des Herrn Werk hier treibt; es müsse ihm wohlgehen im Amt und Haus, es möge ihm gegeben werden der Schlüssel Davids, der auftut- und niemand zuschließt; der zuschließt, und niemand auftut. Es müsse wohlgehen euch Vätern und Müttern, euch Vorstehern und Gemeindegliedern, euch Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, die ihr hier mitgebaut habt an diesem herrlichen Gotteshaus mit eurem Geld, eurer Zeit, eurer Begabung, euren heiligsten Gebeten.

„Jesus in Bethanien,“ so predigt das Bild in jenem Fenster. Das heißt mehr als Jesus in der Kirche — es heißt Jesus im Hause, Jesus bei deiner Arbeit, Jesus bei deiner Krankheit, Jesus bei deinem Todesleid, Jesus in deinem Herzen; dort sei sein Altar!

In meines Herzens Grunde
Dein Nam und Kreuz allein,
Funkelt allzeit und Stunde,
Des kann ich fröhlich sein;

dort sei seine Kanzel: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns,“ dort sei sein Beichtstuhl: „Christe erbarm dich!“ dort das Abendläuten: „Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden“ u. s. w.

Gewaltig hat sich die Stadt ausgebreitet. Noch erinnere ich mich der Zeit, da nur zwei evangelische Gemeinden in Detroit waren; nun ist's ein ganzes Heer geworden. Der Herr spricht zu den evangelischen Pastoren und Gemeinden der Stadt: „Ich weiß, wo du wohnest, ich kenne deine Werke.“ Er segne euch alle an diesem Festtage, er lasse euch

wachsen in viel tausendmal tausend und euer Same besitze die Tore seiner Feinde! „Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben!"

Auf ein anderes Jerusalem warten wir alle; auf die Zeit, wo erfüllt wird, was der heilige Seher schaute: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem — siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen — ihr Gott sein" Off. Joh. 21, 2. 3.

Nächsten Sonntag ist Totenfest! Es gibt ein Bild der Himmelfahrt; in den hellen Himmel hinein fährt der Herr Jesus unter dem Jauchzen der himmlischen Chöre. Unten auf Erden liegt eine große Schar auf den Knien; etliche schauen ihrem Heilande nach, andere verhüllen ihr Angesicht. Man kennt sie alle. Ganz vornen ein Johannes, ein Jakobus, ein Petrus, ein Paulus, der mehr gearbeitet hat als die andern alle; daneben ein Stephanus und der Chor der Märtyrer, Justin mit dem Philosophenmantel und Polykarp in silberweißen Locken, Jünglinge voll Jugendkraft, und Jungfrauen voll heiliger Andacht, daneben die Kirchenväter, Tertullian, der Redner, Augustin der Schriftgelehrte; dann die Reformatoren, Luther mit dem Römerbrief und sein Freund Melanchton, Calvin, der Schriftforscher und Zwingli, der Eiferer; herunter bis in die Neuzeit hat der Künstler gegriffen; man sieht die Württemberger Bengel und Beck, die Basler Hoffmann und Josenhans, die Berliner Jänike und Goßner; dann Franke und Spener, Fliedner und Bodelschwingh. Je länger wir hinschauen je mehr bekannte Gestalten entdeckt das Auge, lauter Fromme, an denen das Wort in Erfüllung ging: „Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben! — Einmal suche ich auf dem Himmelfahrtsberg euer Gesicht, die ihr dem Herrn nachgefolgt im Leben, nachgefahren im Sterben; euer Gesicht, meine Amtsbrüder, meine Vorfahren, meine Konfirmanden, meine Abendmahlsgäste, alle, die mit mir hier angebetet, geglaubt und geliebt haben, mein Weib, meine Kinder, mein eigenes Haus. Dann feiern wir ein neu Kirchweihfest, dann soll unser Mund voll Lachens, unsere Zunge voll Rühmens sein.

Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt,
Und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt,
Und hätte gerne mein müdes Leben,
Schöpfer der Geister, dir hingegeben.

Das war so prächtig, was ich im Geist gesehn;
Du bist allmächtig, drum ist dein Licht so schön.
Könnt ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heut an ewig wohnen!

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehen
Und ohn Ermüden will ich ihr näher gehen
Und ihre hellen, goldnen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen. Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Ist das Volk Amerikas eine religiöse Nation?

Diese Frage wurde vor einiger Zeit im „Literary Digest“ verhandelt. Es ist dabei die Zahl aus Dr. Carrolls Statistik zu Grund gelegt, wonach 36,675,537 Personen als Kirchenglieder gezählt wurden. Das würde ergeben, daß ungefähr 55,300,000 nicht zur Kirche gehören; d. h. ungefähr 60% der Bevölkerung. Wie diese 55,300,000 zu klassifizieren sind, ob sie notwendig als unkirchlich oder unreligiös zu zählen seien, das ist die Frage, um die es hier sich handelt. Wer nur die nackten Zahlen ansieht, mag geneigt sein, diese 60% als unkirchlich oder auch unreligiös zu bezeichnen. Aber das wäre doch ein voreiliger Schluß. Jene 55,300,000 Menschen setzen sich aus vier verschiedenen Klassen zusammen, die man beachten muß bei der Schätzung.

1. Kinder, die doch nicht als Kirchenglieder zu zählen sind, die werden auf 27,000,000 angesetzt.

2. Juden, von ihnen werden 143,000 Familienhäupter angegeben, das mag, nach Abzug der Kinder 1,200,000 Erwachsene unter den Juden geben. Und diese Handvoll Juden macht das größte Geschrei, wenn das Christenvolk sich dazu aufrafft, die christliche Jugend der unfruchtbaren religionslosen Moral zu entreißen und dem trostlos verweltlichten und zerfahrenen Schulunterricht auch nur einen ganz kleinen Zusatz von dem Salz der Ewigkeit zu geben, indem es fordert, es solle regelmäßiges Bibellesen in der Volksschule eingeführt werden.

Doch auch andere Stimmen lassen sich hören wie das Folgende zeigt:

Nicht wenige gebildete Juden in evangelischen Ländern fühlen die Macht des Christentums, dahin sprechen sich manche aus. Ein gebildeter Jude schreibt: „Wir treiben unaufhaltsam einer geistigen Krisis entgegen, welche im geistigen Bankerott endigen muß. Das Evangelium ist eine unwiderstehliche Macht die langsam aber sicher unsere Gemüter beeinflußt und uns unfähig macht, dem großen Nazarener zu widerstehen. Ob wir wollen oder nicht, wir sind gezwungen, seine Lehre, sein Leben und sein Werk zu bewundern. Unser Standpunkt ist ein unhaltbarer; wir müssen unsre Stellung aufgeben, so hart es ist, einen Irrtum einzugestehen. Das ist die einzige Lösung der Judenfrage nach innen und außen. Wenn ein nachdenklicher Jude es gelernt hat, das wahre Bild Jesu im Neuen Testament zu erkennen, beugt er unwillkürlich seine Kniee vor der übernatürlichen Größe und spricht: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen.“ Was uns abhält von der Annahme des Christentums, ist nicht Christus, sondern die Christen. Sie begegnen uns mit Haß und Verachtung ... Dieser Haß hält uns noch als Nation zusammen. In ähnlicher Weise sprechen und schreiben andere. So sagt die Schriftstellerin Frl. Lazarus: „Wir stehen an der Schwelle und wissen nicht wohin.“ Die Menschheit hungert und dürstet nach der Liebe Jesu.

3. Personen, die zwar nicht gliedlich verbunden sind mit einer Kirche, die aber teils durch ihre Kinder (Sonntagschule), teils persönlich doch noch einen Zusammenhang mit irgend einer Kirche haben.

Die Zahl dieser Klasse wird annähernd geschätzt auf 8,000,000.

4. Diese drei Klassen zusammengezählt würde dann nur 19,000,000 übrig lassen als solche, die außer allem Zusammenhang mit der Kirche stehen. Darauf wird dann das Urteil gegründet, daß dieses Land nicht als irreligiös bezeichnet werden dürfe. — Das mag nun wohl so sein. Aber bei wie vielen mag das Christentum nur bestehen in den paar Tropfen Taufwasser, die sie empfingen? Wie viele Millionen wachsen auf ohne eine Spur von Religionsunterricht?

Immerhin scheint das Gewissen bei vielen zu erwachen. Die Staatslegislatur von Pennsylvanien hat im Mai ein Gesetz angenommen, wornach in den Staatsschulen täglich ein Bibelabschnitt von wenigstens zehn Versen zu lesen ist. Das Gesetz ist vom Gouverneur unterzeichnet. — Eine Agitation für ein ähnliches Gesetz ist jetzt im Staate Washington im Gang. Es ist gut, wenn unser Volk zum Bewußtsein kommt, wie groß die Verschuldung ist, daß Bibel und Religion so lange aus der Schule ausgeschlossen war und noch ist.

Heilsarmee-Hotel.

Als Teil einer Stiftung zum Andenken an den verstorbenen Gründer der Heilsarmee, William Booth, wird demnächst auf den Grundstücken No. 223½ bis 225 Bowery New York von der Heilsarmee ein zehnstöckiges Hotel eröffnet werden, das Arbeitern die Gelegenheit geben soll, billig und unter guten, sauberen Verhältnissen zu wohnen. Das Gebäude wird 643 Zimmer enthalten, von denen die Hälfte nach der Straße hinausgeht. Die innere Einrichtung mit Aufzügen, elektrischem Licht in allen Zimmern zwei Treppen etc., soll so modern und feuersicher wie möglich gemacht werden, leichte Reinigung gestatten und dabei doch auch den Finanzen der Arbeiter Rechnung tragen. Hätte Carnegie, anstatt viele Bibliotheken zu gründen, solche Hotels für arbeitende Männer und Frauen errichtet, so hätte er eine viel größere Wohltat getan; nur wenige Arbeiter haben Lust oder Zeit, die Büchereien zu besuchen. D. D. Luth.

Zwei reiche Männer.

Wir haben im Juliheft das bemerkenswerte religiöse Testament des Multimillionärs J. P. Morgan mitgeteilt. — Es ist bemerkenswert, in welch schroffem Gegensatz dazu der Multimillionär Carnegie steht. Nach dem Bericht des „Lutheraners“ (St. Ls.) soll Carnegie bei dem Friedenskongreß in St. Louis, Mo., folgendes Bekenntnis abgelegt haben:

„Meine Lebensweisheit besteht darin, den Himmel auf Erden zu haben. Ich wünsche nicht zu sterben und in den Himmel zu kommen. Ich habe kein Verlangen nach einer von irgend jemand ausgestellten Fahrkarte in den Himmel. Die Erde ist Himmel genug für mich. Wenn es mir erlaubt wäre, zu bestimmen, wie lange ich auf dieser Erde bleiben könnte, so wären alle meine Wünsche erfüllt.“ — Kein Wunder, daß Carnegie bei einer solchen „Lebensweisheit“ vor dem Tode graut.

Diese „Weisheit“ stimmt auffallend mit der sozialistischen Weisheit überein:

„Macht nur das Diesseits gut und schön,
Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn.“

Oder:

„Den Himmel überlassen wir den Kindern und den Spatzen."

Herr Carnegie könnte also ganz gut Sozialist werden nach seinem Glaubensbekenntnis, wenn ihn nicht triftige andere Gründe von diesem Schritt abhielten.

Die Jahresversammlungen der nördlichen Baptisten

wurde vom 27. bis 29. Mai d. J. in Detroit, Mich., gehalten. Gegen 1500 beglaubigte Delegaten von Gemeinden waren da versammelt, nebst vielen Besuchern. Der „Sendbote" schreibt dazu:

Die Northern Baptist Convention, die vor fünf Jahren ins Leben gerufen wurde, ist die allgemeine Organisation der nördlichen Baptisten, in welcher die verschiedenen Missionsgesellschaften und die Publikationsgesellschaft vereinigt sind. Sie bildet das Mundstück der Denominationen in allen Angelegenheiten und bietet eine Plattform zur Erörterung aller Fragen. Die verschiedenen Gesellschaften stehen unter der Aufsicht und Leitung der Konvention. Die Sitzungen an den Vormittagen, die ganz den geschäftlichen Angelegenheiten der Konvention gewidmet waren, zeichneten sich aus durch rege Teilnahme und höchst anregende Debatten über allerlei Fragen. Unter dem Vorsitz des Präsidenten, Henry Bond, einem Geschäftsmann von Brattleboro, Vermont, der sich vom aktiven Geschäftsleben zurückgezogen hat, um sich und sein Vermögen ganz der Reichssache zu widmen, wurden alle Geschäfte in exakter Weise erledigt. In seiner Jahresbotschaft sagte Präsident Bond unter anderem: „Die Konvention hat nun das Ende des dritten Jahres seit ihrer Inkorporierung erreicht und des fünften Jahres, seit sie ihre Arbeit begonnen. Die Gründung der Konvention erfolgte auf das allgemeine Verlangen der Denomination nach einer engeren Einigung der Interessen und Stärke. Es war eine neue Bewegung aber die erzielten Resultate haben alle Zweifel bezüglich der Weisheit derselben beseitigt."

Die verschiedenen Gesellschaften, die mit der Northern Baptist Convention kooperieren, hielten ihre Versammlungen an den Nachmittagen und Abenden. Die erste an der Reihe war die American Baptists Foreign Mission Society. Die Versammlungen hatten diesmal besondere Bedeutung infolge der Jahrhundertfeier des Beginns des auswärtigen Missionswerkes der amerikanischen Baptisten durch Adoniram Judson, die in diesem Jahre begangen wird.

Der 213 Seiten umfassende Jahresbericht der Auswärtigen Missionsgesellschaft wurde von Sekretär Dr. Haggart unterbreitet. Die Einnahmen für das Jahr waren die größten in der Geschichte der Gesellschaft. Das Interesse und die Gaben für Auswärtige Mission haben in jedem Staat und Distrikt der nördlichen Baptisten zugenommen. Und man hofft, daß durch die Judson Jahrhundertfeier noch ein größeres Interesse, das zu vermehrten Gaben führen wird, hervorgerufen werden möge.

Nach der Auswärtigen Missionsgesellschaft folgte die Publikationsgesellschaft, die in Philadelphia ihren Sitz hat, auf dem Programm der Northern Baptist Convention. Der als Liederkomponist bekannte Präsident der Gesellschaft, W. Howard Doane, führte den Vorsitz. Aus dem durch Dr. Rowland unterbreiteten Bericht war Fortschritt wahrzunehmen. Die Einnahmen der Gesellschaft im verflossenen Jahr waren

größer als je zuvor; im Geschäftsdepartment beliefen sie sich auf $742,034.62, im Missionsdepartment auf $207,233.76, im Bibeldepartment auf $7,045.45. Die ganze Einnahme belief sich auf $1,002,608.34.

Dann folgte der Bericht, den die Frauen Einheimische Missionsgesellschaft durch ihre Präsidentin, Frau A. G. Laster erstattete. Die Gesamteinnahmen betrugen $215,058.98. Die Ausgaben $201,464.37.

Die Einheimische Missionsgesellschaft hatte den letzten Platz auf dem Programm.

Der Jahresbericht der Home Mission Society gewährte einen Einblick in die große und weitverzweigte Arbeit derselben. Gleich im Eingang finden wir diese Darlegung des Zwecks derselben: In Verbindung mit andern ähnlichen Organisationen das Christentum zu einem starken Faktor in der westlichen Zivilisation zu machen; die Masse der unevangelisierten Einwanderer vom südlichen und östlichen Europa mit dem umwandelnden Evangelium Jesu Christi zu durchdringen; mitzuhelfen in der Befestigung unserer Interessen in den großen Städten und der Stärkung der Gemeinden in Landgegenden; unsern Teil beizutragen zur Evangelisierung der amerikanischen Indianer; christliche Schulen zur Heranbildung von Führern unter zehn Millionen Negern zu unterhalten; den irregeleiteten Millionen in Cuba, Porto Rico, Mexiko und angrenzenden Ländern die wesentlichen Wahrheiten des Evangeliums zu verkündigen und den in unser Land kommenden Orientalen durch christliche Missionare zu begegnen.

Die Einnahmen während des Jahres von Gemeinden, Sonntagschulen, Jugendvereinen, einzelnen Gebern, Vermächtnissen und angelegten Fonds beliefen sich auf $717,473.33. Die Schuld konnte auf $39,137.54 herabgebracht werden. Doch sind die Einnahmen lange nicht hinreichend zu einer notwendigen großen Erweiterung des Werkes.

Die ganze Zahl der Missionare und Lehrer, die während des Jahres ganz oder teilweise von der Einheimischen Missionsgesellschaft unterhalten worden sind, beträgt 1558.

In diesem Jahresbericht findet das deutsche Werk lobende Anerkennung. Die Amerikaner haben die höchste Achtung vor unserm Missions-, Erziehungs- und Publikationswerk. Wir zitieren einen Satz: "The German Baptists numbering over 30,000 constitute a very compact, intelligent, effective contingent in the force of American Baptists." Wir finden da auch einen Bericht unseres Allgemeinen Missionssekretärs, Br. G. A. Schulte, in welchem er die Entwicklung unseres deutschen Werkes seit dem Anfang unserer Kooperation mit der Home Mission Society von 30 Jahren zeigt. Damals hatten wir nur 138 Gemeinden mit einer Gliederzahl von 9922. Von diesen sind im Laufe der Zeit 20 ins englische Lager hinübergegangen, während andere 25 sich aufgelöst haben. Gegenwärtig haben wir 280 Gemeinden mit einer Mitgliedschaft von 30,745. Damals hatten wir westlich von Minnesota und Kansas nur einige Gemeinden, jetzt haben wir dort viele Gemeinden. Damals betrugen die Beiträge der Gemeinden für lokale und auswärtige Zwecke $87,597, letztes Jahr $412,292. Der Wert des Kircheneigentums, einschließlich der Predigerwohnungen, ist von $272,875 auf $2,388,667 gestiegen. Die Gaben für Einheimische Mission sind von $4,030.94 auf $19,996.78 und für Auswärtige Mission von $2,932.43 auf $21,198.23 gestiegen. Und diese große Entwicklung haben die deutschen Gemeinden erfahren, trotzdem fortwährend viele Deutsche in englische Gemeinden übergetreten sind,

so daß wohl behauptet werden kann, daß die Zahl der aus deutschen in englische Gemeinden übergetretenen Baptisten mit ihren Nachkommen größer ist als die Mitgliederzahl der deutschen Gemeinden. Bruder Schulte wies auch darauf hin, daß das deutsche Werk ein Segen geworden ist für andere Nationalitäten, wie die Polen, Ungarn, Böhmen und Slaven.

Das zeigt, daß schon allein die „nördlichen Baptisten" ein gewaltiger Faktor in dem religiösen Leben unsres Volkes sind.

Vereinigungsbestrebungen der Presbyterianer.

Da uns hierüber keine anderen Quellen zur Verfügung stehen, so entnehmen wir dem „Deutschen Evangelist" zwei Stücke, die sich gegenseitig ergänzen.

Von der Generalassembly.

Während wir dieses schreiben, rüstet sich die große General-Assembly zum Abschluß ihrer Geschäfte. Zu Atlanta, Ga., dem diesjährigen Versammlungsorte, tagen zugleich mit den nördlichen, auch die südlichen Presbyterianer und ebenso auch die „Vereinigten Presbyterianer," so daß drei General-Assemblies daselbst zur gleichen Zeit abgehalten werden. Im ganzen mögen etwa 1500 Delegaten dieser drei Körperschaften daselbst versammelt sein, nebst vielen Besuchern von nah und fern.

Die nördliche Assembly wurde am 15. Mai mit einer wuchtigen Predigt von dem letztjährigen Moderator Dr. Mark. A. Matthews von Seattle, Wash., eröffnet. Ihr lag der Text, Joh. 14, 12—15 zu Grunde. Sein Thema lautete: Die Siege des Glaubens und die Niederlagen des Unglaubens. Die Aufgabe der Kirche, sagte er, sei die Welt zu evangelisieren. In der Kraft des lebendigen Glaubens müsse sie die Welt überwinden. Sie sollte niemand zum Predigtamt bestellen, der die Gottheit Christi leugnet; denn wer das tue, sei ein unwiedergeborner Mensch und ein solcher tauge nicht zum Reiche Gottes. — Zum diesjährigen Moderator wurde Dr. John T. Stone, Pastor der vierten Presbyterianer Kirche in Chicago erwählt. Er wurde von einem Bürger von Atlanta, Dr. Beattie, mit einem Parlamentshammer beschenkt, der aus einem Stück Holz von der Kanzel des berühmten Evangelisten Whitefield herrührte und unter welcher er begraben liegt. Whitefield starb 1770.

Die verschiedenen „Boards" der Kirche wurden, wie alljährlich, einer gründlichen Prüfung unterzogen und wurden deren Berichte entgegen genommen. In Sachen der Vereinigung der nördlichen und südlichen, oder gar aller drei versammelten Zweige der Kirche, wurden dieses Jahr noch keine weiteren Schritte unternommen. Doch haben mehrere erhebende gemeinschaftliche Versammlungen stattgefunden. So wurde schon am zweiten Versammlungstage eine gemeinschaftliche Abendmahlsfeier abgehalten, an welcher die Komissäre aller drei General-Assemblies teilnahmen.

74 Presbyterianer sandten Overtures ein, daß die Boards Mittel und Wege finden sollten, mehr und bessere Männer für die Missionsarbeit im Inlande anzustellen. Es wurde beantragt, daß den Kandidaten die Verpflichtung auferlegt werde, mindestens drei Jahre lang im Missionsdienst irgendwo unter der amerikanischen Flagge zuzubringen.

Ein Presbyterium beantragte, daß Schritte getan werden mögen, ein protestantisches Indianerbüreau in Washington zu errichten, das die Interessen der protestantischen Indianer bei der Regierung vertreten solle.

Das Komitee für Sonntagheiligung drückte in seinem Bericht Befriedigung darüber aus, daß unter der gegenwärtigen Administration ein gutes Beispiel von oben gegeben wird, indem das Weiße Haus am Sonntag für politische Besucher und Vergnügungsreisende geschlossen ist. Das Komitee wiederholte seine früheren Empfehlungen in Bezug auf die Stellung der Christen zu der Sonntagsarbeit, Sonntagserholung und Sonntagsverkehr.

Nachklänge von der Generalassembly.

In 84 Kirchen von Atlanta predigten Kommissäre der drei General-Assemblies. Nebst den presbyterischen waren es Methodisten, Baptisten, Christianer, Episkopale, Lutheraner und Kongregationalisten, deren Kanzeln von den Gästen besetzt wurden. Außerdem wurden in etwa einem Dutzend Negerkirchen, in Stadtmissionen, Colleges und Gefängnissen Gottesdienste abgehalten.

Von ganz besonderer Kraft und Wirkung war am Sonntag dem 18. Mai die Predigt von Dr. Russell, Moderator der Assembly der Vereinigten Presbyterianer und Präsident des Westminster College in Wilmington, Pa. Er sprach über die Kraft der Persönlichkeit Christi im modernen Leben und sagte, die Erkenntnis fehle vielen Christen, daß Christus heute auf unsere Seelen und die ganze Gegenwart einen mächtigen Einfluß ausübt. Die belebende, ins Herz dringende Persönlichkeit Christi, welche in Wirklichkeit der Heilige Geist ist, ist der mächtige Faktor im Leben eines Menschen. Das war die Kraft, die Simson befähigte, den Rachen des Löwen zu zerreißen, die Johannes den Täufer in stand setzte, die Herzen der Menschen zu bewegen und Christo den Weg zu bereiten; die den Aposteln es möglich machte, die Botschaft des Heils in die Völkerwelt hinaus zu tragen. —

Besonders erwähnenswert ist, daß sämtliche Delegaten zu den drei General-Assemblies in Atlanta frei bewirtet wurden. Das ist in dem gastlichen Süden noch immer die Sitte. Man muß bedenken, daß nicht eine, sondern alle drei Assemblies zur gleichen Zeit in der Stadt tagten, sodaß etwa 1500 Personen beherbergt und bewirtet werden mußten. Atlanta zeigte sich aber dieser riesigen Aufgabe völlig gewachsen.

Wie schon von manchen vorher befürchtet wurde, kam es auf der nördlichen Assembly über dem Union Seminar zu New York, zu unliebsamen Auseinandersetzungen. Namentlich machte Dr. F. C. Monfort, der Editor von „Herold and Presbyter" einen heftigen Angriff auf dasselbe. Er sagte, das Seminar lehre eine pantheistische Theologie und seine Philosophie sei hinduistisch und die Anstalt stehe nicht auf dem Boden des Bekenntnisses. Die starken Beifallsbezeugungen gaben zu erkennen, daß seine Behauptungen viel Zustimmung fanden. Der Präsident von Union, Dr. Francis Brown, ergriff das Wort zur Erwiderung. Er verwahrte sich gegen die Beschuldigungen, die unwahr seien und erklärte, das Seminar sei überhaupt nicht auf der Anklagebank vor der Assembly, es habe derselben keine Rechenschaft zu geben, und es handle sich nur um die neue Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem Seminar und der Assembly.

Die ganze Angelegenheit wurde schließlich einem neuen Komitee überwiesen, welches dasselbe nochmal nach allen Seiten hin prüfen und dann nächstes Jahr wieder berichten soll. —

Die nächste Generalversammlung wird in Chicago, Ill., abgehalten werden.

Vereinigung der Reformierten mit den Presbyterianern wird teils gewünscht, teils bekämpft, wie ein Ausschnitt aus der „Ref. Kirchen-Zeitung" von Cleveland zeigt:

Noch einige Aeußerungen englischer Klassen über die vorgeschlagene Vereinigung mit den Presbyterianern. Die Schuylkill Klassis nahm den folgenden Bericht des besonderen Ausschusses an: „Mit Staunen hat Ihr Ausschuß den besonderen Bericht des Ausschusses für innigere Verbindung mit der Presbyterianischen Kirche gelesen, der uns zugegangen ist. Die Stellungnahme der Klassen im vorigen Jahr zeigt deutlich, daß die vorgeschlagene Vereinigung mit der Presbyterianer Kirche statt Einheit Uneinigkeit, Streit und Bitterkeit innerhalb der Kirche hervorrief. Ueberdies erklärte sich eine Mehrheit der Klassen gegen den vorgeschlagenen Plan."

Daß nun der Ausschuß trotz dieser Tatsachen und indem er eine Machtbefugnis ausübte, die über die von der Generalsynode ihm übertragene hinausging, jetzt versuchen sollte, eine Vereinigung mit einer Anzahl Kirchen ins Werk zu setzen, gibt Anlaß zum Staunen wie zur Mißbilligung. — Christliche Einheit und Vereinigung der christlichen Kirche sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die Erfahrung der amerikanischen Kirchen hat bewiesen, daß sie sich gegenseitig ausschließen. Daß die Kirchen in Einheit und Frieden neben einander arbeiten könnten, ist sicherlich möglich und wird geschehen, sobald unsre verschiednen Kirchen durch die vertretenden Behörden lernen, gegenseitig ihre Rechte zu achten und einander im Geist Christi zu lieben.

Eine erzwungene Vereinigung oder Versuche in dieser Richtung hin zerstören diese Einheit und greifen hemmend in den friedlichen Fortschritt der Sache Christi ein. Die Schuylkill Klassis wiederholt deshalb ihre letztjährige Erklärung und wünscht ihrer Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die Generalsynode 1914 den Ausschuß für engere Verbindung mit der Presbyterianischen Kirche von der Verpflichtung entbinde, sich noch länger mit diesem Gegenstand zu befassen.

In der Philadelphia Klassis berichtete der Ausschuß für Kirchenvereinigung wie folgt: Ihr Ausschuß wurde vor einem Jahr ernannt, um bei dieser Versammlung der Klassis eine Vorlage betreffs engerer Verbindung mit der Presbyterianischen Kirche zu machen: 1. Da der von der Generalsynode unterbreitete Plan der Vereinigung nicht die Billigung der Klassis erhalten hat, hat Ihr Ausschuß nichts vorzulegen. 2. Da aber unsre Leute einmütig die Notwendigkeit einer engern Verbindung der Kirchen in Amerika betonen und da wir hoffen, daß die nächste Generalsynode einen leichter ausführbaren Plan der Vereinigung vorlegen wird, so empfiehlt Ihr Ausschuß, daß die Klassis einen Ausschuß für diesen Gegenstand beibehält, der der Klassis von weitern Fortschritten der Bewegung der Kirchenvereinigung Mitteilung zu machen hat.

Ausland.

Zur Agenderevision in Baden.

Die „Ref." berichtet: „Die sehr reformbedürftige badische Agende von 1877 wurde einem Generalsynodalbeschluß entsprechend, einer Revision unterzogen, die Prof. D. Bauer in Gestalt einer völligen Umarbeitung derselben unter Mitwirkung einiger Geistlichen, darunter auch eines positiven, vornahm. Die positiven Kreise Badens haben sich den Vorzügen des neuen Agendeentwurfs — z. B. erhebliche Vermehrung der Gebete — nicht verschlossen, aber doch feststellen müssen, daß die Stellung zum Bekenntnis und den Heilstatsachen zu unserer Erlösung eine vielfach gebrochene ist und eine weitere Erweichung gefunden hat, daß der Entwurf eine weitere Phase zur völligen Liberalisierung der badischen Kirche bedeutet. Dem gab die Evangelische Konferenz in ihrer Tagung vom 23. April Ausdruck in ihrer Resolution, die sie einstimmig nach Anhörung zweier gediegener Referate über die Agendenfrage faßte. Dieser Beschluß lautet:

1. Die Evangelische Konferenz erkennt die Vorzüge des Entwurfs eines neuen Kirchenbuches gegenüber der Agende von 1877 unumwunden an; ist aber dennoch nicht imstande, diesem Entwurf in seiner gegenwärtigen Gestalt zuzustimmen, weil in ihm (von nicht unbedeutenden Mängeln mehr formaler Natur abgesehen) das Bekenntnis zu Jesus Christus, unserm Herrn und Heiland, dem menschgewordnen Gottessohn, zu seinem Opfertod und seiner Auferstehung, zu seiner Regierungsgewalt und seiner Wiederkunft zum Gericht, sowie die Hoffnung unserer Auferstehung zum ewigen Leben nicht zu ihrem vollen Rechte kommen.

2. Dessenungeachtet ist die Evangelische Konferenz bereit, auf Grund des vorgelegten Entwurfs mitzuarbeiten an dem von ihr nach wie vor als notwendig erachteten Werk der Agenderevision, und sie beauftragt deshalb ihre Agendekommission, den Entwurf einer gründlichen Bearbeitung im Sinne der von ihr aufgestellten Leitsätze zu unterziehen und dabei namentlich darauf zu achten, daß das auf Gottes Wort gegründete Bekenntnis unserer Landeskirche in allen Teilen und Stücken des Kirchenbuches ungebrochen zum Ausdruck kommt.

3. Einer Entfernung des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus der Tauf- und Konfirmationsordnung oder einer Ersetzung desselben durch die vorgeschlagene neue Bekenntnisformel kann die Evangelische Konferenz ihre Zustimmung nicht geben, denn sie sieht dadurch die Bekenntnisgrundlage und die Glaubenseinheit unserer Landeskirche ernstlich bedroht. Die Evangelische Konferenz verharrt vielmehr bei ihrem Antrag vom 15. April 1909: „daß der Gebrauch des Apostolikums bei Taufe und Konfirmation in der von dem Kirchenbuch von 1877 festgelegten Art und Weise auch fernerhin in unserer Landeskirche obligatorisch bleibt."

Auch die Liberalen sind mit dem in Abs. 3 des vorgenannten Beschlusses erwähnten Ersatzbekenntnisses der Kirchenbehörde (s. Ref. No. 7 S. 82) nicht zufrieden; ihnen ist noch zu viel Positiv-Christliches darin enthalten. Der alte radikale Vorkämpfer, Pfarrer a. D. Bruckner in Karlsruhe, hat es umgearbeitet, angeblich aus rhythmisch-gesanglichem Interesse, wobei es unter der Hand natürlich möglichst verwaschen-liberal wird. Man urteile selbst, was nach der Ausmerzung des Apostolikums noch als jammervoller Bekenntnisrest verbleibt:

„Heilig ist unser Gott,
Himmel und Erde sind sein Werk,
alle Lande sind seiner Ehre voll,
ewig waltet seine Liebe.
Er hat uns Jesus Christus, den Heiland, gesandt,
daß er uns von der Macht der Sünde erlöse,
in den Dienst seines und unseres Vaters stelle
und uns Leben und Seligkeit verleihe.
In des Heiligen Geistes Kraft werden wir erweckt
zum Glauben, zur Hoffnung, zur Liebe,
und sind in Leid und Tod getrost
als die Gesegneten des Herrn,
als die Erben des ewigen Lebens."

Und da erhebt man noch gegen die Positiven den Vorwurf, sie vereitelten durch ihr ablehnendes Verhalten die Möglichkeit, die Landeskirche als Bekenntnisgemeinschaft aufrechtzuerhalten! Je mehr die Liberalen Badens nach links und zum Bruch mit dem Bekenntnis auch äußerlich treiben, um so ernster werden sich die Positiven des Landes auf die ihnen daraus erwachsenden ernsten Aufgaben der Zukunft besinnen und rüsten.

Der Bund der Bekenntnisfreunde in Bayern ist unter stattlicher Beteiligung von Laien am 23. April in Nürnberg gegründet worden. Prof. D. Bachmann-Erlangen sprach in der Gründungsversammlung über „Freiheit und Einheit, Wahrheit und Liebe im kirchlichen Leben." Als Echo aus der Gemeinde betonte Frhr. v. Pechmann-München den entschiedenen Widerspruch gegen den schrankenlosen Subjektivismus und die Willkür, die an Stelle der Ordnung gesetzt werden solle. Wenn ein Führer der Nürnberger Neuprotestanten geschrieben habe, man solle sich mit einer moralischen Verpflichtung der Geistlichen zur Pietät gegen das Bekenntnis begnügen, so höre damit der Bestand der Gemeinde und jeder Schutz für die Gemeinde auf. Die Kirche legt ihren Dienern mehr auf als eine solche Verpflichtung, sie verlangt unverkürzte Wahrung des Erbes der Väter ;die Kirche muß eine Verpflichtung auf Autorität fordern. — Prof. D. Bachmann wurde zum ersten, Frhr. v. Pechmann zum zweiten Vorsitzenden gewählt, Geheimrat D. von Zahn-Erlangen zum Ehrenmitglied ernannt.

Das neue Amtsgelöbnis der Geistlichen in Hamburg lautet: „Ich gelobe, daß ich als ein treuer Diener der Evangelisch-Lutherischen Kirche das Evangelium verkündigen will nach der göttlichen Offenbarung der Heiligen Schrift und im Glauben an die freie, seligmachende Gnade Gottes in Jesus Christus."

Hierzu gab die Kirchensynode Hamburgs eine offizielle „Erklärung", in der sie zuerst die Mannigfaltigkeit der „Ansichten" innerhalb der protestantischen Kirchen erwähnt, die an sich noch nicht zu einer Scheidung führen dürften. Dann fährt sie fort:

„Andererseits versteht es sich von selbst, daß eine Gemeinschaft auch Gemeinsames haben muß, und zwar ein solches, das im Mittelpunkt steht: anders würde sie sich nicht aufrechterhalten lassen. Dieser Mittelpunkt ist

uns Christus, unser Meister und Herr, der Quell unseres Lebens und die Kraft unsers Wirkens. Ihn aufgeben heißt aufhören Christ zu sein. Diesen Christ haben wir in der Heiligen Schrift, die nach Luthers Ausspruch Gottes Wort ist, sofern sie Christum treibet. Was uns in ihm geschenkt ist, ist nichts Geringeres als die erlösende und erziehende Gnade Gottes, die frei aus seinem Wesen quillt und uns zur Seligkeit führen will. Die Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift und die seligmachende Gnade Gottes in Jesus Christus sind von jeher die beiden Grundsätze unserer Evangelischen Kirche gewesen und als ihre beiden Grundsätze in der Verpflichtungsformel für unsere Geistlichen zum Ausdruck gebracht. Damit haben wir uns von dem alten Grunde nicht entfernt, vielmehr das, was diesen Grund bildet, klarer und entschiedener herausgehoben, als je zuvor geschehen ist. Zugleich sind dabei die Grenzen gezogen, innerhalb der allein die Gemeinschaft in der Kirche erhalten bleiben kann. Wer sich zu ihnen bekennt, der soll uns in unserer Kirche willkommen sein. Mit diesen Grundsätzen ist zugleich das Gebiet umschrieben, auf dem ein jeder frei und unter eigener Verantwortlichkeit sich bewegen und seine Kräfte bewähren mag. Von einer Verantwortlichkeit des einen für die Lehrüberzeugungen eines anderen kann selbstverständlich keine Rede sein."

Die „Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung" (Nr. 1) urteilt über diesen bedeutungsvollen Vorgang folgendermaßen:

„Uns dünkt, man hat eine Friedensformel geschaffen, ohne den Streitanlaß beseitigt zu haben. Man hat eine Wunde zugebunden, aber die Eiterung ist drinnen geblieben. Wird sie nicht tiefer fressen? Wird die Wunde zuletzt nicht wieder aufbrechen und der Schaden ärger sein denn vorher? Ein verhängnisvolles Uebersehen scheint uns gewaltet zu haben, man hat mehr mit Idealen gerechnet, aber man hat die harte Wirklichkeit übersehen. Man hält sich an den Klang von Worten, die einen sehr guten und schönen Bekenntnisklang hätten für eine Zeit harmloser Gläubigkeit, aber für die Gegenwart mit ihrer Zerrüttung und ihren Vieldeutigkeiten nicht entsprechen. Wen wollte man versöhnen und zusammenbringen? Die Freunde des lutherischen Bekenntnisses und die Gegner desselben. Für beide wählte man die Verpflichtung auf das reformatorische Material- und Formalprinzip. Aber jedermann wußte, daß die Liberalen diese Prinzipien ganz anders nahmen als die Reformatoren. Man wußte, daß sie es geradezu ablehnten, in der Schrift das „untrügliche" Wort Gottes zu sehen oder sich an ein „Es steht geschrieben" zu binden. Wie könnten sie sonst die Gottheit Christi leugnen, seine leibhaftige Auferstehung und Himmelfahrt, seine wunderbare Geburt und alle seine Wunder überhaupt? Man wußte ferner, daß sie auch die „Gnade Gottes in Christo" entfernt nicht so verstanden wie Paulus und Luther; daß sie das versöhnende Blut Christi gestrichen hatten wie seinen sühnenden Opfertod am Kreuz. Wenn man ihnen trotzdem jene Formel anzubieten wagte, konnte es unmöglich in dem Sinne gemeint sein, daß sie sich über Nacht ändern sollten, sondern nur in dem, daß sie auch mit ihrer „anderen" Auffassung jener Prinzipien willkommen seien. Und sie, indem sie freudig die Hand reichten, gestanden damit zu, in der Formel nichts Drückendes und Hemmendes zu finden. Je klarer sich beide Teile über ihre gegenseitige Stellung waren und darüber, was man eigentlich wollte, desto klarer ist auch das Ergebnis: Man hatte eine Formel gefunden, die der bisher bekämpften Heterodoxie legale Deckung unter dem Dach der Kirche gewährte. Die Leug-

nung des dreieinigen Gottes bekam ihren Sitz neben dem Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott.

So sieht die Sache aus, wenn wir sie aller idealen und theoretischen Betrachtungsweise entkleiden. Damit verliert die Formel aber erheblich an Bekenntniswert. Sie bietet vielleicht eine Schranke gegen so singuläre Erscheinungen wie Heydorn, aber ein Bekenntnis im reformatorischen Sinne enthält sie nicht mehr. Die Reformatoren, obwohl sie ihre beiden Prinzipien wohl am besten kannten, taten ganz anders bei Verhandlungen mit Gegnern. Wir kennen die strengen Linien, die sie in ihren Bekenntnissen zogen: ihre Bemühung, jede Vieldeutigkeit zu vermeiden, bis zu dem herben Damnamus. Indem Hamburg seine Linien so weit gesteckt hat, indem es bewußt und mit Willen die bisher als heterodox Bekämpften unter die eine Friedensformel mit den Bekenntnistreuen eingeschlossen hat, hat es sie gesetzlich anerkannt. Kein Auferstehungsleugner wird mehr angetastet werden dürfen; er hat Fug und Recht, auf Grund seines amtlichen Gelöbnisses in der Kirche Hamburgs Pastor zu sein. Männer, denen christliche Eltern nur mit Sorge ihre Kinder in den Unterricht senden, unter deren Kanzeln bibelgläubige Christen nicht zu sitzen vermögen, sie haben fortan offizielles Heimatrecht in der Kirche Hamburgs. Damit ist das, was bisher von den Modernreligiösen so heiß erstrebt, von den Bekenntnistreuen stets so ernhaft bekämpft wurde, die Gleichberechtigung der Richtungen, zur Einführung gelangt. Die Synode hat es beschlossen, der Staat es bestätigt. Damit ist aber auch der Bekenntnisstand der Kirche Hamburgs erweicht, und man wird mit seiner völligen Auflösung zu rechnen haben. Denn von einer „Glaubensgemeinschaft“ kann wohl nicht mehr geredet werden. Was demnach in Wirklichkeit erreicht worden ist, ist nicht der Friede zwischen den Bekenntnistreuen und ihren Gegnern, sondern im besten Falle ein „finanzieller Zweckverband“, wie Max Schinckel in der Synode sagte; ein Verband, der sich auch ferner die „Lutherische Kirche Hamburgs“ nennen wird, dem aber das Wesentliche einer Kirche fehlt, die Einheit des Bekenntnisses.

Oder sagen wir zuviel? Man ziehe doch einmal die Konsequenzen für die übrigen evangelischen Landeskirchen. Wir zweifeln nicht, daß mit dieser Formel alle Neureligiösen im gesamten evangelischen Deutschland einverstanden sein würden, Harnack wie Baumgarten, Rade wie Weinel und wie sie alle heißen. Würde sie überall durchgeführt — und die Verhältnisse liegen ja fast überall so wie in Hamburg — so wäre die ersehnte Gleichberechtigung der Richtungen erreicht, der Friede, nämlich die „Befriedigung“ der Liberalen wäre gewonnen, aber damit hörte auch der Bekenntnisstand der Landeskirchen auf. Und dann — ja dann fallen die Kirchen von selbst auseinander. Das allgemeine Friedensgeläute würde zugleich das Sterbegeläute der Landeskirchen. Es ist etwas anderes, schwere Mißstände zu tragen, wie auch der Staat z. B. die Sozialdemokratie tragen muß; und etwas anderes, gesetzlich diese Mißstände anzuerkennen und ihnen Raum und Recht zu geben. Daß ein Staatswesen daran zugrunde gehen müßte, sieht jedermann. Und die Landeskirche?“

Wir können diesen trefflichen Darlegungen nur voll und ganz zustimmen; aber wir gehen noch einen Schritt weiter. Wir wollen aus denselben die Mahnung zu doppelter Wachsamkeit im Blick auf den kommenden Werdegang unserer eigenen Landeskirche einnehmen. „Halte, was du hast, daß

niemand deine Krone nehme!" Das ist die Parole, nach der allein wir im Blick auf die gegenwärtigen Kämpfe um den Bekenntnisstand unserer Landeskirche zu handeln haben. („Pos. Union.")

Das Amtsgelöbnis in Bayern.

Das Wichtigste in der jüngst erschienenen allerhöchsten Verbescheidung der Synodalbeschlüsse ist die Sanktionierung der Verpflichtungsformel für die in den Dienst der protestantischen Landeskirche Bayerns r. d. Rh. tretenden Predigtamtskandidaten. Sie wurde in der Generalsynode 1909 festgelegt, dann im „All. Kirchenblatte für das Evang. Deutschland" 1911 veröffentlicht. Sie ist so bedeutsam und verrät soviel seelsorgerliche Weisheit und zugleich so viel unzweideutige Bekenntnistreue, daß wir sie gern zum Abdruck bringen. Man vergleiche diese vortreffliche Formulierung mit dem neuesten Amtsgelöbnis in Hamburg, um ihren ganzen Wert zu verstehen. Die bayerische Formel lautet: „Ich N. N. verspreche, daß ich in den mir übertragenen oder von mir übernommenen Predigten, Unterrichtsstunden und sonstigen mir zustehenden Funktionen, welcher Art sie seien, sorgfältig die geoffenbarte Lehre des Heiligen Evangeliums nach dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Kirche rein und lauter verkündigen, in keinem Stück mit Wissen von ihr abweichen, geschweige ihr widersprechen oder durch unsichere und zweifelhafte Lehren, die dem Bekenntnis meiner Kirche nicht gemäß sind, Anstoß geben will. Dabei will ich nichts unterlassen, um mich in der Erkenntnis der schriftgemäßen Wahrheit und in dem Bekenntnis meiner Kirche immer tiefer zu begründen und zu voller Glaubensgewißheit darüber zu gelangen, wonach ich mit Wort und Tat, in meinem Studium und meinem Wandel eifrig zu trachten auch hiermit ausdrücklich und mit Namensunterschrift mich verpflichte." (A. E. L. K.)

„Auferstehung des Fleisches."

Einem Artikel des Herrn Dr. Alfred Tacke in der Osternummer des „Evang. kirch. Anzeigers" vom 21. März entnehmen wir folgendes:

„Der Berliner Professor Eduard Meyer, der Verfasser der „Geschichte des Altertums," hat, bei mehrfachem Aufenthalt in Amerika, wo er u. a. als Austausch-Professor geweilt hat, auf die Mormonensekte aufmerksam geworden, Ende 1912 ein Buch „Ursprung und Geschichte der Mormonen" erscheinen lassen, dem ein Exkurs über die Anfänge des Christentums angefügt ist. Die darin eingeschlagene Methode der Untersuchung ist die bekannte „kritische"; der Exkurs würde uns nicht weiter interessieren, wenn sein Verfasser nicht auf den Begriff des „ewigen Lebens" zu sprechen käme, wie ihn das Urchristentum nach seinen, des philosophisch geschulten Historikers, Feststellungen gefaßt hat.

Dies ewige Leben, so lesen wir da (S. 282 f.; Sperrungen von Tacke), ist durchaus verschieden von der Fortexistenz der Seelen nach ihrer Trennung vom Leibe durch den Tod, wie sie mehr oder weniger ausgebildet in allen populären Vorstellungen existiert, und ebenso von der ausgebildeten Unsterblichkeitslehre des griechischen Mystizismus und Platos — die in den modernen Vorstellungen wieder an die Stelle der christlichen Lehre getreten ist —, nach der der irdische Leib nur ein vorübergehendes und für

die weitere Existenz der ewig lebenden Seele irrelevantes Kleid ist; sondern es ist die „Auferstehung des Fleisches," die magische Wiedererweckung des toten Leichnams zu neuem Leben, wie in der ägyptischen Religion und nachher bei Mohammed. Dieses „Auferstehen aus den Toten," oder wie wir richtiger übersetzen sollten „aus den Leichen," ist die Lehre, bei der die Athener dem Paulus davonlaufen, wie die Mekkaner den Kopf schüttelten, als Mohammed mit der gleichen, aller Erfahrung ins Gesicht schlagenden Verkündigung auftrat.

In einer Anmerkung auf S. 283 schneidet Ed. Meyer einen Einwand ab, den man auch auf theologischer Seite oft genug gemacht hat. Es heißt da: Daß (bei der Wiedererweckung des toten Leichnams zu neuem Leben) zugleich eine Umwandlung des vergänglichen physischen Leibes in einen unvergänglichen pneumatischen Leib stattfindet — Paulus 1. Kor. 15, 35 ff. —, ist der Hauptsache gegenüber, daß es sich eben um einen körperlichen Leib handelt, nicht um eine unkörperliche Seele, wie bei Plato, von ganz untergeordneter Bedeutung (vgl. ebd. V. 44).

Auch S. 291 kommt in Betracht: Die Auferstehungsgeschichte ist die Illustration des christlichen Dogmas von der „Auferstehung der Toten," d. h. der durch göttliches Eingreifen wieder zum Leben erweckten Leichen.

So also urteilt ein Historiker über den neutestamntlichen Befund! Wir meinen, Prof. Meyers Worte sollten all denen zu denken geben, die eine wirkliche „Auferstehung des Fleisches" in der Schrift nicht finden zu können erklären und den Ausdruck des Apostolikums umdeuten wollen. Schroffer als der gefeierte Berliner Historiker hat ja kaum je der orthodoxeste „Orthodoxe" die Auferstehung des Fleisches als gut neutestamentlich statuiert. Ed. Meyer berührt sich, und das ist hochinteressant, im Ausdruch „Leichnam" bzw. „Leiche" mit keinem Geringeren, als mit unserm Reformator, dessen Worte aus dem Großen Katechismus die Gegner der „zugespitzten Formel" (J. Kunze) sehr mit Unrecht für sich in Anspruch nehmen, wie im vorigen Jahre D. Bornhäuser, der treffliche Marburger Positive, unwiderleglich dargetan hat (in der „Reformation" S. 434 f.).

Es wird mithin dabei bleiben, daß sich die christliche Zukunftshoffnung auf die „Auferstehung des Fleisches" im vollsten buchstäblichen Wortsinne richtet, wie es die Kirche bis auf die Gegenwart gelehrt hat." „Ref."

Vorstehenden Abschnitt lese man im Zusammenhang mit unserm Aufsatz: „Die leibliche Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi," der in diesem Heft erscheint. Der oben gebrauchte Ausdruck „magische" Wiedererweckung ist natürlich durchaus falsch. Nur wer die Schöpfermacht des allmächtigen Gottes eine „magische" nennt und die Schöpfung selbst als eine Art Magie betrachtet, kann sich solchen Ausdruck erlauben. Oben ist er natürlich, dem ganzen Tenor nach, ironisch gebraucht. — Gegen die zauberische Vorstellung von der göttlichen Schöpfermacht haben wir im Märzheft 1911 pg. 94 schon protestiert.

Päpstliche Arroganz.

Daß der ganze katholische Klerus an verblendetem Größenwahn leidet, darüber braucht man nicht viel Worte verlieren; denn es ist eine jedermann in

die Augen stechende Tatsache. Pius X. aber dürfte der von klerikalem Dünkel verblendetste Papst sein, der je im Vatikan seinen Sitz hatte. Nicht allein, daß er sich anmaßt zu sagen, keine Ehe, die nicht von einem katholischen Priester eingesegnet wird, sei gültig, oder in seinem bekannten Motupropria verkündet, daß kein Katholik bei Strafe der Exkommunikation einen Priester vor Gericht ziehen dürfe, es sei denn mit Erlaubnis des Bischofs, die natürlich nie gegeben wird, sondern in seinem maßlosen Dünkel fordert er immer wieder die Anerkennung der Willkürherrschaft Roms über alle Welt. Als neueste Ausgeburt dieser päpstlichen Anmaßung will der „Osservatore Romano", das päpstliche Mundstück, aus Anlaß der Behauptung verschiedener Blätter, daß die Kirche die Kultusfreiheit anerkenne, die wahre kirchliche Lehre darüber in einem Leitartikel erklären und sagt, daß „solche kolossale Irrtümer und verderbliche Phantasien in der katholischen Kirche keinen Boden finden." Er schreibt: Daß auch in einigen katholischen Staaten neben andern krankhaften Freiheiten auch Kultusfreiheit herrscht, ist leider wahr. Dieser philosophische Unsinn und theologische Irrtum erklärt sich leicht durch den Abfall dieser Staaten von der Wahrheit und dem gesunden praktischen Kriterium in religiösen Dingen. Verkehrt wäre es jedoch, aus dem Umstand, daß die Kirche mit solchen Staaten gute Beziehungen pflegt, zu folgern, daß Rom die Kultusfreiheit und ähnliche Dinge gutheißt und sanktioniert. Die Kultusfreiheit und ähnliche Freiheit gestehe Rom niemals katholischen Staaten zu, sondern erdulde sie nur infolge des Abfalls der Regierungen von katholischem Gefühl. In andersgläubigen oder ungläubigen Staaten verlange dagegen die Kirche die Kultusfreiheit für die katholische Minderheit, weil das die einzige Gewähr für die Ausbreitung der kirchlichen Wahrheit sei. Man sieht, der „Osservatore" bearbeitet nur den bekannten Satz Louis Veuillots: „Sind wir am Ruder, verweigern wir euch die Freiheit auf Grund unserer Grundsätze; seid ihr am Ruder, verlangen wir die Freiheit auf Grund euerer Grundsätze." Das ist deutlich gesprochen, aber im höchsten Grad dumm, borniert und dreist, und sollten Protestanten dessen eingedenk sein, wenn sie dem Papst oder der römischen Hierarchie Weihrauch zu streuen versucht werden oder um die Gunst Roms zu buhlen geneigt sind. Wbl.

Literatur.

Vom Verlag der Buchhandlung der Pilgermission in Gießen, kam uns zu: Ein Wort zum Frieden. Von E. Müller, Evangelist. Traktat 16 Seiten. Preis 0.15 Mk.

Der Verfasser spricht nicht zum politischen Frieden, sondern zum persönlichen und häuslichen Frieden zwischen Brüdern, Freunden, Ehegatten, die sich entzweit haben und so lange Zeit nicht sich dazu überwinden können, wieder Frieden zu schließen. Er zeigt die Gefahren des friedlosen Zustandes für Zeit und Ewigkeit und gibt die ernsten und heiligen Gründe an, die zur Versöhnung führen sollen. Ein Wort für entzweite Brüder und Ehegatten.

Der Glaube und seine Werke. Von Prediger Heinrich Kägi. Traktat, 16 Seiten. Preis 0.15 Mk.

Verfasser gibt kurze, praktische Anmerkungen zum 11. Kapitel im He-

bräerbrief, indem dasselbe in kurzen Absätzen Stück für Stück behandelt wird. Zur Ermunterung und Stärkung im Glaubenslauf ist das Beispiel der alten Väter uns vorgehalten.

William Booth. General der Heilsarmee. Ein Lebensbild des am 20. August 1912 heimgegangenen Generals, beschrieben von einer deutschen Frau, H. v. Redern. 146 Seiten. Preis: kartoniert 1.50 Mk., gebunden 2.25 Mk.

Das Buch beschreibt in dreiundzwanzig kurz gefaßten Kapiteln das Leben und Wirken dieses seltsamen Mannes. Wohl keiner der neueren Arbeiter im Reich Gottes hat so viel Verkennung, Schmach, Verfolgung und Lästerung erfahren müssen, nicht nur von der von Gott abgewandten Welt, sondern auch von gläubigen Jüngern des Herrn. Und das ganze Wesen und Wirken der Heilsarmee hatte ja auch für den Fernestehenden so viel Abstruses, Anstößiges und Aergerliches, daß es nicht zu verwundern ist, daß es so kam. Aber es lag dem allen ein gesunder Kern göttlichen Lebens und göttlicher Liebe, besonders zu den am tiefsten Gefallenen zu Grunde. Das Werk war aus Gott und Menschen konnten es nicht dämpfen, sondern müssen beschämt die Hand auf den Mund legen, wenn sie sehen, wie der Herr diesen Mann zu einem auserwählten Rüstzeug zubereitete, um Tausenden armer Sünder in allen Weltteilen die schlichte Botschaft vom Sünderheiland zukommen zu lassen.

So hat der Herr zuletzt auch seine Feinde mit ihm zufrieden gemacht, so daß bei seinem Tode auch hohe Potentaten (darunter der deutsche Kaiser) ihre Ehrenbezeugung einsandten. Aber um welchen Preis hat Booth das erreicht? Um den Preis eines ganzen Lebens voll Arbeit, Mühsal, Entbehrung, Leiden aller Art. Sein Leben kann ohne Uebertreibung in Parallele gestellt werden zu dem entsagungsvollen, aber glaubensfreudigen Opferdienst des Apostels Paulus. Diener Christi sollten nicht versäumen, dieses billige Büchlein sich anzuschaffen, um sich dadurch zu treuem Liebesdienste für ihre Mitbrüder anspornen zu lassen.

Von Ten Brink en De Vries, Amsterdam, 1913, kam uns zu in holländischer Sprache: Jaarboek der Vereinigung voor Nederlandisch-Lutherische Kerk Geschiedenes. Nebentitel: **Nieuwe Bijdragen tot Kennis Van de Geschiedenis en het Wezen van het Lutheranisme in de Nederlandan. Deel V.** Herausgegeben von Dr. J. W. Pant in Amsterdam, unter Mitwirkung von Dr. W. J. Manssen, evangelischer Prediger der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde in Zaandam. Das Buch ist ein stattlicher Band von 220 Seiten, auf schwerem Papier gedruckt, fein ausgestattet mit prächtigen Bildern und Portraits. Wir verzichten darauf, ein Inhaltsverzeichnis anzugeben. Wer, der niederländischen Sprache mächtig, sich für das Buch interessiert, melde sich bei der Redaktion. Porto 12 Cents.

Einleitung in das Neue Testament. Von Professor Dr. P. Feine. 224 Seiten. Broschiert 4.40 Mk. In Original-Leinenband 5 Mk. Verlag von Quelle & Meer in Leipzig. 1913.

An Einleitungen in das Neue Testament ist kein Mangel. Aber es fehlt an einem Buch, welches einerseits die Forschung bis zur neuesten Gegenwart berücksichtigt, andererseits klar und übersichtlich den ganzen Stoff zu schneller Orientierung darbietet. Beides leistet in einer bis dahin noch nicht erreichten Raumbeschränkung das vorliegende Werk des Hallenser Exegeten, der bereits durch sein großes Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie in die erste Stelle unter den heutigen Fachgenossen gerückt war. Obgleich Feine im Ganzen auf konservativem Standpunkt steht, werden doch alle hier in Betracht kommenden strittigen Fragen scharf herausgearbeitet und Gründe und Gegengründe in objektiver Weise dargestellt, so daß der Leser in den Stand gesetzt ist, alle Ansichten kennen zu lernen und sich selbst ein Urteil zu bilden. Sowohl die schwierigen Probleme der Paulinischen Gefangenschaftsbriefe, als die verwickelte synoptische und die neuerdings wieder mehr als je erörterte johanneische Frage erhalten durch Feine eine überaus durchsichtige, nach allen Seiten hin fein abgewogene Darstellung. Auf wenig mehr als einem Bogen wird zum Schluß das Wichtigste aus der Kanons- und Textgeschichte mitgeteilt. Feine hat mit dieser Einleitung ein Buch geschaffen, das wie keins seiner Vorgänger geeignet ist, den Studenten bei seinen neutestamentlichen Studien zu begleiten — das dem Religionslehrer ermöglicht, in kürzester Zeit die nötigen Materialien sich anzueignen — zu dem der Geistliche immer wieder gern greifen wird, um lebendig zu erhalten und zu vertiefen, was er von der Universität mitgebracht hat, das aber auch jeder gebildete Laie studieren kann, der ernsthaft gewillt ist, tiefer in die einschlägigen Probleme einzudringen.

Feine gehört zu den positiven Theologen, die an der Echtheit der apostolischen Schriften festhalten, obgleich die dagegen geltend gemachten Argumente wohl erwogen werden. In möglichster Kürze wird das Wichtigste über Inhalt, Verfasser, Verfassungszeit, geschichtliche Bezeugung jeder Neutestamentlichen Schrift zusammengestellt und so ein Handbuch dargereicht, das auch die Forschungen der neuesten Zeit sorgfältig mit berücksichtigt. Auch Amtsbrüder (nicht bloß Studenten) werden das Buch mit großem Gewinn gebrauchen können.

Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Von Professor Dr. Karl Beth. 344 Seiten. Broschiert 5.50 Mk., in Original-Leinenband 6 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1913.

Ein tiefernstes, eigenartiges Buch, das nicht unter dem Gesichtswinkel einer religiösen Richtung, sondern in streng wissenschaftlichem Geiste geschrieben ist. Es behandelt die heute wohl für die meisten Menschen brennende Frage nach der Relativität, Absolutheit und Entwicklungsfähigkeit der modernen Kulturwelt. Verfasser stellt seine Darstellung auf die breiteste wissenschaftliche Basis. Die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft und Theologie, der Philosophie und Psychologie sowie der modernen Naturwissenschaft liegen ihr zugrunde. Eine Fülle interessanter hochaktueller Probleme werden eingehend erörtert, so die Abstammungslehre, Brahmanismus und Buddhaismus, die Erziehung des Menschengeschlechtes und die universalistische Ethik; ferner die Beziehungen zwischen Glaube und Sittlichkeit, Glaube und Geschichte, Religion und Kultur u. s. w. Man merkt es dem Buche durchweg

an, daß es aus dieser Ueberzeugung von der universalen Bestimmung des Christentums für die Menschheit entsprungen ist. Der Verfasser begnügt sich jedoch nicht mit der Behauptung des Universalismus, sondern er führt den eingehenden wissenschaftlichen Beweis desselben und zeigt den Weg, auf dem das Christentum den ihm allein unter allen Religionen erreichbaren universalen Charakter sich wirklich zu eigen machen kann. Wer nicht ängstlich an bestimmten Fixierungen überlieferter Formen eines schulmäßig gestalteten Christentums festhalten will, sondern den echten Kern der Religion auch und gerade bei Zerbrechung mancher alten Form findet, der wird den subtilen Untersuchungen und Darlegungen Beths mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Mit dem Buche werden sich daher nicht bloß die Theologen und Religionslehrer eingehend beschäftigen, sondern es wird nicht minder alle Gebildeten interessieren, denen das religiöse Problem am Herzen liegt.

Wir können zwar dieser uns vorliegenden Rezension im allgemeinen zustimmen. Wir glauben aber es unsern Lesern schuldig zu sein, ihnen zu sagen, was sie in dem Buche zu erwarten haben. Es ist ganz kurz gesagt der Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Glauben, der hier verhandelt wird.

Der alte Glaube spricht mit E. M. Arndt: Ich weiß, an wen ich glaube, ich weiß, was fest besteht. Der neue Glaube sagt: πάντα ῥεῖ = alles ist fließend.

Der alte Glaube betrachtet das uns kirchlich überlieferte Christentum als ein noli me tangere, als etwas, was beispielsweise im Apostolikum seinen feststehenden Ausdruck gefunden hat, der nicht preisgegeben werden kann und darf. Der neue Glaube betrachtet das Christntum als eine fließende Größe. Wie man etwa von dem Quellort eines mächtigen Flusses als dem Head (Haupt) des Flusses redet, so ist wohl der Jesus von Nazareth das Haupt, der Quellort, von dem das Christentum entsprungen ist. Aber im Lauf der dahinfließenden Geschichte des Christentums wird er mehr oder weniger entbehrlich.

Wir geben hier eine kurze Inhaltsübersicht des Buches.

1. Die Entwicklungsfähigkeit des Christentums.
2. Entwicklung und Entfaltung. (Epigenesis und Evolution.)
3. Die Keimgestalt des Christentums.
4. Die Entwicklung der Kultur- und Universalreligion.
5. Das universale Christentum als Offenbarungs- und Erlösungsreligion.

Wer das Buch recht verstehen will, muß sich mit dem Begriff der Epigenesis vertraut machen, den Verfasser im zweiten Kapitel entwickelt. Der Ausdruck Epigenesis ist biologischer Herkunft und bezeichnet das Werden von Neuem, das in der gegebenen Urgestalt und den dieser eigentümlichen Anlagen als solchen noch nicht mitgesetzt ist. Das Ergebnis der Epigenesis kann demnach nicht als lediglich regelrechte und der Schablone entsprechende Ausbildung des Typus betrachtet werden, sondern kommt unter Mitwirkung von Faktoren zustande, die außerhalb des gegebenen Anfangszustandes selbst liegen. (S. 89.)

Mit diesen Sätzen bereitet sich Verfasser den Weg, um im Folgenden zu zeigen, wie die Entwicklungsgeschichte des Christentums über die drei Ur-

typen: Jesus, Paulus, Johannes hinaus sich weiter entwickeln muß zur richtigen Universalreligion.

Wir unterlassen es, noch näher auf das Buch einzugehen. Es soll und muß gründlich studiert werden. Es kann auch dem nicht Eingeweihten ein Verständnis für die moderne, liberale Theologie geben, kann ihm zeigen, warum und inwiefern die Modernen glauben ein Recht zu haben, in der Kirche zu bleiben und ihr epigenetisch entwickeltes Christentum der heutigen Christenheit anzubieten. Das Buch selbst ist durchweg in der Form sachlich und irenisch gehalten, fern von aller Polemik gegen Altgläubige. Es ist aber nicht anders zu erwarten, als daß es von dieser Seite scharfe Angriffe erfahren wird. Wir glauben, die Gerechtigkeit, Billigkeit und Bruderliebe, die wir auch den Andersdenkenden schuldig sind, sollte uns veranlassen, das Buch vorurteilsfrei nach seinem inneren Wert zu prüfen, nach der paulinischen Regel: „Prüfet alles und das Gute behaltet."

Hilbert, Pfarrer D. Gerhard, Ersatz für das Christentum! 1913. Mk. 1.25, kart. Mk. 1.50. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Inh. Werner Scholl, Leipzig.

Inhalt: 1. Christentum oder Kunst? 2. Christentum oder Wissenschaft? 3. Christentum oder Moral? 4. Christentum oder Religiosität?

Das vorliegende nicht umfang-, aber gedankenreiche Buch behandelt ein recht aktuelles Thema. Daß einst das Christentum die Bedürfnisse des Menschenherzens befriedigt hat, gibt jeder gerecht Denkende zu. Doch behauptet man, daß es dem modernen Menschen unannehmbar sei. Die entstandene Lücke sucht man auszufüllen durch Kunst, Wissenschaft, Moral oder Religiosität. Hilbert untersucht, ob damit wirklich ein Ersatz für das Christentum geboten werde: ob im Kunstgenuß Erlösung liege; ob eine wissenschaftliche Weltanschauung für das Christentum eintreten könne, ja ob sie auch nur als Weltanschauung dem Christentum überlegen ist; ob eine religionslose Moral möglich sei; endlich ob es genug sei, wenn einer „ein religiöser Mensch," aber kein Christ ist. Wer Hilberts frühere Bücher gelesen hat, wird auch das neue — übrigens sehr billige und geschmackvoll ausgestattete — Buch mit großer Befriedigung lesen und sich mit großem Interesse in den Gedankengang des Verfassers vertiefen. — Das feinsinnige Schriftchen sei allen — Pfarrern, Lehrern, sowie jedem gebildeten Christen — aufs wärmste empfohlen.

Kommt man von Beths Buch: „Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion" zu diesem Buch, so erlebt man eine wahre Erquickung und Stärkung des inneren Menschen gegen die verflachende Macht einer rein natürlich orientierten und begründeten Wissenschaft, die das Supernaturale auch aus der Religion ausscheidet, den Menschen a la Darwin vom Tier abstammen läßt, und „auch in der Religion den Weg der Menschheit in lediglich immanenter Entwicklung allmählich sich von sich aus aufwärts bewegen läßt." Für diese Art Religion wird Jesus, der Gottmensch, zu einer unannehmbaren Größe, das Christentum ist nicht die absolute Religion, sondern eben nur eine neben vielen u. s. w.... Hier in Hilberts Buch wird klar und deutlich dargetan: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!" „Es ist in keinem Andern Heil!" Alle anderen Surrogate, die man für das Chri-

stentum einzusetzen sucht, sind Trugmittel, durch welche die Seele irre geführt wird. So besonders die religionslose Moral, die auch hierzulande grassiert, kann nur zum völligen Bankrott unsers Volkes und Kultur führen. Ebenso die Loslösung der Religion von den tiefsten Ideen des Christentums, der Erlösung von Sünde und Tod allein durch den Glauben an Christus, kann nur zu einer kraft- und saftlosen, trostlosen Vernunftreligion führen, die dem Menschen zumutet, sich über die Uebel des Lebens hinwegzuschwingen, ohne ihm doch einen inneren Halt und Kraft darzubieten durch den geistigen Zusammenschluß mit dem Gottmenschen, „der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung." Die intellektualistische Erlösung, wie Beth sie beschreibt, werden nur wenige erleben. Hilbert hält den einzig wahren Weg der Erlösung durch Christum fest. Kurz, das Buch gibt festen Grund unter die Füße gegenüber der fließenden Religion, die keinen festen Grund- und Eckstein kennt, an dem die Wogen der Zeitströmung zerschellen müssen.

Steinbeck, Konsistorialrat Professor D. Joh., Breslau: „Der Konfirmandenunterricht" nach Stoffwahl, Charakter und Aufbau. 8½ Bogen. Mk. 2.80. Geb. Mk. 3.40.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Inhalt: 1. Die Stoffwahl des Konfirmandenunterrichts (S. 1—16). 2. Zur Behandlung des Stoffs im Konfirmandenunterricht (S. 17—24). 3. Der Aufbau des Konfirmandenunterrichts (S. 24—126). — Einleitung: Konfirmation und Konfirmandenunterricht (S. 24—32). 1. Die Grundlagen des christlichen Lebens (S. 37—58). 2. Das christliche Leben als Leben des Glaubens (S. 37——58). 3. Die Betätigung des Glaubens im Gebet (S. 58—65). 4. Das Verhalten des Christen gegen sich selbst und gegen den Nächsten (S. 65—94). 5. Das Verhalten des Christen zur Kirche (S. 94—115. 6. Die Stellung des evangelischen Christen und seiner Kirche zur römischen Kirche und zu den Sekten (S. 115—122). 7. Unsere Pflichten gegen die Heiden und Juden (S. 122—126). 8. Die unmittelbare Vorbereitung auf die Konfirmation (S. 126—131).

Der Breslauer Professor gibt hier seinen vormaligen Amtsbrüdern in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage ein Hilfsbuch, das sowohl die Methode behandelt als auch den Stoff darbietet. Die Wahrnehmung, daß der übliche Konfirmationsunterricht die jungen Christen nicht vor baldiger Abkehr von Kirche und Christentum schützt, und daß er im wesentlichen nur eine Wiederholung des Schulunterrichts d. h. des Katechismus dargestellt und deshalb nicht das nötige Interesse bei den Konfirmanden findet, hat den Verfasser veranlaßt, einen neuen erprobten Versuch zu bringen. Der ist dahin zusammenzufassen, an der Hand der Heiligen Schrift die Kinder in den Gehalt und Zusammenhang des persönlichen Christenlebens in seinen Hauptbeziehungen einzuführen, wobei je an passender Stelle Katechismus und Kirchenlied mit heranzuziehen und zu verwerten sind. Unsers Erachtens muß dieser Versuch geradezu als bahnbrechend für eine fruchtbarere Behandlung des Katechismusunterrichts angesehen und aufgenommen werden. Hier wird der Konfirmand wirklich in persönliches Christenleben und in das Leben der Gemeinde eingeführt. Der Katechismus kommt nicht zu kurz, aber er ist nicht Ausgangspunkt. Die apologetische Art, die das Ganze durchzieht, ist offen und vertrauenerweckend.

Bei dem Verlangen nach einem einheitlichen Konfirmandenunterricht sollte man nicht achtlos an diesem gehaltvollen Büchlein vorübergehen, das sehr wohl geeignet ist, als Grundlage für einen einheitlichen Konfirmandenunterricht ganzer Kirchengebiete zu dienen. Jedem Pfarrer, namentlich den jüngeren, ist das Büchlein dringend zu empfehlen.

Verfasser schreibt freilich für deutsche Verhältnisse, wo die Schule noch nicht ganz religionslos ist, wenn auch zum Teil der Religionsunterricht in sehr ungeeigneten Händen liegt. Aber auch für unsere Verhältnisse kann der Pastor aus dem Buche viel lernen, wie der Unterricht fruchtbar zu gestalten ist. Dabei ist allerdings die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit ein großes Hindernis. Um so mehr ist's nötig, das was gesagt werden soll und muß, gründlich vorzubereiten, wozu eben dieses Buch Anleitung gibt.

3. Ihmels, Geh.-Rat Prof. D. L., Leipzig: „Die Auferstehung Jesu Christi." 44 Seiten. Mk. 0.50. Dritte erweiterte und verbesserte Auflage.

Dieser Vortrag, bei Gelegenheit eines Volksschulkursus in Leipzig gehalten, erscheint soeben in dritter erweiterter und verbesserter Auflage. Davon ausgehend, daß sich die Urgemeinde und Paulus mit ihren Zeugnissen auf eine leibliche Auferstehung Jesu am dritten Tage und auf seine Erscheinungen vor den Jüngern gestützt haben, bespricht Verfasser der Reihe nach die verschiedenen, im Lauf der Zeit aufgetauchten Erklärungsversuche dieser Tatsache. Die Betrugs- und Scheintod-Hypothese sind abgetan. Visionen der Jünger im Sinn von Selbsttäuschungen sind bei diesen nüchternen Männern undenkbar und völlig ungeschichtlich. Die ganze Bestreitung der Auferstehung Jesu beruht auf der dogmatischen Abneigung gegen das Wunder. Der Glaube an die Auferstehung ist nicht auf historischem Wege zu gewinnen; er beruht auf dem durch das ganze Leben, Leiden und Sterben Jesu geweckten Glauben an ihn als den Versöhner und Sohn Gottes. Besonders wohltuend an dem schönen Vortrag ist der würdige Ton der Polemik.

Nötigt die historische Untersuchung zur Bejahunng der Auferstehung Jesu, so muß doch die Tatsache sich dem eigenen religiösen Erleben und Erfahren einordnen, wenn es für einen Menschen Ostern werden soll. So wendet sich der gelehrte Theologe als Seelsorger zu Suchenden und Zweifelnden. Die beigefügten Anmerkungen wollen für weiteres Forschen Handreichung tun. — Es kann jedem Geistlichen wie Gemeindegliedern, dieser Vortrag, wenn es sich um gründliche Orientierung über die bis in die neueste Zeit aufgewandte Mühe um die Tatsache der Auferstehung des Herrn handelt, aufs Dringendste empfohlen werden. Ihmels ist nicht der Mann, der Schwierigkeiten aus dem Wege geht, oder mit Redensarten über sie hinweggleitet. Um so zuversichtlicher kann man ihm folgen. Man hat hier alles zusammen: das Wider und das Für.

Verfasser braucht keine zweideutige und verdeckte Redensarten, um scheinbar dasselbe zu sagen und doch was anders zu meinen, wie das heute so viel der Fall ist bis hinein ins sogenannte positive Lager. Er versucht keine Umdeutung für das Wort leiblich auferstanden, um nachher den Leser im Unklaren zu lassen, wie es gemeint ist, wie das z. B. ein Aufsatz im Maiheft der „Positiven Union" tut, der für leiblich: körperlich und wirklich substituiert, um das „körperlich" abzulehnen und das „wirklich" zu deuten = wirksam. Solche Kunststücke der Sprache können nur abstoßend wirken, nicht überzeugend.

N o l t e, Oberlehrer Friedrich, D. J o h a n n A l b r e c h t B e n g e l. Ein Gelehrtenbild aus der Zeit des Pietismus. 2.40 Mk., geb. 3 Mk. (C. B e r t e l s m a n n in Gütersloh.)

Diese neue Biographie des berühmten württembergischen Theologen fußt auf ernstem Quellenstudium; Bengels besondere Eigenart, wie er die pietistische Frömmigkeit mit dem gelehrten Studium in seiner reichen, gottgesegneten Lebensarbeit vorbildlich zu vereinigen wußte, wird klar herausgestellt. Ein lauterer, ernster und wahrheitsliebender Charakter tritt uns entgegen, frei von aller religiösen Schwärmerei und Selbstüberhebung. Das Buch wird seinen Lesern reiche Förderung bringen.

Verfasser schlägt im Vorwort eine gewaltige Pauke gegen die Pietisten nicht bloß der alten Zeit, sondern auch der Gegenwart, besonders gegen deren „radikalste Richtung", die „Blankenburger Konferenz", die in neuester Zeit den Satz geprägt hat: „Die Theologie ist vom Satan." Diesen auch gegen echte, nüchterne und wahre Bibelforschung z. T. anlaufenden extremen Richtungen der Frömmigkeit stellt Verfasser das durchaus nüchterne, konservative Leben eines Joh. Albrecht Bengel gegenüber, der trotz seiner chiliastischen Studien und seiner tiefen Einblicke in das Verderben der Kirche seiner Zeit doch sich nicht irre machen ließ an der Kirche und ihren Institutionen. Seine tüchtigen Leistungen in der Neutestamentlichen Textkritik, seine Arbeit an der Apokalypse und dem Gnomon, seine Auseinandersetzung mit den Herrnhutern, die damals allerdinge ziemlich weit abgeirrt waren von der wahren Nüchternheit des Evangeliums, seine Wirksamkeit als Lehrer im Seminar zu Denkendorf und im geistlichen Amt, sowie sein Familienleben kommen in dem Buche zur Darstellung und können auch heute noch vorbildlich im Segen wirken. Der demütige und milde Mann konnte es auch vielen seiner Zeitgenossen nicht recht machen und hat Anfechtungen von rechts und links erfahren müssen. Er ist aber unentwegt in der Furcht des Herrn seine Bahn gegangen und hat in großem Segen gewirkt, besonders durch seine Schriften, nicht zum wenigsten seine sechzig Reden zur Offenbarung Johannis, die noch, wie wir uns erinnern, vor mehr als fünfzig Jahren in hohem Ansehen standen bei den „Stundenleuten" in Württemberg, obwohl Bengel schon 1752 entschlafen ist.

Zeitschriften.

„D i e W a r t b u r g." Deutsch-Evangelische Wochenschrift. Leipzig, Arwed Strauch; 12. Jahrgang. Die No. 21 erschien als „R i c h a r d W a g n e r" Nummer. R. W. als deutscher Prophet; R. W. und Rom. R. W.'s „Jesus und der Erlöser." — 70,000. — Die Zahl der Uebergetretenen aus der römischen Kirche zur evangelischen seit 1898 bis 1912. Wochenschau.

„D i e R e f o r m a t i o n." Deutsch-Evangelische Kirchenzeitung. Begründet von Dr. A. Stöcker; zur Zeit herausgegeben von Dr. W. Philips. Wochenblatt; Berlin, 12. Jahrgang.

Inhalt von Nummer 19: Stark durch den Geist. Was kann geschehen, um die, welche nach Vertiefung ihres Glaubenslebens trachten, zu sammeln, zu pflegen, und zu tätigen Gliedern der Gemeinde zu machen? — Der feste Grund der Kirche. (Von Pastor W. Behrendt, Cleveland, O.) — In anderem

Licht. — Zur Geschichtschreibung der Gemeinschaftsbewegung. — Gilt die Forderung der Gerechtigkeit auch für liberale Chronikenschreiber? — Missions-Lehrkurs Berlin 2. bis 8. April 1913. — Wochenschau. — Umschau: Versammlungen, Kirchliches, Mission, Soziales, Kurze Mitteilungen, Literarisches.

„Zions Freund." Monatsblatt für Mission unter Israel. Herausgeber: Pastor Arnold Frank, Hamburg. 15. Jahrgang. Bringt Nachrichten aus der Arbeit der Judenmission. Aus Palästina und über Arbeiter für Israel. Dem Juniheft liegt ein ausführlicher, illustrierter Bericht über die Hamburger Judenmission bei, vierzig Seiten umfassend.

„Positive Union." Kirchliche Monatsschrift. Organ der landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union. 10. Jahrgang. Schriftleiter: Pastor Dietrich, Berlin.

Inhalt des Maiheftes 1913: Glauben und Wissen. Eine neue Bekenntnisformel. Mitteilung: Eingelaufene Proteste gegen Dr. Bertlings Verdrehung des Begriffs der leiblichen Auferstehung. Monatsumschau. Aus der Gruppenarbeit der Positiven Union.

„Der Lehrerbote." Korrespondenzblatt des Vereins evangelischer Lehrer in Württemberg. 43. Jahrgang. Erscheint monatlich in Stuttgart. Redaktion und Verlag: Oberlehrer Kramer, Stuttgart. Das Blatt bringt Schulnachrichten und Artikel von allgemein pädagogischem Interesse.

„Reich-Gottes-Bote." Wöchentliches Gemeinschaftsblatt des Vereins für Innere Mission Augsb. Bek. in Baden. Redakteur: Pfr. Th. Böhmerle, Langensteinbach. Nachrichten aus dem Gemeinschaftsleben in Baden. Erbauliche Artikel. Wöchentlich: Chronika, eine Uebersicht wichtiger politischer Ereignisse.

„Philadelphia." Organ für evangelische Gemeinschaftspflege. 23. Jahrgang. Stuttgart. Buchhandlung des deutschen Philadelphia-Vereins. Redakteur: Chr. Dietrich, Rektor. Nachrichten aus ganz Deutschland. Erbauliche Aufsätze. Auch die Heidenmission wird berücksichtigt.

„Der Geisteskampf der Gegenwart." Monatsschrift für Förderung und Vertiefung christlicher Bildung und Weltanschauung. Herausgegeben von Prof. Lic. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis genügt, den Wert dieser reichhaltigen, mit vielem Geschick geleiteten apologetischen Zeitschrift zu erkennen. Wir empfehlen, für die Monate Juli bis September ein Probe-Abonnement zu nehmen, es wird niemand gereuen. Aus dem Juniheft sei hervorgehoben: Monismus und Kultur; von Dr. O. Braun. — Ethik und Volkswirtschaft; von Dr. H. Pudor. — Zerfallprodukte in der Natur; von Dr. H. Kühl. — Mischehen und Konkubinat im fernen Osten; von Dr. W. Oehler. —

Jugend und Bibel; von Prof. Kinzel. — Die Ethik der modernen Frauenbewegung, von J. Pachali.

„Theologischer Literaturbericht." Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. Jährlich 3 Mk. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

„Die evangelischen Missionen." Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

„Saat und Ernte auf dem Missionsfelde." Herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Vor 100 Jahren, am 19. März, hat David Livingstone das Licht der Welt erblickt. Diesem Manne, der „ebenso tief religiös wie wissenschaftlich bedeutend, einer der größten Wohltäter Afrikas war," widmen die „Evang. Missionen", beginnend mit dem Maiheft, eine ausführliche Arbeit. Hieran schließen sich, gleichfalls sehr interessant, weitere Schilderungen aus der Arbeit der Norwegischen Missionsgesellschaft auf Madagaskar und eine ganze Reihe kleinerer Mitteilungen aus Deutschostafrika, Aegypten, Borneo, Neuguinea, China, Westindien und vielen anderen Missionsgebieten.

„Der Türmer.„ Monatsschrift für Gemüt und Geist. — Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr v. Grotthuß. — Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pf., Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Juniheftes: Das Kaiserjubiläum. Von Dr. Richard Bahr. — Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. (Fortsetzung.) — Vom Wandern und von der Wanderarmut. Von Hans Ostwald. — Marie Hagedorn. Von Eva Gräfin von Baudissin. — .Tumbheit", „Zwifel" und „Saelde". Von H. Scharrelmann. Die Baronin. Von Agathe Dyerk. — Sind die nordafrikanischen Blonden Nachkommen der Vandalen? Von Karl Haenchen. — Der deutsche Unterricht. Von August Sannes. — Das Erbrecht des Reiches. Von Dr. jur. Walther Friedmann. — Vom Elend der Kopfarbeiter. — Das neue Buch des Kronprinzen. Von St. — Französische Preßkorruption. Von P. D. — Spezialisten. Von Alfred Niebau. — Die erste deutsche Flotte. — Die Millionenstädte der Erde. — Noch etwas zum „Problem der Jugendlichen". Von Walter Gembruch. — Sprachgefühl. Von Gymnasialprofessor John. — Türmers Tagebuch: Organisierte Untermoral. — Die Moderne und die Geschlechterfrage. Von Victor Blüthgen. — Hof- und Volkstheater. (Berliner Theater-Rundschau.) Von Hermann Kienzl. — Paulus Cassirer Triumphator. (Zur Ausstellung der Berliner Sezession.) Von Dr. Karl Storck. — Anton von Werner. Von K. St. — Zwei Baumeister. Von K. St. — Volksschulen. Von Dr. Karl Storck. — Musik im preußischen Abgeordnetenhause. Von St. — Zum Sängerwettstreit in Frankfurt. Von St. — Ein Freund Liszts. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (L. Fahrenkrog). — Notenbeilage.

❦ Magazin ❦
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 15. Band. St. Louis, Mo. November 1913.

Die Abschiedsreden Jesu im Johannes-Evangelium Kap. 14—17.

Von Prof. em. E. Otto.

Ein Artikel in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift"*) von F. Nägelsbach, Kirchenrat in Erlangen, verdient volle Beachtung und Nachprüfung. Der Verfasser faßt das Ergebnis seiner langjährigen und wiederholten Durcharbeitung der genannten Kapitel zum voraus in vier kurze Leitsätze zusammen, deren Begründung und Ausführung er nachher unternimmt, und die wir noch etwas verkürzt wiedergeben: 1. Wenn Jesus in seinen Abschiedsreden den Seinen sein Wiederkommen verheißt, so hat er überall und ausschließlich die durch den Heiligen Geist vermittelte innerliche Wiederherstellung der Lebensgemeinschaft mit ihm im Sinne. 2. Während nach den geschichtlichen Berichten der Evangelien und der Apostelgeschichte sowohl die eigentliche Berufstätigkeit als auch das Verfolgungsleiden für die Jünger erst nach der Ausrüstung mit dem Pfingstgeiste begann, durchzieht die Abschiedsreden eine Gedankenreihe, nach der der Empfang des Heiligen Geistes an das Vorhandensein der sittlich religiösen Vorbedingungen bei den Jüngern geknüpft ist, an das Beharren in der Liebe zu Jesu und in der Treue an seinem Worte. 3. Die Abweichung des Inhalts dieser Vorhersagungen von den geschichtlichen Berichten über die Zeit von Ostern bis Pfingsten läßt sich nur erklären durch das Zugeständnis der Unvollkommenheit des Vorauswissens Jesu in diesen Punkten. 4. Wird durch dies Zugeständnis der Zug der menschlichen Schwachheit in dem Lebensbilde Jesu in einer Weise hervorgehoben, die den Anschauungen der gläubigen Christenheit nicht geläufig ist und bedenklich erscheinen mag, so wird doch dies Bedenken weit dadurch aufgewogen, daß sich bei dieser Auffassung eine überraschende Beglaubigung der wesentlichen Echtheit dieser Abschiedsreden und damit des ganzen Evangeliums ergibt.

*) Neue Kirchliche Zeitschrift, in Verbindung mit Dr. theol. v. Zahn und Dr. H. v. Bezzel nebst vielen andern Mitarbeitern, herausgegeben von Dr. W. Engelhardt, Leipzig, Deichertsche Buchhandlung. Jahrgang 22, Heft 9.

Der erste dieser Sätze ist der hauptsächlichste und grundlegende, und in Bezug auf denselben hat der Verfasser unbedingt Recht. Wenn er der exegetischen Literatur über die Kapitel im allgemeinen kein günstiges Zeugnis ausstellt, sondern sagt, daß sie einen wenig erfreulichen Eindruck mache, so sind wir in derselben nicht bewandert genug, um uns dem Urteile bestätigend anzuschließen oder es zu bestreiten. Die Vorhersagung Jesu von seinem Wiederkommen läßt sich in vierfacher Weise deuten: 1. als Ankündigung seines leiblichen Wiedererscheinens am dritten Tage, 2. als sein Herantreten an das Sterbebette seiner Gläubigen, um diese aus ihrer zeitlichen Not in sein Friedensreich mit sich zu nehmen, 3. als Hinweis auf seine Parusie am Ende der Tage, 4. als sein Kommen im Geiste. Ist es so wie Nägelsbach sagt, daß die Exegeten bei den einzelnen vom Wiederkommen handelnden Worten nach Bedürfnis und Belieben bald diese bald jene von den vier möglichen Deutungen heranziehen, so muß freilich eine zusammenhangslose Verworrenheit entstehen, die den Evangelisten nicht als einen klaren Denker empfehlen würde.

Gleich die erste Stelle, in der vom Wiederkommen die Rede ist, 14, 1—6 ist, obwohl mit Schwierigkeiten belastet, doch entscheidend. So viel ist doch gewiß, daß die Gesamttendenz der Abschiedsreden des Herrn dahin geht, die Jünger auf die ihnen bevorstehende schwere Zeit vorzubereiten und für dieselbe auszurüsten, so daß also Vers 1 und 2 sozusagen das Thema enthalten, das im folgenden Gesamtinhalte zur Ausführung kommt: „Euer Herz erschrecke nicht, (sondern) vertrauet auf Gott, vertrauet auch auf mich.“ Daß Luthers Uebersetzung: „Glaubet ihr an Gott“ u. s. w., sprachlich unmöglich und dem Zusammenhange nicht entsprechend ist, braucht nur beiläufig erwähnt zu werden; es handelt sich hier nicht darum, auf ein Verhältnis des Sohnes zum Vater hinzuweisen, daß er gleiche Vertrauenswürdigkeit besitze wie dieser, sondern, dem trostvollen Zuspruche: „Euer Herz erschrecke nicht,“ eine Begründung zu geben. Die Begründung wäre ja freilich schon hinreichend, wenn es einfach nur hieße: „Erschrecket nicht, sondern vertrauet auf Gott.“ Aber wo soll in den kommenden Schreckenszeiten das Vertrauen auf Gott herkommen, woran seinen Halt finden? Darum tritt die zweite Aufforderung hinzu: „Vertraut auch auf mich.“

Ebenso muß Vers 2 in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Vorangehenden als Begründung desselben aufgefaßt werden. Warum sollen sie nicht erschrecken, warum dürfen sie vertrauen? Antwort: weil in des Vaters Hause viele Bleibestätten sind. Es ist zuzugestehen, daß die gangbare Auffassung der Worte, wonach bei dem Hause des Vaters mit den vielen Wohnungen vornehmlich an das Jenseits, den Himmel, gedacht wird, berechtigt ist: Jesus selbst denkt an seinen Tod, er weiß auch, daß die Jünger das Gleiche wie er vom Hasse der Welt erfahren werden, daß er sie auf die Möglichkeit des Märtyrertodes vorbereiten muß, und darum gilt das Trosteswort von den vielen Wohnungen im unzerstörbaren Vaterhause auch gegenüber den Todesschrecken. Aber der

bildliche Ausdruck verlangt doch dem Zusammenhange nach allgemeinere Deutung; es ist nicht gesagt, daß erst der Tod in das Vaterhaus führe. Die Jünger werden allerlei Schrecknissen ausgesetzt sein, so daß sie fragen werden: wo sollen wir uns bergen? Demgegenüber gilt für sie der Trost: es gibt einen Zufluchtsort, Gott kann und wird auf vielfältige Weise erretten, seine Mittel zur Beschützung der Seinen sind unbeschränkt.

Die folgenden Worte sind ja nun eine exegetische crux, die völlig aufzuheben kaum möglich ist: „Wenn aber nicht, so sagte ich euch wohl" u. s. w. Die vielfach vorgeschlagene Lesung: „Wenn es nicht so wäre, so hätte ich e s euch gesagt," halten wir für eine allerdings recht glatte, auch nicht strikt widerlegbare, aber zugleich recht matte und flache. Es ist ja nicht durchaus unmöglich, durch ein „es" den Inhalt des Satzes als selbstverständlich zu ergänzen: „Wenn es nicht so wäre, so hätte ich „es' euch gesagt, daß es nicht so ist." Es ist auch nicht unmöglich, den in Rede stehenden Satz durch ein Punktum abzuschließen, und den folgenden: „Ich gehe hin" u. s. w. nicht als Inhaltsangabe mit dem Vorigen zu verbinden, sondern völlig asyndetisch als Beginn einer neuen Gedankenreihe aufzufassen, aber sprachlich hart wäre beides. Vor allem aber erscheint es unangemessen, Jesum eine Trivialität sagen zu lassen. Eine solche Versicherung, daß er seinen Jüngern die Wahrheit nicht vorenthalten haben würde, wenn er sie besser gekannt hätte, klingt im Munde Jesu seinen Jüngern gegenüber anstößig; wenn er sonst die Wahrheit seiner Worte eindringlich machen will, bekräftigt er sie durch sein „Wahrlich, wahrlich." Eine solche Versicherung, daß, wenn sich's anders verhielte, er die Tatsache nicht verschweigen würde, wäre noch eher denkbar, wenn es sich bei dem Trostworte von den vielen Wohnungen im Vaterhause um eine Mitteilung metaphysischer Art über die Zustände eines unbekannten Jenseits handelte; es ist aber eine religiös-sittliche Wahrheit, die für Jesum so selbstverständlich ist, daß er ihre Selbstverständlichkeit auch für die Jünger voraussetzen muß und sie als Trostgrund ihren Beängstigungen gegenüber stellt: „Erschrecket nicht, vertraut auf Gott, er hat Zuflucht für euch in allen denkbaren Fällen." Uebrigens ist auch noch darauf hinzuweisen, daß, wenn es sich um eine Wahrheitsversicherung vonseiten Jesu hier handelte, man eine andre Ausdrucksform erwarten müßte: „Wenn aber nicht, (wenn's nicht so wäre,) so w ü r d e ich zu euch sagen" u. s. w.: die griechischen Worte aber dürfen nicht anders übersetzt werden, als: „So h ä t t e ich euch gesagt," und es ist dann nicht ersichtlich, woher dann der Rückweis auf die Vergangenheit kommen sollte, da es sich doch um die Verteidigung eines soeben in der Gegenwart gesprochenen Wortes handelt. Wir weisen also die vielfach empfohlene Glättung der Schwierigkeit ab und bleiben bei der Satzverbindung: „Wenn es aber nicht so wäre, so hätte ich zu euch gesagt: ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten." Die Schwierigkeit, die in dem: „So hätte ich euch gesagt," liegt, ist eine doppelte. Einmal ist das Eintreten der Folge abhängig gemacht von einer nicht eintretenden Bedin-

gung, folglich ist das Eintreten der Folge gleichfalls negiert; „Wenn's nicht so wäre, hätte ich's gesagt," es ist aber so, folglich, sagt Jesus damit, habe ich's euch nicht gesagt. Damit aber scheint doch Jesus sich selbst und der Tatsache zu widersprechen, er hat es doch gesagt, in dem unmittelbar folgenden Vers 3 liegt es doch eingeschlossen. Zum andern: wozu überhaupt das: „So hätte ich's euch gesagt?" Warum heißt es nicht einfach: „Wenn es nicht so wäre, so würde ich hingehen?" Was die erste Schwierigkeit betrifft, so ist der Widerspruch Jesu gegen sich selbst derselbe wie 16, 26, wenn er spricht: „Ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will" u. s. w., während er doch tatsächlich für sie bittet. Die andere Schwierigkeit muß ungelöst bleiben, wenn wir nicht annehmen, daß die Wiedergabe der Worte Jesu beim Evangelisten eine freie ist, daß er sich aber für die Richtigkeit seiner Wiedergabe der Jesusgedanken auf die Worte Jesu selber beruft. Es kann demnach dem Sinne nach das: „So hätte ich euch gesagt" ohne Schaden weggelassen werden. Der Gedanke bleibt derselbe: „Wenn es nicht so wäre, so würde ich hingehen, euch die Stätte zu bereiten." Ist das erste Wort: „In des Vaters Hause sind viele Bergestätten" eine Begründung zu der Aufforderung: „Vertrauet auf Gott," so ist das zweite: „Wenn es nicht so wäre," die Begründung der anderen: „Vertrauet auch auf mich." Es enthält eine Steigerung des Gedankens. Der Reichtum der göttlichen Macht und Gnade ist an sich Bürgschaft genug, daß man ihm vertrauen darf, wenn aber ja das Unmögliche denkbar wäre, daß der Hinblick auf Gott, auf den Gott der Väter, nicht ausreichen sollte, das unbegrenzte Vertrauen zu ihm zu begründen, so müßte der Hinblick auf ihn, Jesum, der selbst unbegrenzt auf Gott vertraut hat und darin verherrlicht worden ist, das sonst wankende Vertrauen wieder herstellen. Somit unterscheiden die Worte Jesu zwischen einer abstrakten Möglichkeit und einer tatsächlichen Wirklichkeit. Im Wesen Gottes an sich läge kein Grund, weshalb nicht ein jeder und in jeder Lage seine Bergestätte bei ihm finde, sein Heil in ihm haben könnte, in der Vaters Hause wäre Raum für alle, und so bedürfte es an sich, was das Verhalten Gottes betrifft, keines Hingehens Jesu. (Wenn es nicht so wäre, so würde ich sagen, ich gehe hin, weil es aber so ist, so sage ich es nicht.) Aber die vielen Wohnungen würden leer bleiben, den Weg dahin würde keiner finden, das unzerstörbare Heilsverhältnis der Menschheit zu Gott ist noch nicht vorhanden, und darum spricht Jesus, ich gehe hin, und zwar nicht für mich allein, sondern um es für alle zu begründen, um es mitteilbar zu machen. „Wenn ich hingegangen sein werde, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin." Es handelt sich um die Herstellung einer Gemeinschtft, zu welcher allerdings die Initiative von Jesu ausgehn muß, ohne sein Wiederkommen wäre die Verheißung: „Auf daß ihr seid, wo ich bin" unerfüllbar, aber andrerseits bedarf es auch vonseiten der Jünger eines Entgegengehens. Das sagen die folgenden Worte: „Wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch." Hiermit werden die Jünger offenbar aufgefordert, den zum Vater füh-

renden Weg einzuschlagen, und ist nun das Kommen der Jünger zum Vater offenbar ein geistig sittlicher Prozeß, wie sich aus dem Folgenden ergibt, so muß auch das Wiederkommen Jesu dementsprechend als ein geistiges verstanden werden, und die Verheißung Vers 16 von der Sendung des Geistes der Wahrheit ist nur ein synonymer verdeutlichender Ausdruck für die Verheißung seines eigenen Wiederkommens. Jesus redet hier also nicht wie in den synoptischen Parusiereden von seinem Wiederkommen am Ende der Tage zum Weltgerichte, durch welches er den Seinen den Eintritt in sein ewiges Reich gewähren will, sondern von der Ausrüstung, welche er seinen Jüngern zum Leben und Wirken in diesem Aeon gewähren wird. Die Anwendung der Worte als Trostworte an Kranken- und Sterbebetten, durch welche der Blick des in der bängsten Stunde ringenden Menschenkindes auf den Stättebereiter hingewiesen wird, ist ja erbaulich und berechtigt, aber ist doch nur eine Benutzung derselben zum Ausdrucke anderweitig begründeter christlicher Wahrheiten, nicht aber eine Deutung derselben nach ihrem ursprünglichen Sinne und Zusammenhange.

Ebensowenig aber lassen sich die Worte als eine Ankündigung der Wiedererscheinung Jesu am dritten Tage verstehen. Die Verheißungen, die sich an dies Wiederkommen hier knüpfen, sind auch durch die Wiedererscheinungen in den vierzig Tagen keineswegs erfüllt; erst der Geist ist es, durch den die durch den Tod zunächst zerrissene Lebensgemeinschaft der Jünger mit ihrem Herrn wieder hergestellt wird, durch welchen sie den Vater erkennen, durch den sie noch Größeres zu verrichten lernen als die Wunderwerke, durch den sie lernen, in Jesu Namen unbedingt erhörlich zu beten. Nun ist allerdings zuzugestehen, daß die Wirkungen, welche dem Wiederkommen Jesu, oder was dasselbe ist, dem Eindringen seines Geistes in ihr Inneres, sich auch nicht in einem Momente und in absolutem Sinne vollzogen haben, und daß andrerseits auch für die Wiedererscheinungen in den vierzig Tagen gewisse Qualifikationen bei den Jüngern vorausgesetzt werden, weshalb er ihnen offenbar wird und nicht allem Volk, und daß *etwas* von den Wirkungen, die von dem geistigen Wiederkommen erwartet werden, auch schon durch die leiblichen Wiedererscheinungen potentialiter dem Keime nach begonnen hat, so daß man sagen kann, was vom geistigen Wiederkommen gilt, das gilt *auch* schon teilweise von den leiblichen Wiedererscheinungen, und eine Verheißung ist in der andern implicite mit enthalten. Dabei bleibt es doch aber unbestreitbar, daß Jesus nicht beabsichtigt haben kann, die Jünger auf sein leibliches Wiedererscheinen ca. vierzig Stunden nach seinem Tode vorzubereiten, und daß ihn die Jünger unmöglich in diesem Sinne verstanden haben können. Dem widerspricht sowohl der Wortlaut der Abschiedsreden als auch der tatsächliche Verlauf der Geschichte. Wie hätten die Jünger, wenn sie aus den Worten Jesu auch nur eine Ahnung von einem leiblichen Wiederkommen nach wenigen Stunden herausverstanden hätten, so total unvorbereitet der ersten Botschaft von seiner Auferstehung gegenüber stehen können?

Die Hohenpriester sollen Wächter vor dem Grabe aufgestellt haben, um in ihrer Weise auf eine Eventualität gefaßt zu sein, und die Jünger, so geflissentlich vorbereitet, sollten von der Auferstehungsbotschaft überrascht worden sein? Dem scheint nun entgegengehalten werden zu können, daß man sagt: ja, vorwiegend hat allerdings Jesus von seinem geistigen Wiederkommen geredet, aber etliche seiner Andeutungen waren doch der Art, daß dadurch schon auf jene erste Art der Verwirklichung des Wiederkunftsgedankens hingewiesen wird; dahin gehört scheinbar schon eben die ganze Einkleidung der Gedanken Jesu in Gleichnisreden: wenn er von dem Kommen und Bleiben seines Geistes reden will, warum sagt er dann überhaupt: Ich werde wiederkommen? Wenn sonst ein Mensch so spricht, so meint er doch nicht bloß, daß sein Geist Eingang finden und behalten werde, sondern jedermann wird ihn dahin verstehen, daß er ein leibliches Wiederkommen meine; folglich, wird man sagen, hat Jesus auch von seinem leiblichen Wiederkommen geredet, und die Jünger müssen ihn dahin verstanden haben. Wer so argumentiert, der übersieht eben, daß Jesus ausdrücklich seine Rede als ein Reden im Gleichnisse bezeichnet (16, 21), und er verkennt die Einzigartigkeit des Bewußtseins Jesu, der allein sein Ich mit dem Gottesgeiste identifizieren kann. Dahin gehören ferner die Ausdrücke 14, 19; 16, 16 ff., in denen Jesus auf die Kürze der Zeit hinweist, die bis zu seinem Wiederkommen verstreichen werde. Ein doppeltes „Ueber ein Kleines" ist es, über das die Jünger sich wundern. Das erste bezieht sich scheinbar auf die wenigen Stunden bis zu seinem Tode, folglich, schließt man, wird auch das andere sich nur auf den Verlauf von Stunden beziehen. Allerdings für uns, die wir die Auferstehungsberichte der Evangelien kennen, liegt es nahe, bei dem verheißenen erfreuenden Wiedersehen an die Freude der Jünger am ersten Sonntagabend (20, 20) zu denken, aber für die Jünger, die von diesen Erlebnissen noch nichts wußten, und die der Rede des Herrn bis hierher gelauscht hatten, war es selbstverständlich, auch hier an kein anderes Wiedersehen zu denken, als wovon er im bisherigen gesprochen. Uebrigens ist es gar nicht so, daß das erste „Ueber ein Kleines" sich nur auf die Stunden bis zur Gefangennehmung Jesu beziehe. Wenn es heißt: „Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen," so hat sich das noch nicht in jenen anderthalb Tagen der Trennung erfüllt, als noch die wenigsten überhaupt etwas vom Tode Jesu wußten, sondern der Blick richtet sich weiter, die Trübsalszeit, die mit dem Tode Jesu anhebt, setzt sich weiter fort in den Verfolgungsnöten, die die Jünger um seines Namens willen zu bestehen haben. Ebenso ist das, was auf das zweite „Ueber ein Kleines" folgt, die Freude des Wiedersehens, die Erkenntnis des Vaters, die Lösung aller Fragen, das erhörliche Bitten, kaum auf die Zeit des vierzigtägigen Verkehrs zu beziehen, ebensowenig allerdings auf das ewige Jenseits, sondern auf die durch den Geist gewirkte Neubelebung der Jünger. Das doppelte „Ueber ein Kleines" hat also keine eigentliche temporelle Bedeutung, sondern die Gegenüberstellung ist eine sachliche:

wie die Not, der Triumph des Bösen, unvermerkt über Nacht kommen kann und wird, so ist auch die Hilfe bald bereit, das Kommen des Geistes Jesu sichert dem Gläubigen eine baldige Beendigung der Not, denn ihm wird jede Trübsalszeit „ein Kleines."

Wie sich eigentlich von vorn herein erwarten läßt, wenn anders man logische Einheit und Klarheit in den Reden Jesu beanspruchen muß, so bestätigt es die Auslegung an allen Stellen, auf die natürlich hier nicht näher eingegangen werden kann, daß Jesus bei den wiederholten identischen oder ähnlichen Aussprüchen auch überall von ein und derselben Sache redet; es ist keine Stelle in den Abschiedsreden, die nicht, wenn sie auf ihren Zusammenhang mit Vorgehendem angesehen wird, auf die Tatsache hinwiese, daß Jesus, wie Nägelsbach es ausdrückt, immer in eine Kerbe haut, d. i., daß er sein Wiederkommen als das Kommen seines Geistes versteht.

Unwiderlegbar ist auch die andere Beobachtung Nägelsbachs, daß das Wiederkommen des Herrn, oder was dasselbe ist, die Neubelebung der Seinen durch seinen Geist, obwohl es als ein bald zu erwartendes verheißen wird, doch nicht als vorangehende Ursache der für die Jünger zu erwartenden Lebensgestaltung, sondern als das krönende Ende derselben erscheint. Es werden Forderungen an die Jünger gestellt, Leistungen werden von ihnen erwartet, Erfahrnisse ihnen in Aussicht gestellt, die dem Kommen des Heiligen Geistes vorangehen, es ist von dem die Rede, was die Jünger zu tun und zu erfahren haben, gewissermaßen noch ohne daß sie den Heiligen Geist empfangen haben. Im Evangelium des ersten Pfingsttages 14, 15 ff wird die Liebe der Jünger zu Jesu und das Halten seiner Gebote als die Vorbedingung für den Empfang des Heiligen Geistes hingestellt. Was die Jünger zunächst haben, ist das Wort Jesu, sein Gebot, vor allem das Gebot der Liebe zu ihm und der gegenseitigen Liebe; durch die Treue im Halten seiner Gebote haben sie ihre Liebe zu erweisen, und diese Liebe wird von ihm und dem Vater durch Gegenliebe erwidert, und diese Gegenliebe äußert sich in der Einkehr bei ihnen durch den Heiligen Geist. Aber nicht nur gegenseitige Liebe erwartet Jesus von den Seinen in der Zwischenzeit bis zu seinem Wiederkommen im Geiste, sondern im Gleichnisse vom Weinstocke und den Reben verlangt er reichliches Früchtetragen, also eine Berufstätigkeit. Was sie befähigen wird, solche zu üben, ist hier nicht seine Wiederkunft im Geiste, sondern sein in den Tagen seines Fleisches zu ihnen geredetes und von ihnen die Trennungszeit hindurch treu bewahrtes Wort. Dem allgewaltigen Zeugnisse des Geistes gegenüber, der sich der ganzen Welt sieghaft überführend und erweisen wird, fordert der Herr auch das eigene Zeugnis der Jünger heraus, 15, 27 „Und ihr zeuget auch," und begründet die Forderung nicht damit, daß er ihnen sein Wiederkommen im Geiste verheißt, sondern damit, daß sie „von Anfang bei ihm gewesen sind." Und schließlich verlegt der Herr auch in die Zwischenzeit bis zu seinem Wiederkommen im Geiste die Ankündigung der Angst und der Verfolgungen, die die Jünger durch den

Haß der Welt durchzumachen haben werden. Diesem Hasse der Welt gegenüber haben die Jünger zunächst kein anderes Mittel als Ergebung, das Bewußtsein, es muß so sein, er hat es uns zuvor gesagt, der Haß der Welt ist ein Zeichen, daß wir ihm angehören, er hat uns erwählet. Der Trost, welcher zu der freudigen Ergebung befähigt, ist die Verheißung: es währt nicht lange, darum gilt es, verharren in der Berufstätigkeit: „Und ihr zeuget auch.“ Wenn dann 16, 8 die Schilderung der Tätigkeit des Heiligen Geistes beginnt, so geht das, was er vollbringt, über das hinaus, was die Erinnerung an das Wort Jesu allein den Jüngern leisten konnte; er bringt allerdings nicht eine allgemeine Bekehrung der Welt noch auch eine physische Vernichtung derselben, wohl aber eine sieghafte Ueberführung derselben, er wird die Welt strafen, so daß sie ihren Widerstand und Widerspruch, wenn auch wider Willen aufgeben muß, einen Triumph der Wahrheit, Aufhebung aller Angst, vollkommene Freude.

Wenn nun dies im Wesentlichen der exegetische Befund ist, einmal, daß unter dem Wiederkommen Jesu das Erfülltwerden der Jünger mit seinem Geiste zu verstehen ist, zum andern, daß vor der Wiederkunft Christi den Jüngern eine Zeugentätigkeit zugewiesen wird, so wird man allerdings in Verlegenheit geraten, wenn man den Redenden seinen Standpunkt an jenem letzten Abende einnehmen läßt, d. i. wenn man als die Quelle und Norm der Darstellung des Evangelisten allein die Reminiszenz ansieht, wenn man nicht zugibt, daß die gereifte christliche Erfahrung desselben Quelle und Norm bildet. Man wird dann fragen müssen, wie es Nägelsbach tut: wie stimmt das Weissagungsbild der Reden zu der geschichtlichen Erfüllung? Es ist etwas eingetreten, was nicht geweissagt war, Jesus ist wiedergekommen, nicht bloß bildlicher Weise „im Sprichwort,“ sondern leibhaftig, in einer Weise, die auf der einen Seite eindrucksvoller, überzeugender war, auf der andern aber auch die Wirkungen noch nicht hatte, die von dem geistigen Kommen hergeleitet werden, die Lösung aller Fragen und Zweifel, die Ueberwindung aller Nöte, die vollkommene Freude. Andererseits ist etwas nicht eingetreten, was geweissagt war, nach dem Evangelium und der Apostelgeschichte wird von einer Berufstätigkeit der Jünger und von Erduldung von Verfolgungen vor der Ausgießung des Geistes nichts berichtet. Zwei einander entgegengesetzte Art und Weisen, den gordischen Knoten nicht zu lösen, sondern zu durchschneiden, sind abzuweisen. Entweder sagt man, das Weissagungsbild der Abschiedsreden ist richtig, dann ist Jesus nicht leiblich auferstanden, und der Bericht von der Ausgießung des Geistes Act. 2 ist ungeschichtlich, oder umgekehrt, die geschichtlichen Berichte sind richtig, dann sind die Weissagungsreden unecht, die Hinzudichtungen eines Spätlings. Beides verbietet sich bei Annahme der Einheit des Johannesevangeliums, derselbe Evangelist, der Jesum seine Winderkunft im Geiste verheißen läßt, ist Zeuge für die Leiblichkeit seiner Wiedererscheinungen. Man mag über den Ursprung des Johannesevangeliums urteilen wie man will, was die

Einheit desselben betrifft, so drückt sich Nägelsbach darüber wohl sehr derb aber doch im Wesentlichen richtig aus, wenn er sagt: „Daß die Abschiedsreden und der Bericht über die Wiedererscheinungen Jesu aus einer Feder stammen, das zu bestreiten gehört zu den sinnlosen Ueberspannungen der Kritik, durch deren Anerkennung sich der Begriff einer geschichtlichen Urkunde nicht nur für die biblische, sondern auch für jede Profangeschichte in nichts auflösen müßte. Wenn das Johannesevangelium auf den unbefangenen Leser nicht mehr den Eindruck einer geschlossenen geistigen Einheit machen darf, dann gibt es überhaupt in der ganzen Welt kein Buch mehr, das nicht bei näherem Zusehen sich als ein Flickwerk herausstellen würde. Man bedenke, welch staunenswerte Kongenialität mit dem Verfasser der Grundschrift des Evangeliums der haben mußte, der die Kapitel 15—17 nachträglich schuf, mit welch raffinierter Gewandtheit er sich in die Denk- und Sprechweise des Evangelisten hineinfand."*)

Unter der Voraussetzung nun, die Nägelsbach vertritt, daß wir in den Abschiedsreden eine möglichst wortgetreue Wiedergabe der von Jesu an jenem Abende gesprochenen Worte vor uns haben, ist die Frage unausweichlich: Wie kommt es, daß Jesus seinen Jüngern, die er doch über seinen Hingang trösten, denen er den Schrecken und die Verzagtheit ausreden wollte, nichts von seinem Wiederkommen am dritten Tage sagt? Setzen nicht die wiederholten Aeußerungen: „Solches habe ich mit euch geredet, da ich bei euch gewesen bin," „Ich habe hinfort nicht mehr viel mit euch zu reden" u. s. w. voraus, daß dies die letzte Gelegenheit sei, wo er mit ihnen von Mund zu Ohr reden könne? Hat er es ihnen mit Bewußtsein verschwiegen, daß ihnen nach seiner Hinwegnahme noch ein vierzigtägiger Verkehr mit ihm gestattet sein würde, und daß unmittelbar nach dem Aufhören dieses Verkehrs eine übernatürliche Ausrüstung mit seinem Geiste ihnen zuteil werden solle, wäre das nicht eine Vorenthaltung des kräftigsten Trostes gewesen, für die sich keine Berechtigung erkennen ließe? Hat er die Mitteilung unterlassen, weil sie ihm nicht wichtig genug erschien, weil sein Blick gleich auf die fernere Zukunft und die dann eintretende dauernde Lage der Dinge gerichtet gewesen wäre? Das hieße doch auf seiner Seite eine Verkennung der tatsächlichen Bedeutung voraussetzen, welche diese Wiedererscheinung

---

*) Anmerkung. Eine Abweichung unserer eigenen Auffassung von der Nägelbachs können wir nicht umhin zu konstatieren. Wir stimmen mit ihm überein in Postulierung der Einheit des Verfassers aber nicht in Bezug auf die Zeit der Abfassung. Kapitel 15—17 sind nach unserer Auffassung ein aus der Feder des Evangelisten geflossener Nachtrag, der seine Entstehung dem Bedürfnisse des Evangelisten verdankt, den geistigen Eindrücken, die er von Jesu empfangen hat, in freierer Weise noch intensiveren zusammenfassenden Ausdruck zu geben. Daß Jesus nach der Aufforderung zum Aufbruche (14, 31), an den sich dann die Weitererzählung (18, 1) lückenlos anschließt, den eigentlich schon alles in sich schließenden Inhalt von Kapitel 14 noch einmal in viel längerer Rede wiederholt und das hohepriesterliche Gebet daran angeschlossen habe, sei es vor dem Hinausgehen aus dem Saale, nachdem man schon aufgestanden war, sei es unterwegs unter freiem Himmel, halten wir nicht für recht vorstellbar.

für die Entstehung des Jüngerglaubens gehabt haben. Es bleibt sonach kein Ausweg übrig als der, daß Jesus selbst um das ihm bevorstehende Widerfahrnis seiner Wiederbelebung am dritten Tage nicht gewußt hat. Ein solches Zugeständnis der menschlichen Schwachheitsseite im Bilde Jesu mag Befremden erregen, es mag Gefahr darin liegen, daß auf der einen Seite mit Bedauern und Sorge, auf der andern mit Genugtuung eine Beeinträchtigung des Glaubens an die Gottheit Christi gesehen wird. Hierüber sagt Nägelsbach: „Dies Bedenken kann nicht beirren gegenüber dem Bewußtsein, daß nichts anderes als das unbefangen gelesene und gewissenhaft erwogene Schriftwort zu dem Resultate geführt hat. Mit der rein theoretischen Festhaltung der Gottheit Christi ist nichts gedient, es kommt alles darauf an, den Nachweis der göttlichen Züge in dem wohlbeglaubigten Geschichtsbilde, das wir von Jesu haben, immer zwingender zu führen. Tritt dabei beides, das göttlich Hohe und das menschlich Niedrige in immer schärferer Ausprägung zutage, so ist der Gewinn nur ein immer gewaltigerer Eindruck von dem Opfer der Liebe, das für uns gebracht ist.“ Dem natürlich menschlichen Nichtwissen Jesu von seiner baldigen Wiederbelebung steht gegenüber sein Glaubenswissen, die Gewißheit seiner absoluten geistigen Einheit mit dem Vater, von der Unzerstörbarkeit seines Wesens durch irdische Gewalt, von der nur an die Bedingung der Treue geknüpften Lebensmacht seines Geistes in seinen Jüngern und von der geistig richtenden Siegesmacht desselben über die Welt. Daß der Vater ihm das eine Wissen gewährt, das andere ihm versagt hat, liegt doch darin, daß er uns in allen Stücken gleich werden mußte, damit wir ihm im neuen Wesen gleich werden könnten. Mit dem Nichtwissen um seine Wiedererweckung würde übereinstimmen das Verhalten Jesu in seinem Todesleiden. Das Wort an den mitleidenden Schächer, der Schrei mit den Worten des 22. Psalms, die Uebergabe des Geistes in Gottes Hände führen nicht darauf, daß er den Eintritt in den leiblichen Todeszustand anders angesehen habe denn als einen vollen Hinübergang in das Jenseits. Es gehörte mit zu den Prüfungen des Gehorsams, denen Jesus vom Vater unterstellt worden ist, daß ihm das Wissen um die baldige Wiedervereinigung mit seinen Jüngern versagt geblieben ist. Zu dem Schwersten, was er auf dem Todeswege zu tragen hatte, gehörte die Besorgnis um die Bewahrung seiner Jünger, deren schwachen Händen er sein Werk überlassen mußte, nach seiner innerlichen Seite wäre ihm das Leiden wesentlich erleichtert worden, wenn er hätte wissen dürfen, daß er nach noch nicht drei Tagen sie wiedersehen, stärken, trösten und leiten könne. Er hat die Gehorsamsprüfung bestanden, und Gott hat den Gang der Ereignisse sich gewissermaßen zum Lohne dafür, anders, herrlicher gestalten lassen, als er selbst erwartet hatte. Die exegetische Konsequenz aus der hier gezogenen Schlußfolgerung wird dann sein müssen, daß auch alle übrigen Aussagen der Evangelien von einer Zuvorverkündigung der Auferweckung am dritten Tage in derselben Richtung auszulegen seien, daß also das „in dreien Tagen,“ oder „am dritten

Tage" nach Hos. 2 als sprichwörtlicher Ausdruck synonym mit „in kürzester Zeit" zu verstehen sei. Es ist auch keine Stelle da, welche solcher Auffassung deutlich widerstrebte, und nur Matth. 26, 32 mit der Parallele Mk. 14, 28, wo in die Ankündigung der Verleugnung Petri die Tröstung eingeschoben ist: „Nachdem ich auferweckt sein werde, werde ich vor euch nach Galiläa gehn," redet deutlich von einer nicht geistigen, sondern leiblichen Auferstehung; die Stelle müßte dann als eine durch die Tradition unter dem Einfluß der wirklichen Erlebnisse gebildete Umgestaltung einer ursprünglich unbestimmer lautenden Weissagung Jesu angesehen werden.

Mag nun auch dieser dritte Punkt der Nägelsbachschen Ausführungen manche dogmatische und exegetische Schwierigkeiten mehr aufdecken als auflösen, so ist dem vierten rückhaltsloser zuzustimmen. Das Johannesevangelium ist gerade um des Goldglanzes göttlicher Herrlichkeit willen, mit dem es das Bild Jesu ummalt, von der modernen Theologie in den Ruf einer unzuverlässigen, unbrauchbaren Geschichtsquelle gebracht worden. Gewiß ist es so, daß es auf den Grundton gestimmt ist: „Wir sahen seine Herrlichkeit," aber auf der andern Seite bezeugt auch dies Evangelium die unbedingte Abhängigkeit Jesu von Gott, seine volle Menschlichkeit einschließlich seiner Schwachheit und Irrtumsfähigkeit. (2, 4; 7, 8.)

Ist es denkbar, daß ein Schriftsteller, der seine Kenntnis des Lebens Jesu erst der Lektüre der existierenden Evangelien oder der Gemeindetradition verdankt, der es nicht anders gehört und gelernt hat, als daß Jesus am dritten Tage auferstanden und vierzig Tage lang seinen Jüngern erschienen sei, daß fünfzig Tage nach seinem Tode der Heilige Geist in sinnenfälliger Weise auf die Jünger ausgegossen sei und erst von da ab ihre Zeugentätigkeit begann und das Dulden der Verfolgungen sich eingestellt habe, — daß ein solcher Schriftsteller den Herrn am Abend vor seinem Tode in der Weise zu seinen Jüngern reden gelassen hätte, um sie auf seinen Tod und die sich daran knüpfenden Folgen vorzubereiten, wie es in diesen Kapiteln geschieht? Eine freie Erfindung wäre zweifellos auf ein einfaches vaticinium ex eventu hinausgelaufen, das dem Zwecke des Evangeliums um so besser gedient haben würde, je buchstäblicher die Vorhersagungen den bekannten nachherigen Ereignissen entsprachen. So ist der Inhalt dieser Abschiedsreden mit ihrem Ineinnander von göttlichem Herrlichkeitsbewußtsein und menschlichem Nichtwissen ein recht starkes Zeugnis von der Abfassung des Evangeliums durch einen Jünger, der im eigentlichen und in übertragenem Sinne an der Brust Jesu gelegen hat.

Wie und inwieweit kann das Ideal einer christlichen Gemeinde in unserer Zeit in unserm Lande verwirklicht werden?

Referat, erstattet von Pastor E. Holder bei der Konferenz des Nebraska-Distrikts.

Die mit dem Thema gestellte Frage legt den Gedanken nahe, daß das Ideal der christlichen Gemeinde noch nicht erreicht ist; ja das viele Reden vom Ideal einer Sache ist oft ein Zeichen, daß man von demselben noch weit entfernt ist, und man so viel davon redet, weil man sich darnach sehnt. Zuerst müssen wir daher uns fragen, worin besteht dieses christliche Gemeinde-Ideal? Sodann gilt es darzustellen, ob dasselbe eine bloße Idee oder realisierbar ist. Dies geschieht durch den Tatbeweis der Geschichte. Der Vergleich mit der Geschichte der Kirche, besonders ihrer Gründungszeit gibt das rechte Verständnis für unsere Gemeindezustände. Sodann gilt es, die Ursachen unsers Rückstandes zu erkennen, und ihre Beseitigung zu zeigen. Vor allem aber ist es nötig zu wissen, wie kann, d. h. durch welche Mittel und Wege kann eine Gemeinde dem positiven Ideal nähergeführt werden. Das ist etwa eine kurze Voranstellung des Gedankenganges dieses Referates.

Wenn im Folgenden die Ausdrücke Kirche und Gemeinde abwechselnd gebraucht werden, so liegt der Grund nicht nur im engen Zusammenhang beider, indem die letztere ein Teil der ersteren ist, sondern auch weil die Gemeinde die Kirche des Herrn im Kleinen darstellen soll, und so das, was von der Kirche im Großen gilt, auch für die Einzelgemeinde giltig ist.

Wollen wir das Ideal einer christlichen Gemeinde feststellen, so können wir dasselbe nur aus der Heiligen Schrift, speziell aus den Büchern des Neuen Testaments, als der Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, erkennen. Da aber die Heilige Schrift kein dogmatisches Lehrbuch ist, und darum keine genaue Definition einer christlichen Gemeinde in theoretischer Fassung enthält, sondern nur vereinzelte Aussagen in verschiedenem Zusammenhang, so ist es auch nicht möglich, eine alle positiv Gesinnten vollständig befriedigende Definition zu geben. So verschieden aber auch die Dogmatiker Kirche und Gemeinde definieren, so stimmen doch alle bibelgläubigen Dogmatiker in den wesentlichen Punkten überein, nur daß die einen, die ethische Seite und Aufgabe, die andern die dogmatische bevorzugen. Was damit gemeint ist, ergibt sich ohne besondere Erklärung auf dem Folgenden. Vor allem steht fest, daß die Kirche und ihre Gemeinden *keine bloßen Kultusvereine* sind, wie die französische Regierung dekretiert hat, oder wie viele unserer Gemeindeglieder in ähnlicher Weise meinen, eine Gemeinde sei eine lose Vereinigung auf statutarischer Grundlage zum Zweck der Beschaffung der Mittel des Kultus und der Erbauung der Individuen als solcher. Mag man auch die sichtbare, historisch gewor-

dene Gestaltung der Kirche mehr betonen als das ideale Soll, so ist es allen ernsthaften Bibelforschern, Dogmatikern und Kirchenhistorikern eine ausgemachte Sache, daß die Kirche kein bloßer Verein ist, rein historisch, der Notwendigkeit folgend, entstanden, sondern daß sie von Gott und Christus gewollt und durch seine Apostel gegründet ist. Die biblische Auffassung ist sehr deutlich und ansprechend in dem Bilde vom Leib Christi enthalten, sowie dem andern vom Haus Gottes, woraus ja unsere germanischen Bezeichnungen für Kirche entstanden sind. Diese Bilder sagen erstens, daß das einigende Prinzip der Glaube an den einen Herrn als das Haupt oder Grundstein ist, dann aber auch, daß Christus die Quelle ihres eigentlichen Lebens, ihr Ziel ist, mit der Aufgabe, die Gemeinschaft mit dem Herrn zu fördern oder Außenstehende in sie einzuführen und durch den Herrn und seinen Liebesgeist die Gemeinschaft der Glieder untereinander zu pflegen und zu fördern, welche letztere Seite besonders in der Bezeichnung: „Gemeinschaft der Heiligen" ihr Ideal hat, dessen Verwirklichung aber nur sporadisch und für kurze Zeiten in der Geschichte der christlichen Kirche sich nachweisen läßt. Wenn wir von einem Ideal reden, meinen wir nicht eine Gemeinde von Vollendeten, sondern ein Ideal, das sich in dieser Welt verwirklichen läßt, und auch schon verwirklicht worden ist, besondern im apostolischen Zeitalter, wie die aus den apostolischen Briefen sich ergebenden Gemeindebilder es beweisen.

Das neutestamentliche Wort für Gemeinde ist dasselbe wie für die Gesamtkirche, ecclesia εκκλησία, ist in der griechischen Literatur Bezeichnung der Volksgemeinde, die LXX gebrauchte es für die israelitische Volksgemeinde außer συναγωγή. Letzteres wurde später ausschließlicher Name für die jüdische Gemeinde, während εκκλησία stehende Bezeichnung der christlichen Gemeinde wurde. So sehen wir: der Begriff einer Heilsanstalt ist nicht der ursprüngliche, sondern der Begriff einer Glaubens- und Liebesgemeinschaft, gegründet auf der Gottesgemeinschaft der Glieder in Christo, als Gottesvolks des Neuen Bundes, das Israel nach dem Geist mit dem Zweck, das Gottesreich auf Erden verwirklichen zu helfen, durch die Geistesherrschaft in ihrer Mitte und durch ihren Einfluß auf die Welt, bestehend in Wort und Wandel (z. B. Salz, Licht der Welt). Da die heilige Taufe der Aufnahmeakt in die christliche Gemeinschaft war, sie selber aber nach Titus 3 ein Bad der Wiedergeburt genannt wird, mit der Verpflichtung zu einem neuen Leben (Römer 6), so ergibt sich daraus, daß der Idee nach nur Bekehrte und Wiedergeborne, oder einem Mißverständnis dieser Worte zu entgehen, wirklich Gläubige mit einer Gott ergebenen Gesinnung und demgemäßen Wandel zur christlichen Kirche oder Gemeinde gehören sollten. Wir können wegen der Kürze der Zeit, die uns zu Gebot steht, nicht alle Belegstellen anführen. Zu vergleichen sind insonderheit: der erste Korintherbrief, Epheserbrief, die Timotheus-

briefe, der Titusbrief, 1. Petri 1 und 2 und die sieben Sendschreiben in der Offb. Johannis, sowie Apostelgesch. 2, 42—47; 4, 23 bis 5, 16.

Wir dürfen aber nicht meinen, dieses biblische Ideal sei von der Verwirklichung immer so weit entfernt gewesen, wie wir es in unserer Zeit und unserm Lande mit Schmerz vor uns haben. Schon der Umstand, daß alle apostolischen Briefe keine platonischen Ideen enthalten, sondern direkten Anlässen, gegeben durch Gemeindeverhältnisse, entsprungen sind, sowie die ermahnende Form vieler Forderungen, zeigt uns zur Genüge, daß die Apostel von den Gemeinden erwarteten und erwarten konnten, daß sie dem Ideal nachlebten. So sind die in den apostolischen Briefen gezeichneten Gemeinden keine plantonischen Staaten gewesen, sondern Wirklichkeiten. Der Geist der ersten Zeugen hat nicht nur die rein christlichen Ideen produziert, sondern sie zu Realitäten gestaltet. Das apostolische Christentum war keine bloße Idee, sondern Leben, eine Lebensmacht.

Die Prädikate, welche in den apostolischen Briefen den Gemeinden und ihren Gliedern beigelegt werden, waren keine Phrasen, sondern wirkliche Bezeichnung des Tatbestandes. Heilige, Neugeborne, Gottes Kinder, Erben Christi, vom Tod zum Leben Durchgedrungene, königliches Priestergeschlecht, das alles sind Ausdrücke, denen die Sache entsprach. Und welcher Pastor würde in vollem Ernst, bei gesunden Sinnen so seine Gemeinde in Predigt oder Briefen anreden? Heilige im Sinne von Sündlosen waren sie auch nicht; aber bei allen Mängeln, die als Ueberreste des alten heidnischen Lebens sehr begreiflich sind, hatten sie lebendigen Glauben, Bekennermut bis zum Martyrium, Bruderliebe und Feindesliebe, so daß die Heiden davon verwundert sprachen, und wo sie fehlten, ließen sie sich zurechtweisen und Geisteszucht gefallen, wurden als Geliebte Gottes angeredet (2. Theff. 2, 13), wie wir gerade bei der viele Mängel, ja Laster, aufweisenden Korinthergemeinde sehen. Wo sind heutzutage die Gemeinden, bei denen ein Brief eine solche Wirkung und allgemeine Bußfertigkeit zustande brächte wie in Korinth. Selbst im nachapostolischen und altkatholischen Zeitalter der Kirche, bei aller sich entwickelnden Hierarchie und Abweichungenen von biblischer Lehrreinheit und einfachen Kultusformen, treffen wir noch ein reges Glaubensleben und eine Liebesgemeinschaft, so daß die Heiden beim Anblick der Christen sagten: „Seht, wie sie einander lieben.“ Welch ein Bekennermut begegnet uns gerade im dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts, trotz teilweiser Irrungen in Lehre und Praxis. Und dann das Gebetsleben der Christen, so daß wir bis ins byzantinische Zeitalter viele Beispiele von Christen mit der Gabe der Krankenheilung antreffen, abgesehen von allen legendarischen Zutaten und Uebertreibungen. Was war es, das der ersten Kirche dieses dem Ideal so sehr entsprechende Gemeindeleben ermöglichte, ein Zustand, der bei uns zur großen Seltenheit geworden ist, so daß heutzutage wir versucht sind, Zustände als ideal anzusehen, die damals sehr gerügt wurden, z. B. im ersten Korintherbrief, in den Sendschreiben

und den Schriften der nachapostolischen Väter und Kirchenväter? Es war einmal der Geist der ersten Zeugen. Nicht das Werk menschlicher Methoden und Synodalbeschlüsse, sondern der frei waltende Pfingstgeist, der bei allem Mangel an strammer Organisation und Statuten, ja eines besonderen Pastorenstandes im heutigen Sinne, eine Geisteseinheit schuf, die die verschiedensten Volksstände und Nationalitäten, wie z. B. in Rom, Alexandria und Antiochia, die sonst schroff geschieden waren bei allem Geschäftsverkehr, so vereinigt, daß sie sich verstehen und lieben lernten, die Vorurteile und angestammte Voreingenommenheit in der Regel in rascher Zeit überwanden (Ausnahmen infolge menschlicher Schwachheit gab es auch), so daß die Heiden in der Praxis der Christen eine Umkehrung der ihnen als ewig geltenden irdischen Verhältnisse erblickten, und weil sie den Zusammenbruch des antiken Gesellschafts- und Staatsideals richtig voraussahen, wenn alles Christ werden sollte, zur Verfolgung und Unterdrückung der Gemeinden schritten. Warum aber dieser Gottesgeist im Verlauf der Kirchengeschichte nicht mehr so mächtig waltet, wenigstens nie mehr so völlig die Kirche beherrschte und zusammenschloß, wie keine Statuten und Kirchenverfassung es je tun können, das ist schwer zu beantworten; unmöglich ist es zu entscheiden, wie weit menschliche Schuld und Untreue, die gewiß mit beteiligt war, und göttliche Fügung die Ursache des Nachlassens der Geisteswirkung in der Kirche bildeten. Eine Ursache können wir bei genauen kirchengeschichtlichen Studien feststellen, nämlich das Aufhören der Verfolgungen, der gesellschaftlichen Aechtung der Christen und der Masseneintritt in die Kirche. Das war mit ein Hauptgrund der Reinheit und des regen Geisteslebens der ersten Gemeinden, daß der Uebertritt ein Brechen mit der Vergangenheit, ererbten Vorurteilen, alten Verwandtschafts- und Freundeskreisen, Standesgenossenschaften und ein sich Gefaßtmachen auf Verfolgungen mit möglichem Märtyrertod erforderte. Das hielt sicher alle fern, die nicht von Gottes Gnade wirklich erfaßt waren, wenn auch wie in Korinth Reste von heidnischer Lasterhaftigkeit, Lüsternheit, Parteiwesen u. s. w., als Nachwirkungen der noch nicht völlig überwundenen Vergangenheit und mächtigen Einflusses der heidnischen Umgebung mit ihren täglichen Versuchungen sich noch zeigten. Aber irdische Vorteile und Rücksicht auf die öffentliche Meinung waren noch kein Zugmittel, sondern ein Abhaltungsmittel, selbst für solche, die innerlich schon erfaßt waren, wie die heutige Missionsgeschichte zeigt. Darum konnten im apostolischen Zeitalter die Leute ohne längere Vorbereitung getauft und aufgenommen werden, was später schon im zweiten Jahrhundert um der eindringenden, gnostischen und andern Irrlehren willen nicht mehr anging, sondern eine längere Unterweisung der Taufbewerber, analog unserm Konfirmandenunterricht, eingeführt werden mußte, auch ein besonderer Lehrstand, aber ohne bischöfliche Succession, nötig wurde, der infolge seines Studiums und Prüfung

vonseiten der Hüter der apostolischen Lehre (da das Neue Testament noch nicht als Kanon gesammelt war, und auch später den Gemeinden als Ganzes schwer zugänglich war) die Garantie der Reinheit der Lehre und Amtspraxis bot. Und so ist es bis heute, wenn auch unter veränderten Formen und Gestaltungen geblieben. Die Kirche wurde Inhaberin, Hüterin und Verwalterin der Gnadenmittel, ja vorwiegend Heilsanstalt (außer der Kirche kein Heil!*), die Gemeinschaftsidee trat in den Hintergrund, war mehr Idee als Wirklichkeit, abgesehen von einem jederzeit sich findenden Kern wahrhaft gläubiger, gottinniger Seelen, die man als unsichtbare Kirche bezeichnete und so einen Ersatz für den unidealen Zustand der Massengemeinden darin fand. Die Idee des allgenen Priestertums aller Gläubigen wurde zur platonischen, und die Kirche, an ihren tatsächlichen Zustand sich gewöhnend, ja ihn rechtfertigend, übertrug die Ausübung ihres Berufes einem Priesterstand, der in seinem hierarchischen Gelüste die Gemeinde durch die Idee der bischöflichen Succession ihrer Würde als Inhaberin der Gnadenmittel so ziemlich entkleidete, und entgegen dem paulinischen Wort: „Nicht daß wir über euren Glauben herrschen“ (2. Kor. 1, 24), die Gemeinde autokratisch regierten. So blieb es auch nach der Reformation, besonders in den lutherischen Landeskirchen. Die Gemeinde blieb unmündig, wurde von Konsistorien einfach beherrscht, selbst die calvinische Presbyterialverfassung war mehr eine Oligarchie als eine Gemeinde, die sich selbst regiert. Zwar der konsequente Independentismus, so sehr er auch dem apostolischen Zeitalter entspricht, paßt nur in eine Kirche, wo auch der apostolische Geist der Weisheit, Liebe und Selbstzucht die Gemeinden kennzeichnet. Wo das fehlt, ist eine Verfassung und Ordnung nötig, aber so, daß die Gemeinde das entscheidende Wort in allen geschäftlichen Angelegenheiten hat, aber in Glaubenssachen und Lehre an die Gesamtkirche oder Kirchengemeinschaft gebunden ist, mit dem nötigen Spielraum für die Individualität des Predigers und Eigenart der lokalen Verhältnisse. Demnach entspricht unsere staatsfreie Kirche mit ihrer demokratischen Verfassung mehr dem apostolisch-biblischen Ideal als die Verfassung der Landeskirchen oder gar die bischöfliche. Doch ist das nicht die Hauptsache, sondern das lebendige Glaubens- und Liebesleben; wo die rechte Bruderliebe vorhanden ist, da verliert auch die Konsistorialverfassung und der

*) Extra ecclesiam nulla salus, Augustin.

Episkopat seine Einseitigkeit und wird mehr zur Formalität, oder doch kein Hindernis für das Gedeihen einer Kirche und Gemeinden.

Darum hat dieses Referat auch mehr das geistige Wesen der Gemeinden im Auge. Gerade hier liegt auch der Hauptschaden unsers heutigen Kirchentums. Doch dürfen wir nicht denken, frühere Zeiten seien viel idealer gewesen. Abgesehen vom apostolischen Zeitalter und gewissen kleinen Gemeinschaften, wie Waldenser, böhmische Brüder, Herrnhuter, die pietistischen Gemeinschaften, hat unsere Zeit auch manche Fortschritte in der rechten Richtung aufzuweisen. Selbst im Reformationszeitalter stand das geistliche Gemeindeleben in der Regel gar nicht so hoch, wie man nach gewissen Lichtpunkten zu meinen versucht ist. Man darf nur die sächsischen Visitationsberichte oder ältere Predigten wie von Valentin Andrä lesen, so bekommt man, sittlich betrachtet, ein düsteres Bild vom protestantischen Gemeindeleben, und die vollen Kirchen jener Zeit waren durchaus kein Zeugnis allgemein vorhandenen geistlichen Lebens, sowenig als die meisten damaligen dogmatisch-polemischen Predigten es wecken konnten. Vieles, was wir geneigt sind, als Glauben anzusehen, war kirchlicher Aberglaube, gegründet weniger auf inneres Erlebnis als auf Beschränktheit und Mangel an Aufklärung. Wenn daher die Neuzeit mit ihrer damals noch nicht geduldeten freien Forschung den Kirchenglauben sehr erschüttert und die Kirchen geleert hat, so hat sie bei vielen nur einen Aberglauben zerstört, d. h. einen sogenannten christlichen Kopfglauben ohne die innere Ueberzeugung des Herzens. Das heutige Diesseitigkeitsstreben im Bunde mit dem Materialismus und Kommerzialismus hat wohl auch manchen vom Trachten nach dem Ewigen abgehalten, aber anderseits war es auch eine von der Kirche verschuldete Reaktion gegen einen Dogmatismus, der über dem Uebersinnlichen und Ewigen das uns zunächst liegende Zeitliche und Sichtbare übersah, ja oft als ein Ruhekissen für unchristliche Standesvorurteile und -unterschiede dienen mußte; den Armen und Unterdrückten wurde Gehorsam gepredigt im Blick auf das himmlische Erbe, damit sie den Verlust des Irdischen leichter verschmerzen. Die Reichen und Hohen aber ließ man ruhig gewähren, eine menschenunwürdige und demoralisierende Armenordnung und -Behandlung stand oft direkt unter Leitung der Kirchenbehörden, eine rohe Behandlung der Gefangenen, und barbarische Hinrichtungen wurden als gerechtfertigt durch Bibelstellen wie 1. Mose 9, 6 und Römer 13, 4 geduldet ohne Widerspruch. Hexenverbrennungen und andere unmenschliche, geschweige unchristliche Sitten und Gebräuche, Klassenrechtspflege, erhielten teilweise kirchliche Sanktion. Und nicht die Hüterin des Evangeliums (oder seine Hüter) oder das Evangelium von der Gottes- und Heilandsliebe, von der Bruderliebe und Feindesliebe nach Jesu Vorbild, haben diese

Mißstände angegriffen, selbst die frommen Kreise der Pietisten überließen die Welt ihrem Schicksal, kümmerten sich nur um Seelen — sondern Gegner des christlichen Glaubens, Weltleute wie Rousseau und andere Geistesverwandte haben Ideen geltend gemacht, die im Evangelium ihre tiefsten Wurzeln hatten, welche aber theologische Spitzfindigkeit oft zu widerlegen gesucht hat. Aber die Wahrheit brach sich Bahn, denn nach Luther ist ein Gottes Wort auch im Munde eines Judas und Kaiphas ein Gottes Wort. So haben sich, was viel zu wenig beachtet wird, christliche Ideen, wie Brüderlichkeit, Gleichheit, Menschenliebe, Wertschätzung der Persönlichkeiten die Herrschaft im Volksleben mehr und mehr errungen, so daß unsere glaubensarme Zeit anderseits mehr Liebe hat als die Zeiten der strengen Rechtgläubigkeit. Hören wir doch auf, das Lied von der „guten alten Zeit" immer wieder zu leiern. Auch in unserm Lande und Synode, ist da nicht vieles besser geworden?

Aber wir sind deswegen nicht blind gegen die Schäden unserer Zeit. Alle kulturellen und zivilisatorischen Fortschritte wiegen den Verfall des Glaubens und des christlichen Lebens nicht auf. Doch wir wollen gerecht sein, und bei Untersuchung der Ursachen nicht den materialistischen Zeitgeist, den Geschäftsaufschwung und die veränderten Lebensverhältnisse allein verantwortlich machen, sondern auch die Versäumnisse der Kirche und ihre Stabilität, die oft zu spät erkannte, daß man dem modernen Leben Rechnung tragen muß, zugestehen.

Die Ursachen des Verfalls kirchlichen Lebens liegen nicht nur im Zeitgeist, sondern in den modernen Lebensverhältnissen überhaupt, im Kampf ums Dasein, dem die Kirche solange teilnahmslos zuschaute und glaubte mit Almosen ihn lindern zu können, statt durch Wort und Tat dafür zu sorgen, daß dieser Kampf ein leichterer werde, daß nicht Menschenmassen zu stumpfsinnigen Maschinen werden, die durch geisttötende Arbeit, eng eingepfercht in teuren Miethäusern, mit einem Lohn, der das Gespenst des Hungers von großen Familien kaum verscheuchen kann, für alles Höhere den Sinn und das Interesse verlieren und für eine herablassende sogenannte christliche Wohltätigkeit wenig Dankbarkeit empfinden. Und in den Gemeinden selber, wie herzlos, teilnahmlos stehen die Glieder einander gegenüber, welche Ueberhebung der einen, Geizen nach eitler Ehre, Neid und Eifersucht und Herabsehen auf andere, die ärmer sind.

Wir können und müssen die Entchristlichung der Massen beklagen, aber am meisten die Blindheit, Trägheit und Selbstsucht der Christen. Unsere Zeit ist eine Uebergangszeit mit dunklen, wirren Trieben und Geistesströmungen, eine Zeit, die auch manches Erfreuende, Hoffnungweckende hat. Nur müssen wir Chri-

sten unsere Zeit verstehen und ihr gerecht werden, so daß man uns anfühlt, daß wir den besten Willen haben und damit Ernst machen, die christliche Liebe und brüderliche Gemeinschaft zu üben. Die christlichen Gemeinden müssen idealer werdeen, das, was ihr Name sagt, sonst kann die Kirche ihren Einfluß als Licht und Salz der Welt nicht wieder gewinnen, sondern nur noch mehr verlieren.

Das allererste, was zu einer wirkungskräftigen Kirche gehört, wodurch eine Gemeinde ein Segen für nach Frieden dürstende Seelen wird, eine Heimat für die, die in der Welt als Fremdlinge sich nicht zu Hause fühlen, ist, daß eine Gemeinde eine lebendige Gemeinde ist, daß ihre Glieder im Glauben Gemeinschaft haben mit Gott und ihrem Erlöser, daß durch den Heiligen Geist die Liebe Gottes in Christo in ihre Herzen ausgegossen ist, so daß eine solche Gemeinde ein Geruch des Lebens zum Leben werde für die, die draußen sind, und so ein Gemeinsinn sich bilde, der stärker als Statuten verbindet und das Schädliche ausscheidet.

Die Weckung und Förderung des christlichen Glaubenslebens ist in erster Linie Aufgabe der Träger des kirchlichen Lehramtes. Das lateinische Sprichwort: Qualis rex, talis grex, d. h. „Wie der Hirte, so die Herde", ist im Gemeindeleben nur zu wahr. So ist es vor allem nötig, daß wir Pastoren darüber klar sind und werden, was darf und muß als mögliches Ideal erstrebt werden, und wie kommen wir diesem Ideal näher? Heutzutage macht eine Bewegung viel von sich reden, die Vorwärtsbewegung unter den Männern. Wenn diese Bewegung auch nicht sehr viel ausrichten wird, solange sie nicht die Religion als Gottesleben auf Grund erfahrener und im Glauben erfaßter Gottesliebe in Christo als Triebfeder aller Lebensbetätigung mehr betont und zum eigentlichen neutestamentlichen Evangelium zurückkehrt, so dürfen wir es doch mit Freuden begrüßen, daß man einsieht, es muß eine Aenderung kommen, die religiöse Gleichgültigkeit muß bekämpft werden.

Erstens wollen wir festhalten an dem Wort: „Es hängt nicht an unserm Laufen und Rennen, sondern an Gottes Erbarmen," und mit Luther uns wieder sagen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan." Aber andererseits wollen wir Ernst machen mit dem, was uns aufgetragen und anvertraut ist. Vor allem laßt uns nicht so viel von neuen Methoden und menschlicher Weisheit erwarten, sondern das, was die Apostel schon mit so großem Erfolg angewandt und getrieben haben, nicht unterschätzen, sondern richtig würdigen und zur Hauptsache machen, nämlich Wort und Gebet.

Das Gebet nicht nur von Amtswegen, auch nicht nur das ge-

wöhnliche Morgen- und Abendgebet, sondern das Gebet als priesterliches Eintreten bei Gott, besonders für solche, die schwach, angefochten und in besonderer Seelengefahr sind. Das Gebet muß eine Herzenssache werden. Aber nicht nur der Pastor, auch die Glieder sollen heilige Hände aufheben. Und wenn solche betenden Mithelfer in einer Gemeinde sind, ja auch besondere Gebetsversammlungen halten können, dann wird solches Gebetsleben ein mächtiger Faktor im Gemeindeleben sein. Da der Geist Gottes die Menschen zur Entscheidung für Gott und Christum bringt, allerdings durchs Wort Gottes, aber nicht durch menschliche Beredtsamkeit allein, so müssen wir von Gott die rechten Worte erbitten, welche die Bedürfnisse der Zuhörer erfordern, und damit solche Zuhörer, die Besonderes auf dem Herzen haben, sei es Schuld, Anfechtung, Versuchung und sonst ein Leid und Kummer, das finden, was ihnen Aufmunterung, Erquickung und Stärkung bringt. Aber auch das rechte Wort als solches macht es noch nicht, auch ihm muß der Geist die rechte Wirkungskraft verleihen. Das alles muß erbeten sein, und dann muß die Menschenfurcht überwunden werden, die so oft das klare Zeugnis der Wahrheit verhindert. Befestigung in der Gemeinschaft mit Gott durchs Gebet ist die Quelle unerschütterlichen Mutes für manchen von Natur scheuen Streiter Jesu geworden, wie z. B. Luthers Beispiel in Worms.

Und was das andere Hauptmittel betrifft, das Wort Gottes, das Evangelium, so möchten wir raten: Bleibt beim Evangelium. Im Volksmund ist es ein Lob für einen Prediger, wenn es von ihm heißt: Er bleibt beim Evangelium. Es gibt kein anderes Mittel, Sünder zu retten und Gottes Reich zu fördern, als das alte Evangelium von Jesus, dem Gekreuzigten. Unsere heutige Zeit zeigt es besonders deutlich: Dauernder Ewigkeitserfolg kommt nur durchs Evangelium zustande. Alle andern Mittel wirken nur vorübergehend. Der moderne Mensch hat für seine Seele dieselbe Speise nötig, als die früheren Geschlechter. Was man so gerne als ein Hindernis beseitigen möchte, das Wunderbare am Evangelium war schon den Zeitgenossen Pauli eine Torheit. Nimm einer Blume den Duft: es ist dasselbe, den Leuten ein Evangelium ohne Wunder und Geheimnisse zu bieten. Zeitgemäß predigen, heißt es heutzutage oft, muß man. Ganz recht, es kommt nur darauf an, was man darunter versteht. Wir können keine Rede von Augustin und Calvin auswendig lernen und unsern Leuten vortragen wir könnten beinahe gerade so gut sie im Urtext vortragen. Aber die Grundgedanken dieser Männer sind auch für uns brauchbar, sie müssen nur dem heutigen Bildungsstand und der Denkweise der Gemeinden so angepaßt werden, daß die alten Heilswahrheiten für sie die Antwort auf das tiefste Sehnen ihrer Herzen enthalten, ihre Lebensverhältnisse und Umstände ins Licht der Ewigkeit rücken. In unserer Zeit, wo das Sinnen und Trachten mehr diesseitig ist, muß man anders predigen als zu einer Zeit, wo mehr Trachten nach dem, was droben ist, zu finden war. Heutzutage wo die

Rechtfertigung ein Ruhepolster für viele ist, und das Schuldgefühl sehr fehlt, da muß anders gepredigt werden, als vor Leuten, deren täglicher Kummer ihre Sündhaftigkeit war. Es sind ganz andere Dinge, die das geistige Interesse unsers Geschlechts in Anspruch nehmen als zu Luthers und Pauli Zeiten. Die Zeit, ihr Wesen, ihre Fragen, Bestrebungen, ihre Interessen müssen wir kennen und anknüpfen an das geistige Leben von heute, an die heutigen Lebensfragen, an die Weltanschauung, an die gesellschaftliche Stellung, ans tägliche Leben mit seinen Nöten, Sorgen, Freuden und Leiden u. s. w., das alles muß uns bekannt sein; nichts Menschliches darf uns fremd sein. Freilich wir müssen alles durchs Evangelium beleuchten, den abwärts gerichteten, an der Erde klebenden Menschen nach Oben weisen, die Sehnsucht nach Gott wecken, und auf die Nichtiges des Irdischen hinweisen, besondere Ereignisse beleuchten, um zu zeigen, daß Gottes Wort recht hat, und Gottes Wege im Menschenleben zu erkennen helfen, das alles heißt im rechten Sinne zeitgemäß predigen. Schon das Eingehen auf die Menschen und Verständnis zeigen für sie, weckt Zutrauen und ist ein Schritt vorwärts. Wie ganz anders wird der geistige Rapport der Zuhörer, sobald das Dogmatische verlassen wird und der Prediger hineingreift ins volle Menschenleben mit seinem Wogen und Treiben.

Freilich nicht Popularitätssucht darf dabei walten, sondern das Bestreben, die Gemüter emporzurichten, in die Gottesgemeinschaft durch Jesu Erlösung im Glauben ergriffen einzuführen. Wir wollen der so lange herrschenden unseligen Trennung von Geistlich und Weltlich den Fehdehandschuh hinwerfen, und das Göttliche hineintragen ins irdische, tägliche Leben, damit die Menschen lernen, daß sie stets unter Gottes Auge und Hand stehen, und für all ihr Tun ihm verantwortlich sind, aber auch mit allen Anliegen, so klein sie auch sein mögen, zu ihm kommen dürfen. Statt zu viel dogmatischer Abhandlung über die Sünde und Schuld, laßt uns die Macht der Sünde, ihre Vererbung, das Drückende der Schuld, die Erlösungsbedürftigkeit und Unfähigkeit zur Selbsterlösung im Menschenleben nachweisen. Laßt uns bedenken, daß wir Leute verschiedener Erkenntnisstufen und Gemütsart vor uns haben und darum allseitig werden, und die leeren Kirchbänke werden sich wieder etwas füllen, und das Totpredigen wird weniger der Fall sein.

Ich verspreche mir davon nicht eine Massenerweckung, aber wir werden mehr Befriedigung von unserm Amt haben, und die Gemeinden werden weniger schläfrig und interessenlos sein. Auch kirchenge-

schichtliche Beispiele, aus dem Leben der Gotteskinder alter und neuer Zeit, von Gottes richtendem Walten, seiner weisen Fügung, Gebetserhörung, Geduld, Kraft im Leiden, friedlichem Sterben, das alles zieht und erbaut besser als trockene Kathedersprache. Sodann nicht immer in ausgefahrenen Geleisen einhergehen, aufhören mit abgedroschenen Phrasen, dafür so reden, daß die Leute dabei etwas denken müssen, und dadurch nicht nur gerührt, sondern ihr Wille erfaßt wird.

Vor allem aber muß der Prediger neben aller gründlichen Bildung, Menschenkenntnis und Lehrfähigkeit, selber ein Zeuge einer selbsterlebten Wahrheit sein, Gott darf ihm kein bloßer theologisch-philosophischer Begriff sein, sondern eine sein Leben beherrschende bestimmende persönliche Macht, mit der er sich in realer Verbindung weiß, getragen von ihrer Liebe, Fürsorge und Macht. Zeugen von Jesu Erlösung und Leben, die durch ihre ganze Persönlichkeit ein Gottes- und Wahrheitsbeweis sind, können selbst bei geringer Geistesbegabung viel ausrichten. Dies Gesagte faßt Pfennigsdorf in dem Satz zusammen:

„Nur eine Predigt, in der sich beides verbindet, die psychologische Feinfühligkeit für das Bedürfnis des Hörers und das persönliche Zeugnis von der Macht der Gottesoffenbarung in Christus, ist zeitgemäß und ewigkeitsgemäß zugleich. Sie allein wird imstande sein, der großen Aufgabe gerecht zu werden, welche die Predigt des Evangeliums wie an jeder so auch an unserer Zeit zu erfüllen hat."

Aber protestieren wollen wir gegen die Zumutung in dem Sinne zeitgemäß zu predigen, daß wir uns nach dem Zeitgeist richten, ein Evangelium ohne Geheimnisse, Wunder, göttliche Führung des Einzelnen wie der Völker, ohne den Sohn Gottes als Versöhner und Auferstandenen den Leuten bieten.. Hier wollen wir beim Evangelium bleiben, und sei es auch vielen sogenannten Gebildeten eine Torheit. Aber ein Prediger würde doch sehr verkehrt handeln, wenn er jeden Zweifel gleich als Gottlosigkeit übereifrig verdammen und der Wissenschaft fanatisch das: „„Es steht geschrieben" entgegenhalten wollte. Damit verschließt er sich nur die Herzen solcher, die Bibel und Wissenschaft noch nicht vereinigen können. Hier ist es gut, wenn der Prediger mit der Wissenschaft bekannt ist, und als einer, der Verständnis für diese Dinge hat, und auch den redlichen Zweifel zu würdigen versteht, durch liebevolles Eingehen auf solche Differenzen sich Zutrauen erwirbt. Solches Zutrauen bereitet zum Teil den Weg vor, auf welchem der Zweifler mit der Zeit das Jesuswort an Thomas verstehen lernt: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Sich herumstreiten mit disputierlustigen Zweiflern und Spöttern, be-

nen das Disputieren an sich ein Bedürfnis ist, ist nutzlos und verlorene Zeit und Kraft.

Nicht alle Differenzen zwischen Glauben und Wissen können gelöst werden. Aber es kann gezeigt werden, daß der Glaube von den sicheren Resultaten der Wissenschaft nichts zu fürchten hat, daß auch im Naturgebiet im Grunde alles geheimnisvoll ist, daß die biblische Lehre von einem persönlichen, geistigen Schöpfer und Erhalter der Welt, der alle wirkliche Entwicklung zielbewußt leitet, und die Naturgesetze nicht durchbricht, sondern sie eben in einer von uns unerforschlichen Weise zu gebrauchen und seinem Willen dienstbar zu machen versteht, eben doch die vernünftigste Weltanschauung ist.

Ueberzeugen können wir dadurch nicht, aber suchenden Seelen den Glauben erleichtern, und auch der Geist Gottes kann dadurch wirken. Aber das Evangelium ist das einzige Mittel, religiöses Leben zu wecken und bedarf keines wissenschaftlichen Beweises, sondern hat seinen Beweis in seiner Wirkung als herzerneuernde Gotteskraft.

Da wir aber als evangelische Christen nicht das Ideal in priesterlicher Bevormundung erblicken, sondern in einer Entwicklung der Glieder der Gemeinde zu gewisser Selbständigkeit im Urteil, zu dem, was Johannes die Salbung nennt, so begnügen wir uns damit nicht, daß die Glieder das Evangelium in der Kirche gern hören, sondern wir erwarten von ihnen fleißiges Lesen und Forschen in der Schrift. Aber wie sollen sie das mit Nutzen tun, wenn sie nicht dazu angeleitet werden. Und da Bibelfestigkeit das Glück oder wenigstens einer Anzahl derselben nicht nur wünschenswert, sondern zu rechter Entwicklung einer Gemeinde als priesterliches Volk notwendig ist, so müssen wir Sorge tragen, daß die Leute die Heilige Schrift mit Verständnis und Interesse lesen. In Deutschland bietet der Religionsunterricht gute Gelegenheit. Hierzulande aber ist die zur Verfügung stehende Zeit zu einer gründlichen Einführung in die Schrift im Unterricht zu kurz. Bibelschule und Bibelstunden für Erwachsene wäre eine schöne Sache, aber für unsere Deutschen vielfach schreckliche Neuerungen. So bleibt uns, um die Gemeinden als solche zum Bibellesen anzuleiten, nur die Predigt. Trotzdem aber, daß Deutschland in der Schule mehr Zeit hat, wird dort in der Predigt und Textauslegung in dieser Beziehung der Gemeinde mehr geboten als hierzulande, wo willkürlich gewählte kurze Bibelverse zu einem schon zuvor formulierten Thema als Sprungbrett benützt die Regel sind. Hier sollte meiner Ansicht nach der Gemeinde das Verständnis der Schrift und der Heilslehre im Zusammenhang erschlossen werden, unbeschadet der religiösen Erbauung, ja gerade der Privaterbauung dienend. Enger Anschluß an einen Bibelabschnitt bewahrt vor Steckenpferdreiten und dem sich auspredigen.

So könnten zusammenhängende geschichtliche Abschnitte über die großen biblischen Persönlichkeiten behandelt werden, wobei die Einleitung zur Predigt den geschichtlichen Zusammenhang gibt, und dann die erbauende Anwendung folgt. Ebenso könnten aus den verschiedenen Büchern Texte gewählt werden, die den Grundgedanken enthalten, so daß auf eine kurze Einleitung ins betreffende Buch ohne kritisches Beiwerk die Anwendung des Textes folgt. Oder Texte werde so gewählt, wie es bei den Perikopenreihen der deutschen Landeskirchen der Fall ist, daß die Hauptstücke der christlichen Wahrheit im Zusammenhang der Gemeinde dargestellt werden. Durch Illustration aus der Kirchengeschichte könnte gezeigt werden, wie das Evangelium sich bewahrheitet hat, und der Herr das Schiff der Kirche durch Sturm und Klippen geführt und seine Lebensmacht und Regierung bewiesen hat. Das würde Interesse finden und zugleich erbauend wirken, besonders bei plastischer lebendiger Schilderung und Darstellung. Auch würde dadurch das Verständnis für das Wesen der Kirche, die Fähigkeit zwischen dem historisch Gewordenen und dem bleibenden, eigentlichen Wesen der Kirche geweckt werden und die Beurteilung der Zeitströmungen und -erscheinungen auf religiösem Gebiet bis zu einem gewissen Grad bei geförderten, begabten Gliedern ermöglicht werden. Das ist zur Seligkeit nicht gerade unerläßlich, aber jede Gemeinde braucht eine Elite solcher, die eine bessere Erkenntnis der Schrift und von der Kirche haben.

Dasselbe was von der Predigt, gilt auch von dem Unterricht der Jugend, nur daß hier vieles, was dort vorausgesetzt werden darf an Heilserkenntnis, kirchlich-biblischen Begriffen und innerem Leben, erst den Kindern beigebracht werden muß, sodann um der kindlichen Fassungskraft und mangelndem Interesses willen durch Detailerklärung, und die Aufmerksamkeit weckende Fragen mehr schulmäßig, katechetisch verfahren werden muß. Die Bedeutung der Schule hat unsere Zeit wie nie zuvor erkannt. Denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Darum auch eine Gemeinde, die in jeder Richtung, vor allem aber in religiös-sittlicher Beziehung vorwärts strebt, muß ein besonderes Interesse für die Jugend haben. Nachdem zu Hause die elementaren Religionskenntnisse, Gewissenhaftigkeit und Liebe zum lieben Gott und Heiland dem Kinde beigebracht worden sind, muß durch sorgfältige Unterweisung vonseiten der Kirche und Schule und Unterricht ein hoffnungsvoller Nachwuchs für die Gemeinde erzogen werden. Auch hier hat die Kirche nicht den gewünschten Erfolg gehabt, zum Teil wegen der religionslosen Elternhäuser, dann auch durch eigene Schuld und Versäumnis. Schon auf dem weltlichen Schulgebiet hat sich die Einsicht Bahn gebrochen, daß mechanisches, pedantisches Einpauken und Schulmeistern die Schule entleibet, die Individualität an der rechten entsprechenden Entfaltung hindert, ein totes Wissen beibringt, das im Leben unbrauchbar ist und zwar das oft auf Kosten von Herz und Gemüt. Das gilt noch mehr von der veralteten Methode des Religionsunterrichts, wo der Kopf mit Memorierstoff überladen wird, und so mit

der Qual des zu vielen Memorierens die Lust an der Religion ertötet wird, so daß viele geradezu aus der Kirche hinaus unterrichtet und konfirmiert werden.

Religion ist nicht Wissen, sondern Leben, Sache mehr des Willens und Gemütes als des Verstandes. Religionskenntnisse sind nur Mittel zur Weckung und Pflege des religiösen Lebens. Hier ist Rücksicht auf die Eigenart des Kindes, Begabung und seiner Interessensphäre nötig; darum muß des Kindes Denkweise und Welt studiert, daran angeknüpft und von hier aus Verständnis und Sehnsucht für Gott und den Heiland geweckt werden, auch ihm Gelegenheit zur Aussprache gegeben und durch liebevolles Eingehen auf etwaige Fragen, soweit sie nicht fürwitzig sind, fern von allem ärgerlichen, barschen Abweisen und voreiligen Tadeln eines Kindes Zutrauen gewonnen werden. Sonst verschließt sich seine Seele leicht für des Pastors und des Geistes Wirken. Allen alles werden, bei den Kindern kindlich, gilt auch hier. Darum erfordert der Jugendunterricht gründliche Vorbereitung.

Aus diesen Gründen sollte auch die Sonntagschule nicht so ganz Laienhänden überlassen werden, so daß der Pastor mancherorts nichts zu sagen hat und damit zufrieden ist, ja selber in einer Klasse als Schüler sich von einer Dame unterrichten läßt. Daß dies in englischen Kirchen so ist, erklärt sich aus der Entstehung der Sonntagschulen infolge der Initiative von Laien, weil die Prediger keine Jugendunterweisung hielten, wie z. B. in Deutschland es der Fall ist. Wenn aber deutsche Gemeinden darin ein Ideal erblicken, das nachgemacht werden muß, dann irren sie sich sehr. Der Pastor ist auch Hirte der Lämmer und hat von Amtswegen die Oberleitung der Sonntagschule, obwohl ein Extra-Superintendent in großen Gemeinden als eine Entlastung des Pastors notwendig ist. Dasselbe gilt von Jugendvereinen und Bibelklassen für Erwachsene. Das sollten keine Kirchlein in der Kirche sein, sondern nur Mittel zur Förderung des alle umfassenden Hauptvereins, wenn wir einmal das Wort dafür gebrauchen wollen, welcher ist die Gemeinde. Durch solche Veranstaltungen läßt sich die spezielle Erziehung zu aktiver Teilnahme am Gemeindeleben und zur Bewahrung vor den sittlichen Gefahren der Jugend bei richtiger Leitung und Ueberwachung des Pastors besser erzielen, als durch den Unterricht, wo die Reife noch fehlt, oder durch die Predigt, wo vieles nicht so gesagt werden kann, wie es sollte zur Bewahrung der Jugend. Denn die Verführungen der Jugend durch schlüpfrige Vergnügungen, Bücher, Bilder, Theater und schlechte Kameradschaft raubt die besten Jahre und die frischen Kräfte dem Herrn und erstickt leicht das höhere Streben, die Lust

zum Gebet und Gottes Wort. Darum muß auch hier eine Gemeinde darauf sehen, daß Mittel und Wege zur Abhaltung der Jugend von den Wegen des Verderbens entdeckt und versucht werden, und Gelegenheit zu harmlosen Unterhaltungen, edler Geistesbeschäftigung und Anleitung zum Nachdenken und Freude über das gegeben werde, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet. Aber so, daß Unterhaltung nicht Selbstzweck sein darf und zur Vergnügungssucht verführt.

Neben der Predigt und Jugendunterweisung bleibt noch zu erwähnen *die Seelsorge*. Auch hier ist ein wunder Punkt; denn abgesehen von Krankenbesuchen, ist von Seelsorge kaum die Rede. Die Glieder wünschen das gar nicht, und wenn der Pastor einmal bei passender Gelegenheit eine Sache mit dem Licht des Wortes Gottes beleuchtet, da kommt die Verlegenheit und ein rasches Ueberspringen auf ein anderes Thema. Und doch haben auch die Gesunden besondere Seelsorge oft dringend nötig. Da sind welche, die in großer Schwermut, Zweifeln sich befinden, andere, die in großer Gefahr sind, zu fallen, grobes Aergernis zu geben, oder die solches gegeben haben. *Hier ist Seelsorge unter vier Augen besser als ein Loswettern auf der Kanzel* zur Schadenfreude gewisser Leute, die dann selbstgerecht mit dem Gedanken heimgehen: Heute hat der es aber bekommen. Besonders bei *Klatschereien* sollte nicht darauf eingegangen werden, solange man keine Gewißheit und zuverlässige Gewährsleute hat, aber auch da nur bei groben Aergernissen. Hierher gehören auch *die Leichenreden*, die kein schmeichelhaftes, unwahres Lob enthalten sollten, worin unkirchliche Leute und solche, deren Vergangenheit uns unbekannt ist, als selig Verstorbene ohne weiteres hingestellt werden, oder wo man rein äußerliche Vorzüge so betont, als ob sie ein seliges Absterben garantieren könnten, und viele denken, dann reichts bei uns auch. Hier besonders, bei Unkirchlichen, ist eine gute Gelegenheit, solche zu erreichen, die man sonst nie in der Kirche sieht. *Da wollen wir den Ernst des Todes und der Ewigkeit nicht aus Popularitätssucht abschwächen, sondern mit Takt gegenüber auch unkirchlichen Toten, ohne sie zu richten, was doch nichts hilft, die Lebenden mit Hilfe der vom Tod selbst bewirkten Einkehr zur treuen Benützung der Gnadenzeit kräftig auffordern.* Wer unter vier Augen nicht den Mut hat, dem noch Lebenden einen Vorhalt zu machen, der hat auch kein Recht über den Toten herzufallen. Zur Erbauung dient das nicht, und selbst gute Christen hören es nicht gerne. De mortuis nihil nisi bene. Ueber die Toten sage nichts außer Gutes. Aber letzteres muß wahr sein, sonst laß ihn ruhen, aber benütze passende Fälle zu einem herzandringenden Appell an gleichgiltig dahinlebende Zuhörer. Darum sollte keine Beerdigung von Unkirchlichen, ja Selbstmördern gänzlich abgewiesen werden.

Die Sakramente und ihre Verwaltung haben ebenfalls eine große Bedeutung fürs Gemeindeleben. Bei der Taufe sollten die Eltern in erster Linie zur gottseligen Erziehung der Kinder verflichtet werden, und nicht die Paten allein, die in der Regel doch ihr Versprechen nicht halten. Ja die Verpflichtung der Taufzeugen würde, wo sie zur leeren Form geworden, besser fallen gelassen, während Eltern doch in der Regel für das Seelenheil ihrer Kinder etwas Sorge tragen. Wo die Kindertaufe, wie bei uns Sitte ist, da ist es besonders notwendig, die Taufbundeserneuerung oder Konfirmation so zu gestalten, daß nicht Kleider und Schmucksachen den Konfirmanden mehr im Sinne liegen, als der Gedanke an die Wichtigkeit der heiligen Handlung. Oft will es einem dünken, als ob ein Zurückgehen auf die reformatorische Praxis vor Spener das Ratsamste wäre. Wo das Gelübde mit wirklichem Verständnis und ernster Absicht es zu halten, was ja keine Sündlosigkeit in sich schließt, abgelegt wird, da ist alles gewiß recht und gut, und ist in späteren Jahren immer wieder ein Ansporn zur Treue gegen den Herrn. Gewissenhafte Vorbereitung und Halten auf geistige Reife der Konfirmanden allein kann diese kirchliche Einrichtung dem Wohl der Gemeinde dienlich machen. Hier liegt aber oft eine Ursache des laodizäischen Zustandes vieler Gemeinden, weil es zu geschäfts- oder doch amtsmäßig abgemacht wird. Darum ein deutscher Pastor seinem Vikar den Konfirmationstext vorschlug: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Noch mehr als die Taufe hat das heilige Abendmahl Bedeutung für das Gemeindeleben. Ist es doch ein Gemeinschaftsmahl und Gnadenmittel zugleich. Darum auch seine Feier abgesehen von Kranken eine Gemeindefeier ist. Gerade hier liegt ein wunder Punkt, dessen Heilung uns fast unmöglich scheint. Infolge der einseitigen Betonung des sakramentalen Charakters des heiligen Abendmahls in der katholischen und zum Teil auch lutherischen Kirche, mit Zurückstellung der Gemeinschaftsbefestigung untereinander, haben wir außer Karfreitag oder Ostern zwei bis drei Mal Abendmahlsfeiern mit einer Handvoll Leute, während richtig aufgefaßt, es immer eine Gemeindefeier mit Beteiligung aller beim Gottesdienst Anwesenden sein sollte. Ist es doch ein Bekenntnis der Gemeinde, der Höhepunkt ihres Kultus, ein Verkündigen des Todes des Herrn und eine Befestigung der Gemeinschaft mit dem für uns gestorbenen Erlöser und untereinander. Statt der Sehnsucht nach dieser Seelenspeise und dem öftern Bedürfnis der dadurch gebotenen Glaubensstärkung und Befestigung in der Gemeinschaft mit dem Herrn und den Seinen, geht die große Mehrzahl einmal im Jahr. Denn es werden uns ja alle Sünden vergeben seit dem letztenmal, also ist einmal im Jahr genug. Hier liegt ein fatales Mißverständnis bei der großen Mehrheit unserer Glieder. Ich kann da nicht ausführlich werden. Aber die Leute müssen zu einer richtigen Anschauung erzogen werden. Nach

biblischer Lehre haben wir Vergebung, sobald wir im lebendigen Glauben Gottes Gnade in Christo ergreifen, auch ohne Abendmahl. Alle Tage haben wir Vergebung nötig. Da aber unser Glaube täglicher Stärkung bedarf durch Gebet, Gottes Wort, das heilige Abendmahl aber das bedeutendste Stärkungsmittel für unsern Glauben an Gottes Gnade ist und vortrefflichste Nahrung des neuen Lebens, so sollte es doch einleuchten, daß einmal im Jahr viel zu wenig ist und wir wie die ersten Christen solches Verlangen darnach haben sollten, daß unser sonntäglicher Gottesdienst immer, oder doch monatlich, darin gipfeln sollte. Das wäre ein idealer Zustand. Aber sich begnügen mit einem Mal im Jahr ist doch ein Zeichen des Tiefstandes des religiösen Lebens.

Ein anderer Grund der unidealen Gemeindezustände ist die Laxheit in der Aufnahme und in der Kirchenzucht. Die Hascherei nach sichtbarem Erfolg und Vermehrung der Gliederzahl der Statistik und finanziellen Unterstützung willen führt oft dazu, daß man Leute nötigt, Glieder zu werden, die der Gemeinde schaden, und denen zu lieb der Pastor leicht versucht ist, nicht volle Farbe zu bekennen, über dies oder das zu schweigen aus Furcht, anzustoßen und das mühsam Gewonnene wieder zu verlieren. Man tröstet sich damit: Es heißt ja: „Nötigt sie hereinzukommen.“ Aber das heißt doch nur, sie einzuladen, das Evangelium zu hören, die Gottesdienste zu besuchen, aber noch lange nicht unterschiedslos alles aufzunehmen. Wohl ist das Reich Gottes hienieden gleich dem Acker mit Unkraut, das wir nicht ausjäten können bis zur Erntezeit. Aber der Herr selbst sagt in Matthäi 18, den als einen Heiden und Zöllner zu achten, der auf die Gemeinde nicht hören will, und Paulus tadelt die Korinther scharf, daß sie den Blutschänder duldeten und empfiehlt, solche ganz zu meiden, selbst den den Heiden gegenüber erlaubten Verkehr mit solchen abzubrechen. Reich Gottes und Kirche sind nicht ganz identisch. Die Kirche ist eine religiöse Gemeinschaft zur Erbauung und Heiligung und dient als solche dem Reiche Gottes, das alle Lebensgebiete und Verhältnisse umfassen will, und in der Kirche insoweit vorhanden ist, als Gottes Geist das ganze Leben ihrer Glieder beherrscht. Die Bösen dürfen zwar nicht vertilgt werden in der Meinung, dadurch das Reich Gottes zu fördern, sondern müssen in Geduld getragen werden, aber die Gemeinde muß grobe Sünder zurückhalten, oder solche in ihrer Mitte bei beharrlicher Unbußfertigkeit ausschließen, weil sie sonst leicht selber Schaden leidet, und nicht als ein Salz und Licht der Welt wirken kann. Sie würde so zum Aas, das die Adler fressen und zum dummen Salz, das die Leute zertreten, was leider jetzt schon oft der Fall ist, daß die Kirche zum Gespött wird und alle Achtung vor der

Welt verliert. Wer von selber kommt und sich meldet, sollte, wenn nichts ganz Besonderes gegen ihn spricht, nicht so leicht zurückgewiesen werden, weil da ein Suchen angenommen werden kann. Aber genötigt sollten nur solche werden, welche die Gottesdienste besuchen und einen christlichen Wandel führen. Ausgeschlossen jedoch sollten nur solche werden, die der Gemeinde Schande bereiten und trotz aller Ermahnung weitermachen, und so eine Gefahr für die Gemeinde sind, so daß um dieses einen willen, den man nicht verlieren möchte, vielleicht weil er gut bezahlen kann, oder Verwandte in der Gemeinde hat, viele andere fernbleiben. Wenn ein Glied nicht bezahlt, so schließt man ihn aus, weil die Gemeinde sonst nicht bestehen kann, aber sonst kann einer tun, was er will, ein Ehebrecher und Betrüger sein, das schadet ja nichts, das geht uns nichts an. Daß aber der Segen Gottes da nicht sein und ohne ihn eine Gemeinde nicht bestehen kann, d. h. als solche, die den Namen einer christlichen Gemeinde verdient, daran denkt selten einer.

Damit hängt der fatale Wechsel in mancher Gemeinde zusammen. Sobald der Pastor welche trifft, und diese den lästigen Zeugen der Wahrheit forthaben wollen, da läßt die sonst zufriedene Mehrheit lieber den Pastor gehen als ein paar „Tunichtgute“. Aber solche Feigheit und Treulosigkeit gegen einen treuen Seelenhirten, um des Geldes willen, das die andern mehr trifft, rächt sich einmal doch nach innen und außen. Ebenso verderblich wirkt der unbegründete, selbstsüchtige Wechsel vonseiten des Pastors.

Statt zu vieler Kritik am Pastor und Vorstand vor andern Gliedern würde mehr geduldiges, liebevolles Tragen und herzliche Fürbitte überhaupt ein Segen für die Gemeinde sein. Brüderliche Gemeinschaft ohne Neid, Afterreden und Strebertum, wo man auch Beleidigung in Sanftmut vertragen, wo man keine Schadenfreude über die Fehler und Sünden anderer empfindet, wo man nicht nur mitleiden kann, sondern, was mehr ist, sich mitfreuen kann, ohne Neid und Heuchelei, das erbaut und fördert eine Gemeinde. Jesu goldene Regel: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch,“ sollte weit mehr beherzigt werden. Vor allem muß das Zusammengehörigkeitsgefühl geweckt und gestärkt werden, Bereitwilligkeit zur Hilfeleistung durch Tat und Geld, Krankenpflege empfohlen und immer wieder der Selbstsucht der Krieg erklärt werden. Unchristlichem Richten und Verleumden gegenüber sollten nicht nur der Pastor, sondern auch bessere Glieder den Mut haben, solches zu rügen und das unchristliche zu zeigen. Vor allem Jesu Bild recht den Leuten vor die Augen stellen, und zur Selbstprüfung des eigenen Herzens und Lebens antreiben, damit man mit sich zu tun hat, und erbarmungsbedürftig, milde und barmherzig gegen andere wird, der Sinn für die Not gefallener Menschenseelen und die Pflicht, sich ihrer liebevoll anzunehmen, statt sie zu ächten, fehlt in unsern Gemeinden noch sehr, und muß in Verbindung mit dem Missionssinn und seine Betätigung durch Ga=

ben, Beten und persönliche Mithilfe auf die Gemeinde belebend zurückwirken.

Gute Vorsteher sind für die Verwirklichung idealer Zustände sehr nötig, die Mitarbeiter des Pastors sind, Verständnis für sein Amt haben, und Gebetsleute sind. Leute, die solch ein Amt erhalten, um dadurch genötigt zu werden, fleißiger zur Kirche zu kommen, oder bei der Gemeinde gehalten zu werden, taugen nicht dazu, wie ja auch in den Pastoralbriefen nur tüchtige, ehrbare Leute, keine Neulinge, sondern solche mit geistiger Reife und vorbildlichem Wandel empfohlen werden als Aelteste und Diener.

Die Aufbringung von Kirchengeldern durch Vergnügungen und dergleichen, wobei der Geber etwas für seine sinnlichen Triebe haben muß, wobei aber die Gemeindeglieder nicht zur Opferwilligkeit erzogen werden, ist ein Schaden fürs Gemeinleben. Das Wort Gottes und die Segnungen der Kirche und ihres Amtes sollten so geschätzt werden, daß man gerne um der guten Sache willen und aus Dankbarkeit reichlich beisteuert. Wo dieser Sinn geweckt wird und für die Kirche gerne gegeben wird, ohne etwas anderes als den Dienst des Wortes dafür zu erwarten, da hat man es nie zu bereuen gehabt, keiner ist dadurch arm geworden, aber viele innerlich reicher. *Und wie soll ein Prediger seines Amtes mit Freudigkeit walten, wenn sein Dienst nicht einer direkten Bezahlung wert gehalten wird, und um seines Gehaltes willen sinnliche Triebe zu Hilfe genommen werden müssen, die er eindämmen sollte; und nun muß, um seines Gehaltes willen, die Vergnügungssucht noch genährt werden.*

Kleine Gemeinden, die auf Reinerträge von Veranstaltungen angewiesen sind, sollten auf alle Fälle darauf sehen, daß die Glieder das als etwas empfinden, das nur ein notwendiges Uebel ist, das selten angewendet werden und keine sittlichen Gefahren mit sich bringen darf. Dabei soll das Bestreben vorhanden sein, solche Dinge unnötig zu machen. Dasselbe gilt von Missions- und Wohltätigkeitsgeldern. Wo dagegen etwas wie Verkauf von Arbeiten u. s. w. veranstaltet wird, so ist solche Mühe der Veranstalter gewiß zu loben, aber die Käufer sollten wissen, daß direktes Geben weit besser ist. *Ueberhaupt ist unsere christliche Wohltätigkeit oft ein Beruhigungsmittel, wobei man meint, sich über soziale Pflichten hinwegsetzen zu dürfen.* Aber nicht Almosen allein sollen wir geben, die oft entwürdigend und demoralisierend wirken, sondern besser und idealer ist es, der Armut nach Kräften zu steuern und den Armen zu einem solchen Erwerb zu verhelfen, daß sie keine Almosen mehr nötig haben. *Soziale Mißstände sind für viele ein Hindernis zum Glauben.* Christliche Liebe und Gerechtigkeit in der Tat würde manchen wieder empfänglich für das Evangelium von der göttlichen Vaterliebe machen. So haben die weltlichen

Vereine versucht, was die Kirche versäumt hat, ihre Glieder zu schützen vor Not infolge von Arbeitslosigkeit, Krankheit und Todesfall. Je weniger der Besitz in der Kirche eine Rolle spielt, und etwas vom sozialen Geist der ersten Zeit in unsere Gemeinden einkehrt, wird die Kirche mit ihrer Lebensbotschaft bei den Armen und Arbeitern wieder mehr Gehör finden. Doch das nur nebenbei, um zu zeigen, wie auch in den sozialen Mißständen und der Versäumnis der Kirche auf diesem Gebiet eine Ursache der Entkirchlichung vieler liegt.

Dann noch ein Punkt. Die Bevorzugung junger Pastoren mit kleinen Familien gegenüber älteren Familienvätern mit reicher Amtserfahrung und innerer Reife ist auch ein Uebelstand. Auch hier sollte Wandel geschafft werden, so daß bei großen Gemeinden ein fähiger Pastor mit großer Familie und der Reife des vorgerückten Alters, wenn er leiblich und geistig noch rüstig ist, den Vorzug haben sollte vor jungen Brüdern. Es sollte die Besetzung der Gemeinden in einer Weise erfolgen, daß der Gemeinde zwar kein Pastor aufgezwungen werden kann, aber dem Jagen nach fetten Pfründen und dem ungebührlichen sich Eindringen der Anfänger in bessere Stellen ein Riegel vorgeschoben wird. Am Besten wäre es, wenn große Gemeinden und junge Pastoren von selber auf ältere Brüder mit großen Familien, falls sie tüchtig sind, Rücksicht nehmen würden, und Pastoren nicht gezwungen wären durch das unchristliche Handeln vieler Gemeinden, die Familie nicht anwachsen zu lassen. Sind das ideale Zustände, kann unter solchen Umständen die Bitte Erhörung finden: „Dein Reich komme"?

Es wäre noch vieles anzuführen, aber um nicht zu lang zu werden, will ich zum Schluß eilen. **Was können wir tun?** Gewiß, der Herr muß es ausrichten durch seinen Geist; aber wenn wir den Schaden nicht vertuschen, sondern aufrichtig eingestehen, unser Tun täglich prüfen an Gottes Wort, und treu anhalten am Gebet und Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge, unerschrockenem Eintreten für die Wahrheit, und die besseren Gemeindeglieder und Vorsteher selber mitwirken und ihren Einfluß geltend machen, ist schon ein großer Schritt vorwärts getan. Etwas Zeugenmut bei denen, die den Schaden erkennen, bringt uns weiter als alle Vereine. Und scheint es auch vergeblich zu sein, nur nicht verzagen, auch der Herr hat seine Zeit, wir können die verschlossenen Türen nicht hineinschlagen. Wenn wir nur aufrichtig bestrebt sind, zu tun, was wir können, vor keiner Aufgabe zurückschrecken wollen, vor allem aber uns mit Maria zu Jesu Füßen setzen, und hier uns immer wieder sammeln und stärken, dann wird auch unser Tun nicht vergeblich sein. Mehr Vertrauen auf den Herrn und sein Evangelium als Gotteskraft statt auf Menschenfündlein und Methoden, die Schrift beim Wort

nehmen, ohne die „Aber" des Zeitgeistes. Wenn nur in jeder Gemeinde eine kleine Zahl treuer Seelen und unverdrossener Hörer und Beter sich finden, dann wird es in der rechten Weise, wenn auch langsam, vorangehen. Aber all unser Tun ist nur das Tun eines Werkzeuges in Gottes Hand. Ein neues Pfingsten allein kann den Glauben und die Liebe der ersten Christen wieder erwecken. Unsere Zeit hat trotz allem Verfall untrügliche Zeichen der Wendung zum Bessern. Kleine blinde Optimisten wollen wir sein, sondern auf ernste Zeiten uns gefaßt machen, aber auf Grund der Schrift wollen wir optimistisch sein mit der Gewißheit: Wir stehen an keiner verlorenen Sache, sondern wir arbeiten für einen ewigen Zweck. Wenn alle aufs geistliche Amt so herabsehende Kulturanbeter mit Schmerzen erfahren werden, daß Aesthetik und Wissenschaft nicht das Höchste ist, sondern für viele ein Hindernis zum Streben nach dem Höchsten geworden sind, werden die welche andere zur Gerechtigkeit geführt haben, leuchten wie die Sterne, wo nur das bestehen wird, was Ewigkeitswert hat, und für Gottes ewiges Reich lebte und wirkte. „Das Reich muß uns doch bleiben!"

Alttestamentliche Theologie und kirchliche Praxis.

Von Theo. Werkenthin.

Ich kenne Theologen, die ihre alttestamentlichen Studien von einem durchaus positiven Standpunkt aufnahmen und unter dem Einfluß Wellhausens im negativen Lager landeten. Ich kenne andre, denen Wellhausens Theologie wie eine Offenbarung der Hölle erschien, die alles Feststehende auf den Kopf stellt.

Daß andere von dem Berauschenden der Wellhausenschen Theologie nicht berauscht wurden, verdankten sie unter anderem dem großen alttestamentlichen Theologen Franz Delitzsch, dessen Vorlesungen über alttestamentliche Heilsgeschichte so fundamental fest gründend gebaut haben, daß eine ganze theologische Generation heute der Möglichkeit lachen kann, als gebe es eine Macht in den Händen moderner Weisheitspächter, vor der sie kapitulieren müßten.

In der Tat, sie haben alles auf den Kopf gestellt, die negativen alttestamentlichen Theologen, sie wollten einmal gründlich aufräumen.

Man träumte schon von einer völligen Verdrängung des Alten Testaments aus der christlichen Kirche.

Und davon waren von Anfang alle Wahrheitsfreunde überzeugt, sollte irgendwie die Möglichkeit bestehen, der Wellhausenschen Richtung Recht geben zu müssen, dann müßte das Alte Testament aus der Stel=

lung verdrängt werden, welche es von Anfang an in der Kirche und in der Evangelischen Kirche im besondern eingenommen hat.

Aber die Anmaßung der Neueren war stärker als die Ueberzeugungskraft ihrer Beweise. Ehrwürdiger Tradition standen kühne Behauptungen gegenüber, denen stringente Beweise fehlten.

Von einer radikalen altestamentlichen Kritik darf man sagen, sie stellt mit großer Dreistigkeit ihre Hypothesen von der Entstehung und den Verfassern der Schriften auf. Unleugbar ist hierbei eine große Gelehrsamkeit und ein bedeutender Scharfsinn an den Tag gelegt, aber es fehlt der feste Grund, den erst die äußeren Zeugnisse von der Abfassung der Schriften geben können. Daher kommt es, daß das ganze stolze Gebäude in der Luft schwebt. Trotz aller Gelehrsamkeit und allen Scharfsinns erhält die ganze Untersuchung doch ein pseudo-wissenschaftliches Gepräge, weil sie sich das Ansehen gibt, als löse sie Rätsel, die zu lösen wir wegen der fehlenden Hilfsmittel nicht imstande sind.

Wäre eine Wandlung im Wellhausenschen Sinne möglich, so wäre damit eine fundamentale Umwälzung auf dem ganzen Gebiet der Theologie gegeben.

Das Alte Testament hätte seinen Platz nicht mehr in den Lehrsälen christlicher Theologie, wenn es gelungen wäre dem Alten Testament einen mehr untergeordneten Platz in orientalischer Literaturgeschichte anzuweisen.

Für gewisse Geister hat es etwas Verlockendes, an uralten Mauern zu rütteln, wenn sie hoffen können, die Fundamente zu erschüttern. Auch Zwerge werden bei solchem Beginnen zu Titanen, wenn auch nur in ihren eigenen Augen und in denen ihrer Mitarbeiter und Parteigenossen.

Die Genesis teilt uns, nach dem einmütigen Urteil aller besonnenen Forscher, die ältesten, heiligen Traditionen des Menschengeschlechts mit. Wann sie aufgeschrieben sind, wer es getan hat, inwieweit sie umgeändert wurden, darüber wissen wir nichts und werden wir nie etwas wissen können: ignoramus et ignorabimus.

Deshalb dürfen wir behaupten, daß die moderne Bibelkritik im tiefsten Grunde auf einem versteckten Rationalismus beruht, der die veraltete Weisheit verkündet, daß das Menschengeschlecht in sittlicher und religiöser Unwissenheit angefangen hat und erst durch eine jahrhundertelange Entwicklung zum Glauben an den wahren Gott gelangt ist.

Wenn ich das Verhältnis der Kirche zum gegenwärtigen Stand der alttestamentlichen Theologie festlegen soll, so muß dieser Stand nach zwei Seiten geschildert werden, nach der radikalen und nach der positiven.

In Bezug auf den Standpunkt der radikalen, negativen Seite der modernen Theologie überrascht zunächst die verblüffende Sicherheit, mit welcher Hypothesen vorgetragen werden, als wären es unbestreitbare

Tatsachen. Ginge es nach ihrem Willen, so wäre die Reihenfolge der alttestamentlichen biblischen Bücher folgende:

Debora-Lied.
David. Jonathan. Abner.
Salomos Tempelweihe.
Erste Lieder-Sammlung.
Buch der Kriege Jahvehs.
Buch der Redlichen.
Zweite Gesetz-Sammlung.
Dekalog.
Bundesbuch.
Dritte Sammlung: Patriarchen-Geschichten.
Richter.
Samuelis.
Jahvist.
Segen Jakobs.
Segen Moses.
Bileam.
{ Propheten-Legenden.
Ueber Elias und Elisa.
Klassische Propheten: Amos. Hosea. Jesaja. Micha.
Sammlung Salomonischer Sprüche.
Hiskia.
Jeremia.
Ur-Deuteronomium.
Nahum.
Zephanja.
Habakuk.
Königsbücher.
Richterbuch.
Hesekiel.
2. Jesaja.
Baruch, Jeremia.
Klagelieder Jeremias.
Moses.
Heiligkeitsgesetz.
Priester-Kodex.
Esra.
Haggai.
Sacharja.
Memoiren des Esra.
Nehemia.
Maleachi. Obadja.
Dritte Jesaja.
Ruth.
Psalmen.
Joel.
Jesaja 24—27.
Chronik.
Hohelied.
Hiob.
Jonas.
Prediger Salomonis.
Daniel.
Esther.
Sacharja.
Psalmen.

So, nun findet euch zurecht! Wenn wir uns diese Reihenfolge ansehen, fragen wir, worauf stützt sie sich mit ihrer völligen Verwirrung? „Es soll," sagt der Zusammensteller, „nur ein Versuch sein." Ja dann, denke ich, verzichten wir lieber darauf, die mehr als tausendjährige Tradition dem „Versuch" eines Professors zu opfern, so lange Beweise fehlen.

An einigen Beispielen möchte ich ein Bild davon geben, was moderne alttestamentliche Theologie radikal-negativer Richtung über einige der wichtigsten Bücher des Alten Testamentes „weiß:"

„Die fünf Bücher Mose sind kein mosaisches, sondern ein aus verschiedenen Quellen in Palästina zusammengearbeitetes Werk. Die Nachricht, daß Moses die Bücher geschrieben, taucht erst in den jüngsten Büchern des Alten Testamentes, in Esra auf.

Das Buch selbst will überhaupt nicht von ihm geschrieben sein.

Wiederholungen sprechen gegen einen Verfasser. In der Urgeschichte sind mindestens zwei Quellen zu unterscheiden. Mythen und Sagen sind aus der Urzeit der Menschheit zu den Israeliten gekommen. Alle Völker haben einen Schöpfungsmythus, ein Paradies, einen Lebensbaum, Ur-Väter der Menschheit und eine Sintflut. Man findet andere Sintflutberichte und ist schnell fertig mit dem Urteil: daß das bei aller Verschiedenheit dem Kern nach dieselben Erzählungen sind, wie die biblische, bedarf keines Beweises."

„Wir haben keinen Bestand originell-palästinensischer Ueberlieferung," heißt das Dekret aus dem Lager der vom Panbabylonismus Besessenen.

„Alte Stoffe lebten im Volke weiter, wurden umgeformt und niedergeschrieben."

„Ein beträchtlicher Teil der Erzählungen, die wir heute im 1. Buch Mose lesen, werden sicher jener Nomadenzeit entstammen und haben — eine jede für sich — ein Sonder-Dasein geführt, ehe sie zu der kunstvollen Komposition vereinigt wurden, in der sie zu uns gekommen sind. Solche Einzel-Erzählungen sind: Abraham, Isaak, Lot, die Salzsäule. Ein Zeugnis dafür, daß mündliche Ueberlieferung ständig im Fluß war, ist, daß ein Thema auf verschiedene Gestalten der Vorzeit übertragen wurde: Isaak und Rebekka; Abraham und Sarah."

„Die Patriarchengeschichten sind Stammesgeschichten." „Man wußte sich in jedem der einzelnen Stämme Bravourstücke (!) von einzelnen Helden zu erzählen, wie die Liebesabenteuer und Raufereien eines Simson. Ferner entstanden früh Erzählungen über den Anlaß eines Spruches oder Gedichtes, so die Erzählung vom Rausch des Noah."

Man (!) erzählte sich auch Märchen, Fabeln, Parabeln, — und der betreffende Herr Professor war dabei — „Helden und Lieblinge werden durch sagenhafte Erzählungen verherrlicht. So die Liebe Davids und der Michal, die Freundschaft Davids und Jonathans, Sauls und Davids."

„Mancher dieser Geschichten liegt unzweifelhaft ein historischer Kern zu Grunde." Sehr gütig!"

Aber es kommt noch schlimmer: „Da Israel zum großen Teil die kananitischen Baalsheiligtümer übernahm, so mußten diese für den Jahveh-Kult legitimiert werden, und das geschah dadurch, daß man erzählte, wie dieser oder jener Patriarch an dem und dem Heiligtum geweilt, einen Altar errichtet, einen Baum gepflanzt, einen Brunnen gegraben habe. Solche Kult-Legenden, von den Priestern erfunden und aufgezeichnet, bilden Bestandteile der Patriarchen-Geschichte." Also Priesterlügen, in betrügerischer Absicht erdichtete Lügen — das soll der Inhalt sein?!

„Im zweiten Buch Samuelis und im ersten Königsbuch finden wir Staatsurkunden."

„Ueber die Propheten Elias und Elisa sind Legenden verbreitet worden, die wir an den betreffenden Stellen finden."

„Ruth und Esther sind historische Novellen und Romane."

„Die Thora wird im Alten Testament auf Moses, den Stifter der Jahveh-Religion und des Jahveh-Kult zurückgeführt. Zweifellos (!) wird Moses auf die Bildung solcher kultischen Satzungen einen nachhaltigen Einfluß geübt haben, aber wir können nicht eine einzige nennen, von der wir mosaische Autorschaft sicher beweisen oder wenigstens wahrscheinlich machen können. Das älteste Denkmal priesterlicher Thora ist zweiten Moses 34. Der Priesterkodex wurde im Jahre 444 durch Esra zum Grundgesetz der jüdischen Gemeinde gemacht."

„In den Tagen Davids und Salomos wurden die Kinder Israel durch Vermittlung der Kananiter mit den babylonischen Mythenstoffen über die Schöpfung und Sintflut bekannt. Ersten Moses 1 stammt aus dem neunten Jahrhundert."

Ueber die Psalmen wird gesagt: „Manches ist natürlich recht phrasenhaft (!), wie fast der ganze endlose Psalm 119. Das Gros der Psalmen ist jung. Von einzelnen nimmt man (!) sogar an, daß sie aus der Zeit der Makkabäer stammen, also aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts."

Es wirkt verblüffend, wenn in erschütternder Einmütigkeit heute das erste Buch der Bibel in mindestens drei Gruppen zerlegt wird, Jehovist, Elohist, Priesterschrift. Es gilt fast als theologisch ungebildet, diese Dreiteilung nicht zu akzeptieren, und als höhere Weisheit, die Dreiteilung zu einer Fünfteilung zu machen.

Goethe hat einmal gesagt: „Kein Schade geschieht den heiligen Schriften, wenn wir sie mit kritischem Sinn behandeln. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwert geht nur desto lebhafter und reiner hervor, und dieser ist es auch, nach welchem jedermann, bewußt oder unbewußt, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles übrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läßt."

Das ist in der Tat noch heute die Stellung des gebildeten, frommen Laien.

Ueberläßt man sich aber der Führung radikaler, negativer alttestamentlicher Theologen, so bleibt vom ganzen Alten Testament nichts übrig als „Mythen, Sagen, Sprüche, Gedichte, babylonischen Urformen entlehnt, nicht einmal originell. Das Beste in den Propheten ist unecht." Weil Jesaja in den späteren Kapiteln höher hinauf getragen wird vom Geist der Propheten, darum muß der Verfasser dieser Kapitel ein anderer, ein Deutero-Jesaja sein. Aber die Radikalsten waren damit nicht zufrieden, jetzt gibt es schon einen dritten und vierten Jesaja. Das, was vom Alten Testament übrig bleibt, ist ohne Wert.

Ich behaupte, daß es ein Leichtes ist, nach der Weise der Radikalen nachzuweisen, daß der Mann, welcher den zweiten Teil des „Faust" schrieb, unmöglich derselbe Goethe sein kann, von dem „Faust" erster Teil stammt.

Größere Verschiedenheiten im Aufbau, in der Ausführung, in der Sprache, in den Bildern, im Wechsel des Versmaßes, in der ganzen Weltanschauung und Philosophie sind nicht denkbar. Es ist jedem Ein-

sichtigen klar (würden wir dann mit den Radikalen schließen) „Faust“, Teil zwei stammt nicht von dem Verfasser des ersten Teils, sondern offenbar von einem Deutero-Goethe, wobei noch nicht ausgeschlossen ist, daß wir noch weitere Quellenschriften vor uns haben, die erst von einem redigierenden dritten Goethe zu dem zusammengesetzt wurden, was die Mythe heute als zweiten Teil des „Faust“ von Goethe bezeichnet. Man würde aber irren, wollte man meinen, der eben von uns skizzierte und abgewiesene Standpunkt wäre der Standpunkt der gesamten alttestamentlichen Theologen von heute.

Zum Glück nicht. Das Bewußtsein von der Pflicht, für heilige Güter auf dem Plan zu sein, ist nicht erstorben im Lager der alttestamentlichen Theologie der Gegenwart. Es gibt noch Theologen, die mit Freudigkeit bekennen: „Das erste Buch der Heiligen Schrift erzählt das anfängliche Werden aller Dinge. Wir erfahren hier, was uns keine Philosophie und keine Theologie, kein eigenes Ahnen und Nachdenken, kein Forschen zu sagen vermöchte. Mit dem weit und tief schauenden Auge dieses Buches blicken wir in den leuchtenden Morgen der werdenden Welt. Wir erleben die Erstlingsstunde der Menschheit. Die Gegensätze von Licht und Finsternis, von Gut und Böse, von Leben und Tod sehen wir hier in ihrer uranfänglichen Gestaltung.“

„Wir erfahren die Ursprungsgeschichte der menschlichen Sünde und Schuld.“

„Das heilige Buch birgt in schlichter Form einen unermeßlichen Gedankeninhalt. Es trägt uns Wahrheiten entgegen, welche nicht erlauben, sie mit Gleichmut zu betrachten.“

„Sie gestalten unsere Gedanken, sie klopfen an unser Gewissen, sie begnügen sich nicht damit, uns einen ‘Beitrag zu unserer Religion’ zu bieten. Nicht Gedanken über Gott, Welt und Mensch werden uns geboten.“ „Die Genesis bietet eine Gottesgabe, in welcher die Grundsätze alles geistlichen Lebens, die Geheimnisse aller Religion, die Elemente alles heiligen Wissens enthalten sind.“ „Wie wäre es möglich, daß unser Interesse an diesem wunderbaren Buch nicht ein überaus großes wäre?“ Schon Gregor von Nazianz sagte: „Zu Mose wollen wir hinabsteigen, dem Ursprung aller Ströme und jeglichen Meeres.“ Luther sagte: „Es gibt nichts Schöneres, nichts Nützlicheres als die Genesis.“

Selbst einer der neueren Theologen, der sich gerade nicht zur Rechten rechnet, sagt: „Die Schönheit der Sagen der Genesis ist von jeher das Entzücken aller feinfühligen Leser gewesen.“

„Die große Stunde des Anfangs allein ist imstande, unserm Geist und Glauben die Anschauung des lebendigen allmächtigen Gottes zu geben. Diese Stunde aber kennen wir nur durch das erste Blatt der Bibel.“

„Enthielte die Genesis nichts als die Schöpfungsgeschichte, so dürften wir sie schon für einen unvergleichlichen Geistesschatz halten. Aber sie enthält mehr. Sie enthüllt uns unser eigenes Wesen, nachdem sie uns das Majestäts-Geheimnis Gottes enthüllt hat.“

„Nie ist etwas so Hohes über den Menschen ausgesprochen worden, als daß er geschaffen ist nach Gottes Bild. Die Genesis verkündet das im Jubelton. Niemand vermöchte sich das auszudenken."

„Die Urgeschichte der Sünde lehrt uns das Wesen der Sünde verstehen."

„Die Schöpfungsgeschichte der Bibel ist mehr als ein Ausdruck des Glaubens an die absolute Macht Gottes über die Welt, wie Schleiermacher lehrte."

„Sie ist auch mehr als eine Veranschaulichung der religiösen Wahrheit, daß die Schöpfung der Welt ihr Ziel im Menschen habe."

„Beruht der Schöpfungsbericht auf göttlicher Offenbarung, so gibt er den wirklichen Vorgang, nicht nur den idealen Sinn des Schöpfungsgedankens."

In Bezug auf Moses lehrt der positive Theologe Rothstein: „Niemals hat in Israel und Juda jemand daran gedacht, die entscheidende, grundlegende Stunde der nationalen und religionsgeschichtlichen Entwicklung seines Volkes in einer andern Zeit zu suchen, als in der Erlösung der Israelsgeschlechter und der ägyptischen Knechtschaft. Was Israel sich bewußt war, innerhalb der Menschheit zu sein und die geistesgeschichtliche Entwicklung der gesamten Welt zu bedeuten, das leitete es einmütig zu allen Zeiten von jener großen Zeit her."

„Nicht minder unerschütterlich und einmütig aber war auch zu allen Zeiten seine Ueberzeugung, daß nicht bloß sein nationales Eigenwesen, sondern in viel höherem Sinne noch seine religiöse Eigenart, sein Reichtum an religiösen und ethischen Gütern, durch die es ein heilschaffendes Ferment für die gesamte Menschheit geworden, ihm menschlich vermittelt sei durch den größten seiner Gottesmänner, Moses."

„Wie ein unerschütterlich fester Fels erhebt sich aus den farbenreichen Einzelzügen die nirgends und nie von Zweifeln berührte Gewißheit der nachgebornen Israel-Geschlechter heraus, daß seit der Erlösung aus dem Elend Aegyptens Jahveh und Israel so innig und persönlich verbunden seien wie Mann und Weib durch das Band der Ehe."

„Ebenso einmütig bezeugt die Erinnerung Israels, daß die bewußte Hinnahme des von Jahveh ihm in Gnaden dargebotenen persönlichen Bundesverhältnisses *geschichtlich* an die Mittlerschaft Moses geknüpft sei."

„Die prophetische Mittlerschaft Moses bei der Bundesschließung ist *natürlich zweifellos.*"

„Es darf als sicher angesehen werden, daß wir mit Recht in dem von Moses geschaffenen levitischen Priestertum die Institution erblicken, die berufen war, das Werk Moses zu erhalten und fortzuführen."

Und nun noch ein Wort über die Patriarchen. Abraham war der Theologie eine Zeitlang in Wellhausens Schule begraben. Aber er ist aus dem Wellhausenschen Grabe längst auferstanden. Die Genesis wird in ihren Berichten von den gesicherten Resultaten der Sprachwissenschaft bestätigt, während destruktive Kritik noch immer mit längst verworfenen

Hypothesen arbeitet. Erwarten wir nicht zu viel von Außen, von Menschen, so wird unsre Hoffnung nicht so leicht betrogen werden; und umgekehrt, fürchten wir keine menschlichen Gegner, auch keine destruktiven Theologen, so wird selbst Babel und seine babylonischen Theologen den Felsengrund unsers Glaubens nicht erschüttern.

So stehen sich zwei Lager gegenüber. Und was sagt die Kirche dazu? Es kann ihr nicht gleichgültig sein, ob die Heilige Schrift des Alten Testaments an Autorität verliert oder nicht.

Ist das Alte Testament nicht im vollen Sinne Gottes Wort, dann muß es auch aus dem Gebrauch der Kirche ausscheiden. Eine Bibel, im gebräuchlichen Sinne, gibt es dann nicht mehr. Die letzten Konsequenzen ins Auge zu fassen, das hilft zur Klarheit.

Eher werden die negativen Theologen vergessen sein, ehe die Bedeutung des Alten Testaments gemindert wird.

Das Neue Testament protestiert auf Schritt und Tritt gegen eine Herabsetzung des Alten Testaments. Nicht nur in den Evangelien, sondern ganz ebenso in den Briefen und in der Offenbarung des Neuen Testaments begegnen wir einem so innigen Zusammenhang mit dem Alten Testament, daß es geradezu unmöglich ist, die Bücher des Neuen Testaments ohne Kenntnis des Alten Testaments zu verstehen.

Nicht nur die oft wiederkehrende Wendung der Evangelien: „Auf daß die Schrift erfüllt würde", sollte uns stutzig machen, sondern wir müssen uns angesichts der Erwähnung Adams, Noahs, Abrahams, Isaaks, Jakobs, Moses, Davids mit allem Ernst fragen: Wißt ihr denn, daß der krasse, zerstörende Standpunkt moderner Kritik des Alten Testaments auch das Neue Testament zerreißt?

Es erscheint mir das Gebahren der Zerstörer wie ein satanisch-inspirierter Feldzug gegen die ewige Wahrheit, der im Alten Testament beginnend, die Zerstörung neutestamentlicher Wahrheit zum Ziel hat.

Wer soll entscheiden in diesem Kampf der Geister? Wo finde ich den rechten Standpunkt bei dem Zustand der alttestamentlichen Theologie von heute?

Entscheiden kann weder eine theologische Schule oder Richtung, noch irgend welche noch so plausible Hypothese, sondern definitiv entscheidend ist allein die Stellung des größten aller Meister zum Alten Testament. Jesus hat eine ganz ausgesprochene, klare Stellung zum Alten Testament. Daraus ergibt sich unsre Stellung. Jesus zitiert wiederholt: Gesetz und Propheten, Moses und die Propheten. Damit steht für alle Zeiten fest, daß Jesus Moses als den Gesetzgeber anerkennt, ohne damit ein Wort zu Gunsten der traditionellen Auffassung zu sagen, daß die fünf ersten Bücher der Schrift Moses zum Verfasser hatten. Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri, Deuteronomium erheben keinen Anspruch darauf, von Moses geschrieben zu sein.

Die Autorschaft Moses ist demnach ein Adiaphoron. Der Hexateuch als Ganzes ist ein Schriftwerk, wie es in der Weltliteratur kein zweites gibt. „Er ist der Spiegel des geistlichen Lebens einer Nation

von ihrer Jugend an bis an die Tage ihres Alters, ein Literaturwerk von ergreifendem Inhalt."

Jesus erklärt Moses für den alttestamentlichen Gesetzgeber, den Mittler des Alten Bundes, und damit ist Moses Autorschaft bezüglich der Gesetzgebung gesichert.

Jesus zitiert wiederholt Propheten und Psalmen und David als Psalmdichter. Das ist gegen alle theologischen Autoritäten für alle Zeiten entscheidend.

Aber Jesus stellt sich auch in ausdrücklichen Gegensatz zu Moses, dem er sein Wort: „Ich aber sage euch" entgegenhält.

Jesus erwähnt Patriarchen und Könige, ebenso wie Moses Wüstenzug und nimmt ihnen allen damit für immer den Mythenschleier, den moderne Theologen um sie gewoben hatten, wieder ab.

Er stellt sich aber auch in einen ganz einzigartigen Gegensatz zu Abraham, indem er spricht: „Ehe denn Abraham ward, bin ich." Was folgt für uns daraus, für uns, denen Christus die absolute und unantastbare Autorität ist? Ich denke folgendes: Im Pentateuch ist das Gesetz Moses enthalten, Moses die größte historische Persönlichkeit des Volkes Israel. Das erste Blatt der Bibel ist inspiriert im höchsten Sinn. Die Patriarchen-Erzählungen sind Geschichte, ebenso ist geschichtlich die Königshistorie, und die Psalmen gehören David und den Dichtern seiner Zeit an. Aber, wie Christus der Erfüller alttestamentlicher Weissagungen und Hoffnungen ist, ebenso wie er der Erfüller des Gesetzes ist, so ist das Alte Testament nicht im neutestamentlichen Sinne Gottes Wort.

Wie Jesus selbst das Alte Testament gebraucht, ist bekannt. Dem Versucher tritt er mit alttestamentlichen Schriftworten entgegen. Dadurch sind Worte der Psalmen und aus dem Deuteronomium für alle Zeiten geweiht. Jesus proklamiert feierlich die Gültigkeit des Gesetzes bis zu dem Zeitpunkt, „daß es alles geschehe." Aber er stellt der oberflächlichen Auffassung des Gesetzeswillens seine vertiefte Auffassung entgegen. Dadurch ergibt sich uns folgendes: Das alttestamentliche Gesetz bleibt bestehen, bis daß alle es erfüllen, dann hat es seinen pädagogischen Zweck erfüllt. Dann aber steht die Menschheit vor der durch Jesus vertieften Gesetzesforderung seines Gottesreiches: „Ich aber sage euch."

Wenn Jesus von den geheilten Aussätzigen verlangt: „Zeiget euch dem Priester und opfert die Gabe, die Moses geboten hat, zu einem Zeugnis über sie", so ist hier ausdrücklich die ganze Gesetzgebung als Moses Werk sanktioniert.

Jesus erwähnt Sodom und Gomorra und stellt damit die Geschichtlichkeit des alttestamentlichen Buches fest.

Der alttestamentlichen Sabbat-Auffassung aber stellt Jesus das neutestamentliche Sabbat-Verständnis gegenüber: Des Menschen Sohn ist Herr über den Sabbat. Der Sabbat ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Sabbats willen.

Nebenbei bemerke ich, daß hierin auch die prinzipielle Abweisung anglisierender Sonntagsfeier liegt.

Jesus zitiert aus Davids Geschichte, aus dem Jonas-Buch, er zitiert Salomo, Elias und in seiner Erwiderung auf die versucherische Frage der Sadduzäer erwähnt er Abraham, Isaak, Jakob als die Lebendigen, deren Geschichtlichkeit kein Mensch anzufechten dachte.

So haben wir den Standpunkt gefunden, von dem aus wir in der Lage sind, die Konsequenzen zu bestimmen, welche der Stand der alttestamentlichen Theologie für die Kirche hat. Das Alte Testament als Ganzes ist durch unsern Meister als Gottes Wort, als Gesetz und Propheten, als Moses und die Propheten charakterisiert.

Es ist deshalb zweifellos, daß die Kirche das Recht hat, das Alte Testament liturgisch, homiletisch und pädagogisch zu verwenden, solange der Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament nicht verwischt wird.

Homiletisch kann die Kirche das ganze Alte Testament verwerten. Aber der verhängnisvolle Fehler muß unbedingt vermieden werden, daß rein historisch gemeinte Aussagen ohne weiteres mit einem Ewigkeitsinhalt versehen und so umgedeutet werden, als hätten sie neutestamentlichen Inhalt. Nein, homiletische Verwendung des Alten Testaments darf nie auf Kosten der Wahrheit gestattet werden. Das führt sonst zu Geschmacklosigkeiten, die einen Anflug von Frivolität haben.

Die Psalmen werden es immer besonders sein, die auch in der neutestamentlichen Gemeinde homiletische Verwendung finden dürfen. Auf den Psalmen beruht unsere ganze religiöse Lyrik. Sie redet von Herz zu Herz; das Zeitgeschichtliche tritt meist völlig zurück hinter dem, was ewig ist: die ewigen Gnaden, die Sünde des Menschen. Das ist es, was dem Psalter seinen einzigartigen Platz in der Bibel verleiht, daß wir in ihm oft den besten Ausdruck unserer persönlichen Herzensfrömmigkeit finden. Natürlich sind von dem Gesagten die Rachepsalmen und einzelne Stellen ähnlichen Charakters ausgenommen. Das Alte Testament ist uns durch Jesu Gebrauch desselben und durch den lebendigen Zusammenhang mit der neutestamentlichen Erfüllung seines prophetischen Charakters ein Buch des Lebens.

Wir werden es nicht überschätzen und vergöttern, wie wir andererseits nicht geneigt sind, es verkleinern oder schmähen zu lassen. Novum Testamentum in Vetere latet, das ist der tiefste Grund und der rechte Maßstab für die Wertung des Alten Testaments. Hier liegt das Grundrecht für seinen homiletischen Gebrauch in der Kirche. Wenn am Sonntag Misericordias Domini der Hirtenpsalm 23, wenn am Himmelfahrtstage neben Acts 2 auch Psalm 110, wenn Psalm 22 am Karfreitag ihre berechtigte Stellung haben werden, so darf trotz aller Kritik und trotz alles Geredes über Deutero-Jesaja und das Ebed-Jahveh-Buch doch Jesaja 53 am Karfreitag gelesen und der Verkündigung vom kreuztragenden Weltheiland, dem Verachteten und Zerschlagenen, dessen Wunden uns Heilung bringen, zu Grunde gelegt werden.

Jesaja 40 wird aller Kritik zum Trotz seinen Advents-Charakter bewahren. Was homiletisch zulässig ist, ist liturgisch erst recht am Platz.

Ganz besonders werden alttestamentliche Prophetenstellen als Schriftverlesung vor der neutestamentlichen Verkündigung, Lobpsalmen am Danksagungstage und Bußpsalmen für den Bußtag immer ihre Stelle haben.

Jesus aber hat gesagt: „Lehret sie halten alles, was ich euch gesagt habe." Hier liegt die Grenze für den Gebrauch alttestamentlicher Stellen, die nie an Stelle von Jesu Worten treten dürfen.

Alttestamentliche Schriftstellen dürfen nie unter Vernachlässigung der neutestamentlichen gebraucht werden.

Es ist unzulässig bei hochwichtigen, kirchlichen Feiern um irgend eines Wort-Anklanges willen eine alttestamentliche Schriftstelle für die Weiherede zu wählen, wo neutestamentliche Worte in Fülle zur Verfügung stehen.

Als man in der Hauptstadt des Deutschen Reiches den neuen Dom weihte, wählte man den Text: „Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer sein, denn die erste gewesen ist." Abgesehen davon, daß es unzulässig ist, bestimmt bezogene alttestamentliche Worte in eine andere Spezialbeziehung zu zwingen, ist es denn doch ein mehr rein kühnes Unterfangen, an der Schwelle eines neuen Gotteshauses, im Blick auf die überreiche Herrlichkeit des alten Domes, von größerer Herrlichkeit zu prophezeien. Im alten Dom predigten in Gegenwart des ehrw. Kaisers Wilhelm I. die Hofprediger V. Hengstenberg, Koegel, Bauer, Stoerker! Im neuen wirken die Epigonen.

Um ein anderes Beispiel von unzulässiger Benutzung des Alten Testaments zu erwähnen, erinnere ich an die bekannte Ruth-Stelle: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen." Nach meiner Meinung hat es keinen vernünftigen Sinn, diese Stelle als Trautext zu gebrauchen, es sei denn, daß in der Traurede die Braut speziell dazu ermahnt werden soll, mit ihrer Schwiegermutter treu verbunden bleiben zu wollen. Dann allenfalls. Aber es kann nicht ernst genug geraten werden, von solcher Benutzung alttestamentlicher Worte für alle Zukunft abzustehen. Eine Schatzkammer neutestamentlicher Sprüche steht für alle Gelegenheiten zur Verfügung.

Speziell für Bibelstunden, Bibelstudien und biblische Vereinsabende wird das Alte Testament ein geeignetes Gebiet für unsere Betätigung abgeben. Ich glaube aber nicht, daß in einer so kritischen und ernsten Zeit, wie die unsrige ist, wir einen einzigen Sonntag der Verkündigung des neutestamentlichen Evangeliums entziehen dürfen. Und Evangelium kann nur an der Hand des Neuen Testaments gepredigt werden. Eine eigenartige Stellung nehmen die meisten ein, wenn es sich um die erbauliche Verwendung alttestamentlicher Schriftstellen für das persönliche Leben der einzelnen handelt.

Hier besteht auch für mich ein Zwiespalt, ich fühle zwei Seelen — ach — in meiner Brust.

Als Theologe verwerfe ich das Herausreißen alttestamentlicher Schriftstellen aus ihrem Zusammenhang zum Zwecke persönlicher Erbauung unbedingt. Als schlichter Christ, der seine Erbauung sucht, benutze ich, so lange ich denken kann, solche herausgerissene Stellen täglich, indem ich die Losungen der Brüdergemeine lese. Ich gestehe offen, das ist eine Inkonsequenz. Aber ich rechtfertige sie (nicht wissenschaftlich) mit dem Kindesrecht, des Vaters Worte zu gebrauchen, weit hinaus über ihre erste Beziehung und Bedeutung mit Rücksicht auf die ewige Liebe, Gnade und Barmherzigkeit unsers himmlischen Vaters, die alle Erkenntnis, also auch alle Theologie übertrifft.

Wenn Josua 1, 9 geschrieben steht: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seist", so ist das nur zu Josua geredet. Wenn ich aber dieses W„ort in meiner Losung lese und das als für mich, für mein Haus, meine Kirche, für mein Volk geredet empfinde, so habe ich ein absolutes Recht dazu, weil ich aus dem Neuen Testament weiß: „Welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen." Deshalb kann ich getrost und freudig sein. In diesem Sinne wird das Losungsbuch, das so wunderbar verbreitet ist, sein göttliches Recht bewahren. Bismarck, der große Kanzler und sein alter Kaiser Wilhelm brauchten es ebenso, wie der fromme Kriegsminister Roon. Unser Christentum ist meist besser als unsere Theologie. Eine pädagogische Verwertung des Alten Testaments kann nur auf Grund des Bekenntnisses geschehen, daß die Bibel Alten und Neuen Testaments Gottes Wort ist.

Sollte das in Bezug auf das Alte Testament nicht mehr gelten, so dürften wir dasselbe nicht pädagogisch verwenden. Wir können nicht pädagogisch verwerten, was theologisch entwertet ist.

Aber zum Glück steht es nicht so. Das Alte Testament ist vor den drohenden Fluten der Negation gerettet.

Die biblischen Geschichten des Alten Testaments behalten ihr Recht. Die Urgeschichte ist vom größten religiösen Wert. Die Patriarchen-Geschichten werden nicht aufhören, ihre Anziehungskraft auszuüben, wie Samuels, Sauls und Davids Geschichte sicher sein darf, einen Platz im religiösen Lehrplan für alle Zeiten zu behaupten.

Aber die Forderung darf nicht unausgesprochen bleiben: Keine Behandlung alttestamentlicher Geschichten auf Kosten der Kenntnis des Neuen Testaments.

Das geht nicht an, daß unsre Kinder von Samuel, Saul und David erzählen können, aber die Geschichten von Jesu Wundern, von seinem Leiden, Sterben und Auferstehen nicht kennen.

Bei der pädagogischen Behandlung der alttestamentlichen Geschichten wird so oft der Fehler begangen, daß neutestamentliche Gedanken hineingelegt werden, die ursprünglich ganz gewiß nicht darin lagen. Je mehr wir alttestamentliche Geschichten aus sich selbst heraus verstehen

und behandeln, um so größeren Dienst werden wir damit der kommenden Generation leisten.

Im Anschluß an unsre Ausführungen drängt sich uns die Frage auf: Wie hat es geschehen können, daß eine so völlige Umwälzung auf dem Gebiet der alttestamentlichen Theologie eintrat, daß seit Jahrzehnten ein beständiger Kampf zur Verteidigung des Alten Testaments gegen allerlei Angriffe notwendig geworden ist?

Sobald die Kritik zum Selbstzweck wurde und sich von ihrer dienenden Stellung erhob, um sich selbst auf den Thron der Theologie zu setzen, wurde der gegenwärtige Zustand geschaffen: beständiger Angriff auf die Glaubensfundamente und deshalb beständige Verteidigungsarbeit.

Philologische Akribie ist kein Ersatz für das Wehen des Geistes im Wort der Wahrheit.

Was im Alten Testament ewige Wahrheit ist, das bleibt bestehen, dafür bürgt uns Christi Autorität.

Die Kritik muß herunter von dem Thron! Die Theologie dient, ihrem eigentlichen Wesen nach, mit allen Mitteln des Wissens und der Forschung nur der ewigen Wahrheit, und so dient die alttestamentliche Theologie nur der Erforschung der ewigen Wahrheit im Alten Testament.

Die biblische Weltanschauung ist für uns in ihrer Urgestalt nicht babylonische Weltanschauung, sondern uralte, erlebte, von Gott der Menschheit mitgegebene und in Israel bewahrte Kunde. Nicht Polytheismus ist das Ursprüngliche, sondern ursprünglich höhere Gotteserkenntnis entartete in Polytheismus.

Von der reinen Gottesverehrung Israels weiß Babel nichts.

Es war ein verhängnisvoller Fehler, in Ueberschätzung der orientalischen Funde sich so blenden zu lassen, daß die Priorität, ja Superiorität der babylonischen Werke, a priori angenommen wurde und von da aus eine Abhängigkeit der biblischen Literatur konstruiert wurde, wie sie ganz unhaltbar ist.

Der babylonische Wahn hat wunderbare Blüten gezeitigt. Es gibt nichts Verschiedenartigeres als alttestamentlichen und babylonischen Schöpfungsbericht; es gibt keine größeren Gegensätze als die zwischen babylonischem und alttestamentlichem Sintflutbericht. Und doch soll der babylonische die Urform darstellen. Im Alten Testament ist alles Sündenbewußtsein, Buße, Wahrheit, Gnade, Heilserwartung; hier weht in jeder Zeile der Odem der Ewigkeit. In den babylonischen Schriften ist heidnisches Götterwesen, Hinterlist, Lug, Trug, Verrat, Feigheit, echtes, niederes Heidentum.

So verschieden wie Friedrich Delitzsch, der Erfinder des Babelkultus ist von seinem großen, herrlichen Vater Franz Delitzsch, dem Manne, der den Geist alttestamentlicher Prophetie verstand, weil er ihn selbst in hohem Maße besaß, der in die göttlichen Geheimnisse alttestamentlicher Heilsgeschichte hineinzuschauen verstand, weil er demütig forschend zu

den Füßen der ewigen Weisheit saß, so völlig verschiedenen Welten gehören babylonische und alttestamentliche Schriften an, dort ist alles heidnisch, diesseitig, eitel; hier ist alles monotheistisch, auf die Ewigkeit bezogen, und wahrhaft groß. In Babylon, Aegypten und Arabien dürsteten die Alten nach Gott, nach dem lebendigen Gott. In der Bibel des Alten Testaments quillt das Wasser des ewigen Lebens. In der Bibel haben wir das Urbild, in den babylonischen Funden das Zerrbild.

Das Wertvolle aller biblischen Erzählungen liegt nicht im Gemeinsamen, sondern im Trennenden.

Die biblische Sintflutgeschichte trägt in sich die Kraft, das Gewissen der Welt zu wecken. Davon weiß babylonische Sintflutgeschichte nichts.

Man hat gesagt, moderne Maler wären nicht imstande, Christusbilder zu malen, wie sie uns Raphael, Fra Angelino, Correggio gegeben haben, denn ihnen fehle der Glaube jener Zeit. Freilich ebenso werden gläubige Maler unserer Tage heute nicht malen, das ist richtig, aber wer im Evangelium lebt, schafft heute genau so tiefdurchdachte, geistdurchwehte, zur Andacht stimmende Christusbilder.

Um den Stern des Evangeliums zu finden, muß man im Evangelium leben. Um den Wert des Alten Testaments zu verstehen, muß man in ihm leben.

Wer an das Alte Testament herantritt wie an ein der Zerstörung preisgegebenes Priestertrugs-Machwerk und sich selbst zum Richter darüber einsetzt, der wird niemals den Geist des Alten Testaments in seiner Fülle erfassen. Man kann jedes Wort des Alten Testaments philologisch noch so korrekt verstehen, ohne Eingehen in den Geist des Alten Testaments ist völliges Verstehen unmöglich. Franz Delitzsch war es, der da sagte: „Wenn man auch noch so fähig ist, den alttestamentlichen Text grammatisch zu zergliedern, so kann man doch schlechthin unfähig sein, sich theologisch in den Geist seines Sinnes und seiner Geschichte zu versenken."

In der Nachfolge dessen, der uns die Theologie des Alten Testaments offenbart hat in der Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen in seinem Leben, Leiden und Sterben, werden wir alle Wege die rechte Wertung des Alten Testaments finden, keine Ueberschätzung, als wäre Weissagung schon Erfüllung und Heilsverheißung schon das Kommen des Heilands; als wäre das Morgenrot schon das helle, strahlende Sonnenlicht; als wären die Propheten auf einer Stufe mit dem, von dem sie geweissagt haben.

Aber so wollen wir das Alte Testament werten, daß wir in ihm den Anbruch des lichten Tages schätzen, das Gesetz erkennen als den Zuchtmeister auf Christum, die alttestamentlichen Gottesdienste als Schatten des wahren Gottesdienstes im Geist und in der Wahrheit; die Prophetenstimmen als gläubiges Verlangen nach dem, der der Welt den Frieden bringt.

Damit ist für alle Zeit jeder frivolen, oberflächlichen, hochmütigen Beurteilung des Alten Testaments der Weg versperrt. Bis zur Vollendung der Zeiten wird diese Auffassung des Alten Testaments als die Urkunde der vorbereitenden und vorbeutenden Heilsgeschichte den Sieg behalten. Der ewigen Wahrheit gehört der Sieg in Ewigkeit.

Die Berechtigung der Kindertaufe.

Referat, gelesen auf der Konferenz des Süd-Illinois-Distrikts von F. Frankenfeld sen.

Wir lehren und haben in unserer Evangelischen Kirche die Kindertaufe, wir taufen die kleinen, unmündigen Kinder und nicht die Erwachsenen. Wir taufen nur solche Erwachsene, welche in ihrer Kindheit nicht getauft wurden, sei es durch Schuld und Versäumnis der Eltern, oder weil es an der Gelegenheit fehlte, die heilige Taufe zu empfangen, und die daher später die Taufe verlangen. Mit uns haben die Kindertaufe: die alte, katholische Kirche und viele protestantische Kirchengemeinschaften, wie die lutherische, die reformierte, die Brüdergemeinde, die Presbyterianer, die Methodisten u. s. w. Dagegen gibt es auch eine Anzahl von Kirchengemeinschaften, welche die Kindertaufe verwerfen und nur die Erwachsenen taufen. So die Baptisten, Mennoniten, Christians u. s. w. Die Ansichten über die Kindertaufe sind bei den verschiedenen Kirchen und wohl manchmal in einer und derselben Kirche verschieden und widersprechen einander. (Referent weiß von zwei evangelischen Pastoren, welche austraten und sich den Baptisten anschlossen.) Die einen sagen: „Die Kindertaufe ist nicht biblisch und nicht recht." Die andern sagen: „Sie ist es." Wer hat nun recht? „Ein jeder sei seiner Meinung gewiß." „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde," sagt der Apostel (Röm 14, 5 und 23). Wenn man das, was die Baptisten u. s. w. gegen die Kindertaufe sagen, hört und liest, so scheint das auch für den ersten Augenblick einleuchtend zu sein, wenn man nicht weiter prüft, und man könnte wohl an der Kindertaufe irre werden. Doch, wir bleiben mit unsrer teueren Evangelischen Kirche bei der Kindertaufe und wollen im folgenden sehen, daß sie einen guten, festen Grund hat. Wir beantworten uns aber zuerst die Frage:

Worauf gründet sich die Berechtigung der Kindertaufe? und antworten: Auf den Inhalt und die Bedeutung der heiligen Taufe selbst. Ehe wir also auf unser Thema näher eingehen, müssen wir zuerst die heilige Taufe selbst etwas näher betrachten.

Das alttestamentliche Vorbild der Taufe ist die Beschneidung. Wie die Beschneidung das Zeichen des Bundes war, den Gott mit Abraham, dem Stammvater des Volkes Israel als des Volkes Gottes, und mit allen seinen Nachkommen machte (1. Mos. 17, 9. 10), so ist die heilige Taufe das Zeichen des Bundes, den Gott mit seinem Christenvolke durch Jesum Christum, den einigen Mittler und Versöhner, gemacht hat.

Wie durch die Beschneidung die männlichen Glieder der Familie und mit ihnen auch die weiblichen in die Gemeinschaft des Volkes Gottes und in die Gemeinschaft mit ihrem Gott aufgenommen wurden, so werden die Christen durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft mit ihrem Gott und mit der gesamten Kirche versetzt.

Das eigentliche Taufwort, den Taufbefehl Christi, unsers Herrn, des alleinigen Herrn der ganzen christlichen Kirche, haben wir Matth. 28, 19, wo der Herr seinen Jüngern und nach ihnen seiner ganzen Kirche befiehlt: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie eintauchet in den Namen εἰς τὸ ὄνομα des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." Warum und wozu sollen alle Völker und alle Menschen, soll jeder einzelne Mensch getauft, eingetaucht werden in den Namen, in das Wesen des dreieinigen Gottes? Antwort: Damit er ein neues Wesen und Leben aus Gott empfange, damit ein neuer Mensch im alten, sündigen Menschen entstehe und geboren werde. Der Apostel Paulus nennt die Taufe „Das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes" (Tit. 3, 5). Diese Stelle, wie noch andere, ähnliche Stellen der Heiligen Schrift werden von vielen gläubigen Theologen und Exegeten auf die heilige Taufe bezogen. Und darum sagen wir und lehren wir in unserm evangelischen Katechismus: In der Taufe geschieht die Wiedergeburt des Menschen, in der Taufe empfängt der Mensch dem Anfange nach ein neues Leben aus Gott, nicht mehr und nicht weniger. Zur Begründung dieses Satzes wollen wir noch einige Schriftstellen und die Fragen in unserm Katechismus, die von der Taufe handeln, eben anführen, ohne sie weiter zu erklären, da ja diese Arbeit nicht hauptsächlich von der Taufe, sondern von der Kindertaufe und ihrer Berechtigung handeln soll.

Joh. 3, 5 sagt der Herr zu Nikodemus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." In Ephes. 5, 26 nennt der Apostel Paulus die Taufe „Das Wasserbad im Wort." Gal. 3, 27 sagt derselbe Apostel: „Wie viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen." In unserm Katechismus heißt es Frage 98 von der Wiedergeburt: „Die Wiedergeburt ist die Entstehung des neuen Lebens im Menschen, wie dieselbe von dem dreieinigen Gott durch die Taufe aus Wasser und Geist gewirkt wird." Und in Frage 126 heißt es von der Taufe: „Die Taufe ist dasjenige Sakrament, durch welches dem Menschen das neue Leben von dem dreieinigen Gott dargereicht wird. Hierdurch wird der Mensch in die Gemeinschaft mit Gott und der gesamten Kirche versetzt." Das ist die Lehre und das

Bekenntnis unsrer Evangelischen Kirche von der Taufe. Das sollte doch eigentlich, meinen wir, deutlich und bestimmt genug und unmißverstehbar sein. Dazu kommt noch, daß der Herr Jesus dieses Sakrament in einer der wichtigsten und feierlichsten Stunden seines Lebens auf Erden, unmittelbar vor seiner Himmelfahrt, eingesetzt hat. Daraus müssen wir doch auch schließen, daß es eine gar wichtige Sache, ein teures Vermächtnis des Herrn, ein hohes Gnadengut für uns enthält.

Wir wollen nun nach dieser Betrachtung der Taufe selbst auf unser Thema: Die Berechtigung der Kindertaufe näher eingehen. Es heißt in unserm evangelischen Katechismus auf die Frage: „Warum sollen auch die Kindlein getauft werden?" „Weil das neue Leben ist ein Gnadengeschenk Gottes, welches zu empfangen die Kinder ebenso fähig und bedürftig sind wie die Alten. Daher auch der Herr ihnen ausdrücklich sein Himmelreich zugesagt hat" (Frage 129). Das ist also kurz und gut unsere Kirchenlehre von der Kindertaufe. Ist die heilige Taufe die Gabe Gottes zur Wiedergeburt (Frage 98), empfängt der Mensch durch die Taufe den Anfang eines neuen Lebens aus Gott (Fr. 126), so darf dasselbe auch den Kindern nicht vorenthalten werden. Sie sind ebenso fähig wie die Erwachsenen, es zu empfangen. Es ist ein Gnadengut, ein Gnadengeschenk Gottes, welches Gott dem Menschen darreicht und schenkt, wozu der Mensch nichts tun kann und tut, ebensowenig, wie er zu seiner natürlichen Geburt etwas tun kann und tut. Die Kinder sind des neuen Lebens auch ebenso bedürftig wie die Alten. Sie sind auch sündige Menschenkinder, in Sünden empfangen und geboren mit der Erbsünde und müssen von neuem geboren werden, wenn sie ins Reich Gottes kommen wollen.

Die Baptisten und andere Gegner der Kindertaufe berufen sich auf das Wort des Herrn: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden" (Mark. 16, 16), und sagen: „Erst muß der Mensch glauben und sich bekehren, ehe er getauft werden kann und soll." Was wollen wir dazu sagen? Wir sagen: Als der Herr Jesus die heilige Taufe eingesetzt hatte, als dieselbe zuerst in Gebrauch kam und die Erwachsenen getauft wurden, weil noch niemand so getauft war (Johannes, der Täufer, taufte „mit Wasser zur Buße," Matth. 3, 11), da mußten dieselben freilich zuerst glauben an Jesum Christum und die Taufe selbst verlangen, ehe sie getauft werden konnten. Und so ist es noch bei den Heidenchristen und bei den Erwachsenen in der Christenheit, die getauft werden. Bei getauften Christenkindern muß dann freilich nach einem gründlichen Unterricht aus Gottes Wort der rechte Glaube folgen, und sie müssen im festen Glauben das Gnadengut des neuen Lebens, welches sie in der heiligen Taufe empfangen haben, ergreifen und sich zueignen, damit es wachsen und nach und nach den ganzen Menschen durchdringen kann. Das geschieht nach Frage 99 unseres Katechismus in einer wahren Bekehrung. Es heißt dort:

„Die Bekehrung ist das gläubige Ergreifen des von Gott gewirkten neuen Lebens" u. s. w. Die Baptisten und andere sagen weiter: „Es steht nicht in der Bibel, daß die Kinder getauft werden sollen." Wir sagen: Es steht auch nicht darin, daß sie nicht getauft werden sollen. Zu den Völkern aber, die getauft werden sollen, gehören Große und Kleine, gehören auch die Kinder. Der Apostel Petrus taufte den Cornelius zu Cäsarea mit seinem ganzen Hause (Apostelgesch. 10), und der Apostel Paulus den Kerkermeister zu Philippi mit seinem ganzen Hause (Apostelgesch. 16). Wenn nun auch nicht gesagt ist, und wir nicht bestimmt wissen, ob in jenen Familien noch kleine Kinder waren, so kann auch nicht bewiesen werden, daß keine solchen da waren. Aber auch bei den Erwachsenen war nach einem Unterricht oder nach einer Predigt, die sie gehört hatten, die Kenntnis der Sache, überhaupt die christliche Erkenntnis wohl noch gering und schwach. So war es auch bei dem Kämmerer aus Mohrenland und bei den Tausenden, welche am Pfingstfeste die heilige Taufe empfingen (Apostelgesch. 8, 2).

In der nachapostolischen Zeit sagt ein alter Kirchenlehrer, Irenäus (gest. 202), von der Kindertaufe: „Christus kam, alle zu retten, alle, sage ich, die durch ihn in Gott wiedergeboren werden, Säuglinge, Kinder, Jünglinge, Männer und Alte." „Origenes (gest. 254), sagt: „Die Kirche hat die Sitte der Kindertaufe von den Aposteln empfangen." Und ein anderer Kirchenlehrer (Caspers) sagt daher weiter: „Was also nicht mit Gewißheit aus der Schrift hervorgeht, das geht aus der Kirchengeschichte mit Gewißheit hervor: Die Kindertaufe ist apostolischen Ursprungs und von der nachapostolischen Zeit festgehalten worden."

Der berühmte Dr. Wall, ein Baptist, was das Untertauchen betrifft, welcher die Geschichte der Taufe genau studierte, gibt uns als Resultat seines Forschens folgende Zusammenstellung: „Für die ersten vierhundert Jahre nach Christo erscheint bloß ein Mann (Tertullian), welcher den Aufschub der Kindertaufe in gewissen Fällen anrät; und ein gewisser Gregory, welcher vielleicht einen solchen Aufschub bei seinen Kindern praktizierte. Aber während des ganzen Zeitraums existierte keine Gesellschaft von Menschen, welche so dachte oder handelte; auch nicht ein Mann, welcher sagte, daß es ungesetzlich sei, die Kinder zu taufen. Und in den nachfolgenden siebenhundert Jahren kann nicht ein Mann gefunden werden, der solchen Aufschub befürwortete oder selbst praktizierte, sondern Alles nur das Gegenteil. Als um das Jahr 1130 eine Sekte unter den Waldensern oder Albigensern sich gegen die Kindertaufe erklärte, auf den Grund hin: Kinder seien zur Seligkeit unfähig, verwarf die Masse des Volkes solche Meinungen, und die Sekte ging schnell ein und verschwand wieder, und von der Zeit an finden sich keine Personen mehr, welche an der Lehre festhielten, bis im Jahre 1522 die deutschen Anabaptisten auftraten."

Dr. Watson sagt: „Zufolge Bischof Tomlinson wurde die erste Baptistenkirche in England formiert ums Jahr 1640 und die erste in den Vereinigten Staaten um 1630.

Hören wir noch einige Aussprüche großer Kirchenlehrer und Gottesmänner über die heilige Taufe. Luther sagt in seinem großen Katechismus von der Kindertaufe: „Daß die Kindertaufe Christo gefalle, beweiset sich genugsam aus seinem eignen Werk, nämlich daß Gott deren viele heilig machet und den Heiligen Geist gegeben hat, die also getauft sind, und heutiges Tages noch viele sind, an denen man spüret, daß sie den Heiligen Geist haben, beide der Lehre und des Lebens halben. — Wo Gott aber die Kindertaufe nicht annähme, würde er deren keinem den Heiligen Geist, noch ein Stück davon geben." Und Melanchthon sagt: „Daß Gott Gefallen hat an der Taufe der jungen Kinder, zeiget er damit an, daß er vielen, so in der Kindheit getauft sind, den Heiligen Geist hat gegeben; denn es sind viel heiliger Leute in der Kirche gewesen, die nicht anders getauft sind" (Apol., Art. 4). Noch eine Stelle aus den symbolischen Büchern: „Darum ist es auch recht christlich not, die Kinder zu taufen, damit sie des Evangelii, der Verheißung des Heils und der Gnade teilhaftig werden. In und mit der Taufe wird ihnen die gemeine Gnade und der Schatz des Evangelii angeboten" (Apol. Art. 9. Vergl. Augsburg. Konf. Art. 9).

Die Kindertaufe hat also ihre Berechtigung, daran ist nicht zu zweifeln. Sie hat ihre Berechtigung auf Grund des Inhalts und der Bedeutung der heiligen Taufe nach der Heiligen Schrift; ferner nach der Praxis der Apostel und nach der Lehre und Praxis der alten Kirchenväter und -lehrer. Darum halten wir fest an der Kindertaufe und wollen das hohe Gnadengut der heiligen Taufe unsern Kindern nicht vorenthalten.

Was das Wasser, das äußere, sichtbare Zeichen und Mittel bei der Taufe betrifft, so sagen die Baptisten, der Täufling muß im Wasser untergetaucht werden, sonst ist es keine rechte Taufe. Es wäre wohl auch das Richtige, wenn es immer und überall ginge. Aber bei kleinen Kindern geht das nicht und auch nicht bei Erwachsenen im kalten Klima. Der Herr Jesus sagt im Taufbefehl Matth. 28, 19: „Tauchet sie ein in den Namen des dreieinigen Gottes;" er sagt nicht: tauchet sie ein ins Wasser. Das Eintauchen in den Namen Gottes, das Hineinsenken in das Wesen Gottes ist die Hauptsache bei der Taufe. Wasser soll dabei gebraucht werden, das zeigt das Wort „eintauchen" an, es ist das äußere Zeichen und Mittel bei diesem Sakrament; aber es ist nacht gesagt, wie das Wasser gebraucht werden soll und wie viel gebraucht werden soll, ebenso wie beim heiligen Abendmahl nicht gesagt ist, wie viel Brot und Wein gebraucht werden soll. Das griechische Wort βαπτίζειν bedeutet freilich zuerst eintauchen, dann aber auch waschen, besprengen.

Wir wollen uns noch daran erinnern und es nicht vergessen: Wo Rechte sind, da sind auch Pflichten. Die Kindertaufe hat ihre volle Be-

rechtigung, wir haben volles Recht dazu; sie legt uns aber auch heilige Pflichten auf. Sie legt allen christlichen Eltern und Lehrern und der ganzen Kirche die Pflicht auf, ihre getauften Kinder frühe und weiter gründlich im Worte Gottes zu unterrichten und zu lehren. Der Herr fügt dem Taufbefehl noch einen Befehl hinzu, nämlich: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Dieser Befehl gilt ebenso wie der erste, der Taufbefehl, und soll ebenso treulich erfüllt werden, damit die getauften Kinder auch zum rechten Glauben kommen und durch die Taufe und den Glauben selig werden können.

Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß unsere Evangelische Kirche von Anfang an darin gefehlt hat, daß sie nicht von jeder ihrer Gemeinden die Gründung und Erhaltung einer christlichen Gemeindeschule verlangt hat; daß sie ferner gefehlt hat, als sie ruhig zusah, wie eine blühende Gemeindeschule nach der andern einging und die Gemeindeschule in ihrer Mitte immer mehr zurück ging; daß sie noch darin fehlt und die einzelnen Gemeinden und evangelischen Christen in ihr, daß sie nicht mehr und ernstlicher darauf bedacht ist, die Gemeindeschule wieder zu heben und in rechten Gang zu bringen. Sommerschule, Samstagschule und Sonntagschule können eben doch eine gute Gemeindeschule, die fünf Tage in der Woche, wenigstens sechs Monate lang oder besser neun bis zehn Monate lang gehalten wird, nicht ersetzen. Der Herr ändere und bessere es. Er öffne uns und allen evangelischen Christen die Augen und lasse uns die Notwendigkeit einer christlichen Gemeindeschule zum Fortbestand unsrer teueren Evangelischen Kirche recht einsehen und lasse uns auf Mittel und Wege sinnen und solche finden, derselben unter uns wieder aufzuhelfen. Es ist keine vergebliche Mühe und die Gemeindeschule noch keine verlorene Sache. „Wo ein Wille (ein ernstlicher Wille) ist, da ist auch ein Weg." Für unsre getauften Christenkinder behält das Wort seine Geltung: „Aus der Familie in die Schule, aus der Schule in die Kirche, aus der Kirche in den Himmel!"

Das bloße Recht des Stärkeren, das in den Anfängen der Menschheit allein den Ausschlag gab, wird in unserem bürgerlichen Zusammenleben im Prinzip längst nicht mehr anerkannt. Aber in dem Zusammenleben der Völker glauben wir an diesem tierischen „Rechte" nicht mehr rütteln zu dürfen. Sehen wir auf der Straße einen harmlosen Passanten von Strolchen überfallen und beraubt werden, so eilen wir ihm ohne jede Aufforderung zu Hilfe und setzen die Strolche hinter Schloß und Riegel. Aber den räuberischen Staat, der seinen schwächeren Nachbar überfällt und ausplündert, den lassen wir ruhig gewähren. „Politik" sagen wir achselzuckend und bilden uns ein, damit etwas ungemein Tiefsinniges, ein unumstößliches Axiom auszusprechen, während es doch im Grunde nur ein unerhörter Irrtum, eine grenzenlose Dummheit ist. (Aus „Türmers Tagebuch.")

Kirchliche Rundschau.

Inland.

„Pastor" Russell.

In einem neueren Predigtbuch fanden wir die Worte: In der Welt geht es so: „Wer nichts aus sich macht, aus dem macht sie auch nichts, und wer zu blenden versteht, den hebt sie auf den Schild." Zuletzt wird aber die Welt auch gescheit und das Lied endet damit, daß hohle und hochmütige Köpfe zuschanden werden, und Talente, die sich bescheiden im verborgenen hielten, an's Licht hervorgezogen wurden. —

Noch immer hat sich jedenfalls die Wahrheit bestätigt: „Hochmut kommt vor dem Fall." Diese Worte schreiben wir mit besonderer Rücksicht auf den selbstkreierten „Pastor" Charles T. Russell.

Dieser Mann mit seinem Größenwahn und seiner Findigkeit, sich stets vor den Augen des Publikums zu halten und dabei doch sein eigenes Tun und Treiben möglichst zu verschleiern, leichtgläubige Leute zu fangen mit der Meinung, daß ihr Russell etwas Großes sei (Apgesch. 8, 9, 10) erinnert deutlich an den falschen Propheten Dowie, den Gründer von Zion City, der ein so trauriges Ende genommen hat. Dieser „Pastor" Russell hatte die Frechheit vor etlichen Monaten einzelne Blätter auszusenden an Pastoren und Editoren, sog. "marked copies" eines Blattes mit dem Titel: **Brooklyn Tabernacle. People's Pulpit. Interdenominational. Published monthly, Brooklyn, N. Y.** Wir bekamen Vol. 3, N. 11, ohne irgend ein Monats- oder Tagesdatum. Das Blatt kann 20 Jahre alt sein oder erst in diesem Jahre gedruckt, — es ist nicht zu ersehen.

Ein anderes Blatt hat den Titel: **The Bible Student's Monthly. International Bible Students Assoc. Vol. IV, No. 10. New York City.** Wieder kein Datum.

Dieses Blatt hatte eine blaue Marke an folgendem Satz: **A marked sample copy of this issue has been sent to all preachers to warn them regarding the course of error being pursued and that they are forcing the Truth to be told. We can only very briefly here give the Pastor's (Russell's) answer to the calumnies of the Eagle and the Ministerial Clique. We can, however, supply *free on request* his full reply and also the *Missionary Committee's Report*.'"**

Nun gerade dieser „Missionary Report" zeigt die erlogene Frechheit, Hohlheit und Oberflächlichkeit dieses Mannes, der es versucht, mit seinem Blättchen das öffentliche Urteil einzuschüchtern durch Drohung mit gerichtlichen Verfolgungen. Wir geben hier kurz einen Absatz aus „Philadelphia," Febr. 1913:

Der Begründer der Millenniumssekte, der amerikanische Geschäftsmann Russell, der sich jetzt Pastor titulieren läßt, hat eine Reise um die Welt gemacht, um die Missionsarbeit in den verschiedenen Ländern zu prüfen. Am 31. März 1912 hat er seinen Bericht vor einer großen Versammlung in New York vorgetragen. Er fand vieles in der Mission zu tadeln. Ueberall fehlt eben die Arbeit nach *seinem* System; darauf, meint er, warten die Heiden. Ein Kreis angesehener und gelehrter christlicher Männer hat sich nun daran gemacht, die Berichte und Urteile Russels zu prüfen, und hat das

Ergebnis ihrer Untersuchung veröffentlicht. Sie haben gefunden, daß Russel außerordentlich oberflächlich und mangelhaft geprüft und geurteilt hat, ja, daß manche seiner Behauptungen unwahr sind. Schon die Kürze seiner Reise — sie dauerte 116 Tage, also nicht ganz vier Monate — läß es unmöglich erscheinen, daß er eine, wie er behauptet „sorgfältige" Untersuchung der Missionsarbeit in den verschiedenen Missionsgesellschaften hätte vornehmen können. Fast alle 116 Tage hat er auf Schiffen zugebracht und auf diesen nur mit zwei Missionaren kurze Unterredungen gehabt. In China hat er drei Städte besucht: Schanghai, Kanton und Hongkong, war in jeder Stadt nur einen Tag (d. h. so lange sein Schiff anhielt), hat aber doch angeblich die Missionsarbeit in China „sorgfältig" untersucht. Er behauptet, daß in Chna durch die Missionare 600 verschiedene christliche Kirchen und Sekten vertreten seien; er würde aber nicht imstande sein, auch nur 100 verschiedene Denominationen zu nennen, die in China Mission treiben. Aber Russell hat sich gewöhnt, den Mund immer recht voll zu nehmen, und damit macht er auf gedankenlose und ungebildete Menschen immer Eindruck. Von dem großen und fruchtbarsten Missionsgebiet Afrika hat Russell auf seiner „sorgfältigen" Missionsuntersuchungsreise nichts gesehen. Solche Untersuchungen und Untersuchungsberichte, die darauf berechnet sind, nur die eigene Sache zu fördern und andere geringschätzig zu behandeln, schlagen meist der Wahrhaftigkeit ins Gesicht, und wenn man mit solcher Oberflächlichkeit dabei verfährt und doch ein so großes Geschrei davon macht, als hätte man wunder was geleistet, so wird man mit Recht unter die Schwindler gerechnet.

Dieser Russell hat auch im letzten Jahr wieder, wie die Zeitungen berichten, einen Prozeß gehabt mit seiner von ihm geschiedenen Frau. Wenn er so weitermacht, wird er noch ein Ende nehmen wie sein Vorgänger Dr. Alexander Dowie, der zuletzt von seiner eigenen Sekte um offenbarer Sünden willen ausgestoßen wurde, und dessen Werk mit seiner angemaßten Ehre in Trümmer ging.

Was nun hier in dem Stuttgarter Blatt nur kurz angedeutet ist, das ist schon ausführlicher zu finden in einem Aufsatz. den der „Christ. Apol." vom 9. Juli d. J. publizierte. Er lautet:

„Pastor" Russell an den Pranger gestellt.

„Der Christliche Apologete" hat schon des öfteren vor dem sogenannten „Pastor" Charles T. Russell, dem Autor der vielverbreiteten „Millenial Dawn"-Literatur, und seinen schriftwidrigen Lehren gewarnt, aber da ihm scheinbar unbegrenzte Geldmittel zur weiteren Verbreitung seiner Irrlehren zu Gebote stehen und manche aufrichtige Leute dadurch verführt werden, so tut eine neue Warnung not, um so mehr, weil er vielfach Propaganda für sich zu machen versucht durch Anwendung von mißleitenden und unberechtigten Namensbezeichnungen. So z. B. hat er eine sogenannte „Internationale Bible-Studenten-Association" gegründet und hat unlängst einen Ausspruch dieser Association durch die Presse des ganzen Landes verbreitet, dahingehend, daß die alte Bibellehre von einer Hölle von dieser Internationalen Association verworfen worden sei. Das Publikum würde selbstverständlich aus einer solchen Bezeichnung schließen, daß dieser internationale Verein von Bibelstudenten aus Vertretern aller kirchlichen Benennungen zusammengesetzt sei. Tatsache ist, daß derselbe nur Charles T. Russell repräsentiert und sonst niemand.

Was die Lehren Russells betrifft, so ist wohl die beste und vollständigste Widerlegung derselben in einer von Dr. J. M. Haldemann verfaßten Schrift enthalten, betitelt: "Millenial Dawnism, or the Blasphemous Religion, which teaches the Annihalation of Jesus Christ." Aber was die Entblößung des unmoralischen Chrarakters dieses religiösen Schwindlers betrifft, so haben wir nichts besseres gesehen, als zwei kürzlich von Ch. C. Cook, 150 Nassau Str., New York, herausgegebene Pamphlete, die zu je 10 Cents bezogen werden können. Das eine Pamphlet ist betitelt "All About One Russell" von Charles C. Cook. Das andere, welches wir ganz besonders empfehlen, trägt den Titel: "Some Facts and More Facts about the Self-Styled "Pastor" Charles T. Russell." Diese Schrift ist von speziellem Wert, weil sie einen ausführlichen Bericht über den Verlauf eines Anklagefalles enthält, den Pastor Russell wegen Charakterverleumdung gegen Rev. J. J. Roß, einen Baptistenprediger in Hamilton, Ont., Canada, angestrengt hatte. Das Pamphlet bringt eingangs den angeblichen Verleumdungsartikel, den Rev. J. J. Roß im Juni 1912 gegen C. T. Russell veröffentlicht hatte. In diesem Artikel wird behauptet, daß Russell niemals eine höhere Schulbildung genossen habe; daß er in der Philosophie und Theologie fast gänzlich unbewandert ist; daß er von den alten Sprachen nichts wisse, obgleich er behauptet hatte, er kenne sie; ferner, daß er niemals als Prediger ordiniert wurde, und daß er mit keiner kirchlichen Benennung verbunden ist; daß er zu keiner evangelischen Kanzel in Amerika oder in irgend einem andern Lande zugelassen werden könnte, wo man ihn und seine religiösen Schriften kennt; daß seine Frau sich von ihm scheiden lassen mußte wegen nachgewiesenen ungebührlichen Verhältnissen mit andern Frauen; und daß er Eigentum im Werte von $35,000 für $50 veräußert habe, um die Ansprüche seiner geschiedenen Frau darauf zu verhindern.

Es wird in diesem Pamphlet weiter nachgewiesen, wie Pastor Russell auf jede mögliche Weise dem Verhör, das er selbst eingeleitet hatte, auszuweichen suchte; daß aber, als er schließlich auf dem Zeugenstande auftrat, er verschiedene frühere Aussagen, die er gemacht hatte, als unwahr widerrufen mußte; daß er sehr gravierende Zugeständnisse betreffs seines ehelichen Lebens und seiner Verhältnisse zu andern Frauen machen mußte, und daß die verschiedenen Gesellschaften, die er gegründet hat, nur von ihm selbst kontrolliert werden.

Dieses Verhör fand in Hamilton, Canada, statt. Die Großgeschworenen haben am 1. April 1913 eine Entscheidung gegen Russell abgegeben. Alle Behauptungen von Rev. J. J. Roß gegen ihn sind also aufrecht erhalten worden. Pastor Russell hat aus weislichen Gründen den Fall in den canadischen Gerichtshöfen nicht weitergeführt.

Wo immer Russells Schriften auftauchen, raten wir unsern Lesern, sich diese billigen Pamphlete anzuschaffen. „Sie werden den Mann in seinem wahren Charakter offenbaren."

Wäre Russell ein bloßer Privatmann, so hätten wir weder ein Recht noch Beruf, ihn öffentlich „an den Pranger zu stellen." Allein der Mann geberdet sich, als ob er allein der rechte Schriftausleger sei, er schimpft und lästert über alle Kirchen und Denominationen, gibt sich den Anschein, ein großes Licht zu sein, ein Kenner der Sprachen, publiziert "Studies in Scriptures", "Wonderful Bible Helps", or "Keys to the Scriptures" 7,-000,000 vol. in circulation. Seine Schriftauslegung ist durchaus irreführ-

rend. In einem Blatt hatte er die Frechheit zu leugnen, daß es in der Ewigkeit eine Höllenstrafe für die Gottlosen gäbe, und setzte da folgende freche Ueberschriften: Lake of Fire and Brimstone is Universally Repudiated. Officially abolished at Washington, D. C. (From the "Washington Evening Star," July 8, 1912): Not based on Bible. Gen. Hall's view of literal fire in the hereafter. Creed of the Middle Ages. Resolution Adopted by Bible Students' Convention Declaring Disbelief in Hell Fire Doctrine. — Mit diesem Blatt wollte er die Welt glauben machen, daß auch die Prediger, die von der Hölle sprechen, nicht glauben, was sie sagen. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten schon Veranlassung gehabt, uns hierüber deutlich genug auszusprechen. In Kürze nur wollen wir erinnern an Juliheft 1908, pg. 287, wo wir ein Verständnis anzubahnen suchten, wie die schrecklichen Drohungen der Schrift zu verstehen seien. Dieser „Pastor" Russell soll uns nicht nachsagen, daß wir die Höllenstrafe leugnen.

Wir ersuchen unsere Leser, sich die oben genannten Schriftchen kommen zu lassen. Da hier unanfechtbare christliche Dokumente mitgeteilt werden, wird der freche Schwindler nicht wagen, die Wahrheit der betreffenden Schriften im Gericht anzufechten.

Weh dem Volk, das solchen Verführern in die Hände fällt und sich von ihnen berauben läßt um seine geistlichen Güter und Wahrheiten und um sein Geld, das er für erlogene und irreführende Bücher hingibt.

Mit ebensolcher Frechheit suchen die Römlinge hierzulande die Wahrheit zu Boden zu treten, wie die nachfolgende Nachricht zeigt. Zum Verständnis dieser Notiz, die wir auch dem Chr. Ap. entnehmen, verweisen wir auf Januarheft 1913, Seite 70 und 71.

Ein Mordversuch gegen Jeremiah J. Crowley.

Am 12. Juni 1913 wurde Jeremiah J. Crowley in Oelwein, Iowa, nachdem er einen Vortrag im dortigen Opernhaus über das Thema „Roms Stellung gegen die öffentlichen Schulen" gehalten hatte, von einem mörderischen römisch-katholischen Pöbel angegriffen und wäre beinahe um das Leben gekommen. Männer und Frauen umringten ihn, bewaffnet mit Knüppeln, Steinen und Messern, und schrieen um sein Blut. „Schlagt ihn tot!" „Schneidet ihm das Herz aus dem Leib!" so hieß es von allen Seiten. Herr Crowley kehrte sich nicht an diese Drohungen, sondern ging ruhig seines Weges, begleitet von zwei Freunden. Die Rotte drang aber näher auf ihn ein, und wiewohl er ein großer, starker Mann ist, der sich vor keinem Menschen fürchtet, war er so eingeengt, daß er sich nicht gut wehren konnte. Sie wollten ihn zu Boden werfen und zertreten, aber es gelang ihnen nicht. Plötzlich schlug einer ihn mit einem Stück Eisen auf den Schädel, so daß er beinahe zu Boden gefallen wäre. Aber er war jetzt nur noch einige Schritte von seinem Hotel entfernt und wurde der fanatischen Wut der Rotte entrissen. In ihrem Grimm, daß er ihnen entwischt war, forderte der Pöbel den Hotelbesitzer auf, Herrn Crowley aus dem Hotel zu verweisen oder sie wollten ihn selber holen. Dieser antwortete: „Das werdet ihr nur tun, wenn ihr über meinen toten Leib schreitet!" So zogen sie unverrichteter Sache fort. Der Attentäter wurde arretiert und wird ohne Zweifel mit andern Ruhestörern verhört werden. Es stellte sich heraus, daß der dortige katho=

lische Priester, Patrick O'Connor, seine Herde zu diesem mörderischen Angriff aufgestachelt hatte. Sein Bruder, Eugen O'Connor, ist Oberrichter in Oelwein. Zuerst versuchten die Katholiken des Orts, den Besitzer des Opernhauses zu bewegen, Herrn Crowley die Halle zu verweigern, und drohten, daß sie andernfalls das Opernhaus niederbrennen würden. Als das nichts fruchtete, war ihr nächster Plan, die Versammlung aufzubrechen. Vater Crowley verstand es aber, die Situation vollkommen zu beherrschen. Schon vor der Versammlung hieß es auf den Straßen: „Tötet ihn! Man kann euch nichts tun. „Gene" (Richter Eugene O'Connor) ist auf unsrer Seite."

Die Grand Jury in Oelwein, Iowa, hat nun offenbar eine wichtige Pflicht zu erfüllen. Was war Crowleys Verbrechen? Nichts, als daß er für die amerikanische Schule, die amerikanische Fahne und amerikanische Freiheit auftrat. Was ist Roms Antwort: „Nieder mit der Redefreiheit, nieder mit den öffentlichen Schulen, nieder mit Crowley! Schlagt ihn tot!" Als der katholische Priester hörte, daß Crowley den nächsten Tag wieder in der Halle reden würde, und merkte, woher der Wind blies nach diesem wüsten Aufruhr, den er angezettelt hatte, sandte er Wort: „daß es dem Herrn Crowley erlaubt sein würde, in der Halle zu reden!" Ja, er stellte sich selbst ein, umhüllt mit einer amerikanischen Fahne! Herr Crowley verwies ihm den Saal und kündigte ihm an, daß er keine Erlaubnis von ihm brauche, um in diesem freien Lande eine öffentliche Rede zu halten. Herr Crowley ist wieder wohlbehalten und gesund nach Cincinnati zurückgekehrt, wo er seine Tätigkeit fortsetzt. Die Kopfwunde ist noch verbunden, aber, Gott sei Dank, nicht gefährlich. Möge der Herr ihn auch ferner vor der Wut Roms schützen und noch lange erhalten."

So treiben es die Römlinge im Lande der „Freiheit und Gleichheit," wo jeder Schurke ungestraft seinen Unrat öffentlich vor aller Welt auskramen darf. Die Staatsbehörden aber begünstigen die frechen Anmaßungen der römischen Priester und Prälaten. — Wollten wir Einsendungen unterdrücken, die scharfe Kritik üben an allerlei Mißständen in unserer Kirche, so würden wir uns gleicher Sünde schuldig machen.

Ueber Kirchenvereinigung schreibt die Reformierte Kirchenzeitung.

"The Christian Intelligencer" kommt in einem Leitartikel auf die der Generalsynode gemachte Vorlage der Vereinigung der Reformierten Kirche in Amerika und der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten zurück. Er hält diesen Vorschlag für einen der wichtigsten von allen vorliegenden Punkten und bespricht ihn durchaus wohlwollend. Er weist darauf hin, daß der Gedanke einer Verbindung durchaus kein neuer, sondern des öfteren aufgetaucht ist. Vor einigen Jahrzehnten war die Vereinigung dem Abschluß ganz nahe und scheiterte noch in letzter Stunde. Seit zwanzig Jahren hat man diese Frage nun ruhen lassen; daß man sich jetzt wieder mit ihr zu beschäftigen beginnt, kann nicht wunder nehmen.

„Die allgemeine Stimmung unter den christlichen Benennungen ist der Vereinigung bedeutend günstiger geworden. Man hat es sich klar gemacht, daß eine unnötige, unbegründete Trennung gleich bedeutend ist mit Verschwendung, einen Verlust an Zeit, Geld, Männern, Einfluß und Erfolg nach

sich zieht. Allerdings haben unweise und vorzeitige Versuche, Kirchen zusammen zu bringen, die noch nicht bereit waren, einen solchen Schritt zu tun, der Sache der Kirchenvereinigung Schaden getan, besonders wenn derartige Einladungen zu sehr an „das Lamm und der Wolf" erinnerten. Aber der förmliche Zusammenschluß von Kirchen, die schon von Haus aus einig sind, ist eine ganz verschiedene Sache.

Sollten solche Körper es verfehlen, sich tatsächlich zu vereinigen, weil sie selbstsüchtig, stolz oder träg sind, so wäre das nicht nur unweise, sondern sogar unchristlich. Die vielen Versuche, die Holländ.-Ref. Kirche mit der Deutsch-Reformierten Kirche zu verbinden, sollten endlich mit Erfolg gekrönt werden. Diese Brüder sind „Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch." Es gibt nicht zwei andere Kirchen im ganzen Protestantismus Amerikas, die so geeignet sind für eine organische Verbindung und in deren Vergangenheit oder gegenwärtigen Umständen so wenig Trennendes liegt, denn ihre Geschichte ist ähnlich, sie sind ihrem Ursprung nach verwandt, sind einig in ihren theologischen Ueberzeugungen und haben denselben Glauben, dasselbe Bekenntnis, denselben Katechismus, dasselbe Kirchenregiment.

Beide Kirchen vereinigt würden eine ansehnliche Heeresmacht bilden, nämlich etwa 2000 Pastoren, 2400 Gemeinden und 415,000 Abendmahlsgäste, wovon auf die Holländer 728 Pastoren, 684 Gemeinden und 116,815 Abendmahlsgäste kommen. Sogar die Namen beider Kirchen könnten beibehalten werden und würden einen wohlklingenden Namen für die vereinigte Kirche bilden: „Die Reformierte Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika." Möge die Generalsynode in dieser Angelegenheit von dem Geist der Liebe und Weisheit geleitet werden." — Sollte die Generalsynode der Reformierten Kirche in Amerika sich einer Vereinigung mit unsrer Kirche günstig zeigen, so würden gewiß auch bei uns viele geneigt sein, die vorgeschlagene Verbindung einzugehen.

Etwas über Landschulunterricht.

Der Leiter des Bundesunterrichtsamtes, Dr. P. P. Claxton, ist von dem Landschulwesen in den Vereinigten Staaten nichts weniger als erbaut. Am meisten Anstoß nimmt er an den verhältnismäßig und unverhältnißmäßig kurzen Schulzeiten in gar vielen Staaten und meint, die Landschulen sollten doch schon der Dauer der Schulzeit nach auf dieselbe Stufe mit den städtischen Schulen gebracht werden; das Landkind sollte seine neun Monate freien Schulunterricht haben.

Wie weit man noch von diesem wünschenswerten Zustande entfernt ist, geht daraus hervor, daß vielfach die Dauer der Schulzeit nicht einmal 160 Tage erreicht, das geringste, was man nach Ansicht des Doktors verlangen kann. Die Durchschnittslänge der Landschulzeit beträgt nur 138 Tage oder ein bißchen mehr als sieben Monate, während die Stadtkinder 184 Tage oder länger als neun Monate zur Schule gehen. Nur zwei Staaten, Connecticut und Rhode Island, haben in einzelnen Landbezirken Schulzeiten von mehr als neun Monaten. Elf andere Staaten bringen es auf eine Dauer von 8 bis 9 Monaten: Californien, Jowa, Michigan, Maryland, Kansas, Nebraska, New York, New Jersey, Süd-Dakota, Washington und Wisconsin. Aber eine ganze Anzahl steht bedenklich unter dem Durchschnitt von 7 Monaten. Ein paar kommen auf 6 Monate; Florida und Arkansas nur auf

5; Nord-Carolina, Süd-Carolina und New Mexico halten knapp 4 Monate Schulunterricht für ihre Landkinder vollauf genügend, und der wird womöglich noch auf die Hälfte beschnitten. Und da wundert man sich über die Bildung des Landvolkes im gesegneten Süden. Wie es mit den Negerschulen dort aussieht, das ist ja schon oft beleuchtet worden.

Um das Maß voll zu machen, steht auch das Lehrerwesen sehr vieler Landschulen auf einer ungenügenden Höhe. Da sollte vor allem die Besserung einsetzen. „Es ist nicht recht erfindlich," mein Dr. Claxton, „weshalb das Landkind nicht ebenso gute Lehrer und ebenso guten Unterricht bekommen sollte, als das Stadtkind. Ein Landschullehrer sollte mindestens 4 Jahre Hochschule und 2 Jahre Normalschule oder College hinter sich haben und die Unterrichtszeit sollte 8 oder 9 Monate dauern, acht aber nur zeitweilig. Außerdem sollten die Landschulen mit guten Büchereien ausgestattet sein. Die Verhältnisse sind ja in manchen Gegenden durchaus nicht günstig, aber mit ein bißchen gutem Willen könnte man doch vielfach weiter sein. (W. Post.)

Die Ref. Kirchen-Zeitung schreibt:

Nachdem Ungläubige, Juden, Katholiken und leider auch ein Teil Christen gegen das Lesen der Bibel in den öffentlichen Schulen gekämpft haben,*) angeblich aus dem Grund, weil Kirche und Staat bei uns getrennt seien und die Bibel daher keine Berechtigung in einer städtischen oder staatlichen Anstalt habe, wirkt die Nachricht ordentlich erfrischend und wohltuend, daß der gesetzgebende Körper in Pennsylvanien die Bestimmung erlassen hat, die Bibel solle täglich in den öffentlichen Schulen gelesen werden. Sollten sich Lehrer weigern, dieser Bestimmung nachzukommen, so mögen sie entlassen werden.

Damit legen jene Volksvertreter in Pennsylvanien ein entschiedenes Zeugnis dafür ab, daß sie die Bürger ihres Staates nicht als Heiden, sondern als Christen ansehen. Daß aber das ganze amerikanische Volk auch sonst als ein christliches angesehen wird, das beweisen allerlei christliche Einrichtungen und Gebräuche, wie z. B. die Anstellung von Kaplänen bei der bewaffneten Macht. Wie bemerkt, man freut sich, daß einmal eine solche Körperschaft so laut und bestimmt für die Bibel eintritt. Deren Benutzung mag aber auch Heiden und Juden gut tun.

Leider nehmen zu viele Glieder christlicher Kirchen falsche, feige Rücksichten auf die anmaßenden Ansprüche und Anforderungen verhältnißmäßig kleiner Minderheiten und geben gute Rechte auf, nur um mit allerlei Volk, mögen sie nun Religion haben oder nicht, „im Frieden" leben zu können. Das ist aber kein ehrenvoller Friede, sondern ein fauler Friede und den dürfen wir als Christen nicht eingehen. Unsre Ueberzeugung muß uns zu hoch und teuer sein, als daß wir sie um die Gunst vielleicht einflußreicher Gegner oder um eine doch nur scheinbare Einigkeit daran geben dürften.

Und der „Ap." schreibt dazu

Die Bibel für das Volk.

„Wenn wir uns zu den Prinzipien halten, welche in der Bibel gelehrt werden, wird unser Land fort und fort gedeihen; wenn aber wir und unsere

*) Am giftigsten haben leider die Missourier dagegen gekämpft aus fanatischem Haß gegen alle, die nicht ihres Glaubens sind.

Nachkommen deren Lehren und Autorität nicht achten, so wird kein Mensch sagen können, welche plötzliche Kalamität über uns hereinbrechen und alle unsere Herrlichkeit in tiefste Dunkelheit versenken mag." So sprach Daniel Webster, einer der berühmtesten Staatsmänner und Redner dieser Republik im vorigen Jahrhundert. Aber wie steht es heute mit der Verehrung der Bibel und ihrer Lehren in unserer Nation? Dieses Buch der Bücher, das Fundament der modernen Zivilisation und die Quelle aller reinen Religion und höheren Moral, ist durch den politischen Einfluß ihres bittersten Gegners — der römischen Kirche — in vielen Staaten aus den öffentlichen Schulen verbannt worden, so daß ein neues Geschlecht jetzt herangewachsen ist, das die jämmerlichste Unkenntnis der Bibel an den Tag legt. Das ist eines der größten Verbrechen gegen wahre Vaterlands- und Menschenliebe — eine der schwersten Versündigungen an unserer aufwachsenden Jugend, ein Hohn auf alle Erziehung und Bildung und eine unerträgliche Schmach für unsere Nation. Dieses größte Unrecht muß und wird beseitigt werden. Wie Dr. W. W. White, Editor des „Bible Magazine" in New York sehr treffend bemerkt: „Das Verhältnis der Bibel zu unseren öffentlichen Schulen ist eine vielumstrittene Frage, aber nicht so kompliziert, wie man oft denkt. Die Schwierigkeiten in dem Weg der Wiedereinführung der Bibel in denselben liegen mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Denn sie ist das Fundament der christlichen Zivilisation, und da unsere Nation als ein christlicher Staat anerkannt wird, ist es unlogisch, behaupten zu wollen, daß keinerlei Gebrauch von den christlichen Schriften in unseren öffentlichen Schulen gestattet sein dürfe, aus Furcht, man möchte solchen, die nicht Christen sind, Anstoß geben oder Streitigkeiten zwischen den verschiedenen christlichen Benennungen hervorrufen." Diese Stellung ist ganz richtig und unanfechtbar. Denn die Bibel ist kein „sektiererisches Buch." Nur ihre Gegner und die Gegner der öffentlichen Schulen behaupten das, um beide zu bekämpfen.

Das Bibellesen in den öffentlichen Schulen ist neulich von General-Anwalt Fellows vom Staate Michigan in einem offiziellen Ausspruch für verfassungsgemäß erklärt worden. Frau Frances A. Butler von Pinconning, Mich., suchte im Namen der „Womans Christian Temperance Union" beim Generalanwalt um eine Entscheidung dieser Frage nach, und seine Antwort lautete, „daß die Konstitution es einem Lehrer in den öffentlichen Schulen nicht verbiete, bei der Eröffnung der Schule einen Bibelabschnitt vorzulesen, vorausgesetzt, daß er keinen Versuch macht, die betreffenden Stellen zu erklären." Das Blatt wendet sich. Die Gesinnung zu Gunsten einer Wiedereinführung der Bibel in den staatlichen Schulen, aus welchen sie verbannt wurde, wird immer stärker. Es ist eine der vernunftwidrigsten Erscheinungen in dieser großen christlichen Republik, daß es in dem Staatenbund Staaten geben kann, welche der aufwachsenden Schuljugend des Landes das *eine* Buch entziehen wollen, welches das Fundament aller guten Moral und des Aufblühens aller Länder der zivilisierten und unzivilisierten Welt ist, in welche es Eingang gefunden hat. Das große chinesische Reich mit seinen 400 Millionen Einwohnern, das gestern noch unter dem Banne des finsteren Heidentums gefesselt war, erfreut sich heute des Lichtes dieses Buches und führt es in seine Schulen ein, und in dem christlichen Amerika wird es von jener großen intoleranten Kirche, welche vorgibt, die einzige wahre Kirche Christi zu sein, verachtet, angefeindet und überall aus den öffentlichen Schulen vertrieben, wo ihre Priesterschaft die Macht besitzt, dieses herbeizuführen. Das Buch, welches weiter verbreitet ist als ir-

gend ein anderes Buch in der Geschichte der Menschheit, das Buch, das in 450 verschiedene Sprachen übersetzt worden ist, damit alle Zungen und Völker der Erde von seinem Licht erleuchtet werden mögen, dieses große, unsterbliche Buch aller Bücher wird von der römischen Kirche als ein gefährliches sektiererisches Buch verschrieen, das keinen Platz in der Erziehung der amerikanischen Schuljugend haben darf! Rom will eben „Amerika katholisch machen," aber die Bibel in den öffentlichen Schulen ist das größte Hindernis in der Ausführung dieses Planes. Daher der Schlachtruf Roms: „Weg mit der Bibel aus den öffentlichen Schulen!" oder „Nieder mit den Schulen!"

Noch ein Wort über amerikanische Schulen:

Wie ein deutscher Pädagoge über unsere Schulen beurteilt.

Dr. Georg Kerschensteiner, der zu den angesehendsten Schulmännern Deutschlands gehört, zollt in einer Abhandlung, in der er das Unterrichtswesen in den Ver. Staaten mit dem Deutschlands vergleicht, den Amerikanern das Lob, daß der Durchschnittsamerikaner der Volksschule ein bedeutend weitgehenderes Interesse entgegenbringt, als der Deutsche dies tut. Dr. Kerschensteiner führt u. a. aus, daß in der amerikanischen Tagespresse den Berichten und Abhandlungen über Erziehungsfragen zum mindesten zehnmal mehr Raum bewilligt wird als in deutschländischen Zeitungen. Bis aufs einzelne geht Dr. Kerschensteiner in seinem Vergleich der Schulsysteme der beiden Länder ein. Er weist nach, daß man in Deutschland bestrebt ist, die besten Resultate durch möglichstt weitgehende Zentralisation zu erzielen, und daß hierin vielleicht über das Ziel hinaus geschossen wird. Gleichzeitig betont er aber, daß in den Vereinigten Staaten größere Zentralisation von nöten ist. Weil ein einheitliches System fehle, gebe es heute in Amerika Staaten, in denen die Schulen auf absoluter Höhe stehen, und solche, für die das Prädikat ungenügend noch zu gut sei. Die Bürgerschaft in den Vereinigten Staaten hat nach Dr. Kerschensteiner betreffs der Leitung der Schulen ein größeres Bestimmungsrecht als das große Publikum in Deutschland, und dies erachtet er für einen großen Vorteil für Amerika.

In dem Bericht werden auch die ungleich höheren Lehrgehälter in Amerika hervorgehoben. Auch auf die Lehrerausbildung nimmt er Bezug, auf die Gepflogenheit, Knaben und Mädchen zusammen zu unterrichten, sowie auf das Fehlen des Religionsunterrichts in den amerikanischen Volksschulen. Den denkbar günstigen Eindruck auf Dr. Kerschensteiner scheint der amerikanische Usus, die Schulbehörden zu wählen, gemacht zu haben. Er hebt hervor, daß in Deutschland der Durchschnittsbürger betreffs des Schulsystems herzlich wenig mitzureden hat. Etwas mehr Machtvollkommenheit würde seinem Dafürhalten bei dem deutschen Staatsbürger größeres Interesse am Wohl und Wehe des Unterrichtswesens entfachen. Mit gemischten Gefühlen läßt der deutsche Sachverständige sich über das amerikanische Hochschulwesen aus. Er lobt den amerikanischen Geist, der die höhere Bildung hier allen zugänglich macht; erklärt aber, daß, was Gründlichkeit anbetrifft, die deutschen Gymnasien den amerikanischen Hochschulen weit vor sind. (Chr. Ap.)

Unterstützungsverein für Pastoren etc.

Zur Zeit ist es mit unserem Pensionswesen leider noch eine recht unsichere Sache und es ist noch nicht abzusehen, was daraus werden soll. Da

erlauben wir uns, auf eine Gesellschaft hinzuweisen, die seit ca. 6 Jahren besteht und ihren Sitz in Lancaster, Pa., hat. Man wende sich an Rev. J. W. Ault, in Lancaster, Pa., den Sekretär der Gesellschaft um Zusendung der nötigen Papiere, um Einsicht zu gewinnen in die Geschäftsmethoden der Gesellschaft.

Name: Clergymen's Co-Operative Beneficial Association. Glieder werden angenommen bis zu dem Alter von 65 Jahren. Eintrittsgeld $2.50. Jährlich werden $6.00 per Glied als Beitrag gefordert, doch haben die Direktoren die Befugnis noch 2 Assesments für je $2 in einem Jahre auszuschreiben. Ausgezahlt wird wie folgt:

BENEFITS.

The benefits of this Association shall be paid according to the following provisions:

1. Accident: For death by accident, $2,000; for permanent total disability, $2,000; for loss of both hands, both feet or both eyes, $2,000; for loss of one hand, one foot or one eye, $750; for temporary total disability, $10 per week. Benefits for injuries from accident shall in no case be paid for a longer period than fifty-two weeks.
2. Sickness: $10 per week for the period during which the beneficiary was confined to the house while under the treatment of a registered physician. Benefits for sickness shall not be paid for more than twenty-six consecutive weeks, nor shall they be paid to the same person in the event of the recurrence of any disease within a period of one year. Benefits are not paid for sickness contracted prior to or within sixty days after the date of certificate of membership. No benefits paid for first week's sickness.
3. Natural Death: $100 shall be paid for death from natural causes when a member has been in good standing for a period of one year immediately preceding death; provided that sick benefits for fatal illness and death benefits shall not exceed the sum of $150.

In addition to the foregoing a pension of $150 per year for life, shall be paid all members who have reached the age of sixty-five years and who have been in good standing for fifteen years immediately preceding the pensionable age.

Die Gesellschaft zählt nach neuester Angabe 4,719 Glieder. Sie hat ein eigenes Heim in Lancaster (226 E. Orange Str.), das $10,000.00 wert sein soll. Auffallend ist uns, daß für Krankenunterstützung selbst so geringe Summen wie $1.43 gefordert oder bezahlt wurden. Eine sehr lange Liste zählt die Namen und Adressen der Empfänger der Unterstützung auf und gibt die Ursachen an, warum sie gewährt wurde.

Der Unterstützungsverein Evangelischer Christen in St. Louis sollte wohl auch mehr von unseren Pastoren berücksichtigt werden, als es tatsächlich geschieht. Da man bei uns scheint's aus dem Experimentstadium nicht hinauskommen kann, so dürfte es sich sicher empfehlen für jeden Amtsbruder, sich mit diesen genannten Vereinen genauer bekannt zu machen.

Ausland.

Die vorgeschlagene neue Agende für die badische Landeskirche

bringt begreifliche Unruhe in die gläubigen Gemeinschaftskreise. Wir geben hier dem „Reich Gottes", dem badischen Gemeinschaftsblatt, das Wort.

Die Gemeinschaftsleute und die neue Agende.

Unsere Landeskirche soll ein neues Kirchenbuch bekommen, zu welchem der Entwurf vorliegt, der eben zur Zeit noch von den verschiedenen Diözesan-Synoden besprochen wird. Mit diesem Entwurf ist eine der ernstesten Stunden für unsere evangelische Volkskirche herangekommen, denn er bringt uns nichts anderes, als die Aufhebung der Jahrhunderte geltenden Bekenntnisgrundlagen unserer Landeskirche; er bringt, wenn er so angenommen wird, wie er ist, die tatsächliche Zerreißung der Kirche. Das ist ein furchtbarer Ernst. Wir Gemeinschaftsleute sind nun von vornherein Gegner der fortwährenden Aenderungen an unsern kirchlichen Büchern. Die Offenbarung Gottes ist das Feststehende im Wandel der Zeiten und der Ansichten der Menschen; sie ist das Ruhende in der Flucht der Erscheinungen, darum auch Ruhe und Frieden bringend. Es muß darum auch den Büchern, durch welche sie geliefert und weiter getragen wird, etwas Ehrwürdiges anhaften. So wie die Bibel etwas Unveränderliches ist, sollen auch die kirchlichen Bücher, soweit es möglich ist, einen gewissen Stempel der Unveränderlichkeit an sich tragen. Werden Katechismus und Kirchenbuch und Gesangbuch zu oft verändert, so kommt nur zu leicht unterm Volke auch der Glaube an die Unveränderlichkeit zu ewiger, heiliger Gleichheit ihres Inhalts zum Wanken. Dazu soll ein Geschlecht ums andere der lebendige Zeuge und Weiterträger des Glaubens und Inhalts sein. Das ist unendlich erschwert, wenn die verschiedenen Generationen immer auch verschiedene kirchliche Bücher haben. Wir können daher Veränderungen auf diesem Gebiete nur zustimmen, wenn die äußerste Not dazu zwingt. Hier sind wir nun im Unterschied auch von vielen Gleichgesinnten der Meinung, daß eine solche bittere Notwendigkeit gar nicht vorlag, daß wir mit der alten Agende noch lange und gut hätten haushalten können. Wir meinen also von vornherein, wir brauchen gar keine neue Agende. Wozu die ganze Beunruhigung — laßt sie weg und laßt die alte!

Dieser Ueberzeugung sind wir um so mehr, als wir wissen aus reicher Erfahrung, daß bei jeder Erneuerung unserer kirchlichen Bücher die Gegner des geoffenbarten Heilsglaubens ihren Unglauben in die neuen Bücher hineindrängen, daß wir, ob das Buch Katechismus oder Agende heißt — auf den Inhalt und Glaubensinhalt gesehen — allemal ein minderwertigeres Buch erhalten, als das alte war. Da müßte ein Glaubensgeist tief und reif durch unsere Kirche gehen, eine Erweckungszeit von oben, dann könnten wir geistgeborne neue Bücher bekommen; so aber, wie die ganze Zeitlage und die ganze kirchliche Lage und der Zug in unserm Volke ist — können wir nur schlechtere Bücher bekommen. Oft haben wir uns in den vergangenen Tagen gefragt: „War das die Zeit, ein neues Kirchenbuch zu schaffen?" Sie war und ist es nicht — darum wollen wir's nicht und wollen keins. Wir bleiben beim Alten.

Aber — so sagt man uns — nun ist es eben da — wohl — und wir

können sagen — wir wollen es nicht — umsomehr nicht — so wie es ist. Das neue Kirchenbuch wirft unsere kirchliche Verfassung um und hebt die bekenntnismäßige Grundlage unserer Landeskirche auf. Wird dies Kirchenbuch Gesetz, dann haben der Christusbekenner und der Christusleugner neben einander in einer Kirche das gleiche Recht.

Man sagt nun wohl: Die verschiedenen „Richtungen" waren doch schon lange in der Kirche, wenn sie nun im Kirchenbuch auch zum Ausdruck kommen, was tut ihr so entsetzt? Wir stellen zunächst fest, daß das keine „Richtungen" sind, die hier zum Ausdruck kommen, sondern zwei ganz verschiedene und einander völlig widersprechende Religionen. Die eine der beiden Religionen steht auf dem Boden der Offenbarung, auf dem Boden des Gottes der großen Taten und Wunder. Die andere verwirft diesen Gott. Die eine hält darum die Bibel für unantastbares Wort Gottes durch den Offenbarungsgeist geschaffen; die andere verwirft das Gotteswort in diesem Sinn. Die eine bekennt sich zu dem menschgewordenen Gottessohn, der andere zu einem vergotteten Menschen; die eine bekennt sich zur Geisteszeugung zur Jungfraugeburt, zum Versöhnungsblut, zur leibhaftigen Auferstehung in diese Welt zurück; zur Himmelfahrt, zur leiblich-verklärten Wiederkunft des Herrn, als zu lauter Heilsgrundlagen — die andere verwirft das alles. Die eine dieser beiden Religionen ist Jenseitsreligion ;die andere Diesseitsreligion — darum betet die eine das apostolische Glaubensbekenntnis und die andere schafft es ab. Darum tauft die eine darauf und die andere verwirft es. Die eine dieser Religionen kennt Sakramente — d. h. Vergegenwärtigung ihres erhöhten Hauptes zum Wirken in der Gemeinde unter äußeren Zeichen — der andern sind die Sakramente wesentlich schöne Gebräuche.

Diese beiden Religionen, dies ja und nein, hat auch seither in der Kirche bestanden, das ist wahr — aber die Leugnung hatte kein **Recht** an die Kirche und kein **Recht** in der Kirche. Wir konnten jedem Pfarrer und Lehrer, der die großen Taten Gottes leugnete, sagen: „Du stehst nicht auf der Bekenntnisgrundlage unserer Kirche; du weichst ab von dem, was rechtens ist." Weil wir das sagen konnten, darum konnten wir nun auch tragen und dulden. Wir wußten, die Kirche sind wir — die wir bekennen. Und das wußten auch die Gegner des Bekenntnisses. Das wird nun mit einem Schlag anders durch die neue Agende. Wenn z. B. in der Taufe der eine Pfarrer das apostolische Glaubensbekenntnis brauchen darf, der andere aber es weglassen und ein ganz unzulängliches, nicht mehr als eigentlich christliches, anzusprechendes Bekenntnis brauchen darf — dann ist hier das gleiche Recht beider Teile festgestellt, falls diese Agende kirchliches Buch wird.

Das geht aber nun und nimmer mehr. Wir bezeugen laut und hell jedermann, daß das, was wir zum Glaubensinhalt haben, also den ewigen Heiland, wie wir oben ihn schilderten, nicht etwa bloß eine religiöse Ueberzeugung oder Meinung ist, über die man auch anderer Meinung sein kann, sondern uns durch den heiligen Geist geoffenbarte Wahrheit und geoffenbartes Leben. Wir haben es vom Herrn empfangen — das bekennen alle unsere Brüder und Schwestern, welche eine Bekehrung und Wiedergeburt erlebt haben. Darum gibt es keine andere Wahrheit

neben dieser. Wir halten es mit Johannes, dem Apostel der Liebe, welcher aus Liebe zur Wahrheit in seinem ersten Brief schreibt: „Ein jeglicher Geist, der da bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott. Und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists." Und dieser Geist des Widerchrists geht in der neuen Agende um und will gleichberechtigt werden mit dem Geiste des Christ. Das ist natürlich eine Unmöglichkeit; darum kann und darf die neue Agende nicht Gesetz in unserer Kirche werden.

Der Apostel Paulus bezugt überall — das Kreuz Christi als die Versöhnung und die wahrhaftige Auferstehung Christi als unser Leben — und er sagt: „Wenn ich oder ein Engel vom Himmel ein ander Evangelium predigte, denn das was wir euch gepredigt haben, der sei verflucht!" (Galater 1.) Und wir sollten die Gleichberechtigung des „andern" „Evangeliums", das keines ist, in der neuen Agende anerkennen? Dann träfe uns das „Verflucht!" Davor zittern wir. Wir sind durch das Wort Gottes und durch das an dies Wort gebundene Gewissen und durch unsere aus dem heiligen Geist geborene Wahrheitserkenntnis in die innere Unmöglichkeit versetzt, ein solches Kirchenbuch anzunehmen. Wir müßten uns ja ins Gesicht schlagen, und selbst der Lüge zeihen, wollten wir das auch recht heißen, was das Gegenteil der uns gewordenen Offenbarung ist. Wir können also nur: ein Nie und Nimmer haben.

Aber ihr dürft ja eures Glaubens leben, sagt man uns. Sind wir nicht tolerant aufs äußerste! Wir lassen euch ja ganz im Frieden, nur wir wollen auch Raum und Recht in der Kirche. Wir sind gewiß dankbar dafür, daß man uns noch leben läßt. Wir sind auch mit ganzem Ernste dankbar für alle Liebe und alle Förderung, die man besonders auch vom Kirchenregiment aus bis heute uns entgegengebracht hat. Wir werden das nie vergessen und unsere kirchliche Obrigkeit ist und bleibt uns ein tägliches Gebetsanliegen. Aber das mußte man doch wissen, daß eine solche Agende ein Stich ins Herz der gläubigen Gemeinde sein mußte. Es handelt sich in unserer Stellungnahme gar nicht um unsere Stellung zu Menschen und zur Obrigkeit, sondern zu Gott. Wir können nicht um unseres Herrn willen, so gerne wir untertan sein möchten. Hier liegen die großen, inneren Unmöglichkeiten! Das mußte man aber doch wissen! War das die Zeit in der Kirche, die gläubigen Christen des ganzen Landes, denen es bis heute trotz manchem Schweren eine Freude war, am Aufbau der Kirche mitzuarbeiten und die dankbar waren, weil sie wußten, man schätze ihre Arbeit, so zu stoßen? War das die Zeit, wo die Gläubigen einen schweren Kampf mit freikirchlichen Bewegungen kämpfen; war das die Zeit, wo der Unglaube mit Keulenschlägen an die Kirchentüren schlägt — war das die Zeit, just den inneren Kern der Kirche, die Gebetsgemeine und die Trägerin vieler Liebeswerke vor eine solche innere Unmöglichkeit zu stellen? Wir sind tiefbetrübt!

Wenn man die Gleichberechtigung der beiden grundmäßig verschiedenen Religionen, die in dem einen Leib der evangelischen Kirche schon lange, gleich einem Jakob und Esau sich stoßen, herbeiführen wollte, warum sagte man nicht klipp und klar — wir heben die Verfassung auf, sie paßt nicht mehr. War just ein Gebetbuch der rechte Ort, um auf Umwegen dies unmögliche Ziel zu erreichen? Ja, wie schmerzlich! — ein Gebetbuch muß herhal-

ten, um die größte Veränderung in unserer Kirche heraufzuführen, die sie je erlebt hat. Das ist fürwahr nicht der rechte Ort. —

Wir sehen die Lage in unserer lieben Landeskirche wie sie durch die neue Agende geschaffen wird, so an — wie sie war in der jüdischen Synagoge, als die geistgeborne Gemeinde auftrat.

Die Bauleute sind im Begriff, den Eckstein zu verwerfen. Was muß da aus der Kirche werden? Die Agende ist für unsere Kirche eine Unmöglichkeit, wird sie zur Wirklichkeit, so hat das Gericht ihrer Zersetzung angehoben.

Am Anfang dieses Jahres waren in Karlsruhe, Amalienstraße 77, über 200 ernste, entschlossene Männer versammelt, die Vertreter der badischen innerkirchlichen Gemeinschaften und haben sich mit heiligem Ernst obige Sachlage klar gemacht. Sie haben einstimmig erklärt:

1. Die Gemeinschaftsleute verwerfen die neue Agende. Sie sehen sie als den Anfang vom Ende unserer evangelischen Kirche an.
2. Sollte diese Agende anerkanntes Kirchenbuch werden, einerlei ob auch noch eine etwas „feinere" Formulierung der neuen Taufformel gefunden wird: dann werden die Gemeinschaftsleute von keinem Pfarrer mehr kirchliche Amtshandlungen irgend welcher Art vornehmen lassen, der ein neues Bekenntnis braucht; und von den Pfarrern, die das apostoliche und das andere etwa neben einander brauchen, zweimal nicht. Sie werden auch die Gottesdienste solcher Pfarrer meiden. Das alles nicht aus Haß, o nein, wir hassen niemanden, sondern aus dem inneren Gewissenszwang heraus, daß wir den ewigen Heiland bezeugen müssen, wenns not tut leider auch durch Opposition.
3. Sollte diese Agende angenommen werden, trotz ihres zerstörenden Charakters, dann bitten die Gemeinschaftsleute den hohen Oberkirchenrat, durch dieselbe Synode Ordnungen beschließen lassen zu wollen, durch welche die bibelgläubigen Pfarrer angehalten werden, im ganzen Lande die offenbarungsgläubige Diaspora zu versorgen; und zwar aus Amt und Pflicht, in den kirchlichen Gebäuden und Formen, auf Wunsch der Offenbarungsgläubigen, ohne vorherige Abmeldung beim andersstehenden Pfarrer.

Ein bemerkenswertes Urteil Bismarcks über die Trennung der Kirchlich-Liberalen von den Altgläubigen lesen wir in dem Buche von Moritz Busch „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich." Dort heißt es im 2. Kapitel bei der Schilderung des Aufenthaltes in St. Avold: „Ich weiß nicht mehr, durch wen und in welchem Zusammenhange die Mormonen auf das Tapet gebracht wurden, von denen das Gespräch dann auf die Frage ablenkte, wie man sie und ihre Vielweiberei dulden könne. Der Graf ergriff dabei die Gelegenheit, sich über Religionsfreiheit überhaupt zu äußern, und zwar erklärte er sich entschieden für dieselbe, nur müsse sie, setzte er hinzu, unparteiisch gehandhabt werden. „Jeder muß nach seiner Fasson selig werden können," sagte er. „Ich werde das einmal anregen, und der Reichstag wird sicher dafür sein. Das Kirchenvermögen aber muß natürlich denen verbleiben, die bei der alten Kirche bleiben, die es erworben hat. Wer austritt,

muß seiner Ueberzeugung, oder vielmehr seinem Unglauben ein Opfer bringen können." — „Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrien, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in Ordnung."

Ein neues Gesangbuch für Württemberg. Am Dreieinigkeitsfeste kam in allen Gemeinden der evangelischen Landeskirche Württembergs das neue Gesangbuch in Gebrauch. Das alte Gesangbuch, das zum Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm I. 1841 erschienen war, und das auch zahlreichen deutschen evangelischen Gemeinden außerhalb Württembergs und Deutschlands zum Gebrauche diente, wies bei allen Vorzügen doch auch Mängel auf und konnte naturgemäß die neuere, evangelische Liederkunst nicht vertreten. Nach jahrelangem Zusammenwirken von Hymnologen, praktischen Theologen und Musikern ist nun das neue, 554 Lieder mit Melodien enthaltende Gesangbuch eingeführt worden. Es nähert sich in Text und Melodie der Mehrzahl der anderweitigen deutschen landeskirchlichen Gesangbücher und hat verschiedene Lieder neuerer deutscher Kirchendichter aufgenommen.

Der Keplerbund und seine Stellung zur Entwicklungslehre.*)

(G. Stäbler.)

In ungeahntem Siegeslauf war die Naturwissenschaft im abgelaufenen Jahrhundert von Erfolg zu Erfolg geschritten. Immer tiefer war sie eingedrungen in die Welt der kleinsten Lebewesen, immer höher emporgestiegen in die scheinbar unerforschlichen Regionen der Himmelskörper. Die geheimsten Werkstätten der Natur durchforschte sie mit unermüdlicher Ausdauer und erstaunlichem Scharfsinn, alles prüfend mit Werkzeugen von so unglaublicher Schärfe, daß man wohl verstehen kann, wie der Menschengeist zuweilen trunken ward von seinen Erfolgen und sich zutraute, bis zu den letzten Ursachen alles Seins und Werdens vordringen zu können. Dabei wurde allerdings meist übersehen, daß vor dem Geiste des Forschers, der eine Antwort glücklich gefunden hatte, zehn neue Fragen aufstiegen, zu deren Lösung auch seine schärfsten Instrumente nicht ausreichten, und ihm aus unerforschlichen Tiefen nur das unerbittliche "Ignoramus! Ignorabimus!" entgegentönte. Die große Menge aber, die ihre Naturerkenntnis aus allerlei populären naturwissentschaftlichen Werken schöpfte, berauschte sich an der scheinbar feststehenden Tatsache von dem unwiderstehlichen Vordringen des forschenden Menschengeistes und seinen Triumphen. Sie kam — verleitet durch müßige Spekulationen und verfrühte Schlüsse unklarer Köpfe — zu der Meinung, der Menschengeist sei dem Wesen und Leben aller Dinge auf den Grund gekommen; alles gehe mit eherner Naturnotwendigkeit vor sich; ein schaffendes, zwecksetzendes, ordnendes Prinzip sei überflüssig; Gott habe keinen Raum mehr in der Weltanschauung des modernen Menschen; es gebe nur noch ein „Entweder — Oder": entweder Anerkennung der alle Lebensformen mit Naturnotwendigkeit ausgestaltenden Allmacht von Kraft

*) Aus „Der Lehrerbote" von Stuttgart.

und Stoff und damit Anerkennung der heutigen Wissenschaft, oder rückständiges Sichanklammern an einen veralteten, unhaltbaren Köhlerglauben von einem persönlichen Weltenschöpfer und damit Ignorierung der großartigen Resultate der Naturwissenschaft und der ganzen modernen Kultur.

Diese unselige Verblendung, entsprungen aus Kurzsichtigkeit und Gedankenlosigkeit, zog breite Schichten in den Bannkreis ihrer zersetzenden Wirkungen und drohte besonders unserer heranwachsenden Jugend verderblich zu werden. Einzelne warnende Stimmen wurden von dem allgemeinen Triumphgeschrei übertönt. Da trat vor 6 Jahren der Kepler-Bund zur Förderung der Naturerkenntnis auf den Plan. Er schrieb auf sein Panier den Namen eines Mannes, der als einer der Größten im Reiche des Geistes, doch kindlich fromm am Glauben seiner Väter, an der Heiligen Schrift als göttlicher Offenbarung festgehalten hatte. Die Richtlinien, die dieser Bund sich gesteckt hat, sind kurz folgende:

1. Freiheit der Wissenschaft. Keine gebundene Marschroute, keine Wünsche von rechts oder links dürfen die Bewegungsfreiheit der Wissenschaft beschränken. Nur in der Freiheit der Forschung liegt die Garantie wirklichen Fortschritts.

2. Objektivität der Forschung und Neutralität der Wissenschaft. Auch persönliche Wünsche und Anschauungen sollen, soweit dies überhaupt möglich ist, den Blick nicht trüben oder gar zu schiefer Darstellung der Tatsachen verleiten. Die Tatsachen sollen so vorgetragen werden, wie sie sind, nicht wie man sie haben möchte. Das Christentum hat ohne Schaden für seinen inneren Gehalt bisher jede Wandlung der Naturanschauung ertragen. Es wird auch künftigen Wandlungen gewachsen sein. Es wird überhaupt nie in unvereinbaren Gegensatz zu einer wirklichen Wahrheit treten, denn es ist die Wahrheit.

3. Erkenntnistheoretische Klarheit, d. h. scharfe Unterscheidung zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie. Die Naturwissenschaft befaßt sich mit der Welt der Erscheinungen, der Naturobjekte, bleibt ganz und gar auf dem Boden der Wirklichkeit, ist in ihren Resultaten stets erweisbar und schafft gleichsam die Bausteine herbei, aus denen die Naturphilosophie ein System aufzubauen sucht. Die naturwissentschaftlichen Tatsachen heischen mit zwingender Gewalt Anerkennung, die naturphilosophischen Schlüsse lassen dem einzelnen eine gewisse Bewegungsfreiheit in seiner persönlichen Stellungnahme; das Gebiet der Religion aber bleibt unangetastet. Denn über die letzten und tiefsten Ursachen alles Seienden, über das Wesen des Geistes, über innere Erfahrungen u. a. kann weder Naturwissenschaft noch Naturphilosophie das letzte, entscheidende Wort reden, obgleich manche Berührungsflächen mit dem Gebiet des Religiösen vorhanden sind. Daraus ergibt sich auch als 4. Richtlinie:

4. Anerkennung der Unzulänglichkeit der Naturwissenschaft zur Bildung einer Weltanschauung. Die Naturwissenschaft zeigt die Erscheinungen, die Naturphilosophie sucht sie zu deuten und zu ordnen. Zur Bildung einer Weltanschauung aber müssen noch andere große Gebiete ihren Ertrag liefern, z. B. die Weltgeschichte, soziale Wahrheiten ,Erkenntnis der sittlichen Weltordnung, sittliche Grundsätze, religiöse Erfahrungen und Erkenntnisse. Die Naturwissenschaft verträgt sich mit jeder Gottesvorstellung, da sie nur über das daß des Welt-

geschehens etwas aussagen kann, über das Wie? Wodurch? Wozu? aber auf Schlüsse und Glaubenssätze angewiesen ist. Religiöse Fragen zieht der Kepler-Bund insoweit in den Bereich seiner Beantwortung, als sie unverkennbare Beziehung zu den Naturdingen haben. Er hat sich darum stets mit Nachdruck gegen materialistische und monistische Spekulationen gewendet und nachgewiesen, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt nicht die geringste Nötigung zur Ablehnung eines Schöpfers vorliege, sondern daß die Annahme eines persönlichen Gottes, der alles mit bewußtem Zweck geschaffen habe, naturphilosophisch die größere Wahrscheinlichkeit für sich habe, ganz abgesehen von den Erfahrungen des Innenlebens. Von weitgehender Stellungnahme zu Fragen rein theologischer, konfessioneller, parteipolitischer oder entwicklungstheoretischer Art hält sich der Bund grundsätzlich fern.

Diese Beschränkung seines Arbeits- und Kampfesgebiets, diese freie Stellung zur Wissenschaft ist gewiß in der heutigen fast unübersehbaren Zersplitterung der Meinungen das einzig Richtige. Ein Gebiet bearbeiten, aber das gründlich, fachmännisch, objektiv, das gibt eine gute Position. Und von dieser Position aus mannhaft und mutig kämpfen gegen jede Verschleierung der Tatsachen, gegen jede Irreführung der Massen, das allein garantiert Erfolg. Dieser ist auch nicht ausgeblieben. Unter den 8000 Mitgliedern des Bundes ist eine große Zahl angesehener, wissenschaftlich bedeutender Namen von Naturforschern, Aerzten u. s. w. Seine Veröffentlichungen bieten eine reiche Fülle von wertvollem Material. In seinen 11 Kursen hat er nahezu 800 Teilnehmer, meist Lehrer, in wichtige Gebiete der Naturerkenntnis eingeführt. Wie wichtig ist es für unsere heranwachsende Jugend, wenn sie nicht in dem unseligen Wahne groß gezogen wird, Naturwissenschaft und religiöse Weltanschauung stehen in unvereinbarem Gegensatz! An heftiger Gegnerschaft hat es dem Bunde nicht gefehlt. Aber die Gegner lernen ihn respektieren und werden vorsichtiger in der Verbreitung schiefer Tatsachen und unbegründeter Spekulationen.

Doch — diese Ausführungen würden das vorangestellte Thema nicht erschöpfen, wenn sie nicht noch kurz darlegen würden, welche Stellung der Keplerbund zu den verschiedenen Entwicklungstheorien einnimmt. Wie schon oben ausgeführt, hält er es nicht für seine Aufgabe, sich zum Richter über die persönlichen religiösen Anschauungen eines Naturforschers aufzuwerfen, mag dieser auf grund seiner Studien zu einer materialistischen oder spiritualistischen Weltauslegung gelangt sein. Er hat nur irreführenden Spekulationen entgegenzutreten und durch sorgfältige Prüfung der vorliegenden Resultate und durch klare, logische Schlußfolgerung zu zeigen, auf welcher Seite die größere Wahrscheinlichkeit liegt. Und in konsequenter Verfolgung dieser Grundsätze kann er eine Stellungnahme zu den heute vorgetragenen Entwicklungstheorien nicht umgehen.

Die Entwicklungslehre ist für unsere heutige Naturwissenschaft eine unentbehrliche Arbeitstheorie geworden, mit deren Hilfe sie eine Reihe von an sich unerklärlichen Erscheinungen übereinstimmend und zusammenfassend zu erklären versucht. Der Keplerbund stellt in seinem Kern eine Arbeitsgenossenschaft von Gelehrten dar. Als solche kann auch er die Entwicklungslehre als Hilfskonstruktion, als ein Art Schema nicht entbehren. Er kann nicht, auch wenn er sonst auf biblischer Grundlage steht, den Mosaischen Schöpfungsbericht in der Art als bindende Norm, als etwas a priori Gege-

benes ansehen,*) daß er nur darnach die Resultate der Forschung zu werten und festzustellen hätte, wie weit sie mit ihm übereinstimmen oder nicht. Der Schöpfungsbericht wird ja in seinen Grundlinien und großen Zügen der rocher de bronze bleiben, den keine Naturwissenschaft hinwegschwemmen kann, so stürmisch auch ihre Wogen gegen ihn schlagen, den aber auch keine objektive Naturwissenschaft böswillig zerstören will. Er ruht auf göttlicher Offenbarung und wird alle Wandlungen der Wissenschaft überdauern. Aber wir wollen der Naturwissenschaft ruhig das Recht zugestehen, unabhängig von einer vorhandenen Darstellung ein System zu suchen, in das sie ihre Resultate einordnen kann. Wenn sie nun bei der Durchforschung der Erdschichten und der Vergleichung der Zeugen einen vergangenen Flora und Fauna findet, daß die Ueberreste der jüngeren Schichten und besonders die heute lebende Tier- und Pflanzenwelt ein höher entwickeltes, vielgestaltig differenziertes Leben darstellt, so können und dürfen wir ihr nicht verargen, wenn sie das Grundgesetz alles menschlichen Lebens und Fortschritts, die Entwicklung, auch auf das Naturgeschehen anwendet. Werden dadurch etwa die toten Punkte jedes Entwicklungssystems: „Wer? Wie? Wann? Wodurch?" hinweggeräumt.

Doch stellen wir nun fest, welcher Art die Entwicklungslehre ist, zu welcher sich die Hauptvertreter des Keplerbundes auf grund der oben geschilderten Richtlinien und Grundsätze bekennen. Sie ist weder mechanistisch, wie die Darwin'sche Deszendenztheorie, noch sonst monistisch, sondern steht auf dualistisch-theistischer Grundlage. Der rein mechanistische Erklärungsversuch ist naturwissenschaftlich und naturphilosophisch widerlegt und als unmöglich erklärt. Andere monistische Erklärungsversuche versagen, weil sie für die wirksamsten Faktoren keine einleuchtenden Ursachen zu nennen wissen, d. h. vor allem bei der Grundfrage nach der Entstehung und dem Wesen des Lebens ein großes, unbekanntes X einsetzen. Der dualistische Erklärungsversuch, den sich der Keplerbund in der Hauptsache zu eigen gemacht hat, nimmt an, daß Gott bei der Erschaffung der organischen Welt eine Anzahl von Urstämmen ins Leben gerufen hat, die vermöge der ihnen innewohnenden unter den veränderten Lebensbedingungen sich wunderbar entfaltenden und differenzierenden Entwicklungskraft den Umgestaltungen der Erdoberfläche und ihres Klimas sich anzupassen vermochten. Wier finden also auch hier den Entwicklungsgedanken wieder, der wohl vor allem deshalb so zäh festgehalten wird, weil sich für eine ganze Reihe von Naturerscheinungen keine andere Erklärung finden läßt und weil die Betrachtung der Gesetze in der Welt des Geistes diese Parallele immer wieder nahelegt. Doch gibt diese Entwicklungstheorie gerne zu, daß die Beweise für die Annahme einer Entwicklung überaus schwach und keineswegs zwingend seien, ja, daß gerade das Fehlen der Uebergangsformen als der schwächste Punkt des Systems bezeichnet werden müsse. Sie stellt einleuchtend fest, daß zwischen Tierseele und Menschengeist eine unüberbrückbare Kluft klaffe, und daß der Mensch physiologisch von keiner der jetzt lebenden Affenarten hergeleitet werden könne.

Angesichts dieser überaus nüchternen und objektiven Stellung des Keplerbundes wird es auch streng bibelgläubigen Christen nicht unmöglich sein, seine Bestrebungen zu billigen und dazu beizutragen, daß der scheinbare Gegensatz zwischen Wissenschaft und Glauben nicht verschärft, sondern gemildert

*) Schließlich wird aber doch nichts anderes übrig bleiben. (Die Red. d. L.)

werde und aus dem Gegeneinander ein förderliches und besonders für unsere Jugend segensreiches Nebeneinander werden könne.

Gen. Leutnant v. Viehbahn,

Ein treuer Bekenner des Namens Jesu

aus dem Soldatenstand läßt in „Philadelphia“ sich unter nachfolgender Ueberschrift vernehmen:

Einundzwanzigste Mitteilung über die Ausbreitung der Zeugnisse eines alten Soldaten an seine Kameraden.

Die Gnade Gottes hat bis hierher das Werk der „Zeugnisse“ erhalten und im abgelaufenen Jahre manche Ermutigung geschenkt. Wir dürfen dies Werk fortsetzen in der gewissen Hoffnung, daß wir die Ewigkeitsfrucht droben finden werden. „Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden,“ (Prediger 11, 1). Ja, auf das mächtig bewegte Völkermeer deutscher Nation mit dem gewaltig wogenden Kampfe auf geistigem, religiösem, sozialem und materiellem Gebiete werfen wir das Lebensbrot, das Manna aus dem Himmel, das Wort des ewigen Gottes, und vertrauen fest, daß viele unsterbliche Seelen berührt werden von der Wahrheit des Evangeliums. Trotz der Wirkungen einer millionenweise ausgestreuten antichristlichen Presse wissen wir, daß diese „Zeugnisse“ von der rettenden Liebe Gottes nicht fruchtleer bleiben werden, denn der Ewigtreue hat verheißen: „Mein Wort wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern es wird ausrichten, was mir gefällt, und durchführen, wozu ich es gesandt habe, (Jes. 55, 11).

Vor unseren Augen scheidet sich Licht und Finsternis, Gottesfurcht und Gottesleugnung, Christentum und Antichristentum. Die Tage sind gekommen, von welchen es auch für das deutsche Volk heißt, wie einst in Israels Lager: „Her zu mir, wer für Jehova ist!“ (2. Mos. 32, 26). Das Evangelium stellt jeden Menschen, sobald das Licht Gottes in das Gewissen gefallen ist, vor die Entscheidungsfrage: Für oder wider? Daher muß es auch der tiefste Inhalt jedes einzelnen Zeugnisses sein: Was willst du tun mit Jesu? Willst du ihm das Herz auftun und das Leben unterwerfen? Oder willst du ihn abweisen und ohne ihn deine Straße weiterziehen? Willst du sagen: Komm herein! oder: Bleib draußen!?

Gott hat Gnade gegeben, daß die Verbreitung der „Zeugnisse“ im Heere in der Zeit vom 1. September 1911 bis 1. September 1912 um 1660 Exemplare durch Einführung in neue Truppenteile gewachsen ist (2 Infanterie-, 2 Feldartillerie-, 2 Fußartillierie-, 2 Kavallerie-Regimenter, 1 Pionier-, 1 Telegraphen-, 1 Kraftfahr-Bataillon, 2 Luftschiffer-Kompagnien, 2 Bezirkskommandos).

Das abgelaufene Jahr brachte neben mancher Freude auch einen großen Schmerz, indem an einer Stelle die Verbreitung der „Zeugnisse“ gehemmt wurde. Demgegenüber ist es ein erfreuliches Zeichen, daß zwei von den zum 1. Oktober 1912 neu formierten Truppenteilen unaufgefordert die Lieferung der „Zeugnisse“ erbeten haben.

Ein erheblicher Teil der Verwendung der „Zeugnisse“ besteht in der Verbreitung von Einzelnummern früherer Jahrgänge zur Traktatverteilung. Diese Verbreitung ist im letzten Jahre auf 1,125,897 Blätter gestiegen. (Jahreszunahme 126,000 Blätter).

Die Verbreitung der „Zeugnisse“ in französischer und italienischer Sprache dauert fort. Es sind bisher 208,000 französische und 520,000 italienische „Zeugnisse“ gedruckt worden, von denen weitaus die meisten verbreitet sind.

Die slovakischen „Zeugnisse„ werden durch einen österreichischen Militärgeistlichen zu Preßburg übersetzt und verbreitet.

Neu hinzugetreten ist die Uebersetzung der „Zeugnisse“ in das Litauische.

Von besonderen Einzelheiten sei folgendes erwähnt:

1. Ein Sergeant faßte den entscheidenden Entschluß sich dem Herrn zu übergeben, durch das Lesen des Zeugnisses: „Wissen Sie einen guten Anwalt?“ (Jahrgang XVI, Nr. 2).
2. Einer der oberen Angestellten im Kontore einer Fabrik, der schon viel von der Wahrheit des Evangeliums gehört hatte, wurde überwunden durch das Zeugnis: „Der Stellvertreter,“ (Jahrgang XVII, Nr. 51).
3. Ein Lohnbuchhalter einer westfälischen Fabrik faltet jeden neu ausgestellten Krankenschein in ein „Zeugnis“ ein.
4. Bei Nürnberg bekehrte sich durch das Lesen der „Zeugnisse“ eine Arbeiterfrau. Ihr Mann hatte von Erlangen aus in seiner Militärzeit die „Zeugnisse“ mit nach Hause gebracht, so oft er Sonntags kam.
5. Ein Matrosen-Artillerist zu Friedrichsort wurde durch die „Zeugnisse“ ermutigt, einem leichtsinnigen Gottesleugner mit aller Energie Widerstand zu leisten. Obwohl er damals selbst noch keinen Frieden hatte, so wurde dies doch die Veranlassung, daß er kurz darauf mit einem Kameraden in eine Evangelisations-Versammlung ging, wo er sich wahrhaft bekehrte. Dies wurde der Ausgangspunkt einer Erweckung in seiner Garnison. Die jungbekehrten Matrosen schlossen sich zusammen und erhielten von ihrem Vorgesetzten die Erlaubnis, im Schulzimmer der Kaserne sich zu versammeln. Diese Ereignisse geschahen im Jahre 1908, wurden aber erst im Jahre 1912 bekannt durch einen Brief des vorgenannten Matrosen-Artilleristen.
6. Im Zentralgefängnis zu Wronke (Prov. Posen), wo die „Zeugnisse“ seit etwa zwei Jahren verteilt werden, wurden einige der Gefangenen mächtig bewegt. Einer von diesen schreibt in einer ausführlichen Erzählung, wie er durch das „Zeugnis“: Lüge oder Wahrheit, welches hast du erwählt? (Jahrgang XVI, Nr. 40) in einer wunderbaren Weise zur Bekehrung, zum Frieden und zu einer vollen Lebensentscheidung für Jesum kam.
7. Eine erhebliche Verbreitung der „Zeugnisse“ ist im Laufe der Jahre in der Schweiz zustande gekommen. Dort besteht in den deutschen Kantonen ein wohlgeordneter Kolportagedienst durch alte, bewährte Christen, welche als Bibelboten das Land durchziehen. Diese tragen dauernd die „Zeugnisse“ in Haus und Hütte.

Das Gabenverzeichnis läßt erkennen, daß der Herr auch in dem abgelaufenen Jahre für dies sein Werk gesorgt hat.

Die Kinder Gottes bitte ich erneut, mir solche Fälle mitzuteilen, in denen Gott sich zu den „Zeugnissen“ sichtbar bekannt hat. Wo Sünder durch die Botschaft dieser Blätter Frieden und ewiges Leben fanden, wo Abtrünnige und Verirrte in Buße zurückkehrten, wo verzagte Kinder Gottes ermutigt oder wo verzweifelnde Sünder vom Wege des Selbstmords zurückgeholt wurden u. a. m., da erbitte ich eine Nachricht an meine Adresse, damit ich den

Herrn preisen darf für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut. (Ps. 107, 8). Möchten viele getrieben werden, glaubend für die Förderung und die Frucht dieses Werkes zu flehen und besonders vom Herrn zu erbitten: Daß die Blätter nirgends unverteilt liegen bleiben, sondern überall regelmäßig ausgegeben werden!

Berlin-Dahlem, den 1. September 1912.

von Viebahn, Generalleutnant z. D.

Nachschriften über Gemeinschaftspflege und Evangelisation.

Die Gemeinschaftsarbeit im Königreich Sachsen hat im Jahr 1912 einen erfreulichen Fortgang genommen. Wo an einem Ort Jugendbund und Blaukreuzverein besteht, die mit der Gemeinschaft verbunden sein wollen, ordnen sie sich der Gemeinschaft unter; nur so werden Reibungen vermieden. Für die Jugendbündnisse und die Blaukreuzvereine des Landes ist je ein Reisesekretär angestellt, der auch darauf bedacht ist, daß zwischen Gemeinschaft und Vereinen kein Zwist entstehe. Er wird in Sachsen auch hin und her viel evangelisiert. Dabei macht man die Erfahrung, daß eine Evangelisation nur da bleibende Frucht hat, wo bereits ein Stamm gläubiger Christen vorhanden ist, der die Pflege der durch die Evangelisation Erweckten übernehmen und so das Werk weiterführen kann. Auch muß ein Versammlungslokal vorhanden sein, in dem regelmäßig Versammlungen gehalten werden können. Wo diese Vorbedingungen fehlen, bleibt die Evangelisation meist ohne bleibende Frucht. — Die sächsischen Gemeinschaften stehen entschieden auf landeskirchlichem Boden und lassen sich auch durch die Unfreundlichkeit einzelner Pastoren darin nicht irre machen. Sie haben aber auch Allianzsinn, und in manchen Gemeinden wird die Allianzgebetswoche mit den Methodisten gemeinsam gehalten. Nur mit den Darbysten, findet man, ist eine Allianz oder ein brüderliches Zusammengehen meist nicht möglich. „Sie sitzen zu hoch zu Roß. Alles, was nicht genau so handelt und denkt wie sie, ist nicht entschieden, steht nicht im Wort." Wo in einer Gemeinschaft darbystische Einflüsse sich geltend machen, kommt es meist zu Spaltungen, und dann ist Trennung der einfachste Weg zum Frieden.

Der „Philadelphia" entnehmen wir die nachfolgenden Nachrichten:

Die Berliner Stadtmission, eine Gründung des heimgegangenen Hofpredigers Stöcker, tut in der Reichshauptstandt ein großes Werk. Zur Zeit sind 46 Stadtmissionare, 16 Schwestern, 7 Kandidaten, 7 Pastoren in 21 Sälen und 2 Kirchen in ihrer Arbeit. Den wilden Reden und dem vergiftenden Einfluß der Gottlosen setzen diese Arbeiter jährlich 70 bis 80,000 Einzelbesuche und Hunderte von kleinen und großen Versammlungen entgegen. Die schlechte Presse wird durch die weiteste Verbreitung guter Schriften bekämpft. Täglich wandern 8 Knabenchöre durch die Straßen der Großstandt und singen in den Höfen geistliche Lieder. 13 Blaukreuzvereine nehmen sich der Trinker an. Die „Nachtmission" bekämpft die Unzucht. Im Zufluchtheim der Stadtmission finden jährlich ungefähr 550 gefallene Frauen und Mädchen Zuflucht und rettende Barmherzigkeit. Selbst um die Zigeuner, deren viele in Berlin leben, nimmt sich die Stadtmission an. — Daß zu alledem auch Geld, viel Geld nötig ist, liegt auf der Hand. Berlin allein bringt die nötigen Mittel nicht auf, das Land muß mithelfen, und wer Kinder,

Enkel, Geschwister, Neffen und andere Angehörige in Berlin hat, sollte auch der Stadtmission in dieser großen Stadt, die für viele Tausende ein Pfuhl des Verderbens ist, durch Fürbitte und Liebesgaben zuhilfe kommen. Die Stadtmission klagt, daß so vieles, was dringend nötig wäre, leider unterbleiben muß, weil es an Geld fehlt. — Daß die Stadtmission nicht vergeblich arbeitet, konnte jeder sehen, der die von ihr veranstaltete Karfreitagsversammlung im Zirkus Busch besuchte. Dazu strömten wohl 5000 Besucher herbei. Das Hauptthema des Abends war: „Das Kreuz Jesu Christi unser Friede — unser Kampf." Hofprediger Ohly, der gegenwärtige Leiter der Berliner Stadtmission, verlas erst die sieben Worte des gekreuzigten Heilandes und sprach über den ersten Teil. Unber den zweiten Teil des Themas: Das Kreuz Jesu unser Kampf, sprach in seiner hinreißenden Art der Stadtmissionsinspektor Pastor Le Seur. Mit einem ergreifenden, von Pastor Le Seur gesprochenen Gebet, einem von der großen Versammlung gemeinsam gesprochenen Vaterunser und dem gemeinsamen Gesang des Liedes: Wollt ihr wissen, was mein Preis, — schloß diese erhebenden Passionsfeier.

Die „Deutsche Evangelisationsgemeinde" in Paris steht durch ihre Richtung und ihre mannigfache Arbeit unserm Philadelphiakreis nahe. An ihrer Spitze steht Herr Pastor Martin Krause, ein langjähriger Freund auch unserer Philadelphia-Arbeit. Die Gemeinde zählte Ende des Jahres 1912 306 beitragzahlende Mitglieder. Ist diese Gemeinde wichtig für die in Paris dauernd ansässigen Deutschen, so ist sie nicht minder wichtig für die zahlreichen Jungfrauen und jungen Männer, die sich vorübergehend (oft eine Reihe von Jahren) dort aufhalten. So ist denn mit der Gemeinde ein „Christlicher Verein für Frauen und Mädchen" und ein „Christlicher Verein junger Männer" verbunden. Für den letzteren ist ein Sekretär angestellt, Br. Hero Lüst, der zugleich Stadtmissionar und Evangelist ist. Der Arbeit an der weiblichen Jugend widmet sich Schwester Mathilde Pohl. Der Jungmännerverein zählt etwa 100, der Frauen- und Mädchenverein etwa 200 Mitglieder. Im April 1912 evangelisierte Br. Eugen Zimmermann aus Korntal in dieser Pariser Gemeinde mit spürbarem Segen. Es hat sich auch ein engerer Gemeinschaftskreis als lebendiger Kern der Gemeinde gebildet. Seit Beginn dieses Jahres gibt Pastor Krause in Gemeinschaft mit Evangelist Lüst unter dem Titel „Glaube und Heimat in Paris" ein Blatt heraus, das in drei verschiedenen Ausgaben erscheint: 1. für Evangelisation und Gemeinschaftspflege, 2. für den Christlichen Verein für Frauen und Mädchen, 3. für den Christlichen Verein junger Männer. Drei Seiten des Blattes haben denselben Inhalt, die vierte Seite ist den Vereinen gewidmet, denen das Blatt dienen soll. All diese Arbeit erfordert bedeutende Geldmittel, die von der Deutschen Gemeinde in Paris selbst nicht aufgebracht werden können; daher ist die Gemeinde auf Liebesgaben angewiesen. Auch unsere Geschäftsstelle nimmt solche gern entgegen. Wer selbst nach Paris kommt oder wer Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern oder Pflegekinder dort hat, sei hiermit an diese Gemeinde gewiesen. Adresse: Paris, 28 rue Geoffroy-l' Asnier (Metro St. Paul).

Die Evangelische Predigerschule in Basel hat eine schwere Zeit durchzumachen gehabt. Der aus Altersrücksichten erfolgte Rücktritt des verehrten Direktors Arnold stellte den Fortbestand der Schule in

Frage. Nach längerem Suchen ist nun in dem Lizentiaten der Theologie Otto Schmitz ein tüchtiger Vorstand und in Dr. Debrunner ein geübter Lehrer der fremden Sprachen gefunden. Auch wurde die bisher getrennt geführte Vorschule mit der Predigerschule vereinigt. Alte und junge Freunde dienen der Anstalt als Lehrer in einzelnen Fächern. So ist zu hoffen, daß die Evang. Predigerschule einen neuen Aufschwung nimmt, zumal da eine Einrichtung getroffen ist, durch die es den Schülern leicht gemacht wird, das Reifezeugnis für die Universität zu erlangen. Aber was der Schule vor allem not tut, ist eine größere Anzahl von Jünglingen, die sich dort aufs Predigtamt vorbereiten wollen, und dann — mehr Liebesgaben aus den Kreisen der Christen. — Wir beklagen mit gutem Grund, daß die Vorbildung der künftigen Geistlichen und Prediger vielfach nicht im Geist des Evangeliums geleitet wird. Hier ist eine Anstalt, in der das geschieht. Wenn wir um christliche Schulen und um gläubige Lehrer bitten, so haben wir den Ernst unseres Bittens auch darin zu zeigen, daß wir Schulen, die auf entschieden christlichem Boden stehen, unterstützen. Und zu solchen gehört auch die Evangelische Predigerschule in Basel.

Die Millenniumsleute („Millenniums-Tagesanbruch" — „Zions Wachtturm" — „Volkskanzel") nennen sich neuerdings „Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher", ein schöner Name. Leider wird dadurch ihre Sache nicht besser, nur gefährlicher. Der Hauptvertreter, der an verschiedenen Orten Vorträge hält, heißt Meents-Coordes. Ein Hauptkennzeichen ihrer falschen Stellung ist die Lieblosigkeit, mit der sie alle Kirchen und Gemeinschaften verurteilen, die ihre Lehren nicht annehmen oder ihr Treiben bekämpfen. Wir müssen immer wieder vor ihnen warnen.

Religion und Schule.

Laut „Preuß. K.-Ztg.", Nr. 11, hat Theobald Ziegler auf der Konstanzer Lehrerversammlung im September v. J. unter anderem ausgeführt: „Religion ist Privatsache, — gewiß; aber nicht minder ist sie auch Volkssache. Auch wer sich später von seiner Religion loslöst, muß sie doch als mächtigen Kulturfaktor unseres Volkstums seit mehr als 1100 Jahren kennen und muß sich Rechenschaft darüber geben können, warum er der Religion seiner Väter den Rücken kehren will. Und daß die Sittlichkeit unseres Volkes vielfach noch in religiöser Form und auf religiöser Grundlage lebendig ist, und die Bibel die Moral nicht nur in glücklich formulierter, sondern auch in anschaulicher und darum besonders wirksamer Weise den Kindern nahe bringt, wer dürfte das alles leugnen? Daher gehört die Religion in die Schule........ Selbst wenn wir Kirche und Staat getrennt hätten, würde ich die Trennung von Kirche und Schule verwerfen und meinen, solange die Religion eine Macht im Volke ist, müsse die Schule nach wie vor Religion lehren. Und da die Religion tatsächlich eine geteilte bei Katholiken, Protestanten und Juden verschieden ist, so muß der Religionsunterricht konfessionell gestaltet sein; eine über- oder interkonfessionelle Religion gibt es nicht, sie ist höchstens die Privatreligion einzelner, das Werk und die Blüte höchster Geistesbildung wie bei Goethe. Eine solche Religion aber, die nur in einigen feingestimmten Seelen lebt, können wir weder von dem Durchschnittslehrer erwarten, daß er sie habe, noch den Schülern zumuten, daß sie in ein solches Privatheiligtum eingeführt werden, das sie doch nicht verstünden."

(Chr. d. chr. W.)

Literatur.

Vom Verlag der Basler Missionshandlung kamen folgende drei Traktate:

1. Neues Leben Korea.
2. Am Fuße des Kupe. Von J. Gutekunst. 25 Pf.
3. Gebt mir Lebenswasser. 10 Pf.

Der erste führt in aller Kürze in die wunderbare Missionsgeschichte von Korea ein, wo innerhalb 25 Jahren an 200,000 Christen gesammelt wurden. Das Gebetsleben der Koreaner ist ergreifen und beschämend für uns.

Im zweiten Traktat werden uns von einem leider früh verstorbenen Missionar Skizzen über Land, Leute und Missionsarbeit im Nkosiland in Kamerun vorgeführt. Der dritte versetzt uns an die Goldküste in Afrika. Gibt jener mehr allgemeine Schilderungen und Einblicke in das Leben der Neger im Innern von Kamerun und die Schwierigkeiten der Missionsanfänge, so zeigt uns der letzte Traktat in konkreten Beispielen, in welch trauriger Knechtschaft und Finsternis, in Todesfurcht, in Banden der Trunksucht durch den fluchwürdigen Branntweinhandel und dergleichen die Heiden dahinleben.

Zu haben bei Rev. C. W. Locher, 1300 E Fayette Str., Baltimore, Md.

Vom Verlag der Reformierten Kirche, Central Publishing Haus, Cleveland, Ohio, kamen uns zu:

1. Der Heidelberger Katechismus in Wort und Bild. Bei einer Sitzung der Synode in Town Herman, Wis., wurde das Direktorium des Verlagshauses durch einen Beschluß ersucht, eine ähnliche Schrift über den Heidelberger Katechismus, wie die von Dr. J. J. Good verfaßt, für unsere deutschen Gemeinden herauszugeben. Das Direktorium hat nun den Beschluß ausgeführt, und Pastor Dr. J. H. Stepler beauftragt, das von Dr. J. J. J. J. Good verfaßte Büchlein zu übersetzen, um es unsern deutschen Gemeinden und Sonntagschulen zugänglich zu machen.

Dieses Heft: Der Heidelberger Katechismus in Wort und Bild ist nun zum Versandt fertig. Dieses vierzig Seiten umfassende Heft gibt Mitteilungen über die Entstehung unsers teuren Heidelberger Kateschismus, über Zacharias Ursinus, über Kaspar Olevianus, über den Pfälzer Katechismus in der Pfalz und über den Heidelberger in allen Ländern. In keiner deutschen Familie sollte dieses Werkchen fehlen und ist es besonders allen Sonntagschulen warm empfohlen.

Preis: Einzeln, portofrei, 25 Cents; 25 und mehr, nicht portofrei, @ 15 Cents. Central Publishing House, 2969—2975 W. 25. Str., Cleveland, Ohio.

Das Buch ist auf feinem Glanzpapier gedruckt und gibt eine ganze Anzahl prächtiger Bilder. Der Text-Inhalt des Heidelberger Katechismus ist hier nicht beigegeben. Unser Bekenntnis-Paragraph nennt neben Luthers Katechismus auch den Heidelberger als Grundlage für unsere Evangelische Kirche. Und es ist nicht mehr als recht und billig, daß unsere Synodalen sich mit diesem alt ehrwürdigen Bekenntnisbuch bekannt machen, das auch heute noch als ein würdiges Zeugnis evangelischen Glaubensmutes gegenüber den römischen Irrlehren dasteht. Das vorstehend angezeigte Heft gibt die Entstehungsgeschichte dieses ehrwürdigen Buches, die Wenigen bekannt sein mag.

Aus gleichem Verlag kam: Biblische Geschichten, II. Buch, erzählt für Kinder im Alter von 9 bis 12 Jahren, und in 56 Lektionen für das ganze Kirchenjahr geordnet, dargereicht zum Gebrauch in Sonntagschulen und Religionsschulen von der Erziehungsbehörde der Synode des Nordwestens der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten. Preis 50 Cts.

Die „Reformierte Kirchenzeitung" schreibt dazu: Dieser Band Biblischer Geschichten ist der zweite der beabsichtigten Serie von Biblischen Geschichten für die verschiedenen Altersstufen der Schüler, worüber die Leser der „Kirchenzeitung bereits des näheren unterrichtet worden sind. Wir wollen hiermit nur die Fertigstellung dieser von vielen sehnlich erwarteten Neuheit hinweisen. Eine nur flüchtige Prüfung — eine längere gestattet die Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit nicht — ließ doch erkennen, daß diese Darbietung der Erziehungsbehörde in der Tat einem schon lang und tief gefühlten Bedürfnis unserer christlichen Erziehung entgegenkommt und auf eine wohlwollende Beurteilung und freundliche Aufnahme der Religionslehrer unserer Kirche und verwandter Benennungen rechnen darf, die noch das köstliche Vorrecht besitzen und zu schätzen wissen, die Kinder deutsch in der Religion unterrichten zu dürfen. Treffliche Bilder nebst erklärendem Text und vier guten Landkarten bilden eine willkommene Zugabe. Die äußere Herstellung des Buches ist gediegen und geschmackvoll und entspricht der schlichten Darstellung und Behandlung der dargebotenen Biblischen Geschichten. Eine eingehendere Besprechung und Hervorhebung mancher andern Vorzüge werden ohne Zweifel andere Brüder bringen. Wir geben hier noch dem herzlichen Wunsch Ausdruck, daß diese neueste Biblische Geschichte in allen Gemeinden, in denen noch deutscher Unterricht erteilt wird, die wohlverdiente, dem Fleiß und den weisen und wohlwollenden Absichten der Erziehungsbehörde gebührende Anerkennung und freundliche Aufnahme und Einführung findet.

Zur Erklärung fügen wir noch bei: Es ist beabsichtigt, ein anderes, kleineres Buch für jüngere Kinder vorausgehen zu lassen. Ein weiteres No. III., soll noch folgen für ältere Kinder, die den Konfirmanden-Unterricht besuchen sollen. Ob das nicht des Guten zu viel ist, dürfte zu bedenken sein. Das vorliegende Buch entspricht in mancher Hinsicht unsern Biblischen Geschichtsbüchern. Es beginnt mit der Schöpfung und schließt mit der Apostelgeschichte Kapitel 28. Es ist in 56 Lektionen eingeteilt und genau für den Gebrauch der Sonntagschule berechnet und eingerichtet. Besonders beachtenswert sind die vorangestellten „Winke" wie das Büchlein gebraucht werden solle, besonders auch von dem Hausvater, der die Kinder in die biblische Geschichte einführen soll.

Die Bilder sind nicht zwischen den Text gedruckt, sondern sind wahre Prachtstücke, mit Glanzpapier mit gegenüberstehender, ausführlicher Erklärung des Bildes. Es sind allerdinge auch nur elf Illustrationen und vier Karten; aber jene sind desto wertvoller. Die Glanzbogen sind zwischen eingelegt und in der Seitenzahl nicht mitgezählt.

Das Buch verdient jedenfalls weitaus den Vorzug im Gebrauch der Sonntagschulen vor den internationalen Lektionen, die unserm deutschen Geschmack nicht zusagen und den Kindern keine gründliche Kenntnis der biblischen Geschichte vermitteln.

Von Pastor Dr. phil. Fr. Mayer, Manchester, Mich., kam uns zu: Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Synode von

Nord=Amerika. Vortrag, gehalten am 22. Mai 1913 in der Immanuels=Kirche zu Manchester, Mich., bei der Jahreskonferenz des Michigan=Distrikts und gedruckt auf Beschluß und Kosten des Michigan=Distrikts. Zu beziehen durch Präses Pastor Paul Irion, Michigan City, Ind. Preis: Einzeln 10 Cts., Dutzend 80 Cts., 50 Stück $2.50, 100 Stück $4.00.

Das Schriftchen umfaßt 24 Seiten und sollte weiteste Verbreitung im Kreise unserer Synode finden; nicht nur in den Gemeinden, sondern auch in den Vereinen und den einzelnen Familien. Es hält den Deutschen einen Spiegel vor, der wahrlich beschämend ist für unsere deutsche Jugend und die Jugendvereine, denen so wenig an der Pflege des Deutschen gelegen ist. Der Anteil der Deutschen an der Geschichte dieses Landes wird von dem jungen Geschlecht unserer Tage leicht gering geachtet, und so kann auf Kosten des deutschen Volkstums ein gehässiger, deutschenhassender Geist im Land aufkommen, der uns in Deutschland mit Recht übel angerechnet wird, weil eben leider von allen Nationalitäten der Deutsche am meisten geneigt ist, seine eigene Abkunft zu verleugnen und das hohe und wertvolle Gut der deutschen Muttersprache zu vergessen, zu verleugnen und mit Füßen zu treten. Man verbreite diese Schrift mit allen Kräften unter unsern jungen Leuten und Vereinen.

Herrscher, herrsche! Rufe und Skizzen von Pastor Paul Le Seur. Mk. 2.40, geb. M. 3. Berlin, Martin Warneck. — Als der Verfasser mir nahelegte, sein Buch in unsern Blättern zu besprechen, bezeichnete er mir, daß es rein religiösen Inhalts sei. Bücher „rein religiösen Inhalts" zwecks Besprechung in einem Tage durchzulesen, hielt ich immer für eine Gedulds= und Kraftprobe. Durch LeSeur's Buch wurde ich aber eines andern belehrt. Kaum hatte ich die ersten Seiten gelesen, da konnte ich nicht unterlassen, jede freie Minute zu benutzen, bis ich es zu Ende gelesen. Diese Lektüre war mir ein literarischer und zugleich religiöser Genuß, wie er mir nur selten in meinem Leben zuteil wurde. „Rufe und Skizzen" nennt der Verfasser seine Ergüsse. Wohl sind die Gedanken manchmal skizzenhaft hingeworfen, aber doch fügen sich die einzelnen Stücke beim Ueberblick zum geschlossenen Ganzen zusammen, und ein tiefes Sehnen zieht sich durch alles hindurch, das brünstige Verlangen nach der wachsenden Verwirklichung der „Königsherrschaft Gottes." Der Titel des Werkes klingt wie ein Schrei aus tiefer Not geboren durch jeden Satz hindurch. Aber nicht nur ein frommer Wunsch ist es, der hier wieder einmal zum Ausdruck kommt; nein, es ist die Tat des Glaubens, die aus allem spricht und zu der alles hinleitet. Keine Utopia des zukünftigen Gottesreiches wird uns vor die Augen gezaubert; brennende Fragen der Gegenwart werden erörtert und der Weg zum Uebersteigen der Probleme wird uns klar gezeigt, der Weg zum Sieg der Königsherrschaft göttlicher Liebe über die Knechtung niederer Selbstsucht, der Menschheit Fluch. Der persönliche Appell klingt von Anfang bis zum Ende unwiderstehlich an unser Ohr: Hier ist die Not, die tiefe Not der Christenheit, der Menschheit; du Christ hast das einzige Rettungsmittel in der Hand. „Ein gewaltiges Bild. Da liegt in Nacht und Grauen die sterbende Menschheit. Gott will retten, sein Herz sehnt sich danach, zu helfen. Aber es ist sein, unser Geschlecht so unbegreiflich adelnder Ratschluß, die Menschheit nur durch Menschen zu segnen. So sucht er Menschen. . . . Nun schweift sein Auge über das Land, nach Herzen suchend, die ihm ungeteilt gehören, daß er sie zum Licht der Welt und zum Salz der Erde ge=

stalten könne. Er schaut auf dich, suchend, fragend.... Kann der heilige Gott unserm Volk helfen — durch dich? Die packende, edle Sprache, die ansprechende innig-fromme Gesinnung, die psychologischen Tiefblicke lassen sich nicht beschreiben. Die folgenden Zitate sollen das Verlangen nach dem Vollgenuß des Buches wecken. Der einzelnen Skizzen Namen und der darauf folgende Auszug im Wortlaut des Verfassers mögen den Gedankengang kurz anzeigen.

Inhalt: 1. Vision. — 2. Vom Wege zum Licht. — 3. Gott und die Menschheit. — 4. Jesus Christus. — 5. Die Forderung Jesu. — 6. Der Königsweg. — 7. Verborgener Dienst. — 8. In der Welt nicht von der Welt. — 9. Die Not unserer Kirche. — 10. Die Kirche im sozialen Kampf. — 11. Die weltgeschichtliche Krisis der Gegenwart. — 12. Unsere Verantwortung. — „Der Menschheit Sünde Gottes Not".... „Aus der Not Gottes wird die Sendung Jesu geboren"... „Ein Gedanke lebt in Jesu Herzen, ein großes Wollen durchglüht seine Seele — das ist Gott! Daß des Vaters Name verherrlicht werde, daß seine Königsherrschaft komme! Nur für den Vater ist er da, nur seinen Willen will er tun. Mag man ihn ans Kreuz schlagen, in des Leidens allertiefste Nacht versenken. Gott ist ihm alles!".... „Eins mit der schuldbeladenen Menschheit, eins mit Gottes Majestät — so zieht der Gekreuzigte den Himmel herunter zur Erde und die Erde hinauf zum Himmel. Gott und Mensch finden einander wieder.... Nicht der Mensch ist der beherrschende Gedanke Jesu. Gott ist es.".... „Es ist des Argen Aergstes, wenn man die christliche Frömmigkeit in ihr Gegenteil verzerrt, daß sie zum System der Selbstsucht wird.".... „Nicht das ist Bekehrung, wenn man das Ich, das in der Welt nicht auf seine Kosten kam, nun bei Gott pflegen möchte. Das wäre die alte Selbstsucht, vom Trotz hinabgesunken zur Gemeinheit."... „Menschen will er haben, die alles an eins setzen, sich ganz an Gott verlieren, daß er allein herrsche.".... „Gott ergreift das Szepter und das Ich darf ihm dienen. Demut ist Dienemut, Mut zum Dienen, zur Hingabe, zur Liebe."... „In der Welt, nicht von der Welt.... je klarer die Scheidung, um so schwieriger das Zusammenleben und um so stärker der Einfluß des Volkes Gottes auf die Welt. Je unklarer die Scheidung, um so leichter das Zusammenleben und um so stärker der Einfluß der Welt auf Gottes Volk.".... „Als Wellenbrecher soll das Volk Gottes dastehen, nicht so sehr durch das, was es mit vielen Künsten tut, sondern durch das, was es durch Gnade ist.".... „Wichtiger als meine Seele ist das Heil der Welt, deren Schuldner ich bin. Und darüber noch steht die Ehre des heiligen Gottes, als deren Zeugen er mich erwählt hat.".... „Kennst du der Welt leidvolle Not? Kennst du Gott? — So weißt du, wozu du lebst!".... „Die Evangelische Kirche ist nicht zum Trost der Traurigen da, nicht zum Schmuck des Lebens oder zur Erhaltung der Religion, geschweige denn zur Stützung der jetzigen Gesellschaftsordnung — sie ist da zur Durchführung der Königsherrschaft Gottes in Jesu Christo.".... „Christus gibt dem Menschen die Möglichkeit, Mensch zu werden und hebt ihn so zur Freiheit der Persönlichkeit empor. Aber weil diese Freiheit nur in der Unterwerfung unter die Königsherrschaft Gottes gewonnen werden kann, ist die höchste Reife persönlichen Lebens zugleich tiefstes Bewußtsein sozialer Verantwortung.".... „Darum ist sozialer Ausbau des Volkslebens Christenpflicht. Christlich-soziale Gesinnung — vom Parteinamen ganz abgesehen — ist unsere Schuldigkeit. Ihr Mangel ist Sünde!".... „Unendlich groß ist die Verantwortung der Stunde. Der König ruft! Weh dem Feigling, weh dem

Verräter! Aber gesegnet die, denen Jesus alles geworden ist, so daß sie nicht anders können, als ihr armes Leben ihm lassen, als ein Opfer, das er für die andern brauche. Es ist Seligkeit, ihm ganz zu dienen." A. R.

Stosch, Pastor Lic. theol. G. Die Inspiration der neutestamentlichen Evangelien. 4.80 Mk., geb. 5.50 Mk. (C. Bertelsmann, Gütersloh.)

Daß die heilige Geschichte selbst in ihrer Tatsächlichkeit und wesenhaften Entwicklung die aus göttlichem Geist und Willen geborene und darum Geist spendende Trägerin der Inspiration ist, hat Stosch früher am Alten Testament zu erweisen gesucht. Dasselbe aus Inhalt und Gestalt der Evangelien zu erweisen, ist das Leitmotiv der vorliegenden Arbeit. Möchte das Buch im lauten Wirrnis der Tagesmeinungen kräftig zur Geltung kommen. Von dem geistvollen, überall aufs Große und Zentrale schauenden Verfasser empfängt man immer Anregungen.

Wem die moderne Textkritik und die religions-geschichtliche Methode der modernen Theologie den Blick getrübt und das Vertrauen untergraben hat in die Echtheit und Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Schriften, der greife nach diesem Buch, er wird wie von einem Bann sich erlöst fühlen und mit neuer Lust und Glaubensfreudigkeit sich dem Studium der Evangelien hingeben.

Die modernen Theologen haben ja mit so viel Dreistigkeit die Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften unterminiert durch Geschichtskonstruktionen und Deutungen, die geeignet waren, die Glaubwürdigkeit dieser Schriften zu diskreditieren. Hier hat ein wirklicher Gelehrter (Joh. 6, 4 u. 5) es unternommen, vom Geist des Glaubens inspiriert, die Entstehung der Evangelien zu konstruieren. Und sicherlich hat seine Weise ein besseres Recht, Beachtung und Glaubwürdigkeit zu beanspruchen, als die destruktiven Konstruktionen der liberalen Theologen. Verfasser ist frei von dem altprotestantischen Begriff der Inspiration, der ja auf der ganzen Linie auch der positiven Theologen aufgegeben ist. Aber es ist dafür ein reicher Ersatz und viel besserer Begriff der echten Geistesinspiration der neutestamentlichen Autoren gegeben, der dem Geist des Glaubens entspricht. Auch der altprotestantische Begriff der concomitatio idiomatum ist fallen gelassen, der dem Heiland auch in den Fleischestagen, selbst in der Wiege und am Kreuz, Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit glaubte zuschreiben zu müssen. Dafür ist der echte Begriff der Einwohnung des Geistes Gottes in dem Menschensohn substituiert, der ihm von Fall zu Fall durch die allezeit bestehende Gemeinschaft mit dem Vater das darreichte, was gerade nötig war.

Wir bedauern nur eins an dem Buch: Daß es nur für Gelehrte zu gebrauchen ist, die Griechisch lesen und verstehen können. Wären die vielen griechischen Zitate in Deutsch gegeben, so könnte man es auch jedem gebildeten Laien mit größter Freudigkeit empfehlen. Möchten wenigstens unsere Pastoren sich diese rechte Fundgrube des Glaubens reichlich zu nutze machen.

Verlag von C. Bertelsmann: „Der Geisteskampf der Gegenwart." Herausgegeben von Prof. Lic. Emil Pfennigsdorf, Bonn.

Inhalt des Juliheftes: Ruhe; Animismus und Religion. —

Religion, Illusion, Suggestion. — Der Kaiser und das Christentum. — Gerhard Hauptmanns Jahrhundertfestspiel.— Livingstone-Worte. —Rundschau im Geisteskampf. — Gedichte. — Verschiedenes. — Mitteilungen. — Besprechungen. — Sprechsaal.

Theologischer Literaturbericht. Herausgegeben von Jul. Jordan, Stud. Direktor, Wittenberg i. S.

Die evangelschen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von D. J. Richter. Jährlich (12 Hefte) 3 Mk. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

„Saat und Ernte auf dem Missionsfelde." Herausgegeben von Paul Richter. (Einzeln 1 Mk.) 3.75 Mk.

Nach Süd-Afrika, in das Arbeitsgebiet der Pariser Mission versetzt uns das neueste (Juli-)Heft der „Evangelischen Missionen" in dem Artikel „Die Entstehung und Entwicklung der Mission unter den Bassuto." Die anziehenden Schilderungen werden wirksam unterstützt durch einen reichen und guten Bilderschmuck. Auch der übrige Inhalt ist aller Beachtung wert. Siegmund-Schultze redet über „Friede und Mission", dann folgen Berichte über die „Fünfte allgemeine Missionskonferenz" und die „Evangelisationstätigkeit Dr. Motts in China" und mancherlei kleinere Artikel: „Yuan Shih-kais Aufforderung um die Fürbitte der chinesischen Christen." — „Die sogenannte Verschwörung der koreanischen Christen" u. a.

„Der Türmer." Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeanot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährllich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Augustheftes: Das Schwinden der Romantik. Von Karl Wilhelm Schmidt. — Der Einzige. Erzählung von Richard Voß. — Wanderarmut und innere Kolonisation. Von Hans Ostwald. — Ein Erinnern an die Mutter. Von Peter Rosegger. — Furchtlosigkeit. Von Heinrich Scharrelmann. — Der weißgelbe Kakadu. Von John D. Warnken. — Napoleon der Große? — Aus der Praxis der Jugendgerichte. Von Anna von Gottberg. — Talente der unteren Schichten. Von Dr. Georg Biedenkapp. — Ferdinand von Bulgarien. — Dostojewski über den Panslavismus. — Rassenmischung und Klassenkampf. — Die Rüstungskosten Europas. — Zur Frage der Prophetie. Von A. Cobenzl. — Türmers Tagebuch: 25 Jahre Wilhelm II. Puppentheater. — Der Alm-Peter. Zu Peter Roseggers 70. Geburtstag. Von Hermann Kienzl. — Gegen den Aufsatz „Kritik oder Bevormundung". — Was ist Erotik? — Eugen Delacroix. Von Dr. Karl Storck. — Paulus Cassirer Triumphator. — Eine Tragödie der deutschen Kunstkritik. — Das Tonkünstlerfest zu Jena. Von Dr. Karl Storck. — Die Hellerauer Schulfeste. Von K. St. — Berliner Musikfeste. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Bauer, Delacroix, Haag). — Notenbeilage.

Man sehe übrigens auch das Zeitschriften-Verzeichnis im November-Heft an.